This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

E05318

LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

AGdL
595

E05318

LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

DIE

EINGEBORENEN SÜD-AFRIKAS

DIE

EINGEBORENEN SÜD-AFRIKA'S

ETHNOGRAPHISCH UND ANATOMISCH

BESCHRIEBEN

VON

GUSTAV FRITSCH,

MED. DR., ASSISTENT AM KÖNIGLICHEN ANATOMISCHEN INSTITUT UND PRIVATDOCENT AN DER UNIVERSITÄT BERLIN.

MIT ZAHLREICHEN ILLUSTRATIONEN,

GROSSENTHEILS NACH ORIGINAL-PHOTOGRAPHIEN UND ZEICHNUNGEN DES VERFASSERS IM HOLZSCHNITT AUSGEFÜHRT,

ZWANZIG LITHOGRAPHISCHEN TAFELN

MIT ABBILDUNGEN EINZELNER SKELETTHEILE,

PROBEN DER HAUTFÄRBUNGEN UND BUSCHMANN-ZEICHNUNGEN.

NEBST EINEM

ATLAS

ENTHALTEND SECHZIG IN KUPFER RADIRTE PORTRAITKÖPFE.

BRESLAU.

FERDINAND HIRT,

KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS- UND VERLAGS-BUCHHANDLUNG.

1872.

GN656
F8.

Das Recht der Uebertragung in fremde Sprachen bleibt dem Verleger vorbehalten.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.
Papier aus Schröder's Papierfabrik zu Golzern bei Grimma.
Holzschnitte aus Prof. Hugo Bürkner's Atelier in Dresden.
Lithographien von Loeillot in Berlin.

VORWORT.

Wir leben in einer grossen Zeit: das deutsche Reich ist zum Trotz seiner mächtigen Feinde in alter Macht und Herrlichkeit nach schweren Kämpfen erstanden! — Sollte der Einzelne im Hinblick auf die eigenen, kleinlichen Interessen klagen, dass er der grossen Sache Opfer zu bringen hatte?

Auch der Verfasser des vorliegenden Werkes ist dem Rufe des Vaterlandes willig gefolgt. Im Jahre 1866, nach dreijährigen Reisen aus Süd-Afrika zurückgekehrt, waren ihm nur 8 Tage der Musse am heimathlichen Heerd vergönnt, bevor er wieder auszog, um sich der Armee einzureihen; im Jahre 1868 ward ihm die ehrenvolle Aufforderung zu Theil, sich der Sonnenfinsterniss-Expedition nach Aden und der photographisch-archäologischen nach Oberägypten anzuschliessen, was eine zweite, wenn auch förderliche Unterbrechung setzte.

Mitten aus seinen auf's Neue mit Eifer aufgenommenen Arbeiten, deren endlichem Abschluss er sich bereits nahe glaubte, schreckte ihn noch einmal der Ruf zu den Waffen im Jahre 1870 auf, und wiederum hatte er das Schwerdt mit der Feder zu vertauschen, bis er, nach Jahresfrist glücklich zurückgekehrt, die vielfach vertagten

Arbeiten dem ersehnten endlichen Abschluss entgegenführen konnte. So geschah es, dass ein Werk, welches er als Hauptergebniss seines mehrjährigen Aufenthaltes in Afrika schon im Jahre 1868 der Nachsicht des Publikums unterbreiten zu können hoffte, erst im Jahre 1872 fertig vorliegt.

Es wird Jedem gewiss begreiflich erscheinen, dass die erwähnten schwierigen Verhältnisse ihren Einfluss auf die Durchbildung und äussere Gestaltung der Arbeiten merklich werden lassen, und der Verfasser mehr als sonst genöthigt ist, die gütige Nachsicht des Lesers in Anspruch zu nehmen; er hofft aber auch, im Hinblick auf das oben Angeführte, darin keine Fehlbitte zu thun.

Es war ihm trotz bestem Willen unter solchen Umständen unmöglich mit dem Lande, dem er seine Aufmerksamkeit zugewandt hatte, in hinreichend lebhaftem Verkehr zu bleiben, um die fortlaufenden Veränderungen in den Verhältnissen der Eingeborenen zu registriren und zu verarbeiten. Es fehlte ihm an Musse, die darüber neuerdings erschienenen Publicationen sämmtlich mit der Sorgfalt durchzusehen, welche der Gegenstand verdiente, und selbst früher veröffentlichte vereinzelte Angaben und Notizen konnte er nicht immer nach Wunsch aufsuchen und verwerthen.

Die Mängel der vorliegenden Arbeit mögen daher keine geringen sein, doch hofft der Verfasser zuversichtlich, dass der Leser, welcher eine möglichst vorurtheilsfreie, ungeschminkte Darstellung und eine sorgfältige Beschreibung des zwar mässig umfangreichen, aber guten Materials sucht, das Buch nicht ohne Nutzen durchsehen wird.

Schon bald nach seiner Rückkehr hätte der Verfasser bei der Behandlung des Gegenstandes es kaum vermeiden können, sich in vielen Punkten auf einen wesentlich historischen Standpunkt zu

stellen; jetzt, nachdem weitere sechs Jahre verflossen sind, und das bereits im Verfall begriffene nationale Leben der Eingeborenen durch den Strom der Einwanderer, welchen die Entdeckung der Goldfelder und Diamanten herbeiführte, einen neuen furchtbaren Stoss erhielt, gilt dies natürlich in noch höherem Grade. Verfasser preist sich besonders glücklich, dass es ihm vergönnt war, kurz vor dem Hereinbrechen der Vernichtung die Eingeborenen in ihrer Originalität kennen gelernt zu haben; dadurch hofft er in den Stand gesetzt worden zu sein, um seiner schweren Aufgabe einigermassen gerecht werden zu können.

Diese Aufgabe besteht darin, die Eingeborenen Süd-Afrika's nach ihrer physischen Beschaffenheit, ihrem Acussern und ihrer Lebensweise zu beschreiben, soweit diese Verhältnisse ihnen eigenthümlich sind, um dem Anthropologen der Jetztzeit oder späterer Zeiten, wenn sich der Untergang der Stämme ganz vollzogen haben wird, ein Bild derselben zu bewahren, welches weiter verwendbar ist zur Förderung der Erkenntniss über Entstehung und Entwickelung des menschlichen Geschlechtes überhaupt. Sehr viele der dabei zu berührenden Einzelheiten gehörten schon lange der Historie an, viele sind es kürzlich geworden, viele werden es bald genug sein.

Der Vortheil, den eigene Anschauung an Ort und Stelle immer gewährt, rechnete ich zur Lösung von Widersprüchen, Ergänzung von Lücken und Widerlegung eingewurzelter Vorurtheile günstig verwerthen zu können, und ich werde meine mühsame Arbeit reich belohnt erachten, wenn mir dies auch nur theilweise gelingt. Das eine Verdienst aber möchte ich mir dabei nur ungern absprechen lassen, dass ich mich bemüht habe, den Boden der Thatsachen wo möglich auch mit keinem Schritte zu verlassen.

Mag das vorliegende Werk somit allen Denen, welche darnach streben an der Hand von Thatsachen und nicht durch dürre

Speculation in der Erkenntniss des Wahren weiter zu kommen, auf das Wärmste empfohlen sein und mögen sie nachsichtig sein mit Rücksicht auf die gegebenen positiven Data, wenn sich hier und da auch ein Irrthum eingeschlichen haben sollte.

Berlin, im November 1872.

Der Verfasser.

INHALTS-ANGABE.

Seite

Einleitung . . . . . XVII—XXIV

Erster Theil.

Die A-bantu Süd-Afrika's (Kaffern).

I. Die Ama-xosa . . . . . 1—118
1. Körperliche und geistige Entwickelung.
a. Aeussere Erscheinung . . . . . 9 — 30
b. Das Skelett . . . . . 30 — 46
c. Leistungsfähigkeit . . . . . 46 — 58
2. Kleidung, Bewaffnung, Geräthe und Wohnungen . . . . . 58 — 78
3. Sitten und Gebräuche . . . . . 79—118
II. Die Ama-zulu . . . . . 118—148
1. Aeussere Erscheinung und geistige Entwickelung . . . . . 123—127
2. Kleidung, Bewaffnung, Geräthe und Wohnungen . . . . . 128—135
3. Sitten und Gebräuche . . . . . 135—148
III. Die Be-chuana . . . . . 149—210
1 Aeussere Erscheinung und geistige Entwickelung . . . . . 156—168
2. Kleidung, Bewaffnung, Geräthe und Wohnungen . . . . . 168—182
3. Sitten und Gebräuche . . . . . 183—210
IV. Die O va-herero . . . . . 211—236
1. Aeussere Erscheinung und geistige Entwickelung . . . . . 213—221
2. Kleidung, Bewaffnung, Geräthe und Wohnungen . . . . . 221—226
3. Sitten und Gebräuche . . . . . 226—236
V. Kurze Charakteristik der südafrikanischen Eingeborenen-Sprachen . . . . 237—258
Genealogische Tafel von 78 afrikanischen Sprachen und Dialecten . . . 237—238
Allgemeine Grundzüge der Sprachen der Bántu-Familie . . . . . 238—256
Allgemeine Grundzüge des Baues der Hottentotten-Sprache . . . . 256—258

Zweiter Theil.

Die Koi-koin.

A. Die Koi-koin im engeren Sinne . . . . . 261—384
I. Die colonialen Hottentotten . . . . . 265—342
1. Körperliche und geistige Entwickelung . . . . . 271—308
a. Aeussere Erscheinung . . . . . 271—291
b. Das Skelett . . . . . 291—303
c. Leistungsfähigkeit . . . . . 303—308

Seite

2. Kleidung, Bewaffnung, Geräthe und Wohnungen . . . . . 308—320
3. Religion, Sitten und Gebräuche . . . . . 320—342

II. Die Namaqua . . . . . 343—365

1. Körperliche und geistige Entwickelung . . . . . 347—357
2. Kleidung, Bewaffnung, Geräthe und Wohnungen . . . . 356—360
3. Religion, Sitten und Gebräuche . . . . . 360—365

III. Die Korana . . . . . 366—376

1. Aeussere Erscheinung und geistige Entwickelung . . . . . 369—372
2. Kleidung, Bewaffnung, Geräthe und Wohnungen . . . . . 373—376

IV. Die Griqua . . . . . 376—384

B. Die Buschmänner . . . . . 385—446

1. Körperliche und geistige Entwickelung . . . . . 396—428
   a. Aeussere Erscheinung . . . . . 396—410
   b Das Skelett . . . . . 410—418
   c. Leistungsfähigkeit . . . . . 418—428
2. Kleidung, Bewaffnung, Wohnungen und Geräthe . . . . . 428—442
3. Sitten und Gebräuche . . . . . 442—446

Historische Uebersicht.

Früheste Nachrichten . . . . . 447—449
Gründung und Entwickelung der Colonie . . . . . 449—467
Ernste Feindseligkeiten gegen die Kaffern . . . . . 468—472
Süd-Afrika unter der Herrschaft der Engländer . . . . . 472—478
Entwickelung der Zulu-Herrschaft und ihre Folgen . . . . . 478—486
Der vierte Kafferkrieg und die Kämpfe mit den Zulu . . . . . 486—494
Die letzten Kriege mit den Kaffern . . . . . 494—504
Neuere Geschichte der Inland-Stämme . . . . . 505—509

VERZEICHNISS

der in den Text gedruckten Illustrationen.

Fig.		Seite
1.	U'sandili, Häuptling der Ama-ngqika	16
2.	U'magoma, - - -	17
3.	Zulu aus Natal	18
4.	Zulu aus Natal	19
5.	Junger Kaffer	19
6.	Zulu aus Natal	20
7.	Junger Kaffer, auf dem Gubo spielend	20
8.	Zulu-Mädchen	24
9.	Sandili's Frauen	25
10.	Kaffer-Mädchen (King-Williams-Town	25
11.	Fingoe-Mädchen aus Duhne	26
12.	Scene aus dem Kafferkriege von 1850	51
13.	Des Häuptling Sandili erste Rathgeber	60
14.	Hanta mit Gefolge Separatdruck	60
15.	Kafferfrau mit Kind	62
16.	Fingoe-Frauen	62
17.	Zulu-Waffen	63
18.	Kaffer-Geräthschaften	67
19.	Zwei Zulu, Dacha rauchend	69
20.	Hütten der Kafferhäuptlinge auf Robben-Island (Tafel-Bay	77
21.	Kafferndorf nach Baines Chromolithographie (Separatdruck	78
22.	Kafferfrau, Korn mahlend	89
23.	Zulu-Friseur bei der Arbeit	127
24.	Zulu im Kriegskostüm vor einer Hütte	128
25.	Zulu-Gruppe	130
26.	Zulu mit Stöcken fechtend	131
27.	Zulustadt nach Gardiner (Unkunginglove. Separatdruck	132
28.	Zulu-Grab in Natal	144
29.	Zulu der Colonie bei der Mahlzeit	144
30.	Fingoe-Familie auf der Wanderschaft nach Baines Chromolithographie	148
31.	Sechèli, Häuptling der Ba-kuéna	162
32.	Gassisioe, Häuptling der Ba-wanketsi	162
33.	Mosielélè, Häuptling der Ba-khatla	163
34.	Khaama, Thronfolger der Ba-mangwato	163
35.	Buschmänner und Ba-kalahari beim Fleischzerlegen	166
36.	Kinder der Ba-kuena zum Milchverkauf kommend	167
37.	Frauen und Kinder der Ba-wanketsi Separatdruck	168

Fig.		Seite
38.	Frauen und Kinder der Ba-kuéna, Victualien zum Verkauf bringend	171
39.	Be-chuana-Waffen	173
40.	Mornaχomo (Logageng) Stadt der Ba-kuéna	176
41.	Strasse einer Ba-kuéna-Stadt	178
42.	Gamoshopa, Stadt der Ba-khatla (Separatdruck)	178
43.	Geschirre der Be-chuana	181
44.	Geräthschaften der Be-chuana	182
45.	Männer, Karosse nähend	186
46.	Frauen beim Zaunflechten	187
47.	Abgeärndtete Felder mit den Vorrathstöpfen im Ba-kuéna-Gebiet	190
48.	Be-chuana-Frauen beim Plaudern	191
49.	Gassisioe und sein Gefolge in der Khotla von Khanije	196
50.	Berg-Damara	214
51.	Herero-Gruppe	215
52.	Herero-Mann und Frau	215
53.	Herero-Frauen bei der Toilette	218
54.	Alte Hottentottin	280
55.	Gonaqua-Hottentottin	280
56.	Das sogenannte »Buschweib Afandy«	281
57.	Alter Hottentot der Colonie	285
58.	Hottentot nach Daniell	290
59.	Hottentottin nach Daniell	291
60.	Hottentott nach Daniell	291
61.	Ein Hottentottenkraal nach Kolben	317
62.	Maria, eine Orlam (nach einer Skizze von Knudsen	348
63.	Namaqua-Frauen und Kinder	349
64.	Korana bei Boshof (Separatdruck)	372
65.	Farbige der Colonie	381
66.	Buschmänner des Orange-Freistaates	400
67.	Buschmänner von den Gränzen der Kalahari	401
68.	Buschmann (Bethanien)	404
69.	Buschmann (Colesberg)	405
70.	Buschmännin	408
71.	Buschmännin	408
72.	Buschmann der westlichen Colonie	409
73.	Buschmann-Waffen	433
74.	Buschmänner bei der Mahlzeit	436
75.	Buschmann-Geräthschaften	437
76.	Buschmänner beim Feuermachen	440
77.	Buschmannhöhlen im Griqua-Lande	441

VERZEICHNISS

der dem Text angefügten lithographischen Tafeln.

(Nr. I—XXX incl. bilden den Inhalt des Atlas.)

Schädel-Abbildungen.

Taf. XXXI. Kafferschädel 1. (32) 2. (31) 3. (33)
- XXXII. Be-chuana- und Damara-Schädel 4. (50) 5. (51) 6. (46)
- XXXIII. Hottentottenschädel 7. (43) 8. (40) 9. (41)
- XXXIV. Hottentottenschädel u. Korana 10 (35) 11. (54) 12. (62)
- XXXV. Buschmännerschädel 13. (39) 14. (38) 15. (37)
- XXXVI. Buschmänner und junger Zulu 16. (36) 17. (63) 18. (55)

NB. Die eingeklammerten Zahlen bezeichnen die Nummern der Schädel, welche sie in der allgemeinen Tabelle der Schädelmaasse führen.

Becken-Abbildungen.

Taf.	XXXVII.	Kafferbecken ♂	Nr.	1	der	Tabelle;	zu Schädel	32.
-	XXXVIII.	Kafferbecken ♂	-	2	-	-	-	31.
-	XXXIX.	Hererobecken ♂	-	5	-	-	-	46.
-	XL.	Ba-mangwatobecken ♂	-	6	-	-	-	63.
-	XLI.	Ba-mangwatobecken ♀	-	7	-	-	-	64.
-	XLII.	Korabecken ♂	-	10	-	-		
-	XLIII.	Korabecken ♂	-	9	-	-		
-	XXIV.	Hottentotbecken ♀	-	8	-	-	-	40.
-	XLV.	Buschmannbecken ♂	-	11	-	-	-	39.
-	XLVI.	Buschmannbecken ♀	-	11	-	-	-	38.
-	XLVII.	Buschmannbecken ♀	-	12	-	-	-	37.

Abbildungen von skelettirten Füssen.

Taf. XLVIII. Ein Kaffernfuss (oben) zum Schädel 31; ein Hottentottenfuss in der Mitte zum Schädel 40; ein Buschmannfuss ♂, gesammelt durch Dr. MEYER, CLANWILLIAM (unten).

Varietäten der Hautfarben.

Taf. XLIX. Feld 1, 2, 3 Färbungen der Kaffern; 4, 5, 6 diejenigen der Hottentotten, 7 und 8 die der Buschmänner. Feld Nr. 9 eine bei den Herero vorkommende Färbung. (Näheres darüber im Text nachzusehen.

Buschmann-Zeichnungen.

Taf. L. Die Originale sind auf Stein gemalt oder auf dunkel angelaufenen Steinen ausgekratzt.

EINLEITUNG.

Wenig Wissenschaften haben in neuerer Zeit so sehr an Ausbreitung gewonnen und sich so erfreulich entwickelt als die Anthropologie, trotz der mannigfachen Anfeindungen, welche sie noch immer von den verschiedensten Seiten auszuhalten hat. Der schwerste Vorwurf, den man ihr machte, war wohl der der völligen Resultatlosigkeit, und leider muss man zugeben, dass derselbe für die älteren Forscher nicht ganz ohne Grund war.

Als Blumenbach, von dem unsere neuere Anthropologie datirt, seine fünf Raçen des Menschengeschlechtes aufgestellt hatte, entbrannte alsbald der heftigste Streit darüber, ob dies in der That nur Varietäten des Menschen oder verschiedene Species seien. Wie ehedem unter dem Ruf »Hie Welf!« »Hie Waiblinger!« stellten sich die Partheien unter dem Losungsworte »Ein Menschenpaar, oder mehrere!« schroff gegenüber, und der unfruchtbare Zwist wurde mit der grössten Heftigkeit geführt, bis beide Theile der Sache müde waren, ohne dass einer dabei wesentliche Vortheile errungen hätte.

Für die Wissenschaft ist es ziemlich gleichgültig, ob ein oder mehrere Paare den Ursprung abgegeben haben; denn mögen wir auch Adam und Eva als unsere Voräitern betrachten oder nicht, so gewährt dies keine fernere Einsicht in unsere innerste Natur und in die Entwickelung unseres Geschlechtes. Zudem ist die Erschaffung *eines* Menschenpaares kein geringeres Räthsel, als die gleichzeitige Entstehung *mehrerer*, die in gewissen Merkmalen von einander abwichen. Die entgegenstehenden Ansichten werden hauptsächlich desshalb so schroff betont, weil die eine Parthei aus diesen Untersuchungen Waffen schmiedet um die Glaubwürdigkeit der Bibel anzugreifen, während die andere in denselben nach Beweisen sucht sie zu stützen. Indem nun gerade viele hier in Frage kommende Autoren dem geistlichen Stande angehören, so tauchen in ihren Schriften beständig die religiösen Beziehungen auf und verwischen den objectiven Standpunkt, während Glauben und Wissenschaft nie vermischt werden sollten.

Wie könnte man auch berechtigt sein, aus dieser Frage einen nachtheiligen Schluss auf die Glaubwürdigkeit der heiligen Schrift zu machen, deren symbolische Schöpfungsgeschichte nie mit den Lehren der Naturwissenschaft in Streit gerathen kann, weil Beide von ganz verschiedenem Standpunkte ausgehen. Ebenso wenig wie die kleinlichen Diener des ertödtenden Buchstaben es vermocht haben durch Missbrauch der Bibel die Wahrheiten eines GALILEI zu unterdrücken, werden sie im Stande sein die Entdeckungen der Anthropologie zu widerlegen durch den Wortlaut eines Buches, welches die höchsten göttlichen Wahrheiten, aber nicht ohne menschliches Beiwerk, enthält.

Die Erschaffung oder das Auftreten des ersten Menschenpaares als des Trägers einer Geistescultur, welche in zusammenhängendem Gange in die historische Zeit hinüberführt, durfte wohl als ein Ereigniss von besonderer Bedeutung hingestellt werden, im Vergleich mit dem muthmaasslichen Anfang des physischen Menschen in vorhistorischen Perioden, dem wir uns mit bedächtigem Schritt auf dem Wege der Forschung mehr und mehr zu nähern suchen.

Hierbei haben wir keine bessere Führerin als die vergleichende Morphologie, mit deren Hülfe jetzt durch eine ganze Reihe von tüchtigen Männern der Jetztzeit, deren Namen die Geschichte der Nachwelt überliefern wird, die Grundlagen geschaffen worden sind, auf welchen sich die Anthropologie in neuem Glanze erhebt. Indem sich nun täglich unsere Kenntniss von Entwickelungsphasen des Menschen erweitert, welche für immer in das tiefste Dunkel gehüllt erschienen, wird auf die unbestreitbarste Weise der Vorwurf der Resultatlosigkeit von der Wissenschaft genommen. Auch wo sich im Augenblicke die Erfolge der Forschung nicht so positiv darstellen lassen, ist doch das nach wissenschaftlichem Plane verarbeitete und weiteren Kreisen zugänglich gemachte Material schon an sich Resultat; denn Andere können daran anknüpfen und, indem sie ihre Leistungen mit den früheren vereinigen, fügen sich dieselben zu einem Ganzen, wie die einzelnen Steine zu einem Baue. Soll man den Baustein verwerfen, weil er noch kein Haus ist?

Während die eifrigsten und tüchtigsten unter den Gelehrten, welche durch die ernsteste Arbeit und den äussersten Fleiss die Lösung der einschlägigen Fragen anstreben, mit anerkennenswerther Zurückhaltung ihre Resultate darstellen, fehlt es nicht an anderen, die sich zwar keiner so anhaltenden Beschäftigung mit dem Gegenstand rühmen können, aber dessenungeachtet viel positiver und extremer in ihren Behauptungen sind. Man darf vielleicht zugeben, dass den DARWIN'schen Theorien die Zukunft gehört, und schon heute giebt es nur Wenige, die nicht von der Wichtigkeit der durch den Engländer auf's Neue angeregten Untersuchungen überzeugt sind; aber wenn man sieht, in welch krasser Weise viele sanguinische Jünger

desselben die Ansichten ausdehnen, so muss man sich scheuen unter dieser Fahne zu dienen.

Desshalb weil DARWIN nachgewiesen hat, dass die Species auf breitester Grundlage variiren und viele für Species gehaltene Varietäten in einander übergeführt werden können, dass ferner selbst manche Merkmale, welche man zur Unterscheidung der Genera und Familien für charakteristisch hielt, nicht die vermuthete Constanz zeigen, ist der endgültige Beweis noch lange nicht geführt, dass überhaupt Species nicht existirten. Hat doch DARWIN selbst in Verzweiflung an der befriedigenden Lösung seiner Aufgabe das erste Werk (*On the Origin of Species*) trotz der Ueberzeugung, dass er damit etwas Unbeendetes liefere, im Hinweis auf ein später zu veröffentlichendes, vollständigeres, publicirt, welches nun allerdings erschienen ist (On Domestication etc.), aber im Wesentlichen nicht über das frühere hinausgeht, im dritten aber (*Descent of man*) wird er sich selbst untreu, indem er anfängt den Boden der naturwissenschaftlichen Beobachtung zu verlassen und sich mit vollen Segeln von der Speculation treiben zu lassen. Seine früheren Arbeiten verdienen um so grössere Anerkennung, als sie trotz der bestechenden Thatsachen extreme Behauptungen nur unter der vorsichtigsten Reserve gaben, indem der Autor darin gleichsam wie hinter einem Schleier die Ziele andeutete, zu welchen der eingeschlagene Weg hinzuführen schiene.

Wenn sich jemals das arabische Sprichwort: »Allah beschütze mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden werde ich mich selbst beschützen«, bewährt hat, so ist DARWIN in der Lage, es auf sich anzuwenden. Das Traurigste dabei ist nämlich, dass die Renaissance-Naturphilosophen ihn verleitet haben, sich ihnen rückhaltlos in die Arme zu werfen, und speculativ alles das zu ergänzen, was seine bewunderungswürdigen Untersuchungen nicht endgültig zu erledigen vermochten.

So gewiss GOETHE berechtigt war den urthümlichen Natur-Philosophen zuzurufen: »Der Mensch der speculirt, ist wie ein Thier auf dürrer Haide, von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt«, so gewiss werden die Epigonen derselben in ihren Erfolgen dürr und unfruchtbar bleiben, da sie von der Ueberhebung ausgehen, unsere heutigen Untersuchungen hätten als wissenschaftlich begründete Thatsache hingestellt, was doch immer noch Theorie ist.

Ich lebe mit einer grossen Anzahl Gesinnungsgenossen der festen Ueberzeugung, dass es stets nicht nur »vereinzelte, vergilbte Exemplare, in der Frage selbst völlig incompetenter Naturforscher, — wenn dieser Ausdruck überhaupt hier Anwendung finden darf — die sich auf der Seite des ungebildeten Vorurtheils am wohlsten fühlen«[1]) geben wird, sondern eine

---

[1]) Mit diesen gewählten Ausdrücken bezeichnet A. DOHRN diejenigen, welche für extreme Behauptungen vollgültige Beweise verlangen. Vergl. Ausland, Nr. 49.

dichte Phalanx von solchen Leuten, welche Speculationen desshalb noch noch nicht für beobachtete Thatsachen halten, weil dieselben mit staunenswerther Sicherheit vorgetragen werden. Die Majorität der wirklichen Forscher wird sich von der soliden Bahn der treuen, objectiven Beobachtung nicht abbringen lassen durch die Schmähreden von solchen, welche die Bedeutung und Tragweite vereinzelter Thatsachen übertreiben, ohne die ihren Theorien entgegenstehenden Facta in Rechnung zu ziehen.

Nein! die DARWIN'schen Untersuchungen in Ehren, aber die weitgehenden Schlussfolgerungen, wie sie vielfach darauf basirt werden, müssen zur Zeit noch als unzulässig und unwissenschaftlich bezeichnet werden, da die Kette von Beweisen nicht so vollständig ist, um die Fragen augenblicklich schon für spruchreif zu erklären, also z. B. die Abstammung des Menschen vom Affen noch keineswegs als eine erwiesene Thatsache hingestellt werden kann. Wer gern über ein wissenschaftliches Thema phantasirt, findet in den naturphilosophischen Anschauungen gewiss einen reichen und anziehenden Stoff, die strenge Untersuchung wird indessen einen viel langsameren, mühsameren Weg gehen müssen.

Wenn Jemand in diesem Buche Aufschluss zu finden erwartet über die Frage: Ob Affe, ob nicht? so dürfte er sich ebenso getäuscht sehen, wie der, welcher über die Zahl der Paradiese Auskunft verlangt; dagegen dürfte derjenige seine Rechnung dabei finden, welcher eine nüchterne, ungeschminkte Beschreibung der südafrikanischen Völker sucht, soweit eine solche nach dem heutigen Stande der Wissenschaft möglich ist. Manches trockene Factum, welches zur Zeit unverbunden eingereiht werden muss, wird sicherlich später nach Erweiterung unserer Kenntnisse sich ohne Zwang einfügen und eine passende Würdigung finden, ohne dass man nöthig hätte, den Boden der wissenschaftlichen Untersuchung zu verlassen.

Bei Vergleichung der hierhergehörigen Autoren, welche der Verfasser an geeigneter Stelle zu benutzen und mit einander in Einklang zu bringen versucht hat, ergeben sich Abweichungen von dem Thatsächlichen hauptsächlich durch das Auftreten von Partheiansichten, welche zurückzuführen sind auf jenen Streit, ob ein Menschenpaar oder mehrere als Stammältern zu betrachten seien.

Meistens stehen die Autoren dabei auf dem biblischen Standpunkt, indem sie grossentheils zur Klasse der Missionäre, Geistlichen etc. gehörten, oder, nicht willens eine eigene Stellung zu behaupten, sich diesen anschlossen. Einzelne rationale Philologen machten wohl dagegen eine mehr oder weniger offene Opposition, doch ist die Zahl der naturwissenschaftlich gebildeten Autoren über Afrika leider überhaupt eine geringe, und die Schwierigkeiten eine Verständigung herbeizuführen, werden um so grösser, als nur die Wenigsten anatomische Kenntnisse besassen. Ohne solchen Anhalt erscheint es nicht wunderbar, dass Viele, geleitet durch die Vorliebe und das Interesse, welches sie für die Stämme, unter denen

sie gerade verweilten, gefasst hatten, sich einer gewissen Schönfärberei in Beziehung auf dieselben schuldig gemacht haben.

Die Autoren, welche über die nördlichen Küstenländer allein schrieben, kommen hier weniger in Betracht, da diese Gegenden, mit Europa durch das Meer verbunden, vom übrigen Afrika aber durch die Sahara getrennt, ihre eigene Geschichte durchgemacht haben, und die Beziehungen zu südlicheren Gebieten nur stellenweise hervortreten. Dagegen sind die Länder jenseits der Wüste, der sogenannte Sudan, sehr wichtig und müssen dieselben bei einer allgemeinen Betrachtung afrikanischer Ethnographie den Ausgangspunkt abgeben. Hierin hat sich besonders unser berühmter Landsmann BARTH Verdienste erworben, indem er mit kühnem Geiste auf den lange verlassenen Strassen durch die Wüste vordrang und mit sorgsamer Hand die Spuren aufdeckte, welche die untergegangene Cultur in ihrer Nähe zurückgelassen hatte; er erreichte als einer der ersten Europäer das vergessene Timbuctu und reihte es wie ein glücklich erhaltenes Stück des Alterthumes wieder in die Geschichte ein. Das reiche und schätzbare Material, welches dieser Reisende geliefert hat, trug wesentlich zur Erweiterung unserer Kenntnisse auch der Bevölkerung des Sudan bei, aber es lässt sich doch nicht verkennen, dass die Angaben aus der Feder eines Philologen stammen, und es bleibt Manches unklar, was eine naturwissenschaftliche Darstellung leicht in genügendes Licht hätte setzen können. Vielleicht würde VOGEL zur Ergänzung wesentlich beigetragen haben, wenn ein ungünstiges Geschick ihn nicht so früh seiner eifrigen Thätigkeit entzogen hätte. Durch GERHARD ROHLFS ist von anthropologischen Notizen bisher noch relativ wenig in die Oeffentlichkeit gelangt, auch tragen seine Mittheilungen einen zu allgemeinen, ethnographischen Charakter, um zur Entscheidung von Streitfragen benutzt werden zu können, die naturwissenschaftliche Kenntnisse verlangen.

Das centrale Westafrika ist in neuerer Zeit durch das Werk des Reisenden DU CHAILLU etwas bekannter geworden, eines Mannes, der unzweifelhaft seine Darstellungen vielfach ausgeschmückt und ihnen einen romantischen Charakter zu verleihen gesucht hat, leider sehr zum Nachtheil derselben, indem wegen dieses Umstandes ihre Glaubwürdigkeit von den verschiedensten Seiten in energischer Weise angegriffen wurde. Es stellt sich nun heraus, dass in der That der grösste und wichtigste Theil seiner Angaben auf Wahrheit beruht, der Autor hat unter Andern in Professor OWEN einen eifrigen Vertreter gewonnen, und mir selbst ist ein reiches Material westafrikanischer Schädel durch die Hände gegangen, welche DU CHAILLU als ein deutliches Zeichen seiner angestrengten Thätigkeit in besagten Gegenden gesammelt hat.

Eine ganze Reihe von Nigerexpeditionen, unter denen die MUNGO-PARK's wohl die bedeutendste war, und einzelne kleinere Reisen im Congo-Gebiet geben weitere Aufschlüsse über die Ethnographie des Nordwesten und

Westen, aber es fehlt bei den Darstellungen vielfach die naturwissenschaftliche Basis, wesshalb allgemeine Resultate nur mit Mühe daraus gezogen werden können. Auch mangelt zur Zeit noch die Brücke, welche zu den östlichen Stämmen hinüberführt, und wird wohl so bald noch nicht geschaffen werden; es ist daher um so wichtiger, den Knotenpunkt, in welchem die Völkergruppen zusammenstossen, nämlich Nubien und die Nachbarländer desselben im Westen, sorgfältig in's Auge zu fassen.

Unter den zahlreichen Autoren über diese Gegenden treten uns bedeutende deutsche Namen entgegen wie Rüppell, Ehrenberg, Schweinfurth, Russegger etc., welche auch als Naturforscher rühmlichst bekannt sind, ausserdem eine Reihe von Ausländern, unter denen Makrizi, d'Abbadie, Trémaux wohl die bedeutendsten sind. Hier hat man also schon eine grössere Aussicht eine Verständigung über streitige Punkte zu erzielen und vorgefasste Meinungen der Scholasten zu bekämpfen, zumal da ein Reisender, der zugleich Anatom vom Fach ist, Hartmann, ebenfalls dagegen auftritt.

Die Verbindung mit dem centralen Ostafrika wird unmittelbar gegeben durch die ausführlichen Berichte der Engländer Speke, Baker, Burton, Grant, sowie unsers allseitig betrauerten Landsmannes v. d. Decken, welcher leider, wie so viele Andere, zum Märtyrer an der guten Sache geworden ist. Doch ging der Führer der Expedition auch unter, so kehrte wenigstens einer seiner Begleiter, Dr. Kersten zurück und vermag über die bei der Reise gesammelten Erfahrungen Nachricht zu geben. Ein weiteres Glied in dieser Kette bildet Peters, dessen mehrjährige Forschungen in Mozambique manches wichtige Resultat geliefert haben, und der auch als Anatom und Zoologe sich einen bedeutenden Namen gemacht hat. Es existirt also eine Reihe noch lebender Autoren, welche im Stande sind durch Austausch und Vergleichung ihrer Beobachtungen die ethnographischen Fragen über die östlichen Stämme bis herunter nach Süd-Afrika auf naturwissenschaftlicher Basis zu untersuchen und hoffentlich zu lösen.

Für das letztere Gebiet selbst ist die Litteratur bereits zu einem bedeutenden Umfang angewachsen, leider aber haben viele der Schreiber mehr zur Verwirrung als zur Aufhellung zweifelhafter Punkte beigetragen. Von verdienstvollen Autoren stehen wiederum mehrere Deutsche in erster Linie; in chronologischer Folge beginnen sie mit dem biederen Peter Kolben (1719), dessen Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung wichtige Aufschlüsse enthält über die seitdem der Vernichtung anheimgefallenen Hottentottenstämme, wenn auch viele seiner Angaben *cum grano salis* zu nehmen sind. An diesen Namen schliesst sich der von Lichtenstein auf würdige Weise, eines Mannes, welcher zwar entschieden beeinflusst war durch holländische Anschauungen, aber durch das gelieferte reiche Material sich unleugbar

grosse Verdienste um unsere Kenntniss Süd-Afrika's erworben hat. Als dritter reiht sich hier der Engländer BURCHELL an, der wohl auch in weiteren Kreisen bekannt ist, aber nur Wenige dürften sein voluminöses, in etwas epischer Breite geschriebenes Buch gelesen haben; und doch enthält dasselbe einen solchen Schatz von sorgfältigen Beobachtungen, niedergelegt mit der grössten Objectivität und Partheilosigkeit, dass man nur bedauern kann, ihn nicht mehr zugänglich gemacht zu sehen. Dies Werk bildet einen directen Gegensatz zu dem LIVINGSTONE's, eines Mannes, der getragen wurde durch religiöse Schwärmerei und einen glühenden Ehrgeiz, ohne dass man zu sagen vermag, welcher von beiden Hebeln mächtiger in der Seele desselben wirkte. Sicher ist, dass er mehr Mühsale ertragen und mehr Terrainschwierigkeiten überwunden als irgend ein südafrikanischer Reisender vor oder nach ihm; ebenso sicher aber ist es auch, dass wegen der mangelhaften, naturwissenschaftlichen Bildung des Autors, wegen seiner rücksichtslosen Partheinahme für die Eingeborenen gegenüber den Farmern, seine Werke viele falsche Anschauungen über Süd-Afrika verbreitet haben. Verdächtigt von seinen Gegnern, d. h. fast der ganzen weissen Bevölkerung des Landes, und nach Kräften Gleiches mit Gleichem vergeltend, in geheimer Feindschaft mit vielen der Missionäre selbst, in Zerwürfniss mit seinen Untergebenen, die seine Herrschsucht übel empfanden, aber vergöttert von der öffentlichen Meinung in Europa, führte er ungebeugt sein hartes Dasein, bis ihm Süd-Afrika zu eng wurde für seinen Ehrgeiz.

Viel gemässigter in seinen Anschauungen ist der Schwiegervater desselben, MOFFAT, obgleich auch er den Partheistandpunkt nicht verleugnen kann und dadurch zu manchen zweifelhaften Behauptungen geführt wird; sein Werk ist um so mehr als ein wichtiger Beitrag zur Kenntniss des Landes zu bezeichnen, als er sich im Gegensatz zu LIVINGSTONE von Fragen, die ausserhalb seiner Sphäre lagen, möglichst fern gehalten hat.

Es folgen nun noch eine ganze Reihe von Autoren über einzelne Gebiete, wie GARDINER, HOLDEN, GROUT, DELEGORGUE (*Natal*), DÖHNE, MACLEAN, ALEXANDER, THOMPSON, ARBOUSSET, CASALIS (*Kaffer*- und *Basuto*-Land), ANDERSSON, GALTON, CHAPMAN und BAINES (*Damara*- und *Owampo*-Land); einige Erzähler von Jagdgeschichten, wie HARRIS, BALDUIN und GORDON CUMMING, der afrikanische Münschhausen, kommen hier nicht in Betracht; mehrere ältere Reisende, wie LE VAILLANT, BARROW, der Missionar CAMPBELL sind mit Vorsicht, oder besser gesagt, mit Misstrauen, zu benutzen.

Es existiren aber noch eine grosse Reihe von kleineren, zum Theil höchst werthvollen Publicationen über Süd-Afrika, welche anzuführen hier nicht der Ort ist, sie sollen dagegen bei den betreffenden Stellen im Text erwähnt werden; ich will nur schliesslich noch auf die Sammlung von

officiellen Papieren aufmerksam machen, welche unter dem Titel »*The Cape Record*« veröffentlicht durch MOODIE erschienen ist, da dieses Buch die wichtigsten Aufschlüsse über den Zustand der Eingeborenen in den frühesten Zeiten europäischer Einwanderung enthält.

Durch einen dreijährigen Aufenthalt in Süd-Afrika glaube ich mir das Recht einer eigenen Meinung über Land und Bewohner erworben zu haben, und werde also versuchen mit Benutzung der früheren Autoren eine zusammenhängende Beschreibung der Eingeborenen in diesen Gebieten zu geben.

ERSTER THEIL.

DIE A-BANṬU SÜD-AFRIKA'S

(KAFFERN).

Die A-bantu.

Die Eingeborenenstämme Süd-Afrika's zerfallen in zwei grosse Gruppen, welche in allen Eigenthümlichkeiten sich scharf von einander sondern: die Einen, die A-bantu, im Süden »Kaffern« genannt, die Andern unter dem Namen »Hottentotten« bekannt, an welche Letzteren sich die »Buschmänner« als eine Abzweigung von zweifelhafter Verwandtschaft anschliessen.

Von diesen Völkerfamilien ist die Erste bei Weitem die dominirende und beschränkt sich nicht auf Süd-Afrika, d. h. den Theil des Landes bis zum Wendekreis des Steinbocks, sondern reicht über den Aequator hinaus; da indessen die nördlicheren Gegenden hier nicht berücksichtigt werden sollen, so möge die Angabe genügen, dass sämmtliche Stämme des genannten Landes, welche nicht Hottentotten oder Buschmänner sind, zu ihr gerechnet werden müssen [1]). Es bleibt für eine spätere Arbeit vorbehalten, das Verhältniss dieser Stämme zu den centralen und nordafrikanischen darzulegen.

Der gebräuchlichste Name derselben, »Kaffern«, ist ein Trivialname und wird zurückgeführt auf den bekannten Ausdruck, mit welchem die Muhamedaner Andersgläubige zu bezeichnen pflegen, er müsste also eigentlich »*Kafir*« geschrieben werden. Die Portugiesen, welche im Anfange des 16. Jahrhunderts die Ostküsten Afrika's erforschten, nahmen von den arabischen Händlern, mit denen sie dabei in Verbindung traten, diese Bezeichnung für die dortigen Eingeborenen an. Als sie die Stämme von Mozambique näher kennen lernten, beschränkten sie den Namen auf die südlicheren Völker, deren genauere Bekanntschaft sie indessen nicht machten.

In ähnlicher Weise wird schon unter den frühesten Gouverneuren der Capkolonie in den Berichten einmal flüchtig der »Kaffern« Erwähnung gethan, als eines Volkes im Osten von unsicherem Wohnplatz; aber mit unzweifelhafter Hinweisung auf die auch heut so bezeichneten Stämme erscheint der Name zum ersten Male in einer Depesche des Gouverneurs

[1]) Die am Cap und in Natal importirten Malayen und Indier sind selbstverständlich ausgeschlossen.

S. VAN DER STELL, welche erwähnt, dass das Schiff »Voorhont« im Jahre 1678, unter 20° 58′ südlicher Breite, zwei Sclaven, Kaffern, zu billigem Preise gekauft hätte[1]). Da der Sclavenhandel an der Ostküste Afrika's hauptsächlich in den Händen von Muhamedanern war, so erscheint es nicht wunderbar, dass die betreffenden Individuen unter solcher Bezeichnung überliefert wurden, und die der holländischen Sprache eigenthümliche Verdoppelung der Consonanten erklärt hinreichend das Erscheinen des zweiten »f«. Diese Entstehung des Namens macht es auch begreiflich, warum sich im Verlauf der frühesten Berichte eine solche Unsicherheit in der Anwendung desselben zeigt; denn wenn auch von dem genannten Zeitpunkte an der Ausdruck häufiger zu erscheinen anfängt[2]), so wird er doch nicht consequent für dieselben Stämme gebraucht. Während in den Instructionen, welche dem Schiff »Grundel« für eine Entdeckungsfahrt längs der Westküste mitgegeben wurden, gesagt ist, man dürfte daselbst einen Eingeborenenstamm »Kaffern« antreffen, finden sich in dem Bericht der geretteten Mannschaft des an der Küste von Natal untergegangenen Schiffes »Stavenisse« (1687 untergegangen, 1688 Mannschaft aufgenommen), durch welche zuerst eine genauere Kenntniss der dortigen Stämme erlangt wurde, verschiedene Ausdrücke untermischt: bald werden die Eingeborenen »Hottentotten«, bald »Caffern«, bald »*Magosche Kafirn*«, bald »jenes flachnasige Volk« genannt[3]).

Später als die Kolonisten die Stämme besser kennen und unterscheiden lernten, fixirte sich der Name auf die östlichen bis herauf nach Natal, ohne dass man weiter an seinen Ursprung dachte, und heutigen Tages nennt der Boer[4]) jeden Afrikaner von schwärzlicher Hautfarbe »Kaffer«, gleichviel aus welcher Gegend derselbe stammt.

Ein so zufällig entstandener, nichtssagender Name ist natürlich von wenig Nutzen und es sind daher mehrfach neue Benennungen in Vorschlag gebracht worden, um die ganze Völkerfamilie zu bezeichnen. Während einige Autoren sich des Wortes »*Chuana*« bedienten, welches aber schon an einen Theil der Stämme vergeben ist, gebrauchten andere den Ausdruck »*Zingier*«[5]), abgeleitet von *Zingis*, dem alten Namen für *Zanguebar*. Diese Uebertragung erscheint indessen sehr willkührlich und hat auch im

---

[1]) Antw. d. Rathes auf v. d. STELL's Dep.: Cape Rec. p. 376.

[2]) Cap. Rec. p. 385 »Kaffer-Sclaven« als brauchbar aber sehr zur Desertion geneigt, geschildert. Ein Mädchen verurtheilt von »Kaffern« gepeitscht zu werden.

[3]) Cap. Rec. p. 427—28. Die Berichte zählen der Reihe nach, von Norden beginnend, folgende Stämme auf:

Die *Semboes* = *Ama-Bambú* s. *Sembu*, ein *Zulu*-Stamm,
- *Mapontemousse* = *Ama-Pontemuse*,
- *Maponte* = *Ama-Ponda*,
- *Matimbe* = *Ama-Tembu*.
- *Magryghas* = ein Hottentott-Stamm (?).

[4]) Bezeichnung für die im Lande geborenen Kolonisten.

[5]) GROUT, *Zulu*-Land p. 60.

Lande selbst keinen Anhalt, wesshalb man wenig zu ihrer Empfehlung sagen kann.

Endlich findet sich in den Autoren noch der Name »*A-bantu*« [1]), welcher allein den Vorzug hat, von den Eingeborenen selbst angewendet zu werden. Das Wort bedeutet allerdings nur »Leute, Menschen«, aber solche von ihrer eigenen Natur; denn die weissen Menschen werden im Gegensatz dazu »*Ama-hlungi*« genannt. Mit Rücksicht auf diesen Umstand ist man wohl berechtigt den Namen beizubehalten, und er soll daher auch fernerhin im vorliegenden Buche zur Bezeichnung der ganzen Völkerfamilie gebraucht werden.

Alle Stämme, welche zu den A-bantu gehören, zeichnen sich aus durch eine dunkele, schwärzlich pigmentirte Haut und wolliges Haar, dessen Länge und Beschaffenheit sehr variirt, das aber nie schlicht oder straff wird. Die ebenfalls sehr veränderliche Hautfarbe geht durch die verschiedensten Nuancen vom tiefen Sepia bis zum Blauschwarzen; fahle, matte oder röthliche Pigmentirungen sind als abnorme zu bezeichnen, wenn solche auch häufig genug vorkommen. Der Körper ist meist kräftig entwickelt; der Schädelbau ist *dolichocephal* und hoch, also nach Welcker »*hypsistenocephal*«; die Gesichtsbildung ist bei reiner Race nie wirklich europäisch, sondern zeigt einen abweichenden Typus, dessen Eigenthümlichkeiten bei der speciellen Beschreibung der Stämme genaue Berücksichtigung finden werden.

Ihre Sprachen gehören sämmtlich zu der Gruppe der sogenannten *praefix-pronominalen* und bilden den Hauptkern derselben, indem sie ausser der Bantu-Familie nur noch die viel unbedeutendere Mena- und Gôr-Familie in sich begreift.

Die südafrikanische Abtheilung allein zerfällt nach Dr. Bleek in vier Species: *Kafir*, *Se-chuana*, *Tegeza* und *O Tyi-herero;* zur ersteren gehört die eigentliche *Kafir-*, die *Zulu*-Sprache und der *Ma-swazi*-Dialect, zur zweiten das *Se-rolong*, *Se-suto* und *Se-tlapi*, zur dritten die *Ma-ncolosi-Ma-tonga* und *Ma-hloenga*-Dialecte.

Die physikalische und politische Eintheilung hat die Stämme nur wenig anders zu gruppiren, als die sprachliche. Abgesehen von den letztgenannten, deren Gebiet schon über die Gränzen hinausliegt, welche sich der Verfasser gesteckt hat, zerfallen sie nach der geographischen Lage in die östliche Gruppe, welche Stämme nach ihren Hauptrepräsentanten gewöhnlich als *Ama-zulu* und *Ama-xosa* oder eigentliche Kaffern unterschieden werden, die mittlere, *Be-chuana* und die westliche *O va-herero* oder *Damara*. Ihrer Geschichte nach an Rang gleichstehend mit den *Zulu* und *Xosa*, aber zur Zeit viel geringer an Macht und Aussehen sind die *Ama-swazi*, die

[1]) Dr. Bleek, *Zulu*-Leg. p. 88.

Ama-mpondo, *Ama-mpondumisi* und *Ama-tembu*, welche zu der Stellung von Clans herabgesunken sind, und keinen allgemeineren Charakter an sich tragen. Von praktischer Bedeutung für die Betrachtung sind demnach nur vier Gruppen: 1) Die *Ama-xosa*, 2) die *Ama-Zulu*, 3) die *Be-chuane*, 4) die *O va-herero*.

I. Die Ama-xosa.

Da der Name »Kaffern«, welcher gewöhnlich dieser Gruppe von Stämmen beigelegt wird, nur als ein Trivialname aufgefasst werden kann, so ist hier nicht ohne Vorgang von älteren Autoren, die Bezeichnung *Ama-xosa* in weiterem Sinne gebraucht worden; es erscheint dies um so zulässiger, als in der That im Wesentlichen alle heutigen Tages existirenden kleineren Abtheilungen dieses Volkes ihren Ursprung auf den genannten Stamm zurückführen.

Das Wort *Ama-xosa* bedeutet: »die Leute des *Xosa*«, eines Häuptlings, welcher etwa um das Jahr 1530[1] gelebt haben soll. Seine Existenz gehört der Mythe an und wird von manchen Autoren, z. B. Döhne, ganz geleugnet. Der Letztere hält den Namen ursprünglich für ein Beiwort und legt ihm die Bedeutung bei: Einer der selbständig eine Herrschaft gründet[2]. Der Buchstabe »x« bezeichnet bei dieser Schreibweise den lateralen Schnalzlaut, worüber unter dem Kapitel »Sprache der Kaffern« das Nähere einzusehen ist; häufig wird der Name mit Vernachlässigung dieses Lautes *Amakosa* geschrieben, während andere Autoren denselben durch Einschaltung des Zeichens »||« andeuten. Die erste Anführung des Namens findet sich in dem bereits erwähnten Bericht der Mannschaft des Schiffes »Stavenisse«, wo das Wort »*Mugossche Kaffers*« damit identificirt werden zu müssen scheint[3].

Die Eigenthümlichkeit die Stämme nach dem Häuptling zu benennen, ist bei diesem Volke allgemein verbreitet und hängt mit ihren Sitten und dem daraus abgeleiten Erbrecht zusammen; auch die übrigen hier erwähnten Stammnamen werden auf Häuptlinge zurückgeführt, wenn auch die Personen derselben häufig mythisch erscheinen.

Die *Ama-xosa* zerfallen in zwei grosse Gruppen, die »*Ama-gcaleka*« (»c« der dentale Schnalzlaut) und »*Ama-hahabe*«, von welchen die ersteren noch heute als selbständiger Stamm bestehen; die letzteren hingegen haben sich wieder in eine ganze Reihe kleinerer Abtheilungen gespalten, wobei der ursprüngliche Name verschwunden ist. Die wichtigeren dieser Clans

[1] *Unkosamtu* nach Tompson's Genealogy siehe weiter unten.
[2] D. *Zulu*-Dictionary Einleit.
[3] Cap. Rec. p. 427.

sind folgende: *Ama-ngqika, Imi-dushane, Ama-ndhlambe, Ama-mbalu, Ama-gwali, Imi-dange, Ama-ntinde* und *Ama-gqunukwebi* (»q« der gutturale Schnalzlaut). Durch das Fortschreiten der Generationen sind manche dieser Stämme schon wieder in kleinere zerfallen, andere sind verschwunden oder auf geringe Reste reducirt, wesshalb die genauere Betrachtung der einzelnen keinen Werth hat für das Allgemeine. Die Grade der Verwandtschaft, sowie die Abhängigkeitsverhältnisse ergeben sich aus der Betrachtung der genealogischen Tafel im Abschnitt der Sitten, Gebräuche. Eine unbedeutende Abzweigung der *Ama-gcaleka* bildeten die *Ama-velelo;* wichtiger, als ein noch heute unabhängiger Stamm, sind die *Ama-baka,* deren Verhältniss zu den übrigen bereits genannten indessen nicht klar erscheint, sie bilden wohl einen Zweig der *Ama-mpondo.* Andere Autoren (SHOOTER) rechnen sie zu den *Zulu*-Stämmen.

Nach einer um's Jahr 1856 [1]) gemachten Schätzung betrug die Gesammtzahl der *Ama-xosa* damals etwa 210000 Seelen, was auch heute noch ungefähr passen dürfte; davon kommen auf die *Ama-ngqika* [2]), *Imi-dange* und *Ama-mbalu* etwa 70000, auf die *Ama-dhlambe* mit den kleineren Unterabtheilungen etwa 55000, die *Ama-gqunukwebi* 15000, die *Ama-gcaleka* 70000.

Die *Ama-tembu* zählten damals gegen 90000 Seelen, die *Ama-mpondo* mit den kleineren verwandten Stämmen waren etwa so stark als die *Ama-ndhlambe.*

Es sind seitdem verschiedene wichtige Momente eingetreten, welche diese Zahlen zu beeinflussen im Stande waren, wobei die grosse Hungersnoth des Jahres 1856 besonders erwähnt werden muss. Durch diese Ereignisse wurden die *Ngqika,* und *Tembu* sehr stark; weniger die *Gcaleka* und *Ndhlambe,* die *Mpondo* fast gar nicht afficirt. Während die ersteren also wegen dieser unglücklichen Schicksale eine mehr oder weniger bedeutende Verminderung der Kopfzahl erfahren haben, und sich nur allmälig von den Schlägen erholen, sind die letzteren, zumal die *Gcaleka* und *Mpondo,* in verhältnissmässig blühendem Zustande und dürften mehr Seelen umfassen als früher. Bei den localen Schwierigkeiten ist es unmöglich eine genaue Schätzung anzustellen, die Zahlen geben indessen doch einigen Anhalt und werden verhindern, dass der Leser, wie es sonst in der Erinnerung an europäische Volksdichte leicht geschehen kann, sich die Gesammtsumme dieser wilden Völker viel bedeutender vorstellt, als sie in Wirklichkeit ist.

Dass die oben erwähnten Ereignisse so verschieden auf die einzelnen Stämme wirkten, hatte seinen Grund, abgesehen von anderen, tiefer liegenden

---

[1]) Rev. DUGMORE's papers vid. MACLEAN Kafir Laws a. cust.

[2]) LICHTENSTEIN schätzte seiner Zeit nach einer Berechnung VAN DER KEMP's die *Kossa* von *Geika's* Reich (die *Ama-ngqika*) auf 20000, welche Zahl wohl etwas zu niedrig gegriffen war, obgleich man zugeben muss, dass das Wachsthum eines Stammes sich aller Berechnung entzieht. LICHTENSTEIN's Reis. I. p. 467.

Ursachen auch in der relativen Lage der Wohnsitze, wodurch gerade die *Ngqika* und *Tembu* am leichtesten mit der fortschreitenden Civilisation in Collision gerathen mussten. Die heutigen Gränzen des unabhängigen Kafferlandes sind im Süden der *Kei*, weiter landeinwärts sein Nebenfluss *Indwe*, im Nordwesten die *Kwathlamba*-Kette, im Nordosten der *Umtamfuna*-Fluss, und endlich im Südosten das Meer.

In diesen Gränzen sind die aus der Spaltung der *Ama-hahabe* hervorgegangenen Stämme nicht mit inbegriffen, vielmehr wohnten diese früher sämmtlich auf dem rechten Ufer des *Kei* bis an den grossen Fischfluss und sind erst durch die Kriege allmälig mehr und mehr zurückgedrängt oder unterjocht worden. Am südlichsten, nämlich an der Mündung des Fischflusses längs der Seeküste, wohnten die *Ama-gqunukwebi* bis gegen den *Buffalo*, am unteren Laufe dieses Flusses die *Ama-ndlambe*, daran lehnten sich landeinwärts zwischen dem Fisch- und *Keiskamma*-Fluss bis gegen Fort Beaufort hinauf die *Ama-mbalu*. Das Centrum und gewissermaassen die Burg der *Ama-ngqika* bildeten die *Amatola*-Berge, von denen sich ihr Gebiet bis an den *Kei* erstreckte. Im Thale dieses Flusses wohnten die *Ama-gcaleka*, welche jetzt über den *Bashee* zurückgewichen sind; das ganze Gebiet des oberen Laufes der letztgenannten Flüsse, beginnend an dem als *Tarka* bezeichneten District längs der *Kwathlamba*-Kette bis über den *Bashee* hinüber gehörte den *Ama-Tembu*, nun sind sie auf den östlichen Theil beschränkt. Am unteren Laufe zwischen ihm und dem *Umtata* lagern die *Ama-baka*[1]), nordwestlich von ihnen die *Ama-pondumisi*, jenseits des letzteren Stromes beginnt das Gebiet der *Ama-mpondo*, welches den Rest des sogenannten Kafferlandes einnimmt bis auf die nordwestliche Ecke. Es findet sich hier ein Strich Landes, welcher, nachdem die ursprünglichen Bewohner durch den *Zulu*-Häuptling *Chaka* vernichtet worden, längere Zeit unbewohnt war und daher den Namen »*No-man's* Land« erhielt; derselbe ist in neuester Zeit durch die englische Regierung an die *Griqua* unter *Adam Kok* verliehen worden, ein gemischter Stamm über den weiter unten das Nähere einzusehen ist.

Ein grosser Theil der hier erwähnten früheren Wohnsitze ist heutigen Tages zur Capkolonie gezogen und die Stämme, welche es inne hatten, sind gegen ihre weiter nordöstlich wohnenden Nachbarn zurückgedrängt oder wohnen in kleinen, von der Regierung ihnen zugewiesenen Locationen auf colonialem Grund und Boden. Ein schmaler Landstreifen auf dem linken Ufer des *Kei*, welcher als sogenanntes »*transkeyean territory*« für neutral erklärt worden war, ist den anwohnenden Stämmen im Jahre 1865 wieder zurückgegeben worden.

---

[1]) Sollen früher auf dem linken Ufer des *Umzimkulu* gewohnt haben. (Vergl. Rev. SHOOTER, The Kafirs of Natal p. 379.)

1. Körperliche und geistige Entwickelung.

a. Aeussere Erscheinung.

Die erste aphoristische Beschreibung der Bewohner des Kafferlandes, wie sie die Mannschaft der Stavenisse abgab, ist allerdings einfach und naiv genug, aber die Aussagen sind ungeschminkt und in der Mehrzahl noch heutigen Tages zutreffend. Wenigstens hatten die Leute gesehen, dass diese Eingeborenen breitere Nasen zeigten, als der Europäer für gewöhnlich zu haben pflegt, was den späteren gelehrten und ungelehrten Autoren nicht immer klar geworden zu sein scheint. Wäre dies das einzig Zweifelhafte in den Beschreibungen, könnte man den Kaffern wohl den Ruhm europäischer Nasen lassen, aber es ist in der That unglaublich, bis zu welchem Grade die Schönfärberei in Bezug auf die äussere Erscheinung der Kaffern getrieben worden ist.

Barrow[1]), ein Reisender, der auf hohe wissenschaftliche Bildung Anspruch macht und sogar mit anatomischen Kenntnissen prunkt, drückt sich darüber folgender Maassen aus: »Obgleich schwarz oder beinahe so, haben sie (die Kaffern) auch nicht einen Zug des afrikanischen Negers in der Gestaltung ihrer Personen. — Der Kopf eines Kaffers ist nicht lang gestreckt, die Stirn- und Hinterhauptsbeine bilden beinahe einen Halbcirkel; und eine Linie, gezogen von der Stirn über die Nase bis zum Kinn, ist convex, wie die der meisten Europäer. Kurz, hätte die Natur ihn nicht begabt mit jenem dunkelfarbigen Princip, welches, nach der Entdeckung der Anatomen von einer gewissen gelatinösen Flüssigkeit herrührt, welche zwischen der Epidermis und der Cuticula liegt, er müsste unter die ersten der Europäer eingereiht werden.« Diese Stelle allein dürfte ausreichend sein, um die Partheistellung des Autors, die Gründlichkeit seiner Darstellung, sowie die Correctheit seiner anatomischen Anschauungen in gehöriges Licht zu setzen, ohne dass ein specieller Commentar dazu nöthig wäre.

Unbegreiflicher Weise haben es verdienstvolle Männer, wie Lichtenstein, die im Allgemeinen eine scharfe Kritik übten, für geeignet gehalten, sich in diesen Punkten dem genannten Reisenden blindlings anzuschliessen. Lichtenstein[2]) findet, obgleich er kurz vorher selbst behauptet, dass der Kaffer mit dem Neger in den aufgeworfenen Lippen übereinstimme, die Barrow'sche Beschreibung »sehr richtig« bis auf die Angabe über die Hautfarbe, »diese wäre nämlich eher hell- als dunkelbraun«. Im Uebrigen geht das Stück in derselben Tonart weiter: »völlig europäische Bildung, besonders der Nase, Glieder zeigen das glücklichste Ebenmaass, ganzes Aeussere verkündet Kraft und Muth; Weiber nicht weniger schön, sehr feine sammt-

---

[1]) Barrow's trav. Tom. I. p. 205.

[2]) Lichtenstein, R. T. I. p. 398, p. 406.

artige Haut, angenehme Gesichtszüge, in denen sich Frohsinn und Zufriedenheit ausspricht etc. etc.«

Im Vergleich mit solchen Angaben, bei denen man sich nur schwer überzeugen kann, dass der Autor selbst geglaubt hat, was er schrieb, drücken sich die Neueren doch vorsichtiger aus, selbst wenn sie eine so offene Partheistellung zu Gunsten der Eingeborenen einnehmen, wie LIVINGSTONE. Auch dieser hält, beinflusst durch biblische Vorurtheile, streng an der Trennung der Kaffern von den Negern fest und behauptet das Vorkommen von europäischer Gesichtsbildung, es fehlen aber wenigstens so sanguinische Ausdrücke wie die obenerwähnten, er nennt sie »prächtige Wilde«, was Jeder gern zugeben wird, und es ist ihm nicht eingefallen, ihre Hautfarbe eher hell- als dunkelbraun zu bezeichnen. Noch mehr dürfte man sich indessen mit der Beschreibung befreunden, wie sie ein Missionar, der 15 Jahre unter den *Zulu* gelebt hat, mit Namen GROUT, giebt[1]), welcher dieselben wohlgebildet, von guter Figur, meist aufgerichtet, aber fast zu schlank nennt; an Grösse hält er sie den Engländern oder Amerikanern im Durchschnitt für schwerlich gleich, — ihre Glieder zart, aber wohl proportionirt, der ganze Bau mehr auf Beweglichkeit, als auf Kraft berechnet, die vorherrschende Schattirung ist ein dunkeles Braun, welches in ihren Augen die schönste von allen Farben ist, etc.

Ein anderer Autor, ebenfalls ein Missionar und also auch unter dem Einfluss gewisser biblischer Tendenzen, CALDERWOOD[2]), ist durch dieselben doch nicht verhindert worden zu bemerken, dass die Kaffern das wollige Haar und viele auch die aufgeworfenen Lippen sowie die abgeplattete Nase des Negers haben; nicht wenige von ihnen seien sehr dunkel. Da aber viele nach seiner Angabe ausser dem wolligen Haar keine charakteristischen Merkmale des Negers haben und sie oft auch hell gefärbt sind bei ziemlich, wenn auch nicht völlig asiatischer Gesichtsbildung, so sieht er sich veranlasst, ihnen eine Mittelstellung zwischen dem Neger und den asiatischen oder malayischen Racen zu geben. Es ist traurig genug, dass einer der neuesten Schriftsteller über diesen Gegenstand, WOOD, der sein Werk die »*Natural History of Man*« nennt (!), noch grasser, wie irgend einer der Alten, in die beliebten Lobgesänge verfallen ist. Er nennt die Kaffern schlichtweg »lebendig gewordene Statuen«, die sich jeder Künstler gern als Modell für sein Studium klassischer Formen wählen würde. Als Beweis dafür, dass diese Behauptung richtig sei, führt WOOD an, es hätte ein amerikanischer Quäker, West, die Statue des Apollo vom Belvedère für die Darstellung eines Mohawk-Indianers gehalten[3]). Ein Buch, wo solche Logik geübt wird, sollte man doch nicht »*Natural History*« nennen, wenn

---

[1]) GROUT, *Zulu*-Land p. 94, 95.

[2]) CALDERWOOD, Caffres and Caffre-Missions p. 32.

[3]) W. Natural History of Man Africa p. 12.

mir auch die Höflichkeit verbietet einen anderen, passenderen Titel dafür vorzuschlagen.

Diese kurze Blumenlese aus den Autoren, welche über den fraglichen Gegenstand geschrieben haben, wird zur Genüge darthun, dass die Ansichten nicht so übereinstimmend sind, um nicht, gestützt auf reiches Material, eine eigene Darstellung geben und manche der früher aufgestellten Behauptungen mit aller Entschiedenheit angreifen zu können.

Finden sich doch selbst über ein so äusserliches und leicht zu überblickendes Merkmal, wie die Farbe der Haut, die ärgsten Widersprüche in denselben. Dass dabei bald von Kaffern, bald von Zulu's gesprochen wird, kann Nichts dazu beitragen, den Zwiespalt zu heben; denn in den wesentlichsten Grundzügen stimmen beide Abtheilungen überein, und die allgemeinen Angaben, welche über eine gemacht werden, gelten daher cum grano salis auch von der andern. Aus diesem Grunde ist es nur erforderlich die genaue Beschreibung eines Stammes zu geben und dann bei den folgenden die Unterschiede namhaft zu machen, worin sie von dem vorher beschriebenen etwa abweichen.

In der vorliegenden Arbeit wird von den *Ama-xosa* ausgegangen, weil sie sehr charakteristische Repräsentanten der *A-bantu* sind, für welche Gruppe die nachstehenden Angaben ohne Weiteres gelten, in sofern nicht durch specielle Beifügung eines Stammnamens eine Unterscheidung gegeben ist. Um bei dem einmal angeregten Gegenstande, der Hautfarbe, stehen zu bleiben, so wurde es gegenüber den sich widersprechenden Ansichten der Autoren für passend erachtet, die am häufigsten vorkommende Schattirung, um welche bei dem grössten Theil der Individuen unvermischten Blutes die Pigmentirung nur in engen Gränzen schwankt, direct beizufügen und es dem Farbensinn des Lesers zu überlassen, ob er dieselbe hell- oder dunkelbraun nennen will (Farbentafel Feld Nr. 1)[1]. Sie ist in der Weise gewonnen, dass ein Streifen Papier, auf dem naheliegende Töne felderweise aufgetragen waren, unmittelbar über die Haut gespannt und der am genauesten damit übereinstimmende bezeichnet wurde. Die Mehrzahl der Leser dürfte wohl mehr für das Prädicat dunkelbraun sein, jedenfalls würde man sie nicht mit der Hautfarbe eines von der Sonne gebräunten Europäers oder selbst eines Arabers verwechseln.

Es kommen nun allerdings auch Färbungen vor, welche einer wesentlich anderen Reihe angehören, und als Mittelton etwa den des Feldes Nr. 2 zeigen; diese sind indessen, wenn auch von regelmässigem Vorkommen, doch keineswegs an Häufigkeit mit dem vorher erwähnten dunkleren zu vergleichen und betragen nur wenige Procente der Bevölkerung, soweit sie Individuen angehören, bei denen Vermischung wenigstens nicht nachweisbar ist. Ob solche nicht dennoch dabei vorhanden ist, lässt sich mit

[1] Feld 41 und 27 der BROCA'schen Farbentafel (Mém. de l. Soc. d'Anthr. II.) kommen ihr am nächsten. Feld 28 entspricht etwa der helleren Varietät.

Sicherheit nicht feststellen, da nicht nur Vermischung mit Hottentotten, welche leicht zu solchen Pigmentirungen führen dürfte, sondern selbst mit Europäern hat stattfinden können, wie sich aus der Geschichte[1]) ergiebt.

Das Verhalten der Hautfarbe bei Mischlingen ist sehr sonderbar, und obgleich diese Klasse von Individuen in Süd-Afrika stark vertreten ist, so hält es doch schwer, irgend welche Gesetze darin aufzufinden. Sicher ist, einmal, dass solche Personen öfters eine auffallend dunkle Hautfarbe haben, welche an Kraft derjenigen der reinen Race Nichts nachgiebt, und ferner, dass die späteren Generationen eine Neigung zeigen zurückzuschlagen, dass also Atavismus statthat, indem die Enkel wieder den Grossältern ähnlicher werden, oder die Grossenkel. Ein Urtheil über die Natur der abweichenden Pigmentirungen kann daher gegenüber solchen Bedenken nur den Charakter einer Vermuthung tragen, diese würde aber dahin lauten, dass in vielen Fällen keine Vermischung vorliegt, sondern körperliche Eigenthümlichkeiten eine schwächere Entwickelung des Pigmentes veranlassen.

Von den helleren Varietäten der Hautfarbe ist ein durch deutliches Auftreten von Roth charakterisirter Ton besonders häufig, welcher indessen dem angegebenen Grundton noch sehr nahe liegt (Farbentafel Feld Nr. 3). Ohne eine energische Wäsche, zu welcher sich die betreffenden Individuen nur schwer verstehen, kann man aber kaum mit Sicherheit feststellen, wie viel davon Natur ist und wie viel auf den rothen Ocker zurückgeführt werden muss, mit welchem sich die *Xosa* und viele andere Stämme bemalen. Je nachdem die Bemalung, welche nass über die ganze Haut eingerieben wird, mehr oder weniger intensiv ist, zeigt die Hautfarbe der betreffenden Individuen natürlich einen stärkeren oder schwächeren Anflug von Roth; derselbe sitzt, obgleich der Körper nach dem Trocknen noch mit Fett eingerieben wird, nur sehr locker, so dass er stark abfärbt und von Zeit zu Zeit erneuert werden muss.

Es ist diese Sitte um so merkwürdiger, als viele von ihnen eine recht dunkle, stark pigmentirte Hautfarbe wiederum für die schönste von allen erklären, und »schwarz« als ein Epitheton ornans gebraucht wird. Wie es scheint, denken sie, wenn die Häuptlinge schmeichlerischer Weise »schwarz« genannt werden, mehr an den Begriff des Imponirenden, Furchtbaren, als des Schönen. Für diese Vermuthung spricht, dass sie jenes Beiwort besonders gern in Anreden gebrauchen, im Zusammenhang mit Bezeichnungen, wie »Löwe, Vernichter, Mächtigster« etc., sowie dass sie beim Namen der Häuptlinge in Verbindung damit schwören[2]). Wenn sie Europäern gegenüber geradezu die Schönheit der dunklen Pigmentirung betonen, so geschieht dies wohl nur in einer gewissen, leicht erklärlichen

[1]) Schiffbruch des Grosvenor an der Küste von Kaffraria 1782, wobei viele der geretteten weiblichen Passagiere von den *Xosa* als Frauen aufgenommen wurden.

[2]) Schon LIVINGSTONE giebt an, dass die *Bakuéna* (ein *Be-chuanen*-Stamm) schwören: »Beim schwarzen *Secheli*!«

Opposition, in ähnlicher Weise wie sie auch behaupten, dass nicht die schwarzen, sondern die weissen Menschen den Pavianen am ähnlichsten wären; denn diese wären ebenfalls weiss und haarig im Gesicht wie die Affen.

Eine kräftige, tiefe Hautfarbe ist das Zeichen einer normalen, gesunden Constitution und kann also auch von diesem Gesichtspunkte aus an einer Person gerühmt werden. Man muss dabei im Auge behalten, dass die Tiefe der Färbung wesentlich bedingt wird durch den grösseren oder geringeren Blutgehalt der Haut-Capillaren; Momente, welche diesen verändern, modificiren damit auch indirect die Färbung; daher wird der Kaffer wie die andern *A-bantu* bei Anfällen von Angst, Schreck oder in schweren Krankheiten blass, d. h. die vorher dunkelbraune Haut zeigt einen hässlichen, graulichen Ton, indem alsdann das Pigment allein die blutarme *Cutis* tingirt.

Die ganz dunklen Varietäten der Hautfarbe sind nicht so häufig als die helleren, besonders was die höheren Grade anlangt; die intensivsten Färbungen, welche man beobachtet, kommen dem Schwarz sehr nahe, wirklich blauschwarze Pigmentirung, wie sie bei gewissen nordafrikanischen Stämmen charakteristisch ist, wurde nicht bemerkt. Es finden sich nahezu schwarze Individuen in wechselnder Anzahl unter den Stämmen, ohne dass man in Süd-Afrika ihr Vorkommen auf bestimmte Eigenthümlichkeiten der Wohnsitze zurückführen könnte. Im Allgemeinen nimmt man wohl an, dass der Aufenthalt in warmen und zugleich feuchten Landstrichen die Pigmentablagerung in der Epidermis befördert, für die Gebiete bis zum Wendekreise ist ein solcher Einfluss indessen nicht nachweisbar; ob dies für weiter nördlich gelegene Länder möglich ist, kann hier nicht erörtert werden. Die *Ama-Xosa*, obgleich sie ein tief gelegenes, wasserreiches Land bewohnen, sind im Durchschnitt nicht dunkler als die Stämme des trockenen Innern an den Gränzen der *Kalahari*.

Die Körperconstitution im Allgemeinen sowie die Beschaffenheit der Haut, welche ja die Trägerin des Pigmentes ist, haben sicherlich mehr Einfluss auf die Stärke der Entwickelung als locale Einwirkungen irgend welcher Art. Es wäre auch eine schwer zu erklärende Thatsache, wenn man wirklich annähme, dass der bedauerliche Mangel der Sonnenschirme allein einen Theil unserer Brüder in eine untergeordnete Race verwandelt hätte, warum die gegen Insolation geschützten Theile des Körpers nicht heller sind als die exponirten? So sind die Achselhöhlen, die Dammgegend, die Innenflächen der Schenkel etc. nicht weniger, sondern meist besonders stark pigmentirt. Von lichter Farbe, d. h. von einem schmutzigen Fleischton sind nur die Handteller und Fusssohlen, wo eine schnelle Abnutzung und Regeneration der Epidermis stattfindet; schwach pigmentirt sind ausserdem die Nägel, unter welchen die pigmentführende Schicht weniger entwickelt ist.

Dass die Körperbedeckung dieser Stämme in wichtigen Punkten von der europäischer Völker abweicht und anders functionirt lässt sich aus mannigfachen Beobachtungen schliessen, wenn auch keine ausführlichen Untersuchungen darüber vorliegen. Selbst unter afrikanischer Sonne, bei hoher Temperatur der Luft fühlt sich die Haut bei diesen Stämmen beständig kühl an, sie kann trotz der dunklen Farbe nicht nur ohne Nachtheil einer Isolation ausgesetzt werden, welche auf der eines Europäers Blasen hervorrufen würde, sondern die Leute scheinen sich im Sonnenschein mit einem besondern Behagen hinzustrecken. Tropfbarer Schweiss erscheint nur ausnahmsweise auf dem Gesicht, dagegen muss eine starke unsichtbare Perspiration vorhanden sein, wie sich aus dem eigenthümlichen, penetranten Geruch erkennen lässt. Derselbe scheint von einer der Buttersäure verwandten Fettsäure herzurühren, er ist aber unabhängig von etwa dem Körper anhaftenden Unreinigkeiten; denn Waschen nimmt den Geruch nicht fort, vielmehr erscheint er dadurch um so stärker, sobald heftige Muskelthätigkeit ausgeführt wird.

Diese Eigenthümlichkeit findet sich nicht bei allen Individuen gleich deutlich ausgesprochen, sondern während sie bei Manchen so intensiv auftritt, dass eine Person im Stande ist einigermaassen empfindlichen Europäern den Aufenthalt in demselben Zimmer unerträglich zu machen, zeigt sie sich bei andern so schwach, dass man es kaum bemerkt.

Aus diesen Thatsachen ist mit grosser Wahrscheinlichkeit zu folgern, dass der Haut bei den *A-bantu* die Function eines Excretionsorganes in höherem Grade eigen ist als bei den indo-germanischen Stämmen, und dass auch, im Zusammenhang damit, ein stärkerer Blutlauf durch dieselbe stattfindet. Dies macht sich selbst dem Gefühl bemerkbar durch ein gewisses Turgesciren der Körperbedeckungen, die von besonderer Dicke erscheinen, und dabei eine eigenthümliche Consistenz zeigen, indem sie dem Druck nachgeben, ohne sich eigentlich weich anzufühlen. Mit Rücksicht auf diesen Umstand kann man vielleicht erklären, wie LICHTENSTEIN und Andere dazu kommen, die Haut der *Xosa* als »sammtartig« zu bezeichnen, obgleich zum Begriff des Sammtartigen jedenfalls eine gewisse Zartheit der Oberfläche gehört, wie sie der *Cuticula* eines Kaffern wahrhaftig nicht eigen ist. Wie sollte auch ein Mensch zu einer sammtartigen Haut kommen, der den Körper den äusseren Agentien in einer so rücksichtslosen Weise exponirt, oder ihn mit rauhen Fellen bekleidet, oder ihn mit Erde und Fett beschmiert und sich dann wieder auf dem Boden oder in der Asche herumwälzt? Dass die *Cutis* nicht von den zartesten ist, erkennt man auch deutlich, wenn man beobachtet, wie Individuen von diesen Stämmen in der kalten Jahreszeit mit besonderem Vergnügen Hände oder Füsse unverhüllt in die lodernde Flamme des Feuers für eine solche Zeit halten, in welcher auf europäischer bereits ohne Zweifel Brandwunden entstanden sein würden.

Abgesehen von der Farbe unterscheidet sich die Haut von der nicht pigmentirter Racen durch eine gröbere Textur; die Riffe und Leisten der Epidermis sind auffallender und es finden sich schon bei jungen Individuen über den ganzen Körper leichte Eindrücke wie seichte Risse, welche aber erst bei vorgerückteren Jahren hier und da in kleinere Falten übergehen. Häufig erscheint auch die Oberfläche durch stärkeres Vortreten von Knötchen und flache, grübchenförmige Vertiefungen dazwischen leicht granulirt. Pockennarben, die oft unter diesen Stämmen bemerkt werden, greifen sehr tief und lassen auffallendere Spuren zurück als selbst bei schweren Fällen an Weissen dauernd zu bleiben pflegen.

Systematisches Tättowiren ist nicht üblich [1]), obwohl es gelegentlich vorkommt, dagegen finden sich öfters gewisse Narben an verschiedenen Körpertheilen, welche dafür gehalten werden könnten. Besonders häufig sieht man solche in der Schläfengegend oder vor dem Gehörgang auf dem Jochbein in Gestalt von ein bis zwei Zoll langen Schnitten, welche schräg nach vorn und unten ziehen. Diese gewöhnlich etwas hypertrophischen Narben rühren her von Scarificationen, die in Fällen von Krankheit als locale Blutentziehung ausgeführt werden; geschieht eine derartige Operation durch eingeborene Doctoren, so pflegen sie wohl Arzneistoffe oder Asche in die Wunden einzureiben, was die starke Narbenbildung erklärlich macht. Aehnliche Scarificationen werden als abergläubische Ceremonie bei Kriegern durch den Hauptmedicinmann in der Hüftengegend ausgeführt, worauf bei Besprechung der Sitten zurückzukommen sein wird.

Wirkliche Tättowirungen finden sich vereinzelt in Form von Linien auf Brust (Fig. 23, *Fingoe*-Frauen) oder Wangen, als kleine, dicht stehende Striche in Gestalt eines Bandes um die Stirn oder den Hals etc. Eine so regelmässige und durch die Sitte genau vorgeschriebene Anwendung wie bei den Centralafrikanern findet diese Verunstaltung des Körpers bei keinem der südafrikanischen Stämme.

Wie abweichend das Hautsystem der *A-bantu* von dem europäischer Racen ist, zeigt sich auch an den Haaren. Diese, obgleich für den Gesammtorganismus nur von untergeordneter Bedeutung geben doch wegen der auffallenden Constanz in der Beschaffenheit sowohl als in der Vertheilung eins der wichtigsten Unterscheidungsmerkmale für die Afrikaner ab.

Die Behaarung des Körpers ist im Allgemeinen schwach, die Lanugo wird zuweilen kaum bemerkbar, sodass die Haut ganz kahl erscheint und nur bei kräftigen, männlichen Individuen finden sich auf dem mittleren Theil des Thorax einzelne entwickeltere Haarparthien, seltener auch auf dem Unterleib; die Extremitäten, die Schultergegend sind nicht deutlich

[1]) BARROW stellt das Tättowiren als eine allgemeine Sitte der Kafferfrauen hin, welche meist die Gegend zwischen den Brüsten und die Arme dazu benutzen sollen; eine so verbreitete Anwendung kann indessen nicht angegeben werden. B. a. a. O. p. 216.

behaart, in den Achselhöhlen tritt nur ein kleiner Fleck dichteren Haarwuchses auf. Die stärker entwickelten Parthien der *Lanugo*, ebenso wie die Pubes, der Bart und das Haupthaar erscheinen bei allen A-bantu in höherem oder geringerem Grade wollig oder besser gesagt verfilzt[1]). Die Krümmungen der Haare sind so eng, dass sie sich nicht wie bei der Schaafwolle zu feinen, welligen Strähnen zusammenlegen, sondern die einzelnen Haare nehmen gesonderten Verlauf und legen sich nur mit benachbarten ähnlich verlaufenden zu unregelmässig verfilzten Zöpfchen zusammen. Die Dichtigkeit und der Durchmesser dieser natürlichen Theilungen ist abhängig von der Neigung der Haare sich zu krümmen, variirt daher stark bei den Individuen und Stämmen, doch niemals wird der Wuchs derartig, dass man eine Neigung zur Lockenbildung daran bemerken könnte, wie sie z. B. bei dem krausen Haare der Juden stets noch zu erkennen ist.

Der Ausdruck »wollig« ist auch insofern nicht ganz ohne Bedenken, als man damit unwillkührlich den Begriff des Feinen verbindet, dies ist aber für die Haare der Kaffern nicht zutreffend. Im Gegentheil sind dieselben dick, fest und resistent, also darin jedenfalls wirklicher Wolle äusserst unähnlich. Die Stärke ergab an einigen Proben, die gemessen wurden: 0.084 Mm. (*Fingoe*) und 0.062 Mm. (*Maaue*), also Zahlen, welche dem Durchschnitt der europäischen in der Regel viel weicheren Haare nahe stehen. Die gefundenen Maasse variiren übrigens bei den Individuen sehr stark, da der Querschnitt ein Oval von wechselnder Breite und Regelmässigkeit bildet.

Das Kopfhaar ist dicht und kräftig, wird aber bei keinem der beiden Geschlechter so lang wie bei uns und der generelle Unterschied ist geringer, so dass also in Afrika die Männer im Vergleich zu den Weibern stärkeren Haarwuchs haben als in Europa. Man hat indessen besonders bei den *Xosa* nur ausnahmsweise Gelegenheit den höchsten Grad der möglichen Entwickelung festzustellen, da sie es abzuscheeren pflegen. In der Regel bedeckt es bei ihnen den Kopf in Gestalt eines dichten Polsters (Fig. 1 *Sandili*), in welchem die kurzen Zöpfchen sich nur undeutlich kennzeichnen, zuweilen, wenn weniger Sorgfalt auf die Toilette verwandt wird, sieht man es halblang, abstehend; künstliche Touren wie bei vielen anderen Stämmen kommen hier nicht vor.

Fig. 1. U'sandili, Häuptling der Ama-ngqika.

[1]) »*crépue*« Pruner-Bey Mém. d. l. Soc. d'Anthrop. Vol. II. De la chevel, wo auch über den Haarquerschnitt zu vergleichen ist.

Der Bartwuchs der *Xosa* ist durchgängig schwach; selten erreicht er am Kinn, wo er noch am stärksten wächst, die Länge von 5 CM.; meist entwickelt sich der Backenbart nur zu unregelmässigen, einzeln stehenden, knäulartig zusammengedrehten Zotten von geringer Länge, der Schnurrbart erscheint gewöhnlich nur in der Gegend der Mundwinkel und bleibt ebenfalls sehr kurz.

Im Alter werden das Haar sowohl als der Bart grau, doch tritt dies erst in sehr späten Jahren ein und selten so vollständig, wie man es häufig an Europäern zu bemerken Gelegenheit hat, d. h. die Haare erscheinen melirt, nicht rein weiss. Kahlköpfigkeit ist selten, doch kommt sie ausnahmsweise vor (Fig. 2 *Magoma*).

Fig. 2. U'magoma, Häuptling der Ama-ngqika.

Ebenso auseinandergehend als über die Hautfarbe sind die Autoren auch über die allgemeine Auffassung der äusseren Erscheinung in Bezug auf Grösse, Wuchs und Proportionen des Körpers. Die Mehrzahl der Urtheile lauten günstig und wohl mit Recht, wenn auch Uebertreibungen hierbei ebenfalls häufig genug sind.

Die Reihe von Messungen, welche Verfasser auszuführen Gelegenheit hatte, ergaben als Mittelwerth für die Grösse des erwachsenen Mannes unter den *A-bantu* 171.8 CM.; allerdings beträgt die Reihe nur 55, aber da bei der Auswahl die Gesichtsbildung allein berücksichtigt wurde, und die Reihe in Bezug auf den Wuchs also durchaus unbefangen zusammengestellt ist, so dürfte die gefundene Zahl dem Sachverhalt ziemlich genau entsprechen. Demnach zu urtheilen überträfe also die durchschnittliche Grösse, wie Grout es angiebt, nicht die der kräftig entwickelten anglogermanischen Volksstämme, wenn sie ihr vielleicht auch gleich kommt. Es lässt sich nicht leugnen, dass einzelne Geschlechter sich durch besonders hohe Figur auszeichnen, wie z. B. die Häuptlingsfamilie der *Ama-ngqika*, bei denen die durchschnittliche Grösse (6 erwachsene Männer gemessen) 183 CM. betrug [1]), aber diese überragen den grössten Theil der übrigen Bevölkerung in derselben Weise, wie auch bei uns die Abkömmlinge einzelner Familien sich durch Körperlänge auszeichnen.

[1]) Mit Weglassung des ausnahmsweise kleinen, nur 168 CM. messenden *Magoma* sogar 186 CM.

Der unbefangene Beobachter pflegt, wenn nicht Messungen zu Hülfe genommen werden, durch die übrigen Dimensionen in der Beurtheilung der Grösse leicht irre geführt zu werden, worin zumal das Schlanke der Figuren als ein einflussreiches Moment in Betracht zu ziehen ist. Auch rein äusserliche Eigenthümlichkeiten, das Naturkostüm, die dunkle, fettglänzende Haut, überhaupt das Neue, Ungewohnte des Anblicks scheinen den Eindruck auf die Beschauer erhöht, und sie selbst da zu Uebertreibungen veranlasst zu haben, wo die Absicht dazu nicht vorlag. Wenn man liest in wie hochtrabenden Worten Viele von der Körperentwickelung, den athletischen Formen, herculischen Muskeln im Vergleich mit europäischen Individuen sprechen, so sollte man glauben, diese Autoren hätten sich ihre Anschauungen anglogermanischer Körperformen auf den Schwimmschulen der Städte gebildet, wo viel unentwickelte Knaben und verkommene Staatshaemorrhoidarii baden. Sie sollten zur Verbesserung ihrer Vorstellungen einige Male die Militairschwimmschulen besuchen, wo sie sich leicht überzeugen könnten, dass der gesunde, normal entwickelte Germane, sowohl was die Proportionen als die Kraft und Fülle der Formen anlangt, in der That den durchschnittlichen Bau des zu den *A-bantu* gehörigen Mannes übertrifft. Wir pflegen wenig Abbildungen männlicher Formen europäischer Race zu sehen und die Unterschätzung der Entwickelung ist daher eine ziemlich allgemeine; einige nach Photographien ausgeführte Figuren, Kaffern verschiedener Stämme darstellend, welche hier angefügt sind, dürften in Folge dessen bei vergleichender Betrachtung nicht immer in demselben Sinne aufgefasst werden, über gewisse Eigenthümlichkeiten der Bildung wird man aber kaum in Zweifel sein.

Fig. 3. Zulu aus Natal.

Zunächst erscheinen die Figuren nicht nur schlank, sondern wie GROUT es ebenfalls betont, in der That zu schlank, was hauptsächlich seinen Grund hat in dem steilen, fast senkrechten Abfall der Thoraxwände und dem geringen Hervortreten der Hüften; (Vergl. Figg. 3, 4, 5 etc.); die Schultern sind ziemlich breit, aber unschön abstehend und es fehlt so jene eigenthümliche, etwas dreieckige Form des Rumpfes, welche ein Merkmal des kräftig entwickelten Mannes europäischer Race ist, und die an jeder Herculesfigur trotz der gleichzeitigen Körperfülle noch deutlich zu sehen ist. An schlanken Personen fällt diese Bildung aber ganz besonders in die Augen und giebt denselben den Ausdruck der

Gewandtheit verbunden mit Kraft, welcher edlen Racen eigen zu sein pflegt[1]).

Ich habe derartige Figuren unter den *A-bantu* nur ausnahmsweise bemerkt, keine der Photographien, welche ich besitze, zeigt eine solche, wohl aber LIVINGSTONE's[2]) Abbildung »Vorstellung zweier junger Löwenjäger am Hofe zu Mosilikatze« (besonders die aufrecht stehende Person mit ausgestreckter Hand), ein neuer Beweis der allerdings auch so notorischen Thatsache, dass keine oder nur mangelhafte Originalskizzen seinen Darstellungen zu Grunde liegen. Die fragliche, nur beim Manne auftretende Bildung ist auch auf einer anderen Tafel: »*Bakalahari*-Frauen füllen ihre Eierschalen etc.« an der stehenden weiblichen Figur linker Hand zu bemerken, doch ist die ganze Darstellung der betreffenden Gruppe so utrirt und absurd, dass es sich nicht der Mühe verlohnt, weiter darauf einzugehen.

Fig. 4. Zulu aus Natal.

Die allmälige Verbreiterung des Rumpfes nach den Schultern hängt naturgemäss ab von dem Durchmesser des Brustkorbes, aber ausserdem von der Entwickelung der Thoraxmuskeln zumal des *Pectoralis major* und *Latissimus dorsi*, von denen der erstere wenigstens durchschnittlich nicht so stark zu sein scheint, als bei den Anglo-Germanen. Dadurch geschieht es, dass der Arm etwa 4—5 CM. unterhalb des *Acromion* sich auffallend verjüngt und der *Biceps* scharf und massig vom *Deltoideus* abgesetzt erscheint, ohne übermässig stark zu sein (siehe Abb. Fig. 5); vielleicht betheiligt sich auch der *Coraco-brachialis* durch seine geringe Ausbildung an der Verjüngung.

Fig. 5. Junger Kafer.

Während der Oberarm bei einer grösseren Zahl von Individuen doch noch ziemlich kräftig entwickelt genannt werden kann, sind

[1] Z. B. auch bei den semitischen Völkern sehr deutlich hervortretend.

[2] Missionsreisen und Forschungen in Süd-Afrika.

die Unterarme ebenso wie die Waden bei den unvermischten, in ihrer Ursprünglichkeit bewahrten Eingeborenen als Regel im Verhältniss zu der übrigen Muskulatur zu schwach, welche Eigenthümlichkeit bekanntlich auch an anderen wilden Stämmen beobachtet wird.

Fig. 6. Zulu aus Natal.

Die Oberschenkel sind wie die Oberarme kräftiger, aber hier kommt ein neues Charakteristicum hinzu, welches das Ebenmaass des Körpers stört; bei den meisten Individuen dieser Race stehen nämlich die unteren Extremitäten etwas nach hinten gerückt und das Becken erscheint stärker geneigt. Die nothwendige Folge einer solchen Bildung ist die eigenthümliche Wölbung des Unterleibes, der durch eine scharfe Krümmung in die Leisten übergeht, und das starke Hervortreten der Nates, welche ebenso wieder durch eine sehr tiefe Lumbosacralbeuge mit dem Rücken vereinigt sind. Die Knie erscheinen zuweilen etwas abgesetzt und nach innen gewendet wie in Fig. 6, doch ist dies nicht durchgängig der Fall; es fehlt z. B. in Fig. 7, welche einen jungen Mann, auf dem *Gubo* [1]) spielend, darstellt. Derselbe hat vielleicht die besten Verhältnisse, die ich unter den *A-bantu* bemerkt habe, und doch kann man sich auch hier überzeugen, dass die erwähnten Raceneigenthümlichkeiten vorhanden sind, wenn auch in schwächerem Grade. Der steile Thorax ist allerdings durch das Anpressen der Arme etwas verdeckt, doch immer noch kenntlich, Unterarme und Waden sind schwach, die Oberschenkel etwas zurückstehend, Brustmuskeln mässig entwickelt. So günstige Proportionen, so voll und regelmässig gebildete Gliedmaassen müssen indessen schon als nicht ganz gewöhnliche bezeichnet werden.

Fig. 7. Junger Kaffer auf dem Gubo spielend.

Es wäre demzufolge die Vermuthung aufzustellen, dass die betreffende Person unter einigermaassen civilisirten Verhältnissen gross gezogen wurde, wobei sich die mehr äusseren Charaktere der Race, auch ohne dass Vermischung vorliegt, schon in einer Generation in wichtigen Punkten zu ändern pflegen. Es betrifft dies besonders die Muskulatur und allgemeine Körperfülle, welche sich durch regelmässige Arbeit bei einer

[1]) Ein musikalisches Instrument, worüber weiter unten das Nähere einzusehen ist.

ausreichenden, rationelleren Nahrung schnell verbessert: Die Unterarme und Waden bilden sich stärker aus und können bei bedeutender Uebung die herculischen Formen in der That erreichen, welche den ganz wilden Stämmen von einzelnen Autoren angedichtet werden. Solche Uebung ist z. B. das Lastentragen durch die Brandung, wie es in Port-Elisabeth vorkommt; hier sind denn auch unter den am Orte aufgewachsenen *Fingoe* athletische Formen nicht selten; doch fehlt auch dann gewöhnlich ein edles Ebenmaass [1]).

Die hier aufgestellten Behauptungen, welche sich auf Beobachtungen an Ort und Stelle, sowie auf Vergleichung von Photographien stützen, können nicht angefochten werden durch emphatische Tiraden einzelner Enthusiasten, und es gereicht mir zur besondern Genugthuung, dass die wenigen bisher nach Photographien ausgeführten Abbildungen anderer Autoren die wesentlichsten Merkmale deutlich erkennen lassen. Es gehört hierher aus GROUT's *Zulu*-Land das Titelbild: *A Zulu grup*, welches, obgleich ich sonst mit dem genannten Autor durchaus nicht immer übereinstimme, geradezu als eine Illustration der beschriebenen Eigenthümlichkeiten bezeichnet werden kann. Die stehende Figur mit dem Stock zeigt dieselben in unverkennbarer Weise, bei den anderen sind sie theilweise durch die kauernde Stellung verdeckt. In WOOD's *Natural History of Man, Africa*, ist eine grosse Anzahl von Abbildungen gegeben, welche auch theilweise nach Photographien ausgeführt sind. Dieselben sind aber leider Behufs einer dem Autor passenden Darstellung in die Hände von »Künstlern« gerathen, um zweckentsprechend arrangirt zu werden [2]). Es sind so eine ganze Reihe von Scenen aus dem öffentlichen und privaten Leben des Kaffern mit zahlreichen Figuren in allen möglichen und unmöglichen Stellungen entstanden, wo nur ein geübtes Auge im Stande ist, das zu Grunde liegende, zum Theil gute Material wieder herauszufinden.

Die Formation der Hände kann an den *A-bantu* noch am ehesten als edel bezeichnet werden. Diese Gliedmaassen sind durchgängig schlank, die Finger fein, abwärts leicht verjüngt, die Nägel länglich, schmal, was man bei uns wohl den aristokratischen Typus nennt. Dabei sind die Hände gewöhnlich nicht über Gebühr lang, was bei den ebenfalls schmalen Füssen häufiger vorkommen dürfte. Die Bildung der Füsse, an denen die zweite oder dritte Zehe die längste zu sein pflegt, wird in der Regel, auch wenn sie nicht unverhältnissmässig lang sind, entstellt durch das auffallende Hervorragen der Ferse, wodurch zuweilen der dritte Theil der Längsaxe des

---

[1]) Vergl. darüber auch F. Drei Jahre in Süd-Afrika pag. 227.

[2]) Wie WOOD im Vorwort sich ausdrückt: »to avoid the unpleasent stiffness of photographs«.

Fusses hinter die Malleolen zu liegen kommt. Dabei ist die Wölbung der Sohle nur gering, so dass sie beim Gehen grösstentheils, oder gänzlich den Boden berührt; doch stellt sich dies bei barfuss gehenden Stämmen gewöhnlich ein und kann daher nicht als charakteristisch gelten. Ebensowenig aber auch ein vereinzeltes Vorkommen von Abstehen der grossen Zehe, wie es Fig. 6 zeigt, obgleich die Autoren, welche entdeckt haben, dass unser Stammvater, der Uraffe, mit einem Greiffuss begabt war, einen so unwiderlegbaren Fall von Atavismus freudig begrüssen werden.

Was die Proportionen der Gliedmaassen unter einander und zur Gesammtlänge des Körpers anlangt, so lässt sich darüber nicht so leicht eine entscheidende Angabe machen, als man glauben sollte. Der allgemeine Eindruck ist keinesfalls ausreichend, um positive Behauptungen aufzustellen, wo es sich um verhältnissmässig so geringe Unterschiede handelt, während die Messung am Lebenden bedeutenden Schwierigkeiten unterliegt [1]).

Aus diesem Grunde wurde die Tabelle für die Messungen am Lebenden nur in ganz beschränkter Weise durchgeführt, um einigen Anhalt für die Grösse der aufgenommenen Portraitköpfe zu gewinnen. Die kurze Reihe

---

[1]) Einmal ist es nur mit Mühe zu erreichen, dass ein uncivilisirter Mensch, welcher den Europäer stets mit Misstrauen, häufig auch mit abergläubischer Furcht betrachtet, sich gutwillig hergiebt zu einer Manipulation, deren Sinn und Zweck er durchaus nicht versteht. Oefters tritt auch die Schamhaftigkeit hindernd in den Weg, um die zum genauen Messen nothwendige Entblössung des Körpers zu erreichen, und es ereignet sich daher, dass man meist nur das Material zur Benutzung erhält, welches an den Verkehr mit Europäern gewöhnt ist, aber dadurch auch den Verdacht einer möglichen Vermischung gegen sich hat.

Immerhin würde es trotz der Schwierigkeiten sehr dankbar sein, diese Untersuchungsmethode, wo es irgend thunlich ist, anzuwenden, wenn nicht ein anderer Umstand hinzukäme, welcher ihren Werth sehr herabsetzt: Selbst der geübte Beobachter kann nicht gewährleisten, dass er bei zweimaligem Messen desselben Individuums in allen Rubriken genau zu denselben Zahlen kommen wird. Demnach ist eine verhältnissmässig lange Reihe erforderlich um die unvermeidlichen Messungsfehler zu elimiren.

Es verdient gewiss alle Anerkennung, mit welchem Fleiss und Ausdauer die Anthropologen der Novara-Expedition ihre weitläufigen Tabellen gefüllt haben, und es soll der Werth des von ihnen gelieferten Materials durchaus nicht herabgesetzt werden, doch dürfen die Herren nicht vergessen, dass sie sich, sowohl was die Reichhaltigkeit der verfügbaren Kräfte, als auch die Willigkeit der zu messenden Individuen betrifft, (da es sich um Küstenbewohner handelte) immer noch in besonders günstigen Verhältnissen befanden. Beim weiteren Vordringen nach dem Innern, wo man mit Stämmen in ihrer Ursprünglichkeit zusammentrifft, und an Mittelspersonen sowie anderweitig hülfreichen Händen Mangel ist, gehört die Anfertigung reichhaltiger Tabellen nach einem so ausführlichen Schema fast in das Bereich der Unmöglichkeiten. Verfasser hat im Orange-Freistaat unter einigermaassen günstigen Umständen selbst nach dem durch die Göttinger Anthropologen-Versammlung revidirten Schema der Novara-Expedition, welches bekanntlich 78 Rubriken zählt, Messungen angestellt, und glaubt in Hinblick darauf behaupten zu dürfen, dass die gewonnenen Resultate mit der aufgewandten Zeit bei Reisen im Innern uncivilisirter Länder, wo dem alleinstehenden Reisenden jede Minute ein kostbares Gut ist, mit dem er geizen muss, nicht im Einklang stehen.

der vollständig gemessenen Individuen (6 *A-bantu* ♂) ergiebt eine Extremitätenlänge von 47.46[1]) (*Summum hum.* — Spitze *digit. med.*) und 50.69 (Spitze des *Troch. maj.* — *Mall. ext.*) in Procenten der Körperlänge.

Ob bereits schon hinlänglich zahlreiche Messungen guten Materials angestellt sind, um genaue Durchschnittswerthe der Körperproportionen für die afrikanischen Racen aufzustellen, erscheint mehr als fraglich, wenn auch KARL VOGT in seinen Vorlesungen es als ausgemachte Thatsache hinstellt, dass die europäischen Stämme die Neger (?) in der relativen Länge des Oberarmes weit überragten und die letzteren dem Uraffen darin noch näher ständen[2]). Die einzigen Zahlen, welche er zum Beweise anführt (aus der BURMEISTER'schen Tabelle), sprechen in der That gegen seine eigene Behauptung, indem sich Oberarm zum Unterarm wie 18.15 : 14.77 verhält, was also einen Unterschied von 3.38 ergiebt, während der Europäer 3% Differenz zeigen soll. (V. scheint sich also die Zahlen nicht einmal angesehen zu haben !?) Zufälliger Weise unterstützen die Zahlen der wenigen von mir gemessenen Individuen seine Behauptung[3]); die Berechnung ergiebt nämlich für den Oberarm 18.27, den Unterarm 16.72, also nur 2.15 Differenz (6 ♂ gemessen, *Summum humeri — Condyl. ext.* und vom *Condyl. ext.* — Spitze des *Proc. styl. radii.* Nr. 59 und 60 des Novara-Schemas). Doch erachte ich ebensowenig die BURMEISTER'sche gegentheilige wie meine günstige Zahl als einen hinlänglichen Beweis für die aufgestellte Behauptung weil die Reihe zu kurz, die individuellen Schwankungen und die unvermeidlichen Messungsfehler zu gross sind.

---

[1]) VOGT giebt in seinen Vorlesungen über den Menschen eine kleine Tabelle nach BURMEISTER'schen Messungen, worin für den Neger (?) 44,6 als obere Extremität beim Manne, 48,8 beim Weibe eingetragen ist. Diese enorme generelle Differenz von 4,2 lässt schon allein die Vermuthung auftauchen, dass die genannten Zahlen nicht die volle Bedeutung von Durchschnittswerthen haben. Wahrscheinlich sind die Messungen auch gänzlich oder grösstentheils an dunkelpigmentirten Individuen afrikanischer Abstammung in Amerika gemacht, welche Personen ja alle von dem bequemen Wort »Neger« liebevoll umfasst werden.

Es muss aber dagegen Verwahrung eingelegt werden, dass Beobachtungen an Individuen, welche in der Fremde aufgewachsen sind, ohne Weiteres auf afrikanische Stämme übertragen werden, da die Verpflanzung und das Leben unter abnormen Verhältnissen auf die Entwickelung des Körpers einen starken Einfluss ausübt.

Für die untere Extremität giebt VOGT 51,9 ♂, resp. 51,7 ♀ an. Wenn man auf solche Zahlen, ohne sich den Vorwurf des Leichtsinns zuzuziehen, Schlüsse bauen will, so wäre es doch erforderlich, wenigstens Zahl und Abstammung des Materials anzugeben. VOGT, V. üb. d. Mensch. pag. 224.

[2]) VOGT soll seitdem die Behauptung zurückgenommen haben. V.

[3]) ECKER giebt in seiner Abhandlung über den Körperbau schwarzer Eunuchen auch die Maasse eines normalen Negerskelettes, welche ebenfalls ein gewisses Plus der Länge des Unterarms im Vergleich mit dem Europäer zeigen; es handelt sich aber auch hier um einen einzigen Fall. a. a. O. pag. 107.

Es kann hier nur so viel gesagt werden, dass der allgemeine Eindruck bei den *A-Bantu* mitunter auch derartig ist, als ob der Rumpf unverhältnissmässig lang wäre, wenigstens im Vergleich zu den unteren Extremitäten; doch lässt sich dies vielleicht erklären durch das bereits erwähnte Zurückstehen der Beine, wodurch die *Regio hypogastrica* abwärts verlängert erscheint. Bei den hier abgebildeten Figuren, ausser Nr. 6, sowie überall da, wo besonders hoher, schlanker Wuchs vorliegt, sind die Beine verhältnissmässig oder sie scheinen sogar auffallend lang; ein allgemein gültiges Urtheil lässt sich also darüber zur Zeit nicht abgeben.

Bei den bisher angeführten Eigenthümlichkeiten wurde wesentlich der männliche Körper berücksichtigt, was durch den Umstand gerechtfertigt wird, dass dieser bei den dunkel pigmentirten Afrikanern (*Nigritier*) im Allgemeinen viel typischer erscheint als der weibliche. Während es bei einiger Kenntniss der Eingeborenen nicht schwer ist, nach der Leibesbeschaffenheit allein anzugeben, welchem Stamm etwa ein bestimmter Mann angehört, ist dies beim Weibe kaum möglich. Individuelle Unterschiede treten in den Vordergrund und verdecken, oder verwischen die Stammeseigenthümlichkeiten. Ausserdem pflegen die weiblichen Individuen bei den *A-Bantu* in der Entwickelung den männlichen nachstehen, was wohl in der unterdrückten politischen Stellung der Frauen seinen Grund hat. In einigermaassen civilisirten Verhältnissen, unter Weissen aufgewachsene Individuen pflegen günstigere Formen des Körpers zu zeigen; unter ihren Stammesangehörigen entwickeln sie sich früh, verblühen aber auch sehr schnell, wozu die andauernde harte Arbeit viel beiträgt.

Fig. 8. Zulu-Mädchen.

Im besten Alter sind die Formen zuweilen nicht unschön, sie erscheinen voll und gerundet, doch fehlt es auch dann an Anmuth und Grazie; die Glieder sind plump, die Umrisse grob, wie aus Holz geschnitzt, was in der beistehenden Fig. 8 deutlich ersichtlich sein dürfte. Von den drei darauf dargestellten Frauen hat nach Schätzung sicherlich noch keine das 30. Lebensjahr überschritten, die (rechts) stehende grosse ist die jüngste und befindet sich jedenfalls im günstigsten Alter, aber auch an ihr tritt etwas Ungeschicktes, Linkisches in Figur und Haltung deutlich zu

Tage. Die *Mammae* sind noch aufgerichtet, zugespitzt, was als Regel nur unverheiratheten Personen zukommt.

Fig. 9. Sandili's Frauen.

Sowie die Frauen verheirathet sind, stellen sich Zeichen einer schnellen Descrescenz ein, zumal ein Schlaffwerden und Heruntersinken der Brüste, welche schliesslich völlig sackartig werden. Es gilt dies als ein normales Zeichen des entwickelten Weibes, wird nicht nur nicht als ein Eintrag der Schönheit betrachtet, sondern sogar hübsch gefunden, und die Frauen verstärken die Verlängerung durch Herunterbinden der Brüste (siehe Fig. 9, Sandili's Frauen). Die Ausdehnung wird dadurch so bedeutend, dass sie ohne Schwierigkeit die Brust über die Schulter werfen und ein auf dem Rücken getragenes Kind säugen können; auch geben sie wohl in sitzender Stellung die Brust unter dem gelüfteten Arm hindurch dem hinter ihnen Hockenden. Es ist diese zuweilen angezweifelte Thatsache so häufig, dass die fragliche Bildung in keiner Weise als Monstrosität aufgefasst werden darf und in Süd-Afrika Niemandem mehr auffällig erscheint.

Fig. 10. Kaffer-Mädchen. King Williams Town.

Ferner ist die Warze nicht so ausgebildet und vorspringend als bei Europäerinnen, sondern die ganze *Area* ragt stark über den anderen Theil der *Mamma* hervor, an ihrer Spitze die wenig abgesetzte Papille tragend. Das Kind erfasst die ganze Erhöhung mit dem Munde und saugt daher wie an einem Schwamm, aber nicht an einer Warze. Ein charakteristisches Beispiel dafür giebt die zweite Figur auf Taf. XIX.; in den Holzschnitten ist das Merkmal verwischt, da Zeichner und Stecher trotz der Correcturen immer wieder in die europäischen Formen zurück fielen. Die Photographien selbst, zumal die, welche der Fig. 10 zu Grunde liegt, liessen es deutlich erkennen.

Es wird hier noch die Abbildung eines Kaffer-Mädchens (*Fingoe*[1])

[1]) Siehe weiter unten im Kapitel: *Ama-Zulu*.

eingeschaltet, deren Körper wohl das »glücklichste« Ebenmaass zeigt, welches Verfasser unter diesen Stämmen zu beobachten Gelegenheit hatte, aber hier waren die Formen schon dem Ueberschwenglichen sehr nahe, wenn dies auch in der Photographie nicht besonders auffällt. Immerhin steht die Person in Bezug auf die Entwickelung des Körpers über den anderen hier abgebildeten Individuen und bildet also eine Ausnahme, welche sich wie bei Fig. 7 dadurch erklärt, dass die Person unter civilisirten Verhältnissen aufgewachsen war. Sie mochte in einer europäischen Familie als Dienerin aufgenommen worden sein, wofür wenigstens ihr ziemlich geläufiges Englisch, eine sonst in Süd-Afrika unter den Eingeborenen sehr seltene Sprache, gegründete Vermuthung erweckte.

Fig. 11. Fingoe-Mädchen aus Duhne.

Von besonderen Eigenthümlichkeiten des Körpers wäre nun noch die Beschaffenheit der Genitalien zu besprechen, doch ist darüber wenig zu bemerken.

Bei den Frauen der *A-Bantu* findet sich nicht jene auffallende Verlängerung der *Labia minora* und des *Praeputium Clitoridis*, welche man als Hottentottenschürze bezeichnet und die unter sehr verschiedenen Stämmen Afrika's verbreitet ist. Sie kommt unter den Kaffern nur ausnahmsweise und dann auch nicht in so hohem Grade vor, wie bei ihren braungelben Nachbarn.

Die *Pubes* sind spärlich und schwach entwickelt, aber ebenfalls kraus wie das Haupthaar.

Dasselbe findet statt bei den Männern, deren *Scrotum* eine längliche Gestaltung zeigt, indem ein Hode viel höher liegt als der andere; die Haut ist fest und stark contrahirt, die Haarbekleidung schwach. Der *Penis* ist verhältnissmässig stark, von normalem Bau. Das *Praeputium* wird bei den meisten hierhergehörigen Stämmen durch die Circumcision entfernt.

Es bleibt nun noch die Besprechung der Gesichtsbildung übrig, in welchem Punkt indessen die Betrachtung der angefügten nach Photographien gefertigten Kupfertafeln das Meiste wird thun müssen, um ein Verständniss herbeizuführen, da es kaum möglich ist, durch Beschreibung ein correctes Bild völlig fremder Züge in damit nicht Vertrauten zu erzeugen. Sehen wir doch Jeder mit anderen Augen und es fehlt der gleiche Maassstab, während gerade die Photographie diesem Uebelstande in ausreichender Weise abhilft und die geeignetste Basis für eine wissenschaftliche Vergleichung von Objecten, wie die hier in Rede Stehenden abzugeben vermag. Es wird

daher zweckentsprechend sein, unter Hinweis auf die betreffenden Portraits nur Grundzüge anzugeben, welche als charakteristisch erschienen, ohne dass damit gesagt werden soll, dass sich dieselben überall in gleicher Weise finden müssten. Schon die starren Knochen sind leider vielen Variationen unterworfen, aber das Hinzukommen der Weichtheile verdoppelt und verdreifacht die Zahl der möglichen Abweichungen durch die mancherlei wandelbaren Momente, welche der Natur dieser Gewebe nach auftreten können.

Ein Schädel ist aus diesem Grunde ein klarerer, verständlicherer Beleg für den Anthropologen, als der durch alle möglichen Einflüsse in seinem Ausdruck veränderte Kopf eines Lebenden. Trotzdem ist es nicht zu verkennen, dass sich eine gewisse Uebereinstimmung auch in weiteren Kreisen bei Vergleichung der Portraits auffinden lässt, obgleich es häufig seine Schwierigkeiten hat, sie in Worten auszudrücken. Um sich in diesem Punkte nicht ganz in's Unbestimmte zu verlieren und möglichst positiv zu sein, ist es nothwendig sich stricter als bisher geschehen ist, an den einzelnen Stamm zu halten.

Das Gesicht der *Xosa* zeichnet sich im Allgemeinen durch Regelmässigkeit aus, doch auch, wenn es ausnahmsweise durch gleichzeitige Feinheit der Züge einen edlen Ausdruck bekommt, ist es nicht mit einem europäischen zu verwechseln, weil, abgesehen von der Farbe der ganze Schnitt der Züge ein so wesentlich anderer ist, dass das Fremde dem unbefangenen Beobachter sofort entgegentritt. Die bedeutendsten Abweichungen finden sich in Bezug auf Nase und Mund, deren Bildung die Vorderansicht des Kopfes am geeignetsten darstellt.

Die Nase ist an ihrer Wurzel durchschnittlich breiter als beim Europäer und gleichzeitig flacher in der Wölbung; der Rücken ist gerundet, es fehlt die scharf vortretende Kante, welche gerade die Stämme des Kaukasus, nach denen unsere Race von Manchem benannt wird, in auffallender Weise zeigen. Die Spitze ist abgerundet, eine wirkliche Zuspitzung findet also nur ausnahmsweise statt, die Nasenflügel sind meist auffallend niedrig, der Ansatz derselben ist stark nach aussen und etwas nach oben gerückt, wodurch bei dem allmäligen Herunterziehen des Flügels in die Oberlippe das eigenthümliche, unschöne nach vorn Sehen der Nasenlöcher entsteht.

Ein sehr charakteristisches Beispiel für die eben beschriebene Bildung zeigen die Portraits auf Taf. VI, die Häuptlinge *Xoxo* und *Hanta*, darstellend, doch auch die auf den folgenden beiden Tafeln, sowie die auf S. 16 u. 17 in den Text gedruckten Holzschnitte *Magoma* und *Sandili*, lassen in höherem oder geringerem Grade dieselbe erkennen. Es soll hier indessen nicht behauptet werden, dass die Nase als Ganzes im Profil gesehen, nicht ziemlich markirt vortreten könnte, dies findet im Gegentheil häufig genug statt, z. B. in dem Profil des *Sazini* (Taf. VIII, Fig. 1), einem der wohlgebildetsten Kaffern, welchen Verfasser je gesehen, doch auch dieser lässt die Raceneigenthümlichkeiten, von Vorn gesehen, deutlich, obgleich in

geringerem Grade erkennen. Die anderen beiden Figuren derselben Tafel geben ein gutes Beispiel dafür, wie nothwendig es ist, zwei Ansichten zu haben, um solche Bildungen darzustellen: Niemand würde a priori glauben, dass die allerdings schwach entwickelte, aber nicht eigentlich hässliche Nase der Profilansicht sich auf der Vorderansicht in ein so abscheuliches, in der That affenähnliches Riechorgan verwandeln könnte. So täuschen die Ersteren öfters europäische oder nahezu europäische Bildungen vor, welche erst durch Vergleichung mit den Letzteren auf das richtige Maass zurückgeführt werden. Eine Mittelstellung zwischen beiden Ansichten wird natürlich, je nachdem die Linien für die Eine oder die Andere günstiger verlaufen, ein uncontrollirbares Zwischending abgeben, welches nach beiden Richtungen hin täuscht. Die eingehende Vergleichung der angefügten Tafeln wird diesen Umstand wohl ausser allem Zweifel erscheinen lassen, indem darunter Figuren vorkommen, deren Enface und Profil von Unbefangenen kaum als zusammengehörig erkannt werden dürfte.

Eine andere Besonderheit im Gesicht der *Xosa*, welche von der europäischen Gesichtsbildung abweicht, ist die Gestalt des Mundes.

Die Lippen sind aufgeworfen, vielfach sogar stark aufgeworfen (Taf. VI, *Hanta*) und wenn es auch Fälle giebt, wo dies nicht sehr auffallend hervortritt (Taf. VIII, *Sazini*), so sind die Lippen doch auch dann immer noch stärker als die durchschnittliche Entwickelung bei germanischen Stämmen sie zeigt. Ausserdem fehlt der graciöse Schwung, welchen ein wohlgebildeter Mund bei den Letztgenannten aufweist, gänzlich oder ist nur theilweise vorhanden. Ein extremer Fall in dieser Hinsicht ist die fragliche Bildung bei dem *Ngqika Hanta* (Tafel VI), wo der mittlere Ausschnitt der Oberlippe, sowie der seitliche Kniff, welcher den mittleren Theil (Zwischenkieferparthie) abgränzt, nur als Andeutungen vorhanden sind. Meist fehlt das eine oder das andere dieser Merkmale oder ist nur schwach ausgeprägt; dies ist aber ausreichend dem Munde auch bei mässig aufgeworfenen Lippen ein gemeines Ansehen zu verleihen. Dazu kommt, dass die durchschnittliche Breite der Spalte die des Europäers entschieden übertrifft, sowie dass die ganze Parthie stark hervortritt, was besonders in den Profilansichten deutlich zu sehen ist. Es giebt dieser Umstand den Bildern einen eigenthümlichen Ausdruck, man könnte glauben, die Personen seien alle im Affect aufgenommen, Stolz, Unmuth oder Zorn bewege ihre Lippen, oder, wenn es sich um eine holde Donna handelt, meint man wohl, sie spitze gerade den Mund zum Kusse (Taf. IX, Fig. 2 *Nogode*).

So einladend aber auch diese schwellenden Lippen Manchem erscheinen möchten, den sonst wohl üblichen Vergleich mit Kirschen würde ein hochpoetisches Gemüth hier kaum wagen, da ausser anderen Unterschieden auch die Färbung zu sehr dagegen spricht. Röthlich schimmern sie allerdings, die Pigmentirung ist indessen im Vergleich zur äussern Haut nur abgeschwächt und immer noch hinreichend kräftig, um denselben einen

fahlen, mehr in's Graue als in's Braune spielenden Ton zu verleihen, welcher unschön aussieht.

Anziehender als die Bildung der besprochenen Theile ist die der Augen, wenn auch nur bei jüngeren Individuen, besonders im Alter von 10 bis 20 Jahren. Kleine Kinder leiden sehr häufig an Blennorrhoen, welche das Organ trübe und hässlich erscheinen lassen; ist diese Zeit aber vorüber, strahlt die tiefbraune Iris oft mit angenehmem Glanze unter den dunklen Wimpern hervor und das reine Weiss der *Sclerotica* setzt sich hell und klar von der Umgebung ab. Leider dauert dies selten lange; denn in der Regel beginnt schon in den letzten Jahren das Weiss des Auges sich zu verfärben, wird braunfleckig, von ectasirten Gefässen durchzogen und die Iris nimmt im Alter einen helleren, grünlichgrauen Ton an, der besonders bei Complication mit dem sehr häufigen *Arcus senilis* dem Blick einen unangenehmen, katzenartigen Ausdruck giebt.

Aus diesem Grunde erscheinen auch in den getreuen Abbildungen nach Photographien die Augen so unklar und verschwommen. indem die unebene *Sclerotica* und die am Rande getrübte *Cornea* das Licht sehr unregelmässig reflectiren; es ist eben wegen der Unregelmässigkeit schwer, diese Eigenthümlichkeit genau wiederzugeben, doch denke ich wird sie durch die Portraits von *Magoma* (Fig. 2), *Xoxo* (Taf. VI, Fig. 1) und *Seyolo* (Taf. VII, Fig. 1) in ausreichender Weise verdeutlicht.

Auch auf andern Tafeln findet sich dieselbe abgebildet, man wird aber im Allgemeinen finden, dass die Männer die Erscheinung in höherem Grade und bei geringeren Jahren zeigen als die Frauen; es erklärt sich dies wohl so, dass die letzteren, wenn auch viel zu schwerer Arbeit angehalten [1]), doch im Ganzen nicht so andauernd der Sonne, dem Staube etc. ausgesetzt sind, als die Männer, denen Krieg und Jagd als Beschäftigung zufällt.

Gegen die Heftigkeit der Einwirkung genannter Schädlichkeiten auf das Auge kann man sich theilweise durch Zukneifen der Augen schützen, welches schliesslich so sehr zur Gewohnheit wird, dass es als die natürliche Bildung erscheint. In manchen Fällen betheiligt sich das obere Augenlid besonders daran, wofür das Portrait des *Dilima* (Taf. VII, Fig. 2) ein charakteristisches Beispiel abgiebt. Die *Xosa* sind sonst nicht so stark durch diese Bildung ausgezeichnet und es steigt daher im betreffenden Falle ein gewisser Verdacht der Vermischung mit Hottentottenblut auf, welcher auch mit Rücksicht auf die übrigen Gesichtszüge nicht ganz zurückgewiesen werden kann.

Für gewöhnlich erscheint bei den *Xosa* die Augenspalte im Ganzen eng, die Lider ziehen sich von Oben und Unten über einen grossen Theil der Iris und selbst die Winkel scheinen sich etwas durch Contraction des *M. orbicularis* zu nähern.

---

[1]) Siehe unter Sitten und Gebräuche.

Durch diese Verzerrungen der umgebenden Theile kommt es wohl vor, dass die Horizontalaxe der Augenspalte geneigt erscheint, doch unterliegt dies der grössten Mannigfaltigkeit, und eine Regel lässt sich darüber nicht genau feststellen.

Die übrigen Weichtheile, welche zur allgemeinen Figuration des Gesichtes beitragen, sind wesentlich durch die darunter liegenden knöchernen Gebilde in ihrer abweichenden Gestaltung bestimmt, und die Unterschiede sind daher in den letzteren zu suchen. Es sei hier nur noch im Allgemeinen bemerkt, dass die verhältnissmässige Stärke der Weichtheile besonders der Kau- und Schläfenmuskeln, sowie die grobe Textur der Haut den Zügen etwas eigenthümlich Rohes, Thierisches verleiht, ohne dass die Verhältnisse geradezu unschön zu sein brauchen. Auf besondere Beispiele hinzuweisen erscheint unnöthig, da beim Durchblättern der Abbildungen sich diese Bemerkung dem unbefangenen Beschauer wohl von selbst unmittelbar aufdrängt.

Construirt man auf den Vorderansichten ein gleichschenkliges Dreieck, indem man die Verbindungslinie der äusseren Augenwinkel als Basis, die Entfernung bis zur Nasenspitze als Schenkel einträgt, so erhält man eine Figur, in welcher besonders die Basiswinkel für die allgemeinen Verhältnisse von Interesse sind. Die Grösse dieser Winkel schwankt bei den *A-bantu* zwischen 48° und 34°; doch in den meisten Fällen bewegen sich die Zahlen 42° und 46°. Der Durchschnitt von 30 Messungen ergab 43° 14′.

b) Das Skelett.

Wenn einst LICHTENSTEIN [1]), beeinflusst durch vorgefasste Meinungen, schreiben konnte, dass die Gesichtsknochen und die Schädelbildung des Kaffern der des Europäers ähnlich sei, so ist diese eine Bemerkung hinreichend, um zu beweisen, auf wie schwachen Füssen damals die Anthropologie stand; denn heut zu Tage dürfte wohl Niemand eine derartige Behauptung aufzustellen wagen.

Nicht nur der Schädel, sondern auch das Skelett als Ganzes betrachtet unterscheidet sich sehr auffallend von dem der europäischen Racen. Zunächst in die Augen fallend erscheint die höchst interessante Thatsache, dass der Knochenbau des Kaffern sich ebenso zu dem der Europäer verhält, wie der eines wilden Thieres zu dem eines gezähmten derselben Gattung. Das Skelett zeigt deutlich den Charakter der Unkultur durch die schlankeren, gracileren Knochen, welche weniger Volumen enthalten, aber dabei fest, elastisch und von glatterer Oberfläche sind. Die Vorsprünge und Leisten sind scharf markirt und deutlich abgesetzt, aber nicht so massig, als es bei unseren Stammesgenossen häufig vorkommt. Besonders die Gelenkenden erscheinen schwächer gebildet; so betrug die durchschnittliche Entfernung

[1]) L. a. a. O. I. pag. 398.

des Humeruskopfes bis zum *Tuberculum majus* gemessen, bei drei Kafferskeletten (sämmtlich relativ kräftige Männer) 4.57 CM., bei drei beliebig herausgegriffenen deutschen *Humeris* 5.13 CM., die Breite der Condylen verhielt sich wie 6.1 CM. (Kaffer) zu 6.37 (Deutscher). Die Circumferenz an der dicksten Stelle der Diaphyse wie 6.53 (K.) zu 6.83 (Deutsch.).

Am *Femur* derselben Skelette stellten sich die Zahlen, gegenüber drei europäischen *Femores* wie folgt: Entfernung vom Kopf bis zum abstehendsten Punkt des *Trochanter maj.* wie 9.4 K.) zu 10.43 Deutsch.); Breite der Condylen 7.53 (K.) zu 8.4 (Deutsch.), Circumferenz an der dicksten Stelle der Diaphyse 8.77 (K.) zu 9.27 (Eur.). Also durchgängig höhere Werthe auf Seiten der deutschen Skeletttheile, obgleich fest versichert werden kann, dass die Kaffern unter Ihresgleichen als kräftige Männer betrachtet worden waren[1]. So leitet schon diese Betrachtung darauf hin, dass die Kaffern weder ein civilisirtes Volk noch als Muster einer kräftigen Entwickelung des Körpers zu betrachten sind, wie manche Autoren zu behaupten für gut befunden haben.

Ebenso sind die Knochen des Rumpfes, Wirbel, Rippen etc. weniger massig als die entsprechenden eines Germanen.

Der Schädel allein verhält sich in dieser Beziehung umgekehrt, d. h. er zeichnet sich durch die compacte, massige Entwickelung der Knochen aus, was zunächst bei dem Gesichtstheil desselben am Meisten in die Augen springt. Die *Calvaria* ist wohl auch dick genug, doch fällt es bei ihr auf den ersten Anblick wegen der allgemeinen Form des Schädels nicht so auf.

Derselbe ist nämlich nach der WELCKER'schen Bezeichnung hypsistenocephal, d. h. er ist steno(dolicho-)cephal bei gleichzeitig auftretender, ziemlich beträchtlicher Höhe. Der Breitenindex (die grösste Breite in Procenten der grössten Länge ausgedrückt), welchen die von mir gemessenen männlichen Kaffernschädel ergeben, ist 71.59 CM., während WELCKER dafür 69[2] angiebt; die Differenz erklärt sich aber wohl einfach so, dass der

[1] Das Gewicht der Knochen hätte wohl noch prononcirtere Zahlen ergeben, doch wurde von dieser Vergleichung Abstand genommen, da der Verlust derselben beim Lagern im Boden nicht wohl festzustellen war.

[2] Archiv für Anthropologie. I pag. 157. Der geschätzte Forscher, für dessen Verdienste um den Aufschwung der Anthropologie Schreiber dieses die allergrösste Achtung hegt, wird wohl verzeihen, wenn hier die Vermuthung aufgestellt wird, dass das schwächere Hervortreten charakteristischer Unterschiede in seinen Tabellen wenigstens zum Theil zurückgeführt werden könnte auf weniger zuverlässiges Material, welches hier und da mit unter gelaufen zu sein scheint. Es ist gewiss sehr anerkennenswerth, wenn man die Beobachtungsreihen mit solchem Eifer und Fleisse zu erweitern sucht, wie WELCKER, wofür die stolze Zahl von 66 gemessenen Negerschädeln allein ein gutes Beispiel abgiebt, aber man kann darin auch zu weit gehen. Ebensowenig als der Forscher einen Schädel, dessen Abstammung zuverlässig ist, bei Seite setzen darf, weil er mit seinen vorgefassten Meinungen von der beim betreffenden Stamme vorkommenden Bildung nicht stimmt, ebensowenig kann man von ihm verlangen, dass er einen unter beliebigem Etiquette in irgend einer Sammlung vorgefundenen Schädel, für dessen zuverlässige Bezeichnung nicht die geringste Garantie vorliegt, oder ein in überseeischen Plätzen von guten Freunden überkommenes Specimen von abweichender Form ohne Weiteres mit einfügt, um die Reihe zu verlängern.

Dass die lange Reihe als solche die Unterschiede nicht in dem Grade abschleift,

genannte Forscher nicht die grösste Breite misst, sondern die Schläfenbreite und darum stets nach eigener Angabe um 2—3% des Längsdurchmessers niedrigere Zahlen erhält als andere Beobachter. Was er zur Vertheidigung einer derartigen Auffassung der Sache anführt, ist wohl kaum beweisend[1]) und sein Beispiel hat auch in diesem Punkte wenig Nachahmer gefunden.

Der Höhenindex derselben Schädel ergiebt 73.81, zeigt also ein Plus der Höhe von 2 (WELCKER = + 5)[2]); aus diesen allgemeinen Maassen ergiebt sich durch Vergleichung mit entsprechenden Zahlen des Schädels der Europäer, dass die Aehnlichkeit mit dem letzteren eine illusorische ist (Siehe Anm.) und auch die eingehende Betrachtung der einzelnen Projectionen lehrt dasselbe.

In der Seitenansicht erkennt man, dass die Gehirnkapsel trotz der beträchtlichen Höhe immer noch lang gestreckt genannt werden muss, und der Scheitel eine geringe Depression zeigt; das Hinterhaupt tritt stark hervor und der obere Theil der Schuppe bildet mit dem unteren einen deut-

---

sieht man bei Vergleichung der von PRUNER-BEY aufgestellten Zahlen, welche sehr prononcirt sind, obgleich des Letzteren Beobachtungen den WELCKER'schen der Zahl nach am nächsten kommen. Der längere Aufenthalt in Afrika dürfte Jenem wohl reineres Material zugeführt haben, als diesem zu Gebote stand.

Obgleich, so weit mir bekannt, kein einziger der von PRUNER-BEY gemessenen Schädel in meiner Tabelle auftritt und das Material derselben aus wesentlich anderen Gebieten Afrika's stammt, so schliessen sich die Zahlen doch in sehr erfreulicher Weise an die des eben genannten Forschers an, indem die durchschnittliche grösste Länge genau dieselbe ist, 18.6 CM., die grössten Breiten sich, wie respective 13.4 (PR.-B.) zu 13.2 (mihi) verhalten und der Index also 72 und 71.2 beträgt.

Gestützt auf diese Zahlen, das Ergebniss der Messungen von 45 Schädeln, welche von Stämmen herrühren, die unter den undefinirbaren Begriff »Neger« zu rechnen sind, und im Anschluss an die von PRUNER-BEY gegebenen, glaube ich in der That die obige Behauptung verantworten zu können, dass die entsprechenden WELCKER'schen Zahlen (L. 181 B. 126. Ind. 70) abgeschwächt erscheinen. Die Abweichung derselben würde noch viel auffallender zu Tage treten, wenn nicht, wie bereits erwähnt, die Schläfenbreite statt der grössten Breite berücksichtigt worden wäre; bei einer Durchschnittslänge von 181 dürfte die grösste Breite nach Schätzung vielleicht 140 betragen haben, was einen Index von 77 (!) ergeben würde.

[1]) W. zeichnet zwei gleich breite Schädel, von denen der eine nach vorn schmal zuläuft, der andere die grösste Breite in der Nähe der Schläfe hat, und behauptet, der Unbefangene würde den zweiten breiter nennen. Verfasser glaubt, dass der Unbefangene das breit nennt, was breit ist, es sei denn, dass sein Auge ihn täuscht, was in dem betreffenden Falle wohl möglich ist. Aber auch dann würde der Unbefangene immer noch nicht sagen, der nach vorn schmal zulaufende Schädel sei vorn breiter als hinten, sondern würde, nach der Breite gefragt, jedenfalls hinten messen. Arch. f. Anthropolog. I p. 137.

[2]) Zur Vergleichung werden hier folgende von WELCKER gefundene Zahlen für Deutsche verschiedener Gegenden eingefügt:

Br. Ind.	Höhe Ind.	Diff.
77	72	— 5
79	73	— 6
80	73	— 7

WELCKER, Tab. VII. Gruppe VII. Archiv für Anthropol. I p. 157.

lichen Winkel. Die Stirn ist meist gut gewölbt, der Stirnwulst unterbricht die Gesichtslinie nur wenig.

Der Gesichtschädel ist stark entwickelt und springt im unteren Theile weit hervor. Es erscheint überflüssig, hier sich ausführlich über den Werth oder Unwerth des CAMPER'schen Gesichtswinkels zu verbreiten, nachdem bereits so viel darüber gesagt und geschrieben worden ist; im Allgemeinen ist die Meinung der neueren Autoren sehr gegen solche Messung und dieselben wollen mit Rücksicht auf das Schwanken der einzelnen Abschnitte die Gesichtslinie durch ein Coordinatensystem, gezogen von den wichtigsten Punkten gegen eine senkrechte Abscissenaxe, ausgedrückt wissen. Es hat die letztere Methode jedenfalls den Vorzug einer grösseren Genauigkeit, doch möchte ich desshalb den CAMPER'schen Gesichtswinkel nicht ganz verwerfen, indem er ein kurzer, präciser Ausdruck für Verhältnisse ist, die in Ermangelung einer Figur nicht so bequem zur Anschauung gebracht werden können. Man muss sich nur bewusst sein, dass die betreffenden Zahlen durch die abnorme Entwickelung einzelner Knochen beeinflusst werden und die gefundenen Werthe daher, wenn es sich nur um ein paar Grade handelt, nicht für sich allein eine Vergleichung zulassen. Neben photographischen Aufnahmen indessen, welche einmal ein genaues Ablesen des Winkels, dann aber auch eine leichte Controlle über die relative Betheiligung einzelner Parthien an der gesammten Hervorragung möglich machen, ist er sehr wohl verwendbar und zeigt als Regel eine weit grössere Constanz, als a priori vermuthet werden dürfte.

So schwanken die auf Taf. XXXI und Taf. XXXII abgebildeten Schädel erwachsener männlicher *A-bantu* (mit Ausschluss des *Damara*), wenn man die Linien vom obersten Punkte des *Porus acusticus* bis zum äussersten Ende des *Processus alveolaris* und von diesem zum vorragendsten Punkte der *Glabella* zieht nur zwischen 66 und 67°; der weibliche Schädel derselben Tafel hat 63°. Die letztere Zahl ist wohl ausnahmsweise niedrig, da der generelle Unterschied, wenn er überhaupt constant ist, kaum so viel betragen dürfte. Es wurde schon oben bei Beschreibung der äusseren Erscheinung angedeutet, dass die Entwickelung des weiblichen Körpers bei diesen Stämmen durchschnittlich eine ungünstigere sei, als die der Männer und dem würde es entsprechen, wenn der Gesichtswinkel als Regel ein kleinerer wäre. Es bestätigt diese einzelne Beobachtung, was WELCKER durch zahlreiche Messungen besonders deutscher Schädel festgestellt hat[1]).

Die Zähne der südafrikanischen *A-bantu* sind nicht auffallend nach vorn gerichtet und ihr Prognathismus beruht wesentlich auf der starken Entwickelung der Kieferbeine, welche vor allem in der Gestalt der *Mandibula* bemerkbar wird. Die letztere ist äusserst massiv gebaut, ihr Winkel kommt beim Manne einem rechten sehr nahe, der aufsteigende Ast ist kurz und so

[1]) Arch. für Anthropologie I. p. 107.

breit, dass er quadratisch genannt werden kann, das Kinn ist markirt, ohne indessen stark hervorzutreten. Die Jochbeine sind ebenfalls kräftig, die Brücken wenig geschwungen.

In der Vorderansicht erscheinen die Schädel am günstigsten, indem die Gesammtform des Umrisses angenehme Verhältnisse zeigt, nur macht sich auch hier die mächtige Entwickelung des Kauapparates bemerkbar. Die Stirn ist breit, die Augenhöhlen sind geräumig, gerundet, oder leicht in die Quere gezogen, ihre Ränder mässig gewulstet.

Als charakteristische Eigenthümlichkeit, welche sich in solchem Grade nur unter afrikanischen Stämmen zu finden scheint, ist die grosse Interorbitalbreite bei unbedeutender Entwickelung der Nasenbeine zu nennen. Die Letzteren sind kurz und flach oder niedrig gewölbt, so dass sie wenig zur Verbreiterung dieses Schädeltheiles beitragen; dagegen sind die *Processus nasales* des Oberkiefers sehr stark entwickelt und ersetzen, was den Nasenbeinen an Breite abgeht.

Die *Apertura pyriformis* ist höher als breit, doch beginnt die letztere Dimension schon auffallend zu werden und übertrifft die durchschnittliche des Europäers. Darunter folgt das breite Gaumengewölbe mit dem massiven Gebiss von regelmässiger Gestalt und imponirender Festigkeit, was viel zu dem rohen, wilden Eindruck des Ganzen beiträgt.

Die Jochbrücken springen in dieser Ansicht, da sie sich auf den breitesten Theil des Schädels projiciren, wenig vor, sehr auffallend dagegen erscheinen sie in der Ansicht von oben.

Betrachtet man den Schädel in dieser Richtung, so ist bei reiner Race die Stenocephalie stets unverkennbar und zwar in einer Gestalt, welche als Regel dem Europäer nicht zukommt, da die grösste Breite sehr weit nach hinten liegt und die Seiten wenig gekrümmt nach Vorn verlaufen, wo sie mit der queren Stirn einen deutlichen Winkel bilden. Die Form der Schädelkapsel ist also lang eiförmig, seitlich zusammengedrückt und vorn abgestumpft. Die Nasengegend tritt gegen die breit und kräftig gerundeten Alveolarfortsätze sehr zurück [1]).

Die Ansicht von hinten bietet weniger charakteristische Merkmale, welche den Schädel von anderen Racen mit Sicherheit unterscheiden liessen. Die Gesammtform ist, wie so häufig, undeutlich fünfeckig, der Apex leicht abgerundet, die Basis ziemlich breit, scharf gegen die Seitentheile abgesetzt, die *Processus mastoidei* stark vorspringend.

Dieser allgemeine Charakter des Kafferschädels ist in den drei hier abgebildeten sehr gut ausgeprägt. Alle drei gehörten Individuen an im mittleren Lebensalter, von kräftiger Entwickelung des Körpers; sie starben sämmtlich unnatürlichen Todes, indem zwei derselben (Nr. 2 und 3 auf

[1]) Dies giebt wiederum einen bemerkenswerthen Unterschied gegenüber den längeren Formen der Mumienschädel.

Taf. XXXI) *Ama-Tembu* ihres Stammes in Colesberg (östliche Colonie) wegen mehrfachen Mordes gehangen, der dritte aber (*Fingoe*) in Bloemfontein (Orange Freistaat) vom Blitz erschlagen wurde. Die Skelette hat Verfasser im Jahre 1864 und 65 selbst ausgegraben und fand sie noch sehr wohl erhalten. Die Vorsprünge der Knochen sind scharf und kantig, die äussere Lamelle glatt und fest. Besonders markirt ist die *Linea semicircularis* des Stirnbeines, weniger die des Hinterhauptbeines, die Entwickelung der *Protuberantia occipitalis* ist verschieden; die *Processus mastoidei* sind sehr stark, ebenso auch die Ansatzpunkte der Kaumuskeln; der *Hamulus ossis pterygoidei* ist breit und lang, und um die Mündungen der *Canales pterygopalatini* finden sich auf dem horizontalen Theil des Gaumenbeines und des Oberkiefers scharfe Vorsprünge, welche zuweilen sich brückenartig verbinden. Die Nähte sind mässig zackig, unverwachsen, die Zähne vollständig, unverdorben, mässig abgekaut. Das Alter aller drei Personen dürfte zwischen Dreissig und Vierzig geschwankt haben.

Die anderen hier in der Tabelle aufgenommenen Kafferschädel sind entweder auch vom Verfasser gesammelt oder fanden sich bereits in dem Berliner anatomischen Museum. Ihr allgemeiner Charakter stimmt, wie die Zahlen ergeben, im wesentlichen ebenfalls mit den oben aufgestellten Grundzügen, wenn der Typus auch nicht ganz so rein erscheint.

Der Schädel Nr. 4 (auf Taf. XXXII), von einem *Mo-chuana Mokuéna* seines Stammes, wurde in der Nachbarschaft der *Ba-kuéna*-Hauptstadt Logageng noch ganz frisch aufgefunden, da die Hunde ihn aus dem seichten Grabe gezerrt hatten. Derselbe ist offenbar der eines kräftigen Mannes, die Bildung nähert sich sehr der typischen Form des Kafferschädels. Der Gesichtswinkel ist 67° und die Entwickelung der Gesichtslinie zeigt so viel Uebereinstimmendes, zumal in der Gestaltung des Oberkiefers, dass der fehlende Unterkiefer zur Vervollständigung des Bildes von einem der anderen Schädel entlehnt werden konnte (er ist daher nur im Umriss ausgeführt). Von vorn gesehen erscheint er etwas schmäler als der Durchschnitt der Kaffern, wie auch von oben gesehen die Stirn eine geringere Breite erkennen lässt; die hintere Ansicht stimmt zum Verwechseln mit der von Nr. 1. Die untere Hälfte der Nasenbeine, sowie der rechte Supraorbitalrand ist durch das Benagen der Hunde etwas ausgebrochen; die Zähne sind vollständig und wenig abgekaut, die *Sutura sagittalis* ist fast gänzlich verwachsen und das Alter des Individuum war wohl zwischen 40 und 50.

Der nächste Schädel derselben Tafel macht einen sehr abweichenden Eindruck, doch zeigt die obere Ansicht, dass auch hier noch dieselbe Art der *Stenocephalie* vorliegt. Er gehörte einem weiblichen Individuum vom Stamme der *Ba-mangwato* an und wurde 1865 zu Shoshong ausgegraben. Die Person war, nach dem Zustand der Zähne zu urtheilen, welche, theilweise cariös und stark abgekaut, theilweise ganz ausgefallen waren, während der Alveolarfortsatz in den Lücken atrophirt erschien, unzweifelhaft in vor-

gerückten Lebensjahren; wenn auch die stark gezackten Nähte des Schädels noch unverwachsen sind, so kann das Lebensalter schwerlich unter 50 Jahren gewesen sein. Der Knochenbau ist im Ganzen etwas schwächlich, wohl mehr als dem generellen Unterschied für sich allein zukommt, und dadurch wird der Habitus fremdartiger, ohne dass die charakteristischen Merkmale gänzlich fehlen. Die langgestreckte Form der Calvaria mit der Depression des Scheitels, die flach gestellte untere Parthie der Hinterhauptschuppe sind noch kenntlich. Der Unterkiefer hat auch einen kurzen und breiten aufsteigenden Ast, nur ist der Winkel entsprechend dem generellen Charakter stumpfer und etwas abgerundet. In dieselbe Reihe von Besonderheiten gehört die geringe Entwickelung der *Processus mastoidei*, wodurch die Basis im Ganzen verschmälert wird, so wie die schwache Ausbildung der andern Muskelansätze und des Stirnwulstes. Die Interorbitalbreite ist auch hier bedeutend, die Augenhöhlen erscheinen weit und gerundet.

Das letzte Cranium derselben Tafel ist von besonderem Interesse, als einem Stamme angehörig, von dessen Schädelbildung bisher wenig bekannt geworden ist, nämlich den *Herero* oder *Damara*. Er stammt von einem sehr kräftigen Manne mittleren Alters, der lange Zeit im Dienste des Missionar Price zu Shoshong war, und wurde im Jahre 1865 von mir ausgegraben.

Es ist gewiss bedenklich, auf die Betrachtung eines einzelnen Schädels hin allgemeine Schlüsse zu machen und gerade durch dieses Verfahren ist neuerdings viel in der Anthropologie gesündigt worden (Neanderthaler Schädel); ich will also nicht selbst in diesen Fehler verfallen und begnüge mich nur so viel Allgemeines aus seiner Bildung herauszulesen, um zu behaupten, dass der Damaraschädel Abweichungen enthält, welche nicht gestatten, ihn ohne Weiteres mit denen der Kaffern zu vereinigen. Auch die anderweitige Vergleichung und Gesichtsbildung lehrt dies (Vergl. im Kap.: *O va-herero*), in wie weit aber die einzelnen Besonderheiten oder gar in welchem Grade sie dem *Herero*-Schädel durchschnittlich eigen sind, darüber muss die Untersuchung reicheren Materials Aufschluss geben.

Der Breitenindex beträgt 72.2, ist also etwas bedeutender wie der des Kaffern, der Höhenindex wächst aber viel stärker, er erreicht 75.9 und man erhält also ein Plus der Höhe von 3.7. Diese Zahlen weichen nicht so sehr von den oben angeführten ab, um den Schädel aus der Reihe der *A-bantu* streichen zu müssen[1]), immerhin ist der Gang abweichend genug, um anzunehmen, falls sich die allgemeine Bedeutung derselben bestätigt, dass die Verwandtschaft des *Herero* mit den eigentlichen Kaffern keine unmittelbare ist. Es geht dies auch aus anderen Betrachtungen hervor und die vermittelnden Glieder zwischen den genannten Völkerstämmen dürften daher im aequatorialen Afrika zu suchen sein.

[1]) B. Davis hat für die *Zulu*-Schädel seiner Sammlung sogar 76 als Höhenindex gefunden, welche Zahl im Vergleich zur Breite (72) auffallend hoch erscheint. Derjenige der Kaffernschädel beträgt bei ihm 72, Breitenindex 71. Thesaurus craniorum p. 215.

Der Gesichtstheil des *Herero*-Schädels ist ebenfalls auffallend hoch, so dass die Gesammthöhe des Kopfes bei der Ansicht von vorn die der vorher beschriebenen sehr beträchtlich übertrifft und die Breite dagegen zurücktritt. An der Ausdehnung in die Höhe betheiligen sich die einzelnen Knochen ziemlich gleichmässig, beide Kiefer sind hoch, die *Processus nasales* des Oberkiefers sehr lang, ohne dass die *Apertura pyriformis* dabei an Höhe wesentlich gewonnen hätte, während dies an den Augenhöhlen schon merklicher ist. Der aufsteigende Ast des Unterkiefers steht steil, doch erscheint er wegen der grösseren Länge nicht so compact, als der der Kaffern; dies gilt auch von den übrigen Knochen mehr oder weniger, jedoch tritt es an den Jochbeinen am auffallendsten zu Tage. Die Zähne, deren Wurzeln weit aus den Alveolen hervorragen, sind weder so regelmässig, noch so massiv, als die vorher beschriebenen. Die mittleren Schneidezähne des Unterkiefers sind in früheren Jahren ausgebrochen, die oberen in der Mitte ausgefeilt, so dass ihre Ränder zusammen die Figur einer umgekehrten römischen Fünf darstellen, welche Verstümmelung der Landessitte gemäss ist.

Durch die Verschiebung des Oberkiefers nach abwärts kommt der *Porus acusticus* relativ hoch über den äussersten Punkt des Alveolarfortsatzes zu liegen und dadurch wird der Gesichtswinkel so stark beeinflusst, dass er bis auf 61° sinkt, ohne dass der Schädel so sehr viel prognather wäre (Coordinaten von den Berührungspunkten des aufsteigenden Schenkels, *Glabella*, *Proc. alveolaris*, zu einer senkrechten Abscissenaxe gezogen, verhalten sich wie 8 : 2, an Schädel Nr. 4 der Tafel XXXII wie 8 : 3). Abgesehen von der grösseren Höhe ist die Gesichtslinie der der anderen *A-bantu* verwandt, indem die leicht eingedrückte Nasenwurzel, die schwache Erhebung der Nasenbeine und die Prognathie des Alveolarfortsatzes in gleicher Weise auftritt; das Kinn ist stärker markirt.

In der Ansicht von oben macht sich die breitere Stirn bemerkbar, unter welcher die Jochbeine schwächer hervorragen, obgleich sie ziemlich breit sind. Die Eiform ist kürzer, gedrungener, die Seiten noch immer ziemlich gerade. Die Ansicht von hinten bietet die merkwürdigste Figur, indem gerade in dieser sich die bedeutende Höhe des Schädels auffallend zeigt und durch die Verlegung der grössten Breite dicht unter die Scheitelhöcker, der Umriss des Fünfeckes, an welchem die aufsteigenden Seiten gegen den regelmässig abgerundeten Apex und die etwas convexe, verengte Basis vorwiegen, deutlicher wird als an den vorangehenden. Die *Processus mastoidei* sind ziemlich stark, entsprechend dem männlichen Charakter, prominiren aber nur mässig. Aehnlich verhalten sich auch die übrigen Vorsprünge und Leisten, so dass der Gesammteindruck des Schädels, obgleich von einem relativ kräftigen Individuum herrührend und von beträchtlichen Dimensionen, doch nicht solchen Eindruck von Kraft macht als der der *Xosa*. Der Durchschnitt der Bevölkerung dürfte in diesem Punkte aber noch bedeutend hinter dem hier Beschriebenen zurückstehen.

Es folgt nun noch auf Taf. XXXVI in Nr. 18 die Darstellung eines kindlichen Schädels, zugehörig einem etwa 7jährigen Knaben vom Stamme der *Ama-Zulu* mit vollständigem Milchgebiss, welcher die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des kindlichen Alters mit dem Racentypus vereinigt und so eine sehr bizarre Gestalt annimmt. Der Breitenindex desselben beträgt 76, der Höhenindex 80.8, also ein Plus der Höhe von nahezu 5. Die grösste Breite liegt in den Scheitelhöckern, nach vorn zu gegen die Stirn verschmälert sich die Schädelkapsel sehr stark, und wenn man daher die Schläfenbreite misst anstatt der grössten, so beträgt der Index nicht mehr als für den Erwachsenen; er ist indessen auch nicht geringer und die von WELCKER gegebene Regel [1]), wonach der Schädel zur Zeit der Geburt den höchsten Grad seiner relativen Schmalheit haben, dann aber bis gegen das 20. Jahr an relativer Breite zunehmen soll, findet für diesen Fall keine Anwendung.

Die für den kindlichen Schädel charakteristische Kleinheit des Gesichtstheiles zeigt sich in sehr bemerkenswerther Weise in jeder der vier Ansichten.

Von vorn gesehen erkennt man die Schmalheit der Kiefer, die geringe Stärke der Jochbeine, die schwach entwickelten Ränder der runden, geräumigen Augenhöhlen. Die *Apertura pyriformis* hat schon die gewöhnliche Form. Ueber diesen Gesichtstheil erhebt sich die Schädelkapsel mit geraden, gegen die Scheitelhöcker divergirenden Seitenrändern, welche eine eckige Hervorragung bilden. Die relative Mächtigkeit dieser Schädelkapsel sieht man am besten in der Seitenansicht, wo der Kieferapparat nur wie ein unbedeutender Anhang erscheint. Die grössere Prognathie (65° CAMPER-scher Gesichtswinkel), der stumpfe Unterkieferwinkel bezeichnen auch hier wieder den kindlichen Schädel; die Calvaria selbst ist bemerkenswerth durch die enorme relative Ausdehnung des Hinterhauptes.

Es ist die Behauptung aufgestellt worden, dass beim Kinde des Negers das Occiput sich erst allmälig stärker entwickele, und man es bei jüngeren Individuen daher relativ schwächer anträfe, als bei Erwachsenen. Die Angabe stützte sich, so weit mir erinnerlich, auf Beobachtungen an den Schädeln zweier kindlichen Neger (?), über deren Herkunft weitere Bemerkungen [2]) nicht gemacht wurden. Dieselbe Zahl stand hier ebenfalls zur Verfügung, d. h. ausser dem in Rede stehenden *Zulu*-Knaben (vom Verfasser 1865 am *U'mhlanga* in Natal ausgegraben) der Schädel eines Negermädchens aus St. Louis (Berlin. anat. Museum Nr. 13539); beide aber zeigen im Vergleich mit dem Erwachsenen ein Ueberwiegen des Hinterhauptes in sehr ausgesprochener Weise (*Porus acusticus* — *Glabella* und — *Protub. occipitalis* im ersten Falle 9 CM. — 11.7 CM., im zweiten 8.3 CM. — 9.1 CM., wobei aus den Messungen rechter und linker Seits das Mittel gezogen wurde).

[1]) Craniolog. Mittheil. Arch. f. Anthrop. I. pag. 151.

[2]) Es gelang mir nicht die betreffende Stelle wieder zu finden und der Autor kann daher auch nicht genannt werden.

Auch die Beobachtungen am Lebenden ergaben, soweit daraus auf die Schädelbildung zu schliessen ist, als Regel unter den Nigritiern am Kinde ein sehr starkes Hervortreten des Hinterhauptes. Da das kurze, dicht anliegende Haar in solchem Alter bei den genannten Stämmen die Contouren des Kopfes ziemlich rein erkennen lässt, so darf man diesen Beobachtungen eine gewisse Bedeutung nicht versagen. Das Hervortreten der Umgebung des *Foramen magnum*, wie im vorliegenden Schädel, muss auch am Lebenden durch das Abfallen des Nackens die Ausbildung des Hinterhauptes in besonders günstiges Licht setzen; zugleich beruht auf diesem Umstand das Auftreten von so beträchtlichen Zahlen für die Höhe.

In der Ansicht von Oben verdeckt die mächtige Schädelkapsel fast alles Uebrige; neben der schmalen Stirn werden die Jochbrücken nicht mehr seitlich sichtbar und nur der Oberkiefer erscheint wegen der ausgebildeten Prognathie trotz der relativen Kleinheit vor der Stirn noch in einiger Ausdehnung. Die Ansicht von hinten zeigt die scharfe Ecke der Scheitelhöcker als grösste Breite; der Apex sowie die Basiswinkel des Fünfecks sind stark abgerundet; die *Processus mastoidei*, welche ganz rudimentär sind, erscheinen nach oben gerückt und stehen nur in geringer Entfernung von einander, etwas ausserhalb von den Winkeln des schmalen Unterkiefers: Alles charakteristische Kennzeichen des kindlichen Schädels. Bemerkenswerth für die Race ist in dieser Proportion hauptsächlich die immer noch beträchtliche Höhe des Ganzen und die Schmalheit der unteren Parthien.

Von den übrigen Theilen des Skelettes, dessen allgemeiner Charakter oben bereits besprochen ist, verdienen noch die Gürtelknochen einer besonderen Erwähnung. Es ist unzweifelhaft, dass die Race auch ihnen einen besonderen Stempel aufdrückt, doch ist es bisher nicht gelungen, diesen mit Sicherheit festzustellen und die sanguinische Auslegung, welche manche Eigenthümlichkeiten einzelner Specimina fanden, führte zu sehr bedenklichen Annahmen.

Verfasser hat hinreichendes Material unter den Händen, um zu sehen, wie enorme individuelle Schwankungen vorkommen, und die Angaben sind daher als einzelne Daten zu betrachten, aus denen allgemein gültige Mittelwerthe zu ziehen, zur Zeit noch unthunlich ist. Nur so viel möchte ich als allgemeines Resultat aus der Betrachtung der Schulter- und besonders der Beckengürtel folgern, dass, abgesehen von dem bereits erwähnten, für den uncivilisirten Menschen charakteristischen Bau, welchen diese Knochen erkennen lassen, auch die normale, typische Entwickelung des Individuum hinsichtlich der generellen Unterschiede nicht den Grad von Vollkommenheit erreicht, als unter dem Einfluss der Civilisation[1]). Die Vergleichung der beigegebenen Abbildungen

[1]) R. HARTMANN stimmt in diesem wichtigen Punkte auch hinsichtlich der nordafrikanischen Stämme mit dem Verfasser vollkommen überein.

wird lehren, dass die Gestalt der Becken weder recht typische männliche, noch weibliche Formen zeigt, sondern dass ein Gemisch der verschiedenen Charaktere vorhanden ist, welches durchschnittlich dem männlichen Typus näher liegt.

Es ist diese interessante Thatsache offenbar schon von anderen Autoren beobachtet worden, doch haben Einzelne die Sache falsch ausgelegt[1], Andre haben bei der Dürftigkeit des Materials gefürchtet, dass abnorme, pathologische Formen vorlägen[2]. In gewissem Sinne sind sie auch pathologisch, d. h. sie verdanken ihre Entstehung zum Theil den ungünstigen Lebensbedingungen, da sie aber unter den hier in Rede stehenden Stämmen regelmässig auftreten, so muss man sie doch als charakteristisch für dieselben annehmen. In wie weit eine geeignetere, verständigere Lebensweise, als sie die Eingeborenen gewöhnlich führen, die Gestalt verändert haben würde, wieviel also von den Eigenthümlichkeiten auf die ursprüngliche Anlage allein zurückzuführen ist, darüber lassen sich zur Zeit nur Vermuthungen aufstellen.

Als ein Wahrscheinlichkeitsgrund dafür, dass die Umgestaltung wohl keine geringe sein möchte, wäre die bereits mehrfach betonte, günstige allgemeine Entwickelung des Körpers anzuführen, wie sie sich bei dem unter civilisirten Verhältnissen aufwachsenden Wilden-Kinde zeigt. Ferner ist der grösste Theil der von MARTIN in seine Tabelle als »Negerinnen« aufgenommenen Becken, insofern dieselben von afrikanischen Sclavinnen herstammen, die im Auslande geboren oder wenigstens sehr jung dorthin importirt wurden, hier in Betracht zu ziehen. Die angeführten Becken übertreffen an Regelmässigkeit der Bildung die der uncivilisirten Afrikanerinnen auf seiner Tabelle und auch die, welche ich selbst in Afrika zu sammeln Gelegenheit hatte; es scheint also, dass in denselben der fragliche Einfluss sich geltend gemacht hat, und durch Vergleichung mit solchen die im Heimathlande zur Entwickelung kamen, festgestellt werden kann.

Männliche Becken hat man bisher fast ganz vernachlässigt, und doch ist die weibliche Bildung jedenfalls nur unter Hinzuziehung der entsprechenden männlichen zu verstehen, weil sonst die Raceneigenthümlichkeiten gar nicht erkannt werden können. Es wurden daher hier beide Geschlechter in gleicher Weise berücksichtigt. Ueber männliche Racenbecken ist mir nur die oben bereits einmal citirte Abhandlung von ECKER: Ueber den Körperbau schwarzer Eunuchen bekannt, und gerade aus dieser geht hervor, wie leicht in solchen Fragen unzureichendes Material zu Irrthümern verleitet[3]. Der genannte Autor sagt über die zwei von ihm beschriebenen Eunuchenbecken »dass sowohl diese (die Verschmälerung des *Os sacrum* bei dem

[1] ECKER, Eunuchenbecken.

[2] MARTIN, Ueber Beckenmessung an verschiedenen Menschenracen.

[3] M. J. WEBER's: »Lehre von den Ur- und Racenformen der Becken« konnte ich nicht erlangen.

einen) als der weibliche Charakter des Beckens (bei beiden) Folge der frühzeitigen Entmannung sind, ist wohl keinem Zweifel unterworfen«[1]). Die Sache unterliegt allerdings den erheblichsten Zweifeln, und zwar aus folgenden Gründen: Betrachtet man die Becken nur für sich allein, so muss man sich fragen, wenn die Castration Verschmälerung des *Os sacrum* zur Folge hat, warum ist diese nicht in beiden Fällen vorhanden? Ausserdem aber liegt gerade an dem Becken mit verschmälertem Kreuzbein eine abnorme Bildung vor, indem der oberste Kreuzbeinwirbel seiner Gestalt nach den Lendenwirbeln beigeordnet ist und sich an der Synchondrose nur unvollkommen betheiligt; es fanden sich somit jedenfalls 6 Lendenwirbel und der erste Steinbeinwirbel vertrat die Stelle des fehlenden fünften Kreuzbeinwirbels, wie solches genau in derselben Weise an einem der von mir ausgegrabenen Kafferskelette der Fall ist. Dass nun die Castration sogar in den allgemeinen Zahlverhältnissen der Wirbel Veränderungen veranlasst habe, wird wohl Ecker selbst nicht annehmen. Ferner ist es bekannt, dass der grössere Theil der Verschnittenen, besonders aus etwas früherer Zeit, meist erst in mittlerem Lebensalter der Operation unterworfen worden sind, indem bei den grossen Sklavenjagden im Sudan häufig die ganze wehrhafte Mannschaft eines Ortes gefangen und zu Eunuchen gemacht wurde; dass an den von Ecker Beschriebenen dies in der Kindheit geschehen sei, darüber scheint dem Autor nichts Positives bekannt gewesen zu sein. Er macht sich auch selbst schon den Einwand, dass manche Eigenthümlichkeiten der Bildung vielleicht auf die Race zurückzuführen seien, besonders mit Rücksicht auf die grosse Länge der Gliedmaassen, und doch möchte ich glauben, dass wenn die Castration in früher Jugend ausgeführt wird, ihr Einfluss auf die Körperentwickelung sich gerade am ehesten in dieser Richtung geltend machen müsste. Die völlige Ausbildung der geschlechtlichen Functionen und das Wachsthum sind zwei physiologische Vorgänge im Körper, welche auf einander folgen und einen gewissen Antagonismus zeigen; wenn man also den einen durch zeitige Castration unterdrückt, so kann der andre wohl eine höhere Stufe erreichen als sonst; es ist dabei aber weder nothwendig, dass der Körper mager bleibt, noch dass das Becken weiblich wird. Dass bedeutende Fettleibigkeit ein häufigeres Vorkommen unter Eunuchen ist, als auffallende Magerkeit (Ecker), davon habe ich mich durch eigenen Augenschein überzeugt, und dass weibliche Charaktere keine Besonderheiten des Beckens schwarzer Eunuchen sind, davon hoffe ich auch Herrn Ecker zu überzeugen.

Der letztere Punkt ist es hauptsächlich, welcher diese Abschweifung nothwendig machte und der weiter zu begründen ist. Ecker sieht besonders in der Gestalt des Beckenausganges die Hinneigung zum weiblichen Typus und verzeichnet als eine Illustration dieses Verhaltens die Zahl von 8.9 CM.[2])

---

[1]) a. a. O. pag. 111.
[2]) a. a. O. pag. 110.

Distanz zwischen den *Tubera ischii*. Das Becken eines im Orange Freistaat ausgegrabenen Kaffern (*Fingoe*, Taf. XXXVII) zeigt als entsprechende Zahl 10.5 CM., bei gleicher Entfernung der *Spinae ilei ant. sup.* (21 : 21.2), also sogar anderthalb Centimeter mehr, ohne dass dem Kaffern durch gewaltthätige Hand die reiche Begabung der Mutter Natur entfremdet gewesen wäre. Wollte man aber zu Gunsten seiner Ansicht vermuthen, dass ECKER *Spinae Ischii* meint, obgleich er *Tubera* sagt, so findet sich bei dem Kafferbecken für die *Spinae* immer noch 8.1 CM. und das geringe Minus von 0.8 CM. ist sehr wohl durch die im Allgemeinen im Vergleich mit dem Eunuchenbecken sehr kräftige Entwickelung zu erklären, ohne dass man Hinneigung zum weiblichen Typus aus der geringen Verlängerung eines Knochenvorsprunges deduciren könnte. Das ungünstigste Moment für ECKER's Ansicht ist, dass die wirklich weiblichen Becken in Afrika aufgewachsener Eingeborener die eben angeführten Maasse häufig gar nicht übertreffen. Die *Spinae* können überhaupt nur schlecht zur Vergleichung benutzt werden, da mehr oder weniger kräftige Entwickelung auch unter Männern allein die grössten Unterschiede setzt, und viele Autoren (z. B. MARTIN, JOULINS) haben daher diese Rubrik in ihren Tabellen unausgefüllt gelassen. Vergleichen wir die Zahlen für die Entfernung der *Tubera* (als querer Durchmesser des Beckenausgangs gemessen), so sehen wir, dass die für den Kaffern gefundene Zahl von 10.5 unter den weiblichen Becken meiner Tabelle nur von einem um Weniges übertroffen (Nr. 8 = 10.7), von den anderen nicht erreicht wird. Die Zahlen der Negerinnen auf VROLIK's Tabelle, welchem Herrn durch die holländischen Handelsverbindungen das beste Material zur Verfügung stand, bleiben durchgängig unter 10, meist erreichen sie nicht einmal 9 CM. MARTIN's und JOULIN's Zahlen sind allerdings höher, beweisen aber Nichts, sobald die Individuen, von denen das Material stammt, unter civilisirten Verhältnissen aufgewachsen sind.

Es ist somit unthunlich zu sagen, eine bestimmte Eigenthümlichkeit eines Racenbeckens sei weiblich, eventuell männlich, wenn man nicht ausdrücklich dazu bemerkt, dass diese Bezeichnungen so gemeint sind, wie sie sich auf Becken civilisirter Nationen anwenden lassen. Die weitere Betrachtung wird ergeben, dass es sich hier nicht um ein einzelnes Merkmal, sondern um sämmtliche handelt.

Wie das in Rede stehende Becken (Taf. XXXVII) in Hinsicht auf den queren Durchmesser des Ausganges keinen ausgesprochenen generellen Charakter trägt, so verhält es sich auch mit dem Eingang. Die *Conjugata vera* beträgt 11 CM., der quere Durchmesser 10.9, ebensoviel die schrägen, und zwar verhält sich dies eine Exemplar keineswegs allein so, sondern der Durchschnitt aus den fünf männlichen *A-bantu*-Becken ergiebt den Werth von 10.6 für die Conjugata und den Querdurchmesser, die schrägen übertrafen den Querdurchmesser meist um ein Geringes, doch stellt sich der Mittelwerth gleich hoch.

Das Becken eines Weibes vom Stamme der *Ba-mangwato* (Taf. XLI) zeigt dagegen die Zahlen von 9.6 (*Conj. vera*), 10.7 (Querdurchmesser), 10.5—10.6 (schräge Durchmesser); dasjenige einer (von MARTIN nicht aufgenommen) Negerin (Berl. Mus. No. 20726) 8.4 (*Conj. v.*), 11.1 (Querd.), und 10.2—10.3 (schr. D). Dieselbe Zahl wie bei ersterer erhält man für die *Conjugata vera* als Durchschnitt der Becken auf VROLIK's und JOULIN's Tabelle, während die entsprechende der MARTIN'schen auch hier etwas höher ist. Noch auffallender ist der Unterschied zwischen den genannten Autoren hinsichtlich der Angaben über den queren und schrägen Durchmesser; denn hier hat MARTIN die hohe Zahl von 12.6 (als Durchschnitt von 7 Becken), die anderen beiden aber (ebenfalls 7 zusammen) 11.3, was also eine Abweichung in demselben Sinne darstellt.

Indem dadurch der quere und die schrägen Durchmesser im Vergleich mit der *Conjugata vera* eine besondere Bedeutung für die generelle Charakteristik eines Beckens gewinnen, wird zugleich auch ein neuer Beweis für die obige Behauptung geliefert, dass *Nigritier*, unter civilisitirten Verhältnissen anfgewachsen, sich auch körperlich besser entwickeln als unter nationalen.

Es wird dies fernerhin illustrirt durch die Vergleichung der Darmbeinentwickelung, welche leider von VROLIK und JOULINS der Messung nicht unterworfen wurde.

Wenn NATHUSIUS [1]) sich gegen ECKER geäussert hat, er kenne mehrere Eunuchen, welche sich durch Breite der Hüften auszeichneten, so ist nicht der geringste Zweifel in die Richtigkeit dieser Beobachtung zu setzen, denn es zeigt dieser Umstand, dass die Eunuchen gerade richtige Männer geblieben sind. Der Durchschnitt der 6 männlichen *A-bantu*-Becken meiner Tabelle ergiebt 21.1 für die *Spinae ant. sup.* 24.1 für die *Cristae iliacae*, während das weibliche Becken 17.9 (*Spin.*) und 21.2 (*Crist.*) misst, das der Negerin 19.7 (*Spin.*) und 22.2 (*Crist.*). Es ist im Hinblick auf die sonstige Uebereinstimmung der Zahlen sicher anzunehmen, dass auch die VROLIK'schen und JOULINS'schen Becken ähnliche Werthe zeigten, und selbst die höheren MARTIN'schen übertreffen die männlichen *A-bantu* in Bezug auf die Breite der *Cristae iliacae* im Durchschnitt nur um 1.3 (25.4 MARTIN).

Die geringe Entwickelung der weiblichen Darmbeine ist so bemerkenswerth bei den uncivilisirten *A-bantu*, dass man die charakteristischen Zahlen für die generellen Unterschiede gerade erhalten würde, wenn man die Durchmesser des Becken-Ein- und Ausgangs als Procente der Darmbeinbreite berechnete; man würde dann zu relativen Werthen kommen, welche sich generell in ähnlicher Weise von einander unterscheiden, wie bei civilisirten Racen die absoluten. So verhalten sich z. B. die Querdurchmesser der männlichen Kafferbecken (Taf. XXXVII) und des weiblichen (Taf XLI), die Entfernung der *Cristae iliacae* gleich 100 gesetzt, wie 43.4 : 50.5, ob-

[1]) ECKER, a. a. O. p. 112.

gleich die absoluten Werthe 10.9 ♂ und 10.7 ♀ sind; man bekommt also auf diese Weise das für ein weibliches Becken charakteristische Plus des Querdurchmessers trotz der allgemeinen, ungünstigen Entwickelung. In anderen Fällen, wo die generellen Unterschiede besser ausgeprägt sind, wird dieser Gang der Zahlen noch viel bemerkenswerther sein.

Die Besonderheiten der einzelnen Becken können am besten durch Vergleichung der beigegebenen Tafeln erkannt werden und es dürfte nur nöthig sein, kurz darauf hinzuweisen. Die Figuren sind nach Photographie ausgeführt, doch wurde ein mit dem Lucae'schen Apparat entworfener Umriss, der photographisch auf die Hälfte reducirt ist, zu Grunde gelegt. Für Schädelabbildungen ist man schon seit längerer Zeit darüber einig, dass genaue gerade Projectionen erforderlich sind, auffallender Weise hat man dies aber nicht auf Darstellungen von Becken ausgedehnt, wo es mindestens ebenso nöthig erscheint. In einem unter beliebiger Neigung abgebildeten Becken ist wegen der perspectivischen Verkürzung weder die Gestalt des Beckeneingangs noch der Schambeinwinkel oder die Krümmung der Darmbeine richtig zu erkennen. Um dies zu vermeiden, wurden hier von jedem Stück zwei Projectionen gewählt: die eine in der Ebene des Beckeneingangs, die andere senkrecht auf denselben. Man sieht auf diese Weise, wie wechselnd die Figuration des Ganzen, so wie der einzelnen Theile ist, und kann sie mit Sicherheit vergleichen.

In dem Becken der Tafel XXXVII ist der Eingang von unbestimmtem generellen Charakter, die Darmbeine sind mässig geschweift, die *Fossae iliacae* nicht sehr geräumig, das Kreuzbein von ziemlicher Breite. Der Winkel der Schambeine ist fast weiblich, das ganze *Os innominatum* im Vergleich zur Breite nicht sehr hoch, was ebenfalls ein weibliches Charakteristicum ist.

Das Becken der nächsten Tafel hat einen Eingang, welcher dem weiblichen auf Tafel XLI sehr ähnlich ist, die Darmbeine sind stark geschweift, die *Fossae iliacae* geräumiger als bei dem eben angeführten, dagegen ist der Beckenausgang durchaus männlich, der Schambeinwinkel ebenfalls, das Kreuzbein ist schmal, die Höhe des Ganzen im Vergleich zur Breite bedeutender. Bei dem der folgenden Tafel XXXIX (Becken eines *Herero*) ist der männliche Charakter nicht wohl zu verkennen, obgleich auch hier die Entfernung der *Tubera* nicht unbeträchtlich und der Querdurchmesser verhältnissmässig nicht geringer ist als bei manchem weiblichen Becken der *Koi-koin* (Siehe weiter unten). Auch das *Ba-mangwato*becken (Taf. XL) ist deutlich männlich, doch zeigen *Tubera* und *Spinae ossis ischii* für einen Mann immer noch bedeutende Entfernung, die Darmbeine sind wenig geschweift, flach und nach aussen gerichtet. Die Knochen zeigen im Ganzen nicht die massige, robuste Entwickelung wie auf den vorangehenden Tafeln, was zu den für die *Bechuana* charakteristischen Eigenthümlichkeiten gehört [1]. Es macht sich dies

[1]) Der besseren Vergleichung wegen wird das Skelett der *A-bantu* an dieser Stelle im Zusammenhange besprochen.

einmal in der geringeren Dicke der Leisten, besonders der *Crista iliaca*, dann aber auch in der geringen Breite des absteigenden Schambein- und aufsteigenden Sitzbein-Astes bemerklich, wodurch die innere untere Begränzung des *Foramen obturatorium* verschmälert wird.

Noch viel stärker ist dies im nächsten Becken (Taf. XLI) ausgeprägt, welches das einer älteren Frau vom Stamme der *Ba-mangwato* ist. Bei ihr waren die Knochen, entsprechend dem weiblichen Habitus, noch zarter als bei dem eben beschriebenen, wesshalb sie durch das Vermodern in der Erde stark gelitten haben, und die Seitentheile der unteren Hälfte des Kreuzbeines sind in Folge dessen weggebrochen. Die allgemeine Form des Ganzen ist aber dabei nicht gestört worden und lässt sich noch vollständig mit den vorangehenden männlichen vergleichen.

Wenn man auch bei eingehender Betrachtung nie zweifelhaft sein kann, dass ein weibliches Becken vorliegt, so lässt sich ein solcher Schluss doch eher aus dem allgemeinen Habitus der Knochen und dem Ueberwiegen der Breite im Vergleich zur Höhe der *Ossa innominata* ziehen, als aus einzelnen Merkmalen, welche sonst für charakteristisch gehalten werden. Wie bereits angedeutet, ist der Beckeneingang nicht breiter als der auf Taf. XXXVIII abgebildete, nur ist die Form etwas mehr herzförmig, indem das *Promontorium* stärker hereinragt, und das Kreuzbein unterhalb mehr nach hinten gekrümmt ist; die mässig entwickelten *Spinae* sind durch den Zerfall etwas abgestumpft. Die Darmbeine sind nur wenig entwickelt, die *Fossae iliacae* daher nicht so geräumig, wie es sonst beim Weibe der Fall zu sein pflegt, der Schambeinwinkel übertrifft den mancher männlichen Becken nicht. Es bleiben also ausser dem Habitus als durchgreifende Merkmale für das weibliche Becken nur übrig die grosse Breite des Kreuzbeins bei geringer Höhe und starker Krümmung und die im Vergleich mit den *Cristae iliacae* bedeutende Entfernung der *Tubera*.

Weniger charakteristisch als das Becken ist das Schultergerüst, aber auch hieran ist der schlanke, gracile Bau das Bemerkenswertheste. Es tritt dies hervor an dem schmalen Brustbein mit tief eingeschnittenen Einkerbungen zwischen den einzelnen Knochen, an dem dünnen, ziemlich stark geschweiften Schlüsselbein und dem langen, schmalen Schulterblatt. Das Letztere unterliegt besonders starken Schwankungen, bedingt durch das Geschlecht und die mehr oder weniger kräftige Ausbildung der Muskulatur; doch weicht die typische Form sehr stark von derjenigen der *Koi-koin* ab. Der innere Rand ist in seinem oberen Theil verhältnissmässig gerade, der obere Winkel scharf vortretend, die Gräte ist hoch, schräg nach aussen und aufwärts steigend und in ein langes zugespitztes Acromion übergehend.

Ueber die beziehungsweisen Grössenverhältnisse des *Humerus* ist schon weiter oben gesprochen und angedeutet worden, wie auch er dem allgemeinen Charakter treu bleibt. Die Achsendrehung desselben zeigt, wie bei vielen afrikanischen Stämmen, einen beträchtlichen Winkel, ohne dass Verfasser

geneigt wäre, darin eine Affenähnlichkeit zu erblicken, eben so wenig wie LUCAE, welcher zuerst darauf aufmerksam machte[1]). Immerhin erscheint das Vorkommen doch constant genug, um es als Racenmerkmal zu verwerthen, und ausnahmsweise starke individuelle Schwankungen können die Regel nicht umstossen. An den drei männlichen Skeletten schwankte die Zahl zwischen 29°5 und 35°8, einen Durchschnitt von 32°2 ergebend.

Die Knochen des Unterarmes wie die der Hand sind, entsprechend der beschriebenen äusseren Form dieser Extremitäten, lang und schmal, und besonders die Hand deutet durch die geringe Entwickelung der Muskelansätze nur unbedeutende Kraft an.

Die Knochen der unteren Extremität sind denen der oberen im Habitus ähnlich. Es ergiebt sich dies schon aus den Verhältnissen des *Femur*, dem sich eine entsprechend gebaute *Tibia* und *Fibula* anschliesst. Die Kanten dieser beiden Knochen sind scharf, die Muskelansätze markirt, wenn auch nicht sehr kräftig, die Malleolen mässig vortretend.

Sehr auffallende Unterschiede bietet die Bildung der Füsse, von denen drei typische Formen verschiedener Racen auf Taf. XLVIII abgebildet sind, welche auf einen Blick zeigt, welche enorme Schwankungen zwischen Stämmen vorkommen können, die in nahezu denselben Gegenden leben. Der Fuss des Kaffern ist lang und gestreckt, der Breitenindex des unter Fig. 1 der Tafel abgebildeten beträgt (die Länge = 100 gesetzt) nur 27.7% (Fig. 3 Index = 41.3). Der Körper des Fersenbeins mit seinem Höcker tritt weit nach hinten vor, während die stark gewölbte obere Gelenkfläche des Sprungbeins den hinteren Theil des Körpers dieses Knochens in der Ansicht von oben fast ganz verdeckt. Der Kahnbeinhöcker und derjenige der Basis des fünften Mittelfussknochens springen nur mässig vor. Die schlanken Mittelfussknochen und Phalangen zeigen nirgends starke Vorsprünge; die Stellung der Gelenkflächen zwischen dem ersten und der entsprechenden des Würfelbeins erlaubt eine starke Abduction der grossen Zehe. Die zweite Zehe ist die längste. —

Der beschriebene Charakter des Skelettes auf ein zwar mässig umfangreiches aber gutes Material und, soweit dies möglich war, durch zahlreiche Beobachtungen am Lebenden gestützt, darf wohl wenigstens so lange aufrecht erhalten werden, bis er durch grösseres Material modificirt ist.

c) Körperliche und geistige Leistungsfähigkeit.

So ist der Körperbau des Kaffern beschaffen, sehen wir nun, was er durchschnittlich mit demselben zu leisten im Stande ist. Es verhält sich damit wie wohl überall unter ähnlichen Bedingungen: der unter mannig-

[1]) Arch. f. Anthrop. I pag. 275.

fachen schädlichen Einflüssen erwachsene Körper zeichnet sich in Folge der erzielten Abhärtung mehr durch Zähigkeit und Widerstandsfähigkeit gegen solche Einflüsse, als durch bedeutende positive Leistung aus.

Die Vitalität ist niemals sehr bemerkenswerth in ihnen; kurze Momente heftiger Aufregungen abgerechnet, wie sie der Krieg, die Jagd oder ein Streit bietet, ist das Wesen des Kaffern träge und dies spricht sich in der ganzen Thätigkeit aus. Auch in diesem Punkte ist von den Autoren viel gefabelt worden hinsichtlich der enormen Muskelkraft, der Fähigkeit zu laufen etc., doch ist ein derartiges Lob nur eine Variation über das beliebte Thema der allgemeinen Vorzüglichkeit dieser Wilden. Ein sonst normal gebauter Körper wird bei Uebung und leidlicher Pflege stets ein ziemlich bedeutendes Maass von Kraft zu leisten vermögen, und so sieht man denn auch bei günstigen Verhältnissen unter den *A-bantu* Leute, welche recht imponirende Lasten zu tragen vermögen, wie z. B. die Hafenarbeiter vom Stamme der *Fingoe* in Port-Elisabeth. Aber diese übertreffen in solchen Thaten ihre ganz wilden Brüder und leisten andererseits doch nicht mehr, als ich von den mageren, schmächtig aussehenden *Fellah*s ägyptischer Küstenplätze habe ausführen sehen.

Was den *A-bantu* wie wohl allen Nigritiern hauptsächlich fehlt, ist die Leichtigkeit einer plötzlichen, energischen Kraftleistung und dies spricht sich deutlich darin aus, dass ihnen das Springen etwas ganz Ungewohntes ist. So lange ich unter ihnen weilte, habe ich nie einen Mann einen irgendwie bemerkenswerthen Sprung ausführen sehen, und glaube, dass andere Beobachter in dieser Hinsicht nicht glücklicher gewesen sein werden[1]). Der Kaffer lacht bei dem blossen Gedanken, er findet auch energische, hastige Bewegungen, Hin- und Herrennen und Aehnliches, wie es Europäer bei ihren Beschäftigungen gern thun, höchst lächerlich. Ein Mann der *A-bantu* wird den Weissen durchschnittlich niemals übertreffen, sei es durch Kraft des Hiebes, Weite des Sprunges oder Schnelligkeit des Laufes für kurze Entfernung. Der letztere Punkt dürfte am ehesten Widerspruch erfahren, indem die Kaffern den Namen vorzüglicher Läufer haben, es kommt dies aber daher, dass man Schnelllaufen und andauerndes Laufen nicht gehörig unterschieden hat. Das Letztere ist es, wodurch sich die in Rede stehenden Eingeborenen auszeichnen, und wobei ihnen die oben betonte Zähigkeit und Ausdauer trefflich zu statten kommt. Ein Kafferbote

[1]) In Wood's History of man wird von einer Prophetin erzählt, die unter mächtigen Sprüngen ihren Hocuspocus ausführte; doch ist dies nur ein Zeichen, wie sehr solches Gebahren Aufsehen erregt, was ja die Absicht der Person war. Ob die Sprünge in den Augen eines Europäers wirklich sehr erstaunlich gewesen sind, ist nicht erwiesen, ausserdem wird ausdrücklich bemerkt, dass das Weib sich durch künstliche Mittel zu einem hohen Grade von Erregung hinaufgearbeitet hatte (worked herself up to a pitch of terrible frenzy pag. 205).

läuft (wie es Verfasser selbst zu sehen Gelegenheit hatte) vor einem leichten, mit munter trabenden Pferden bespannten Wagen weg und kommt nach mehreren Stunden wieder vor demselben in der nächsten Station an ohne zu glauben, irgend etwas Ausserordentliches gethan zu haben; die durchschnittliche Schnelligkeit eines bequem fahrenden Wagens ist aber keine sehr grosse, das Wunderbare der Leistung liegt also nur in der Ausdauer.

Die Zähigkeit des Körpers markirt sich auch in dem bedeutenden Widerstande, welchen sie den schädlichen Einflüssen der Witterung, wie Hitze und Kälte, heftige Insolation, ferner dem Mangel an Wasser oder Speise entgegensetzen, wobei indessen keineswegs gesagt ist, dass sie dies ungestraft thäten. Ausser dem Verlust der Energie, welcher zum Theil auf den Einfluss des Klimas und den öfters wiederkehrenden Mangel der nothwendigsten Lebensbedürfnisse zurückzuführen ist, lassen die erduldeten Insulte ihre schädliche Einwirkung häufig genug durch zurückbleibende Krankheiten erkennen, unter welchen Entzündungen der Lunge oder des Brustfelles, Katarrhe der Luftröhre, entzündliche Blennorrhöen der Augen, Dysenterie und chronische Verdauungsbeschwerden die hauptsächlichsten sind. Für Rheumatismen ist Afrika mit Ausnahme gewisser Küstengebiete kein günstiger Boden. Die Malariafieber, welche in manchen Jahreszeiten einige der nördlichen und östlichen Gegenden besuchen, sind nicht so schwer, um ihre Einwirkung auf die am Orte lebenden Eingeborenen merklich werden zu lassen, obgleich aus gesünderen Gegenden Eingewanderte häufig so gut wie Europäer darunter zu leiden haben[1]).

Im Alter sinkt die Energie des Körpers natürlich noch mehr und es tritt eine frühzeitige Decrepidität ein; dessenungeachtet würde die durchschnittliche Lebensdauer unter den *A-bantu* keine sehr geringe sein, wenn nicht die vielen Kriege und die noch immer nicht ganz ausgerottete Sitte, die alten Leute bei Seite zu schaffen, es bewirkte, dass man trotzdem im Ganzen sehr wenig alte Leute zu sehen bekommt. Auf die Frage: Wie alt er sei? pflegt ein Kaffer zu antworten: Wie kann ein Mensch sich erinnern, wann er geboren ist? das Alter lässt sich daher nur in einzelnen Fällen chronologisch feststellen, und solche Vergleichung ergiebt öfters ein Alter von 90 Jahren und darüber.

Wie die Muskulatur der *A-bantu* keineswegs Erstaunliches leistet, so übertreffen auch die Sinnesorgane solche europäischer Racen nicht in auffallender Weise. Am bemerkenswerthesten ist noch die Schärfe des Gesichtes, hierbei ist aber die Eigenthümlichkeit des Landes und die Gewöhnung sehr wesentlich im Spiele.

Ist man frisch von Europa gekommen aus der dicken nebligen Atmosphäre unserer Tiefländer, so erscheint es z. B. als eine wunderbare

---

[1]) Vergl. den Aufsatz des Verfassers: Ueber die herrschenden Krankheiten Süd-Afrikas. Archiv f. Anatomie und Physiologie. 1867.

Zumuthung, eine gewöhnliche Büchsenkugel auf 1000 Schritt Entfernung aufschlagen zu sehen, und doch ist dies in den Hochsteppen bei der als Regel flachen Bodengestaltung und der äusserst klaren Luft, die leichteste Sache von der Welt, sobald man gelernt hat auf die Erscheinung die gehörige Aufmerksamkeit zu richten. Solche Leistungen sind es aber, welche dem Europäer anfänglich die Vorstellung von der ausserordentlichen Sehkraft der Eingeborenen beibringen. Je vertrauter man mit dem Lande wird, um so leichter begreift man die Möglichkeit derartiger Wahrnehmungen und um so mehr gelingt es, Aehnliches zu leisten.

Dazu kommt, dass die Kaffern weder mit Lesen noch mit optischen Instrumenten ihre Augen anzustrengen brauchen und dass sie in Folge dessen durchschnittlich weitsichtiger sind, als gebildete Europäer. Corrigirte der Verfasser die ihm eigene geringe Myopie durch ein gewöhnliches Opernglas, so vermochte er bei Weitem mehr zu sehen, als die schärfsten Augen seiner Umgebung unbewaffnet entdecken konnten, die Leistungsfähigkeit derselben hat also ihre Gränzen. In den Steppen aufgewachsene Kinder der Colonisten kommen den Kaffern an Schärfe des Sehvermögens gleich, wenn sie auch von den *Koi-koin* darin übertroffen werden.

Dasselbe gilt von der wesentlich auf dem Sehvermögen basirenden Fähigkeit des Spürens, worüber auch zuweilen die ärgsten Fabeln erzählt werden. Der thonhaltige Boden, Diluviumsand, wie er die grössten Strecken des innern Süd-Afrika bedeckt, ist ein wahrer Formensand, und die Eindrücke der Fährten werden daher mit merkwürdiger Treue wiedergegeben. Zu erkennen ist eine Spur also meist sehr gut, auffallend ist nur die Sicherheit, mit der ein Eingeborener die Fährte hält und die Schnelligkeit, mit der er ihr folgt; dies ist eine Sache der Uebung, die Meister darin sind aber wiederum nicht die *A-bantu*, sondern die Buschmänner.

Ueber besondere Ausbildung der anderen Sinne, des Gehörs, Geruches etc. hatte ich keine Gelegenheit, Beobachtungen unter den Kaffern anzustellen, und da dieselben in keiner hervorragenden Weise zur Verwendung kommen, so steht zu vermuthen, dass sie auch nicht stärker entwickelt sind, als bei anderen Racen[1]).

Was nun aber die geistige Fähigkeit im Allgemeinen anlangt, so ist darüber keineswegs so cursorisch abzuurtheilen, als über das eben Besprochene. Es ist dies Kapitel eins der schwierigsten überhaupt und verlangt eine besondere Vorsicht in der Behandlung, welche von den Autoren nicht immer eingehalten worden ist. Meist ist dabei der falsche Ausgangspunkt der gewesen, dass man sich unter einem Eingeborenenstamm ein Volk in paradiesi-

---

[1]) Wood hat natürlich beobachtet, da der Kaffer den Europäer doch nun einmal in seinen körperlichen Leistungen übertreffen soll, dass die Nase desselben »ein ganz wunderbares Organ sei und beinahe so fein wie die des Bluthundes« (Sic!), ohne indessen anzugeben, wie er diese Entdeckung gemacht hat. a. a. O. pag. 172.

sehr treffend folgendermassen aus: »When caught in the flats, the Kafirs are running like old boots[1].«

Der geschlossene Angriff dient wesentlich dazu, das feige Ausweichen unmöglich zu machen, und die resolute Ausführung eines solchen ist darum kein Beweis, dass man eine Truppe von Helden vor sich hat. Die *Zulu* lieben diese Kampfart und haben sich durch dieselbe einen gewissen Namen gemacht, man darf darum aber die Tapferkeit des Einzelnen nicht zu hoch anschlagen; denn bei der äussersten Despotie der Häuptlinge war feiges Zurückweichen sicherer Tod, in den Reihen der Feinde indessen war der Tod wenigstens zweifelhaft.

Dazu kommt die Neigung des Kaffern, sich zu überheben, sich für etwas Besseres zu halten wie Andere, sei es als Stamm oder als Individuum, was ihm bei einigem Glück ein ungemeines Selbstvertrauen verleiht und ihm seine Feigheit verbergen hilft.

Ein unverschämtes, bramarbasirendes Auftreten ist daher die gewöhnliche Taktik dieser Leute und sie spielen ihre Rolle so gut, dass schon manch Einer das Spiel für Wahrheit genommen hat und einen stolzen Krieger vor sich zu haben glaubte, während es nur ein erbärmlicher Wicht war, der seinen Vortheil verstand. Diesen im Auge zu behalten ist die grösste Tugend der *A-bantu*, darin ist ihr Charakter am entwickeltsten, ihr Verstand am schärfsten, alles Andere wird dem materiellen Vortheil untergeordnet.

Das brüske, trotzige Gebahren des Mannes, seine äusserliche Ruhe und Gelassenheit geben der ganzen Erscheinung etwas Würdevolles, während gerade die Würde des Einzelnen im Sinne europäischer Racen eine Tugend ist, die dem Kaffer nur in sehr geringem Grade zukommt. Wo etwas zu erhaschen ist, kümmert er sich wenig um solche Kleinigkeiten und Hoch und Niedrig gelten in diesem Punkte ziemlich gleich. So hielt es der berühmte König der *Ba-suto*, *Mosheshwe*, gewiss einer der bedeutendsten Häuptlinge, welche es in Süd-Afrika gegeben hat, nicht unter seiner Würde, in Zeiten, wo er mit den benachbarten Boeren des Freistaates auf besserem Fusse lebte als gewöhnlich, auf den Bauerhöfen umherzureiten und hier vielleicht einen alten Leuchter, dort ein Pulverhorn u. s. w. als Geschenk zu erbitten. In ähnlicher Weise kann man es beim Reisen in jenen Ländern oft genug erleben, dass der stattliche *Xosa* oder *Zulu* an unserem Lagerfeuer, welchen wir noch soeben im Stillen wegen seiner würdevollen Gelassenheit bewunderten, sich beim zufälligen Erscheinen von etwas Taback aus einem stolzen Krieger in einen demüthigen Bettler verwandelt.

Es giebt Nichts, warum ein Kaffer nicht unter Umständen anfragen möchte, sobald er eine Aussicht auf Erfolg sieht, und der Ton, in welchem es geschieht, ist ganz von den Umständen abhängig. Während er bei

[1] In den Flächen abgefasst, rennen die Kaffern wie alte Stiefel.

dem Einen unterwürfig bettelt, verlangt er bei dem Andern die Sache als Zeichen der Freundschaft oder Verbrüderung; einem Dritten gegenüber, dem der Begehrende glaubt Furcht einflössen zu können, verwandelt sich die Bitte in einen herrischen Befehl, einem Vierten, wenn er der notorisch Schwächere ist, wird das Gewünschte einfach weggenommen.

Gewaltsame Beraubung, obgleich oft genug vorgekommen und zum Theil sogar gewerbsmässig betrieben, ist doch im Ganzen viel seltener, als das Stehlen, welches in der Form des Viehdiebstahls so verbreitet ist, dass es eine politische Bedeutung erhält. Die Neigung, auf diese Weise seinen Besitzstand zu vergrössern, hält der Kaffer für eine berechtigte Eigenthümlichkeit seines nationalen Charakters und die schlimmsten Erfahrungen haben ihn von diesem frommen Glauben nicht abbringen können. Unter einander entfremden sich die Eingeborenen das Vieh natürlich viel seltener als aus den Gränzdistricten colonisirter Gebiete und auch dort nicht immer in gleicher Weise. Der Grad der Häufigkeit des Viehdiebstahles an den Gränzen giebt stets einen sicheren Maassstab für die politische Lage der Partheien: Während in Friedenszeiten das Verbrechen sich auf einzelne, hier und da auftretende Fälle beschränkt, nimmt es beim Herannahen von Unruhen in erschreckender Weise zu und bezeichnet in seinem höchsten Stadium den definitiven Ausbruch des Krieges.

Andere Gegenstände als Vieh werden weniger gestohlen, obgleich es auch vorkommt, dass sich der Eingeborene für ihn ganz werthlose Gegenstände aneignet. Am meisten gefährdet sind noch Feuerwaffen, Munition, Eisen und Taback.

Dass ein Hang zum Stehlen im Charakter der *A-bantu* liegt, ist nicht zu bezweifeln, obgleich sie gute Freunde und Verehrer gefunden haben [1], welche auch das den authentischen Zeugnissen gegenüber geleugnet haben. Es wäre in der That wunderbar, wenn der Diebsinn ihnen fehlte, da die Neigung, ihren Besitzstand, besonders an Vieh, woran die ganze Seele des Kaffern hängt, zu vergrössern so stark, und Moral in unserm Sinne in ihrem Charakter so schwach vertreten ist.

Zum Stehlen gehört die Fähigkeit, etwas zu verheimlichen, sich zu verstellen und Andere zu täuschen, welche Fähigkeiten unter den *A-bantu* ebenfalls in hinreichend starkem Grade ausgebildet sind [2].

---

[1] Hierher gehören besonders die Missionäre, von denen ein grosser Theil es für seine Pflicht gehalten hat, die Eingeborenen als die vorzüglichsten Menschen zu schildern (FLEMING p. 230), vergleicht man aber die Angaben genauer, so finden sich so viel Widersprüche, dass man wohl sieht, dieselben sind nicht das Ergebniss einer vorurtheilsfreien Beurtheilung. Es ist für Niemanden möglich, diesen Augiasstall zu säubern, der nicht ein zweiter Herkules ist, und es muss daher davon abgesehen werden, hier die in diesem Punkte sich schroff gegenüber stehenden Ansichten eingehend zu besprechen. Am treffendsten sind auch in dieser Hinsicht die Angaben von CALDERWOOD und GROUT. (C. Caffres u. Caffremissions; GR. Zululand Chapt. XIII.)

[2] GROUT stellt die Angabe, dass die Kaffern die ärgsten Heuchler (*consummate*

Bis hierher dürfte dem Leser das Bild, welches vom Charakter der Kaffern entworfen wurde, als ein in sehr dunklen Farben gemaltes erscheinen. Indessen ist dies durchaus nicht die Absicht, und die persönliche Meinung des Verfassers ist keineswegs so sehr gegen die in Rede stehenden Leutchen eingenommen. Dieser scheinbare Widerspruch löst sich einfach dadurch, dass man den localen Verhältnissen, dem uncivilisirten Zustande, in welchem das Ehrgefühl nicht wohl entwickelt werden konnte, Rechnung tragen muss und den Maassstab nicht nach europäisch sentimentalen Vorstellungen von paradiesischer Unschuld wilder Völkerstämme abmisst.

Ebensowenig wie der Körper im Zustande der Uncultur zur vollen Ausbildung kommt, gelangt der Geist zur vollen Blüthe und die schlechten Neigungen sind keineswegs durchgängig Auswüchse der Civilisation. Es geht aus beiden Betrachtungen hervor, dass der Mensch seiner Anlage nach zur Cultur bestimmt ist, und dass es Unrecht ist, mit J. J. Rousseau zu leugnen, dass die Cultur den Menschen glücklicher mache, da dieselbe ihn überhaupt erst zum Menschen im vollsten Sinne des Wortes macht. — —

Wie die natürlichen und gesellschaftlichen Schwierigkeiten den Kaffern zwangen, beim Kampfe mit denselben in der Wahl seiner Mittel nicht besonders bedenklich zu sein, so schärften sie auf der andern Seite seinen Verstand in allen Punkten, welche auf den materiellen Vortheil sich bezogen, in sehr bemerkenswerther Weise. Dem zu Folge geben sie durchschnittlich äusserst gewandte und verschlagene Händler ab, so dass die Europäer beim Handeln mit denselben meist den Kürzeren ziehen; denn wenn die Eingeborenen sie auch nicht immer an List und Verstellungskunst übertreffen, erreichen sie ihren Zweck oft durch die entsetzliche Ausdauer und Beharrlichkeit, mit der sie den kleinsten sich bietenden Vortheil verfolgen [1]). Das Gewonnene wird sorgfältig gespart und zusammengehalten, indem der Kaffer ebenso haushälterisch wie begehrlich ist. Es dauert lange, bis eine schöne Heerde Vieh, das grösste Ziel seiner Wünsche, erworben ist; durch den Besitz einer solchen wird aber nicht nur diese stille Schwärmerei befriedigt, sondern der Kaffer erhält auch die Mittel, sich Frauen zu verschaffen, sei es, dass dieselben durch Geschenke oder direct durch Kauf erworben werden. Er schwärmt zwar für seine Lebensgefährtinnen nicht so sehr, wie für die dagegen ausgetauschten Ochsen, die Anschaffung von einer oder

---

hypocrites) seien, an die Spitze seiner ganzen Charakterbeschreibung, nimmt aber trotzdem keinen Anstand, ihnen im Verlauf der Darstellung ihre peinliche Ehrenhaftigkeit (*scrupulous honesty*) zu bescheinigen, wonach der Autor offenbar absonderliche Begriffe von Ehrenhaftigkeit und andrerseits von seiner eignen Menschenkenntniss haben muss, um einem durchtriebenen Heuchler gegenüber in Betreff seiner sonstigen Ehrenhaftigkeit so sicher zu sein. (Vergl. Grout, *Zulu*-Land. Chapt. XIII.)

[1]) Vergl.: Drei Jahre in Süd-Afrika pag. 341.

mehreren Frauen gehört aber doch einmal zu den unvermeidlichen Ausgaben.

Wenn ihm auch die Trennung von seinen lieben sauer erworbenen Thieren schwer ankommt, so kann die Nothwendigkeit, ein solches Opfer zu bringen, um so weniger in Frage kommen, als die Sinnlichkeit unter den *A-bantu*, wie wohl unter allen afrikanischen Stämmen, eine sehr hervorragende Rolle spielt. Unsittlichkeit ist dem zu Folge an der Tagesordnung, wenn auch darin bei den einzelnen Stämmen grosse Verschiedenheiten vorkommen, deren gesondertes Erscheinen mit Rücksicht auf die Zusammengehörigkeit der Stämme schwer zu erklären ist. Jedenfalls bedarf es aber keiner grossen Einsicht, um zu erkennen, dass die Sinnlichkeit und die beim Mangel an Moral daraus folgende Unsittlichkeit im afrikanischen Blute liegen und nicht erst von Europa importirt sind[1]).

Wenn oben gesagt wurde, dass der Kaffer wenig bedenklich ist in der Wahl seiner Mittel, sich einen Vortheil zu verschaffen, so darf man daraus nicht folgern, dass er kein Rechtsgefühl besässe. Im Gegentheil, es scheint, als hätte er die genannte Eigenschaft, in welcher sich seine Verstandeskräfte im glänzendsten Lichte zeigen, ganz besonders entwickelt, um sein Interesse auch in dieser Richtung nach Möglichkeit wahrnehmen zu können.

Die bewunderungswürdige Gewandtheit, in Rechtsfragen zu urtheilen, ist wohl keinem aufmerksamen Beobachter entgangen, der längere Zeit unter den *A-bantu* geweilt hat, und man kann daraus allein schon erkennen, welche Schule des Lebens diese Eingeborenen durchgemacht haben, und wie die Noth sie gezwungen hat, diese fragliche Seite ihres Verstandes auszubilden. Wollte man aber schliessen, dass andere Verstandesthätigkeiten, welche nicht so unmittelbar dem materiellen Vortheil dienen, mit Leichtigkeit auf die gleiche Stufe von Vollkommenheit zu bringen seien, so würde man sehr irre gehen. Ueber Alles, was nicht in den engen Kreis seiner wenigen Bedürfnisse und Neigungen fällt, macht sich der Kaffer ungern Sorgen, denn am liebsten giebt er sich einer gedankenlosen Fröhlichkeit hin und geniesst das Heute, indem er den kommenden Tag für sich selber sorgen lässt. Auch in der Leichtlebigkeit stimmt er also mit den übrigen dunkel pigmentirten Racen Afrika's überein, und solange er in dieser harmlosen Laune ist, zeigt er sich umgänglich, gastfreundlich und zuvorkommend. Er sucht Gesellschaft, um sich zu unterhalten, und wenn er dann im Kreise guter Freunde um den Biertopf lagert, schwatzt und schnupft, erscheint er als der gutmüthigste Mensch von der Welt.

Man darf aber nicht vergessen, dass die Wildheit nur in seinem Charakter schlummert, und dass es nicht einmal immer nothwendig ist, seine Leidenschaften aufzuregen, um sie auftauchen zu sehen. Der Häupt-

---

[1]) Siehe weiter unten im Kapitel: Sitten, Gebräuche.

ling, welcher sich an den harmlosesten Geschichten erfreute, die der Fremde ihm erzählt, giebt noch mit lachendem Munde seinen Trabanten den Auftrag irgend einen Unglücklichen, der sich seine Feindschaft zugezogen hat, vielleicht die Einwohnerschaft eines ganzen Dorfes zu vernichten, und die That wird so kaltblütig ausgeführt, als wenn es sich um ein Nest Mäuse oder ähnliches Ungeziefer handelte. Aus dieser Neigung zur Barbarei entsprang wohl auch der Kannibalismus, welcher öfters sporadisch vorgekommen, unter gewissen Stämmen aber für längere Zeit üblich geworden ist (vergl. weiter unten).

Wird die schlummernde Leidenschaft aufgeregt, wie es allerdings nur ausnahmsweise zu geschehen pflegt, so geräth der Kaffer in einen Zustand von Raserei, in welchem ihm die grössten Scheusslichkeiten ein besonderes Vergnügen zu machen scheinen. Die Erregtheit geht vorüber, wie ein Sturm, und Alles, was damit zusammenhing, ist am nächsten Tage vergessen, denn da sich die Gedanken des Kaffern nicht gern längere Zeit mit einem Gegenstande beschäftigen, so ist er auch nicht nachtragend und rachsüchtig, die sorglose Heiterkeit gewinnt bald über den Zorn die Oberhand.

Bemerkenswerth ist die öfters beobachtete Thatsache, dass die in Rede stehenden Eingeborenen, wenn sie sich längere Zeit in Diensten von Europäern befinden, ihr heiteres Wesen verlieren und einen mürrischen, düsteren Charakter annehmen. Es ist dies wohl nur dadurch zu erklären, dass solche Diener von ihren Herren allmälig die Gewohnheit annehmen, sich über zukünftige Dinge Sorgen zu machen und dass ihr Gemüth die Beschäftigung mit derartigen Sorgen nicht verträgt.

Es ist diese Aenderung des Charakters zugleich ein Beweis dafür, dass die natürliche Anlage verbunden mit den Gewohnheiten des Lebens bestimmend auf die Richtung einwirkt, welche die Entwickelung des Temperamentes nimmt und aus gleichen Anlagen sehr verschiedene Temperamente hervorgehen können. Die Neigung zur Gedankenlosigkeit, wie sie dem uncivilisirten Kaffer eigen ist, muss als ein sehr bedeutendes Hinderniss seiner Bildungsfähigkeit betrachtet werden; denn hätte er auch die besten Verstandeskräfte, sein Geist besitzt nicht Elasticität genug, um die Belastung mit weittragenden Gedanken auszuhalten.

Dies zeigt sich besonders bei Betrachtung der Vorstellungen, welche sich die *A-bantu* von höheren Dingen bilden, zumal von solchen, die in das Gebiet der Religion fallen.

Diese Seite ihrer geistigen Entwickelung ist wegen der unvollkommenen Grundanschauungen ganz besonders durch Unklarkeit ausgezeichnet, und die Art und Weise, wie manche Missionäre versucht haben, mehr Licht in die Fragen zu bringen, trägt wenig zur Aufhellung derselben bei. Hier ist ja auch das Terrain zu günstig, um nicht tendenziöser Auslegung den freiesten Spielraum zu gewähren, und eine vollkommen objective Anschauung lässt sich der ganzen Natur des Gegenstandes nach schwer erringen.

Ausserdem erscheint es bereits fast unmöglich, überall das Nationale von dem Importirten zu unterscheiden, wodurch die Verworrenheit ausserordentlich zunimmt.

Sicher ist zunächst nur soviel, dass, wie sich der Kaffer schon über die Dinge des alltäglichen Lebens, welche sich ihm nicht als unvermeidlich aufdrängen, ungern Gedanken macht, er noch viel weniger über Transcendentales ernstlich und consequent nachgedacht hat.

Es fehlt nicht an Leuten, welche behaupten, die Kaffern besässen gar keine Religion, und in der That lässt sich in gewissem Sinne die Bemerkung rechtfertigen. Verlangt man, dass irgend eine, wenn auch noch so niedrige Idee der Gottheit da sei, als eines persönlichen, höheren Wesens, welches Macht über uns hat, um den Begriff von Religion festhalten zu können, so besitzen die *Ama-Xosa* keine Religion, denn es fehlt ihnen jeder Ausdruck für Gott. Bei den *Ama-Zulu*, den *Be-chuana* und *O va-herero* ist es den Missionären gelungen, sich im Suchen nach solchem Wort an bestimmte Ausdrücke anzuklammern, obgleich auch dort sich Manches gegen ihre Auffassung sagen lässt, worauf weiter unten zurückzukommen sein wird.

Hält man dagegen gewisse verworrene Begriffe von überirdischen Dingen und den daran sich anknüpfenden Aberglauben für ausreichend, um das Vorhandensein von Religion darzuthun, so haben die genannten Stämme alle Religion sowie religiöse Gebräuche und zwar stimmen die Grundanschauungen der verschiedenen Stämme im Wesentlichen mit einander überein. Sie haben unklare Vorstellungen von einer Fortdauer nach dem Tode und die Geister der verstorbenen Vorfahren sind es, welche bei den meisten Gegenstand eines gewissen Cultus werden.

Wo dieselben sich eigentlich befinden sollen, darüber erhält man von den Eingeborenen, die nur ungern solche Punkte im Gespräch berühren, wenig genügende Auskunft; doch scheinen die *Xosa* sich den Hauptaufenthalt derselben in unzugänglichen, unterirdischen Höhlen zu denken, während die *Be-chuana* wie die *Herero* dieselben in der Höhe suchen. Die Leute meinen, dass diese Geister sich ihnen nahen können, dass sie Gewalt haben, ihnen zu schaden oder zu nützen, und dass es desshalb nöthig ist, sie bei günstiger Stimmung zu erhalten.

Ausser dem Cultus der Verstorbenen hegen die verschiedenen Abtheilungen der *A-bantu* noch den mannigfachsten Aberglauben, worunter der Glaube an Hexerei obenan steht und eine entsetzliche Verbreitung zeigt. Ferner hat jeder Stamm seine besonderen Vorstellungen von allerhand räthselhaften Einflüssen, meist ausgehend von bestimmten dafür mit aussergewöhnlicher Macht ausgestatteten Personen, den Doctoren; doch werden die Wirkungen keineswegs in consequenter Weise auf höhere Wesen zurückbezogen, sondern auch hier scheut der Kaffer die Grübelei viel zu sehr, als dass er ein bestimmtes System in seine abergläubischen Vorstellungen gebracht hätte. Sie sind darum auch sehr unsicher und geben einen

ergiebigen Stoff für Phantasien über religiöse Philosophie, indem die Autoren sich die fehlenden Gedanken und den Zusammenhang nach ihrem Gefallen ergänzt haben. In Folge dessen zeichnen sich die fraglichen Kapitel in den betreffenden Werken meist durch epische Breite aus und durch eine gewisse Behaglichkeit, mit welcher die Autoren sich möglichst ausführlich über alle die mannigfachen, abergläubischen Gebräuche auslassen und, bald hier bald da mit bewunderungswürdigem Scharfsinn feine religiöse Beziehungen herauslesen. Nach dem was Verfasser davon kennen gelernt hat, sind die äusseren Ceremonien und der Hocuspocus gewöhnlich die Hauptsache, und es erscheint dies auch mit Rücksicht auf die bereits betonte Thatsache, dass die Kaffern äusserst wenig Neigung für die Philosophie besitzen, nicht wunderbar. Die Betrachtung der Gebräuche ist ausreichend, um dem Unbefangenen deutlich zu machen, was als die »Religion« des einzelnen Stammes betrachtet wird: damit es aber den Umrisssen des Bildes nicht an Bestimmtheit fehlt, ist es nothwendig, vorher auch dem äusseren Menschen und seiner Umgebung einige Aufmerksamkeit zu schenken.

---

2. Kleidung, Bewaffnung, Geräthe und Wohnungen der Ama-Xosa.

Die Toilette eines Kaffern nimmt unter seinen täglichen Beschäftigungen gewiss die wenigste Zeit in Anspruch und zwar gilt dies vor allen Dingen von den eigentlichen Kaffern (hier als *Xosa* zusammengefasst). Da die mehr oder weniger nahe Verwandtschaft der in Frage kommenden Stämme keinem Zweifel unterliegt, und dieselben ausserdem vielfach in engen Gränzen neben einander wohnen und untereinander verkehren, so nimmt es nicht Wunder, dass ihnen Vieles gemeinsam ist, was sich auf die äussere Erscheinung, ihre Art zu leben, auf Sitten und Gebräuche bezieht. Es ist in der That schwer, die Charakteristik der einzelnen Stämme darin scharf von einander zu trennen, doch lässt sich andererseits nicht leugnen, dass sich mancher eigenthümliche, zum Theil höchst bemerkenswerthe Unterschied findet und es desshalb ebenso verwerflich ist, Alles über einen Kamm zu scheeren. —

Die paradiesische Einfachheit der Tracht, wie sie den *Xosa* eigen ist, hat ihnen von den Colonisten den bezeichnenden Namen der »Kahlkaffern« eingetragen. Ihre Kleidung (*sit venia verbo*) beschränkt sich auf ein kleines Büchschen verschiedener Gestalt, mit welchem sie die *Glans penis* überziehen. Dieses Büchschen, dessen Oeffnung etwas verengt ist, wird entweder aus kleinen runden Kürbisfrüchten gemacht, deren holzige Schale zierlich eingeschnitten und gezeichnet ist, oder es wird von Leder

gefertigt und ist dann gewöhnlich von länglicher Gestalt, eventuell wird auch irgend ein anderes Material dazu verwandt. Meist ist das Kleidungsstück am oberen Ende mit kleinen Schnüren von Glasperlen geschmückt und am unteren pflegt eine Art Troddel von gleicher Beschaffenheit herabzuhängen. In seiner Behausung legt der Kaffer auch dieses Büchschen öfters ab, er zeigt aber dem Fremden gegenüber alsdann ein gewisses Schamgefühl; so verbarg ein älterer Mann des genannten Stammes, den ich Krankheitshalber untersuchte, seine Blösse dadurch, dass er die Genitalien zwischen die Oberschenkel klemmte.

Trägt der *Xosa*, wie es allerdings häufig der Fall ist, einen schmalen Ledergürtel um die Hüften, so dient derselbe wesentlich zur Zierrath, wird als Regel (im Unterschiede von den *Zulu*) nicht zur Befestigung irgend eines Schurzes benützt und ist nur reich mit Glasperlen, blanken Knöpfen, Kupferplättchen und dergleichen Gegenständen geschmückt. Auch um dass kurz gehaltene Haupthaar wird ein ähnlich ausstaffirtes Band diademartig oberhalb der Stirn befestigt. Die Muster, welche von den Glasperlen gebildet werden, sind meist schräg gestellte Felder von dreieckiger oder viereckiger Gestalt, Zickzackstreifen oder daraus combinirte Figuren. Das Individuum, auf Seite 19 abgebildet, trägt ein solches Band mit Muscheln besetzt, doch hat »die Kultur, die alle Welt beleckt, auch auf den Kaffer sich erstreckt«; er erscheint daher mit einem Schurz, der von den Hüften herabhängt. Eine solche Neuerung ist aber keineswegs ein dringend gefühltes Bedürfniss seinerseits, sondern er wird dazu von Seiten der Colonisten veranlasst, wenn er in den Städten verkehren will. Einen drolligen Anblick gewährt es, wenn den schwarzen Dienern, um civilisirte Augen, besonders Damen, nicht zu verletzen, Hemden octroyirt worden sind, meist alte Flanellhemden, welche bei dem hochaufgeschossenen Kaffer in der Regel nicht weiter reichen als bis in die Gegend der Weichen; trotzdem kommt sich der Herr darin ungewöhnlich anständig und reich bekleidet vor. Oefters vertritt ein einfaches Band von einer lebhaften Farbe, besonders roth, die Stelle des Perlenbandes, oder es wird ein Tuch in ähnlicher Weise um den Kopf geschlungen, das letztere besonders bei kaltem Wetter oder in der Nacht. Zu solchen Zeiten erscheint denn auch das einzige Kleidungsstück des männlichen Kaffern, welches diesen Namen mit Recht verdient, ein langer Fellmantel, dessen Anwendung allen südafrikanischen Stämmen, wenn auch unter gewissen Modificationen, eigen ist und sich einen gemeinsamen colonialen Namen »*Kaross*«, herrührend von einem ursprünglich hottentottischen Wort, erworben hat. Die Bezeichnung der *Xosa* für dies Kleidungsstück ist, wenn es von Rindsfellen gemacht ist »*Inguhbo*«, ist er von Wildhäuten angefertigt »*Uneebe*« (LICHTENSTEIN).

Vornehme Personen liebten die Mäntel von Fellen des Leoparden, doch galt das Tragen derselben vielfach als ein besonderes Prärogativ des Häuptlings, oder solcher Leute seiner Umgebung, die er selbst damit zu

beschenken geruht hatte. Jetzt haben die Kaffern eingesehen, dass besser wie ein noch so sorgfältig gegerbtes Thierfell, welches durch Nässe stets wieder viel von der Geschmeidigkeit verliert, eine gute wollene Decke sich den Körperformen anpasst und verschaffen sich, wenn sie es erschwingen

Fig. 13. Des Häuptlings Sandili erste Rathgeber.

können, solche von englischem Fabrikat, meist braun von Farbe, die um den Hals durch eine Art Agraffe zusammengezogen wird (s. Taf. IX, Fig. 1; Holzschnitt Fig. 13 und 14).

Als ein Kleidungsstück, welches ebenfalls nur zeitweise angelegt wird, wenn die Umstände es erfordern, sind aus Thierfellen geschnittene Sandalen, am liebsten aus Eland- oder Giraffenleder, welche über dem Spann mittelst eines anderen Lederstreifen oder dünner Riemchen befestigt werden. Auch diese Fussbekleidung, gewöhnlich nur auf längeren Reisen getragen, ist mit geringen Modificationen den verschiedenen Stämmen ursprünglich eigen, in neuester Zeit wird sie aber sehr von den colonialen »*Velschoen*« verdrängt, die in gleicher Weise von weissen Colonisten und den Eingeborenen angefertigt und getragen werden. Solche Fellschuhe bestehen aus einer dicken rohen Sohle, auf welcher ein bis in die Gegend der Knöchel reichendes, gegerbtes Oberleder befestigt wird, während den Hacken eine Kappe umgiebt, deren seitliche Ausläufer das Oberleder übergreifen und auf dem Spann mit Riemchen zusammengebunden werden.

Alles Andere, was der Kaffer sonst zur Ausstaffirung seiner Person verwendet, gehört in das Gebiet der Zierrathen und nicht der Bekleidung. Davon fallen besonders die mächtigen Elfenbeinringe in die Augen, welche die Häuptlinge und angesehene Männer aus ihrer Umgebung um den Oberarm zu tragen pflegen. Diese Ringe werden aus dem mittleren Theil starker Elephantenzähne geschnitten und die natürliche Höhlung des Zahnes

Fig. 14. Hanta und sein Gefolge vor dem Gasthause Windvogelberg.

wird so weit vergrössert, dass man den Arm gerade hindurch stecken kann; die Dicke des Ringes beträgt dann etwa 3 CM., die Höhe gewöhnlich gegen 4 und doch schleppt ein Mann zuweilen eine ganze Reihe solcher unbequemen Zierrathen am Arme, in der Regel sieht man aber nur einen Ring.

Der originellste Schmuck sind die Halsbänder aus dunklen Glasperlen und den Zähnen reissender Thiere (Schakal, Hyäne, Leopard), von welchen die Letzteren quer an der Wurzel durchbohrt sind und sich meist zu mehreren aneinanderfügen (siehe Taf. IX, Fig. 1). Wood hat in seinem mehrfach bereits citirten Werke solche Schmucksachen sehr eingehend beschrieben und auch grossentheils abgebildet [1]), worauf hiermit verwiesen wird [2]). Ausser den Halsbändern werden gewöhnlich Amulette mannigfacher Beschaffenheit um den Hals getragen, sowie kleine hölzerne Röhrchen, welche Heilmittel gegen den Schlangenbiss enthalten (Taf. VI, Fig. 2). Wie wenig bedenklich ein Kaffer in der Wahl seiner Schmucksachen ist, sieht man aus der ersten Figur derselben Tafel, den Häuptling *Xoxo* darstellend, welcher mit vielem Stolz ein richtiges Hundehalsband als Collier trägt. Auch kleinere Geräthschaften des täglichen Gebrauches, wie Nadeln, Schabeisen, Pfeifen etc. pflegen nicht nur die *Xosa*, sondern auch Männer der anderen Stämme am Halse zu tragen. Ohrringe mannigfacher Art, häufig europäischer Arbeit oder Schnüre von Glaskorallen an deren Stelle (Fig. 1 Sandili), Fingerringe sowie Streifen langhaariger Thierfelle nach Art eines Strumpfbandes unterhalb des Knie befestigt, vollenden das spärliche Kostüm des männlichen *Xosa*.

Dasjenige der jungen Mädchen ist bei den genannten Stämmen um Nichts reicher, es beschränkt sich vielmehr auf einen kleinen die Schamgegend bedeckenden Schurz, bei erwachsenen Personen wird in der Regel ein zweiter etwas grösserer darüber getragen, der mit Korallen und Metallzierrathen geschmückt ist, doch erst bei der Verheirathung wird eine eigentliche Bekleidung angelegt. Diese besteht in einem langen Gewande von gegerbten Fellen oder Decken, die um den mittleren Theil des Körpers geschlungen und um die Taille befestigt wird; je nach Bedürfniss lässt die Frau dasselbe über die Füsse herabhängen, oder schürzt es auf, oder zieht es auch nach oben quer über die Brust bis in die Gegend der Achselhöhlen, es auf dem Rücken zusammenbindend. Der Busen wird bei verheiratheten Frauen als Regel absichtlich durch darüber gelegte Tücher herabgebunden, was als Schönheit oder wenigstens als Merkmal der verheiratheten Frau gilt.

---

[1]) Wood, Hist. of Man Africa. pag. 32.

[2]) Im Allgemeinen ist zu bemerken, dass der Beitrag zur Kenntniss der Ethnographie, soweit sich dieselbe auf Kleidung, Waffen, Geräthe etc. stützt, das Hauptverdienst der Arbeit des genannten Autors ist, obgleich auch hier die Uebersichtlichkeit vermisst wird.

Diese besonderen Brusttücher sind meist ebenfalls mit Korallen und blanken Knöpfen besetzt. (Vgl. Fig. 9, 15 und 16.)

Fig. 15. Kafferfrau mit Kind.

Bei schlechtem Wetter trägt auch das weibliche Geschlecht einen Fellmantel (*Kaross*) um die Schultern, doch pflegt derselbe kürzer zu sein als das entsprechende Kleidungsstück der Männer. Um den Kopf werden von den verheiratheten Frauen Tücher geschlungen, die wohl zuweilen etwas künstlicher arrangirt sind, Verfasser hat aber niemals einen solchen an gewisse Landtrachten der Französinnen erinnernden hohen Aufbau gesehen, wie ihn LICHTENSTEIN beschreibt und abbildet [1]).

Schmucksachen spielen beim Weibe natürlich eine noch grössere Rolle als beim Manne; ausser Halsbändern mannigfacher Art, am gewöhnlichsten von bunten Glasperlen, werden Metallringe oder ganze Spiralen von dicken Metalldrähten um die Hand- und Fussgelenke oberhalb der Knöchel getragen, sowie messingne oder kupferne Finger- und Zehenringe.

Die Waffen der *Ama-Xosa* stimmen im Allgemeinen mit denen der *Ama-Zulu* überein. Als nationale Angriffswaffe dieser Stämme ist in erster Linie der leichte Wurfspiess anzuführen, mit dem colonialen Namen *Assegai* genannt, *U'mkonto* im Kaffer, der aus einem etwa 1.5 M. langen und an der dicksten Stelle kaum fingerstarken Stabe besteht von elastischem aber sprödem Holze (*Assegai-hout* der Colonisten, *Curtisia faginea*) von dunkler, rothbrauner Färbung. An diesem vorn dickeren, nach hinten zu sich verjüngenden Stabe ist eine eiserne Spitze von wechselnder Gestalt und Länge eingefügt und mittelst Sehnen oder Lederstreifen fest verbunden. In ihrer gewöhnlichsten Form zeigt dieselbe eine durchschnittliche Länge von 30 bis 40 CM., wovon etwa die Hälfte auf die eigentliche Spitze kommt, die einem Schilfblatt ähnelt, doch sind die beiden Hälften in entgegengesetztem Sinne

Fig. 16. Fingoefrauen.

[1]) LICHTENSTEIN a. a. O. Vol. I. pag. 406. Taf. III.

leicht gekrümmt, so dass dadurch jederseits eine seichte Blutrinne gebildet wird, der Rest des Eisens bildet einen drehrunden Stiel von geringer Stärke. Bei einer andern ebenfalls sehr häufigen Form nimmt dieser Stiel bei Weitem den grössten Theil des Eisens ein und die Spitze selbst ist nicht länger als 5–6 CM., dabei flach, von zungenförmiger Gestalt mit wenig ausgezogener Spitze (vergl. Fig. 17). Zwischen diesen beiden Grundtypen finden sich

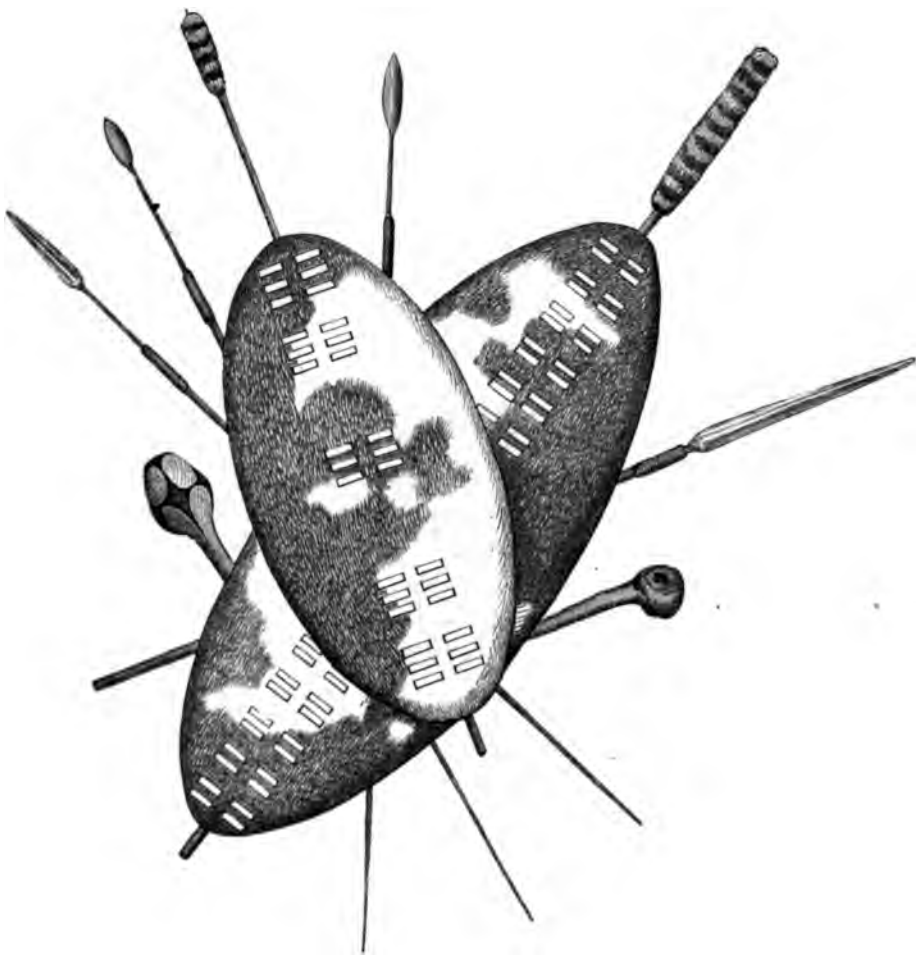


Fig. 17. Zulu-Waffen.

mannigfache Uebergänge und Variationen, welche zusammen mit den Grundformen so stark dominiren, dass andere als Curiositäten, durch Laune oder fremden Einfluss entstanden, aber nicht als charakteristische Waffen bezeichnet werden können. Darunter zählen die Spiesse mit dreieckiger Spitze, sowie diejenigen, bei denen dieselbe nach hinten in zwei Spitzen ausläuft, solche mit geschnitzten Stielen etc.

Die beschriebene Waffe ist für den Wurf berechnet, wozu sie im Schwerpunkt von dem Werfenden in die volle Faust genommen wird; derselbe versetzt sie in eine schwingende Bewegung und schleudert sie während derselben im Bogenwurf gegen das Ziel. Diese eigenthümliche Praxis, welche den Zweck hat, die durchbohrende Wirkung der Waffe zu steigern, erfordert eine nicht unbedeutende Uebung, und die Treffffähigkeit leidet unter der Schwingung sehr wesentlich. Die Leistung des Wurfgeschosses ist daher auch nicht bedeutend, da man dem im Bogen ansausenden Speer unschwer ausweichen kann und nur durch Unachtsamkeit oder wenn viele gleichzeitig geschleudert werden, ernstlicher bedroht ist.

Wood ist freilich andrer Ansicht; er hält die *Assegai* für die furchtbarste Waffe im Wurf, welche existirt, dabei findet er sich veranlasst zu bemerken: »*the aim of a Kafir is absolute certainty*«, während doch Irren menschlich ist. Die sonderbarste Behauptung ist aber, dass ein Europäer, welcher die Kunst, den Speer in Schwingungen zu versetzen, nicht inne hat, die Waffe nicht 20 Schritt weit soll werfen können[1]). Lichtenstein hat abweichende Erfahrungen gemacht, indem er fand, dass die Kaffern ein auf 60 Schritt Entfernung aufgestelltes Brett von Mannesbreite, nach welchem sie, um einen Preis zu erringen, warfen, erst nach einer längeren Reihe von vergeblichen Versuchen trafen; andauernde Beobachtung lehrte, dass etwa von 30 Würfen einer das Ziel traf, die durchbohrende Kraft der Waffe war aber alsdann so gross, dass die Spitze das etwa 2.6 CM. starke Brett vollkommen durchdrang[2]). Das Resultat einer ganz ähnlichen Probe, welche mir selbst bekannt wurde, war wesentlich dasselbe, auch hier trafen die Krieger die Mannsbreite auf 60 Schritt nur unter einer gewissen Zahl von Würfen, und die Waffe wurde mit grösster Mühe auf 100 Schritt geschleudert. Da über diesen Gegenstand ausgefragte Colonisten von Erfahrung sich dasselbe ungünstige Urtheil gebildet haben, so sind die oben citirten Auslassungen Wood's in das Gebiet der üblichen Tiraden zu verweisen.

Die Schnelligkeit und Leichtigkeit in der Hanthirung ist jedenfalls der grösste Vorzug der Waffe und die Feinheit derselben erlaubt, dass der Krieger gleichzeitig eine ganze Anzahl derselben führen kann, die er in schneller Folge gegen den Feind sendet, bis er Gelegenheit hat, früher Geworfene wieder aufzugreifen.

Es ist geradezu charakteristisch für die Kaffern, zumal im Vergleich mit andern südafrikanischen Raçen, wie schlechte Schützen dieselben

---

[1]) Wood a. a. O. p. 104. Was möchten wohl unsere stämmigen Harpuniere, welche ihre ganz ungleich schwerere Waffe auf solche Entfernung hin dem riesigen Wallfisch gegen 18 Zoll tief in den Leib jagen müssen, zu dieser Behauptung sagen?

[2]) Lichtenstein a. a. O. Vol. I. p. 351.

abgeben, sei es mit dem Wurfspiess oder mit der Büchse, und die Kriegsgeschichte giebt hinlängliche Belege für diese Behauptung. Durch Werfen von *Assegaien* ist nirgends ein bedeutender Erfolg erzielt worden, zahlreichere Verwundungen kamen nur dann vor, wenn die Truppen von den Kaffern in eingeengten Oertlichkeiten von günstigen Positionen aus angegriffen und die Speere in so dicht gedrängte Massen geworfen wurden, dass Ausweichen schwierig war. Bei Weitem die meisten Opfer hat die *Assegai* gefordert, wo sie von den Kämpfenden in stürmender Hand zum Stoss aus der Nähe gebraucht wurde, worüber unten noch mehr zu sagen ist.

Da die Stämme in den letzten Kriegen grossentheils mit Feuergewehr im Felde erschienen sind, so ist es wohl am Platze, hier Einiges über ihren Gebrauch solcher Waffen zu sagen. Die grössere oder geringere Leichtigkeit, mit welcher uncivilisirte Völker sich eine gewisse Fertigkeit in der Führung der Schiessgewehre aneignen, ist sehr bemerkenswerth und der Vergleich zwischen den dunkelpigmentirten Racen und den braunen fällt in Süd-Afrika sehr zu Ungunsten der Ersteren aus.

Dank der offenen und heimlichen Schmuggelei kann der Kaffer sich noch immer so viel und so gute Gewehre verschaffen, als er zu bezahlen im Stande ist; das üblichste System ist aber die Muskete mit Feuerschloss, da Zündhütchen in unruhigen Zeiten schwer zu beschaffen sind. Ist nun auch beim Verkauf derselben eine ungefähr passende Kugelform beigegeben — da die Waare sich aus dem ausrangirten Material sämmtlicher Armeen Europa's und Amerika's zusammensetzt, so sind die Kaliber natürlich sehr mannigfaltig — stimmt schliesslich die Kugel häufig nicht mit dem Lauf wegen Verwechslung der Form u. s. w.; die Kugel rollt entweder ganz lose in den Lauf, was den Kaffer aber nicht weiter stört, oder sie klemmt; dann wird sie so lange mittelst eines Steines cylindrisch gehämmert, bis sie ungefähr hineinpasst. Das Laden geht nun so vor sich, dass der Schütze aus einem grossen, zum Pulverhorn verarbeiteten Kuhhorn Pulver in den Handteller schüttet, aus diesem es in den Lauf prakticirt und nun unter eventuellem Zurück- und Zuschütten misst, bis es zwei Querfinger beträgt; dann wird die Kugel, wie sie ist, daraufgesetzt und wieder, wie vorher, am aufgesetzten Ladestock gemessen, ob der ganze Schuss etwa drei Querfinger ausmacht. Ist dies Ziel glücklich erreicht, so betrachtet der Kaffer das Gewehr für kunstgerecht geladen und der Mordversuch kann von statten gehen, doch wendet der Schütze beim Abdrücken gern den Kopf ab, was mit Rücksicht auf das Ausbrennen der rostigen Feuerschloss-Gewehre vielleicht sehr verzeihlich ist, aber die Leistung keineswegs verbessert. Es ist begreiflich, dass solchen Schiessversuchen gegenüber die Gegend des Zieles der sicherste Ort ist, während Verfasser selbst Gelegenheit gehabt hat, sich zu überzeugen, welche ungeahnte Trefffähigkeit diese roh gearbeiteten glatten Gewehre in weniger ungeschickten Händen zeigen. (Vergl. weiter unten im Kap.: *Griqua*.)

Bewunderungswürdig ist mir nur die Gewandtheit der Kaffern mit der Wurfkeule, *Induku*, gewesen. Diese Waffe, gewöhnlich *Kiri* genannt, nach einem hottentottischen Stammwort, dient sowohl zum Schlag als zum Wurf; ihr Gewicht ist daher nicht sehr bedeutend, die Länge wechselt zwischen 40 und 70 CM. [1]), wie die *Assegai* beinahe allen südafrikanischen Stämmen gemeinsam, wird sie doch in abweichender Weise und aus verschiedenem Material gefertigt. Die gewöhnlichste Form, welche man beständig in den Händen der Kaffern sehen kann, ist aus schwerem Holz von grosser Festigkeit (wilde Olive, Stinkholz, Eisenholz) so gewonnen, dass man ein Stämmchen oder einen Ast mit Erhaltung des sich daran anschliessenden knorrigen Theiles der Wurzel oder des Stammes herausschneidet, und den letzteren alsdann zur Keule abrundet, den Ast selbst aber als Stiel benutzt. Seltener findet man im eigentlichen Kafferlande *Kiri's* aus dem Horn des Rinozerosses, welches Thier in diesen Gegenden beinahe schon gänzlich ausgerottet ist.

Der *Kiri* in seiner gewöhnlichen Grösse und Gewicht ist keine sehr furchtbare Waffe, und es gehört schon eine gewisse Ausdauer dazu, um den dicken, mit dichtem Haarpolster bedeckten Schädel eines Kaffern damit zu durchdringen, wie sich oft genug gezeigt hat, aber als Wurfgeschoss leistet er in den Händen der Kaffern wirklich Erstaunliches. Es ist natürlich Uebertreibung, wenn behauptet wird, kein Feind könne ihm entfliehen, so lange er seinen *Kiri* bei sich hätte; ein Wurf mit einer so leichten Waffe wird, unglückliche Zufälle abgerechnet, keinen Menschen im Laufe aufhalten, aber wohl kleine Antilopen, Hasen, Klippschliefer, Perlhühner und andere Thiere. Nach solchem Wild wirft der Jäger den *Kiri* auf 20 bis 30 Schritt und trifft dasselbe häufig im vollsten Laufe, obgleich die Geschwindigkeit des in der Luft sich drehenden Holzes keine sehr grosse ist; die Kraft des Wurfes reicht hin, um kleine Thiere zu betäuben oder ihnen ein Glied zu brechen, worauf die Hunde des Jägers das Werk vollenden. Auch Vögel im Fluge fallen ihrer Geschicklichkeit im Werfen dieser Waffe zur Beute, doch sind die Kaffern durchschnittlich keine grossen Verehrer wilden Geflügels und treiben solche Jagd mehr des Zeitvertreibs wegen.

Damit sind die Angriffswaffen der *Ama-Xosa* erledigt; als Vertheidigungswaffe ist noch ein grosser Schild zu erwähnen, welcher von ungegerbter Ochsenhaut angefertigt wird und wesentlich dazu dient, die *Assegai*-Würfe zu pariren. Er ist von ovaler Gestalt und bedeutender Grösse, indem er den Krieger in etwas niedergekauerter Stellung vollständig deckt. Die einfache Lage Haut wird durch ein dahinter befestigtes Längsholz, mit dem sich zuweilen ein anderes kürzeres kreuzt, ausgespannt erhalten, der Schild zeigt aber weder die Regelmässigkeit noch die Eleganz der Form, wie sie

[1]) Längere Instrumente der Art kommen vor, sind aber wohl mit mehr Recht geknöpfte Stöcke als *Kiri's* zu nennen. V.

derselben Waffe bei den *Ama-Zulu* eigen ist, auch ist die Anwendung keine so allgemeine.

Messer sind ursprünglich im eigentlichen Kafferlande nicht gebräuchlich gewesen, indem die Klinge der *Assegai* auch bei friedlichen Verrichtungen als schneidendes Instrument benutzt wurde; jetzt sind solche von europäischem Fabrikat ziemlich verbreitet.

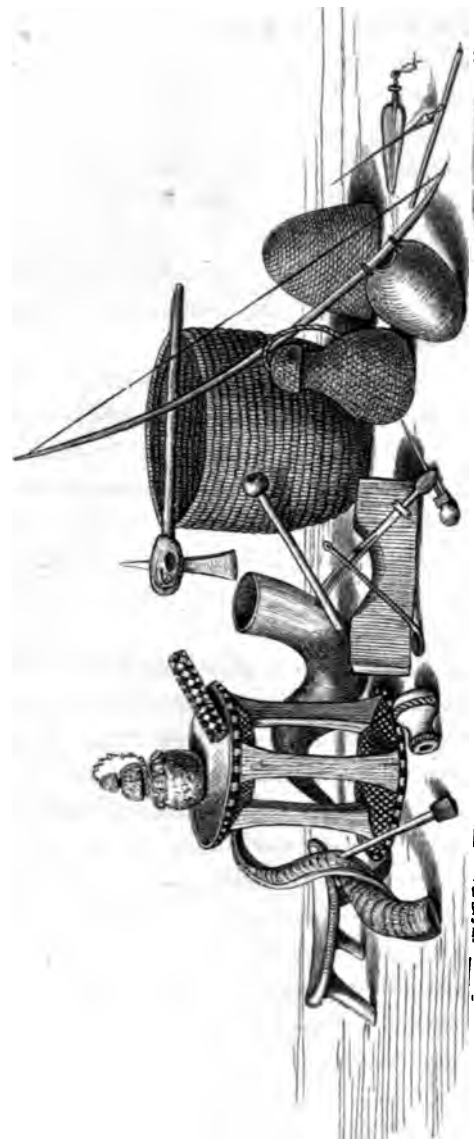


Fig. 18. Kaffer-Geräthschaften.

Der andre für den Haushalt nöthige Apparat von Werkzeugen und Geräthen ist ebenso einfach wie die Waffen. Ein vielgebrauchtes Instrument in den Händen der Männer sind lange, eiserne Nadeln oder besser Ahlen, welche besonders für die Fellarbeiten zum Vorbohren der Löcher dienen und die häufig, in mannigfach verzierten Scheiden am Halse getragen werden (Fig. 18 ganz rechts), wie deren Wood mehrere in Abbildung darstellt[1]). Andre Gegenstände, von denen sich die Männer nur ungern trennen, sind die Geräthe für den Gebrauch des Tabacks und des Dacha (*Cannabis indica* oder verwandte Species).

Alle südafrikanischen Eingeborenen sind leidenschaftliche Raucher und Schnupfer, die *A-bantu* sowohl wie die *Koikoin*, und sie sorgen nach Möglichkeit dafür sich diesen Genuss jederzeit verschaffen zu können. Der Kaffer führt seinen Taback nebst Zubehör gewöhnlich in einer kleinen ledernen Tasche, welche über die Schulter gehängt wird und die mit Metallknöpfen und Glaskorallen verziert ist. Bereits präparirten Schnupf-

[1]) W. a. a. O. pag. 24.

taback, zwischen Steinen zerrieben und mit einer Art Pfefferkraut und etwas Asche vermischt, um die Wirkung zu steigern und die Masse zu vermehren, bewahrt man in besonderen Dosen auf, die aus kleinen Kürbisfrüchten, aus ausgehöhlten Röhrchen, Knochen, Horn oder ähnlichem Material verfertigt und mit eingeschnitzten Figuren, Glasperlen etc. geschmückt werden. (Vergl. Fig. 18.) Eigenthümlich ist die Anfertigung solcher Behälter aus den Bindegewebsschichten unter der Haut, frisch geschlachteten Thieren entnommen. Um diesen Halt und Form zu geben, wird ein Modell der beabsichtigten Dose (öfters ein Thier darstellend) von Thon gefertigt, und über dies die von der Haut abgeschabten Bindegewebsfetzen mit Blut vermischt schichtweise aufgetragen und getrocknet; hat der Ueberzug hinreichende Stärke und Festigkeit, so entfernt man das Modell stückweise durch die gelassene Oeffnung.

Der Schnupftaback wird selten, wie bei uns, mittelst der Finger genommen, sondern die *A-bantu* bedienen sich dazu kleiner Löffelchen, die gewöhnlich aus Elfenbein, seltener aus Metall gefertigt sind. Die mannigfachsten und ansprechendsten Formen solcher Geräthschaften sowie der Dosen kommen aus dem *Zulu*-Lande, doch sind sie im eigentlichen Kafferlande in ähnlicher Weise im Gebrauch, wenn auch weniger Kunst auf ihre Herstellung verwandt wird. Die einfachste und sinnreichste, obgleich nicht sehr appetitliche Manier, sowohl Dose wie Löffel zu sparen, wird von dem armen Manne angewendet und besteht darin, den Taback in ein Stückchen dichtbehaartes Fell einzureiben und dann durch Einziehen der Luft durch die Haare des dicht vor die Nase gehaltenen Felles die Körnchen des Tabacks in das geräumige Riechorgan zu übertragen.

Kurze Pfeifen zum Rauchen sind viel unter den Kaffern im Gebrauch und werden auch von ihnen selbst sehr geschickt angefertigt, sei es aus Holz mit Metall eingelegt, oder Seifenstein, von welchem eine oliven- oder pistaciengrüne Varietät besonders hoch geschätzt ist. Gestalt und Arbeit dieser Pfeifen ergeben aber unzweifelhaft, dass hier europäischer Einfluss bestimmend gewesen, und die genannten Geräthe verdienen daher keinen Platz unter den nationalen Gegenständen der Kaffern. Die Ungeschicklichkeit des Neulings spricht sich häufig noch aus in der Roheit und Formlosigkeit der Versuche, eine Tabackspfeife herzustellen, während andere aus den Händen geschickterer Arbeiter die Gestalt des Modells besser erreichen, wenn auch das Material von dem europäischen abweicht.

Die Pfeife, welche unverkennbar einen nationalen Charakter an sich trägt, obgleich sie den Kaffern nicht ausschliesslich zukommt, ist die für das Rauchen des Hanfkrautes, Dacha, bestimmte. Est ist dies eine Wasserpfeife, bestehend aus einem Kuh- oder Antilopenhorn (Blesbok, Eland oder jüngeres Kudu), in welches ein etwa 20 CM. langes Rohr seitlich in schräg aufsteigender Richtung eingesetzt ist. Das Rohr trägt am oberen Ende einen kleinen Kopf zur Aufnahme des Krautes, der entweder aus

Thon oder Stein verfertigt ist. Die Anwendung dieser Pfeife geht so vor sich, dass das Horn zum grössten Theile mit Wasser gefüllt wird, und man alsdann den Rauch des angezündeten Dacha oder Tabackes durch dasselbe zum Austritt bringt, indem man die Luft aus dem oberen Theile ansaugt. Es liegt hierbei die grosse, für einen Europäer fast unüberwindliche Schwierigkeit vor, die weite, gerade zugeschnittene Oeffnung eines Kuhhornes mit dem Munde luftdicht zu schliessen. Die Mundparthie des Kaffern ist für diese Verrichtung günstiger gestaltet, und er erreicht seinen Zweck, indem er die eine Seite des Mundes dagegen legt und den Rest der Oeffnung durch die angedrückte Wange schliesst. (Vergl. Fig. 19.) Ein grades Ansetzen der Pfeife (Wood) würde nicht zum Ziele führen, da die Krümmung der Kinnladen verhindert, beide Wangen zugleich gehörig gegen die Oeffnung zu pressen. Der arme Mann hilft sich in Ermangelung des Materiales zu einer Pfeife, indem er auf dem flachen Erdboden Lehm zu einer Form knetet, die einem Backofen im Kleinen nicht unähnlich sieht; wo bei einem solchen der Schornstein liegt, befindet sich hier eine kleine Höhlung zur Aufnahme des Krautes, von welcher ein Kanal durch die Lehmmasse zur anderen Seite führt; an diese Oeffnung (der Thür des Backofens entsprechend) legt der Raucher, sich flach auf den Bauch niederwerfend, den Mund [1]).

Fig. 19. Zwei Zulu, Dacha rauchend.

Das in den verschiedenen Pfeifen gerauchte Kraut ist Taback oder Dacha oder Beides gemischt, obgleich die Wasserpfeifen ursprünglich für Dacha gemeint sind. So verbreitet der Gebrauch dieser betäubenden Pflanze auch in Süd-Afrika ist, so sind doch gerade die Kaffern *Xosa* und *Zulu* keine so eingefleischten Dacharaucher wie die *Damara* und noch mehr die *Koi-Koin*, wenn die Unsitte auch häufig genug vorkommt.

Das Dacharauchen wird zu einem geselligen Vergnügen, indem sich mehrere Leute, gewöhnlich zwei, zusammen niederkauern und derselben Pfeife bedienen, welche von Hand zu Hand geht. Ein durchgreifender Unterschied von der Art unserer Raucher ist nun, dass die Süd-Afrikaner als Regel den Rauch nicht nur in den Mund, sondern voll in die Lungen einziehen und einen Theil gleichzeitig verschlucken. Sie bemühen sich dann, den Rauch möglichst lange zurückzuhalten, zu welchem Zwecke sie aus einer bereitstehenden Kalabasse Wasser in den Mund nehmen. Sind

[1]) Eine vortreffliche Skizze dieser Procedur findet sich in Wood's Nat. Hist. of Man I. pag. 180.

sie gezwungen, denselben wieder auszustossen, so thun sie dies gleichzeitig mit dem genommenen Wasser und dem durch den Reiz secernirten Speichel mittelst eines Röhrchen, wobei sie gern mit der Spitze desselben allerlei Figuren ihrer Einbildung in den Sand zeichnen.

Die Folge der beschriebenen unverständigen Gewohnheit ist zunächst heftiger Hustenreiz mit Thränen der Augen und Speichelfluss; die Raucher überwinden zwar nach einiger Zeit diese unangenehme Nebenwirkung, dafür tritt aber bei anhaltend fortgesetztem Rauchen häufig eine Art von Trunkenheit ein, welche sich bis zur Sinnlosigkeit steigern kann und dann energische Wiederbelebungsversuche nothwendig macht. Die Rauch-Kameraden sind dazu verpflichtet, sich gegenseitig solchen Liebesdienst zu erweisen, der, je nach dem Grade der Betäubung, mehr oder weniger handgreiflich ausfällt, und wesentlich in kalten Uebergiessungen, Rütteln, Stossen und Treten besteht. Sowohl die zeitweise Nothwendigkeit einer solchen Unterstützung, so wie der Umstand, dass der ganze Vorgang des Rauchens eigentlich in zwei Acte zerfällt, in deren zweitem die Pfeife dem Raucher lästig sein wird, machen es begreiflich, dass diese Unterhaltung als Regel in Gesellschaft vorgenommen wird, ohne dass sich an den Gebrauch des Tabackes ein solcher förmlicher Cultus knüpfen müsste, wie ihn Wood für das Rauchen und Schnupfen ausführlich beschreibt. So soll z. B. der Kaffer es für unschicklich halten, einen Andern um Taback zu ersuchen, sondern durch Umwege, indem er fragt, »was der Andre ässe«, wenn er ihn schnupfen sieht u. s. w., seinem Ziele näher kommen. Nach meinen Erfahrungen ist aber unter den *Zulu* eine der gewöhnlichsten Redensarten, welche unmittelbar dem Grusse: »*Sa ke bona*« folgt: »*Shi hele u'guai!*« auf Deutsch: Gieb mir Taback! Dass manche Sonderbarkeiten in dieser, wie in vielen anderen Beziehungen zeitweise beobachtet werden, ist unzweifelhaft und bei dem eigenthümlichen eitlen Charakter der Kaffern wohl begreiflich, es soll nur die Beständigkeit des Vorkommens, sowie das System, welches man hineinconstruirt hat, in Abrede gestellt werden.

Ausser den Tabackspfeifen verfertigt der Kaffer auch andere Pfeifen, um damit sein Vieh oder seine Hunde zu rufen, welche aus Röhrenknochen oder Elfenbein gemacht und in der Weise geblasen werden, wie man auf einem hohlen Schlüssel zu blasen pflegt; doch pfeift der Kaffer auch ohne Instrument unter alleiniger Benutzung der Finger mit auffallender Kraft, wozu die dicken, aufgeworfenen Lippen das Ihrige beitragen mögen.

Die Hand-Werkzeuge, mittelst deren die beschriebenen einfachen Waffen und Geräthe gefertigt werden, sind noch primitiver wie diese selbst, und darin liegt das Hauptverdienst des Arbeiters. Hier, wie fast überall in Afrika, ist Zeit kein Gegenstand, und Ausdauer muss die durch mangelhafte Werkzeuge gebotenen Schwierigkeiten ausgleichen. Die anerkennenswertheste Leistung des Kaffern im industriellen Gebiete ist unstreitig die Bearbeitung der Metalle, besonders des Eisens, wenn auch diese Kunst-

fertigkeit an andern Orten von den Eingeborenen noch weiter gefördert worden ist. Die zum Schmieden nöthigen Geräthschaften werden in ähnlicher Weise in einem grossen Theile des afrikanischen Continents in Anwendung gebracht und bestehen hauptsächtlich aus zwei cylindrischen Blasebälgen von Thierhäuten, die oben offen, aber mit je zwei parallelen Stöcken versehen sind, während unten ein Kuhhorn mit durchbohrter Spitze angefügt ist, um den Luftstrom in das Feuer zu leiten; das Versengen der ausführenden Spitzen wird verhindert durch Einleiten derselben in ein thönernes Ansatzstück von conischer Gestalt, welches die Verbindung mit dem Feuer vermittelt. Gebraucht wird der einfache Apparat in der Weise, dass eine Person zwischen den Blasebälgen niedersitzt und sie abwechselnd hochzieht und wieder zusammendrückt, indem sie beim Hochziehen die mit Zeigefinger und Daumen gehaltenen Stöcke öffnet, beim Niederdrücken zusammenpresst. Die dadurch erzeugte Hitze kann wegen dem seitlichen Ausweichen der Luft in der irdenen Tülle nicht sehr beträchtlich sein, doch reicht sie hin, um Eisen so weit zum Glühen zu bringen, dass es sich schmieden lässt. Dies geschieht meist mit entsprechend geformten Steinen, die einfach in der rechten Hand gehalten werden, auf einem flachen Stein als Ambos, was natürlich eine unendlich mühsame Arbeit ist. Zugleich lehrt der Umstand, dass der Kaffer im Stande ist in so unmittelbarer Nähe des glühenden Eisens zu arbeiten, wiederum die schon oben (vergl. p. 14) betonte Unempfindlichkeit und Derbheit der Haut der Extremitäten bei diesen Stämmen. Ausser den einfachen conischen Hämmern finden sich auch zuweilen solche Werkzeuge von geringem Gewicht, die den europäischen im Wesentlichen in der Form gleichen, vielleicht überhaupt solchem Einfluss ihren Ursprung verdanken.

Schon Fleming [1]) hat in seinem Reise-Werk einen Kafferschmied bei der Arbeit dargestellt und den Vorgang beschrieben; an Stelle der irdenen Ansatzröhre waren die Kuhhörner in diesem Falle in einen durchbohrten Termitenhügel geleitet. Die von Wood [2]) gegebene Abbildung über denselben Gegenstand ist recht ansprechend componirt, dabei aber, wie leider bei ihm öfters vorkommt, kritiklos, da die Blasebälge nach seiner Darstellung die Luft durch dieselbe Oeffnung ansaugen sollen, durch welche sie beim Niederdrücken ausströmt, ein Verfahren, das nothwendig zur völligen Unterbrechung oder wenigstens zur ausserordentlichen Verminderung des Effectes führen müsste. Ferner ist eine Figur eingefügt, mit Zerkleinern des Erzes beschäftigt (*crushing the ore*), als wenn durch den beschriebenen einfachen Apparat sich Eisenerz ohne Weiteres in Roheisen verwandeln liesse. Unmittelbar dahinter führt der Autor eine von Moffat berichtete Anekdote an, wie die *Matabele* beim Anblick einer zusammengeschweissten, eisernen

[1]) Southern Africa pag. 227.
[2]) W. a. a. O. p. 98.

Radschiene gestaunt hätten, da sie selbst die Manipulation des Schweissens wegen der geringen Erhitzung des Eisens nicht ausführen könnten, also noch viel weniger Roheisen aus Erzen darstellen. Kupfer bringen die Eingeborenen in der beschriebenen Weise wohl mit einiger Mühe zum Schmelzen, doch bietet hierbei die Natur ihnen den Vortheil, dass gediegenes Kupfer als gestrickte Massen im Sande der Ravinen verrollt nicht selten gefunden wird, die Darstellung aus Erzen also fortfällt. Mit Eisen verhält sich die Sache ganz anders, da dasselbe gediegen in grösseren Mengen nur als Meteoreisen vorkommt und es eine kühne Behauptung wäre, sämmtliches von den Eingeborenen verarbeitetes Eisen auf Meteore zurückführen zu wollen.

Selbst die am leichtesten zu verarbeitenden Verbindungen des Eisens, wie Raseneisenerz, welches vielfach in Afrika zur Verwendung kommt, lassen sich nicht ausschmelzen ohne einen, wenn auch noch so primitiven Schmelzofen, und ich kann nur FLEMING's Angabe bestätigen, dass das Roheisen als solches von dem Innern [1]), oder aus civilisirten Gegenden, eingeführt wird; wohl nur der kleinste Theil wird in Süd-Afrika wirklich von Eingeborenen gewonnen. Die gewöhnlichste, zu *Assegaien* u. s. w. auch am leichtesten verwendbare Form ist Stabeisen verschiedener Stärke; aus etwas dickeren Stangen pflegen zugleich die rohen, ziemlich schwachen Zangen der Schmiede gefertigt zu sein.

WOOD [2]) betrachtet das von den Kaffern verarbeitete Metall, wie es scheint, als eine Art Gussstahl, den er mit dem indischen »Wootz« vergleicht, und stellt Vermuthung auf, wie die auffallenden Erscheinungen an demselben, besonders das schwierige Rosten, zu erklären seien. Das Eisen ist aber in der That weich und geschmeidig, so dass man eine dünne *Assegai*-Klinge aufrollen kann, ohne dass sie bricht und das Geheimniss der geringen Neigung zum Rosten im Vergleich mit europäischem Metall beruht einfach darin, dass Ersteres anhaltend gehämmert und dabei angelassen ist, wodurch ein sehr resistentes Häutchen von einer niedrigen Oxydationsstufe auf demselben entsteht, während europäisches Material stark erhitzt, mässig gehämmert, dann mit der Feile bearbeitet und vielleicht auch noch polirt wird, so dass es eines ähnlichen Schutzes entbehrt. Die Kafferwaffen sind demgemäss auch nicht blank, wie WOOD angiebt, sondern von einer bräunlich grauen Färbung, indem nur an den Kanten durch Anschleifen das blanke Metall zu Tage tritt. Werden die Schneiden wegen der Weichheit des Metalles auch bald stumpf, so lassen sie sich dagegen wiederum leicht schleifen und Eile hat der Arbeiter nicht mit der Vollendung seiner Geräthschaften.

---

[1]) Vergl. weiter unten im Kapitel: *Be-chuana.*

[2]) Vergl. a. a. O. p. 97.

Fig. 21. Kafferndorf.

Es ist bewunderungswürdig, zu sehen, was die Eingeborenen auch in Fabrikation geschnitzter Gegenstände durch Ausdauer leisten; denn die Aufgabe, ein solides Stück Elfenbein mit der weichen *Assegai*-Klinge allmälig auszuhöhlen, um daraus eine Schnupftabacksdose oder dergleichen darzustellen, würde wohl die Geduld der meisten europäischen Arbeiter auf eine allzu schwere Probe stellen. Gerade solche geschnitzte Sachen mannigfacher Art werden sehr viel von den Kaffern gefertigt und gehören wesentlich zu den Zierrathen des Hausgeräthes.

Ausser den bereits erwähnten geschnitzten Schnupftabackslöffeln werden verschiedene Holzlöffel von sehr wechselnder Grösse und Gestalt zu häuslichen Zwecken benutzt, welche durchschnittlich zwar keine grosse Eleganz der Form und Arbeit zeigen, aber doch unstreitig eine gewisse künstlerische Auffassung erkennen lassen.

Die Phantasie des Kaffern gefällt sich im Grotesken und wählt als Motive für die Ornamentik gern Thierformen, entweder solche des Viehes oder des Wildes, wodurch das Ansehen der Geräthe ein sehr wunderliches wird.

Die Exemplare der ethnographischen Sammlungen sind meist allgemein unter »Kaffergeräthschaften« rubricirt, es unterliegt aber keinem Zweifel, dass ein grosser Theil der originellsten und kunstvollsten Gegenstände ursprünglich den verwandten *Be-chuana* zugehörig war, welche die eigentlichen Kaffern an Kunstfertigkeit des Schnitzens noch übertreffen, worüber unten das Nähere einzusehen ist.

Die Löffel zeigen wesentlich drei verschiedene Typen: Eine Art ist gross und flach, mit stumpfer Spitze und einem kurzen einfachen Stiel, der zuweilen eine Oeffnung nach Art eines Oehres zeigt; das Material, aus dem sie gefertigt wird, ist Holz; Unterseite und Stiel sind meist mit eingeschnittenen Figuren verziert, indem man die dunkel gebräunte Oberfläche mit dem helleren unveränderten Grunde des Holzes contrastiren lässt; solche Löffel dienen wesentlich zum Austhuen der Speisen. Eine andere Art, die eigentlichen Esslöffel, sind sehr mannigfach in ihrer Gestalt, indem sie bald mehr die Form unserer Kellen haben, bald wirklichen Löffeln von wechselnder Grösse entsprechen, der Stiel ist länger (durchschnittlich 30 CM.), im Allgemeinen gerade und die üblichsten Verzierungen sind spiralige Drehungen desselben mit vorspringenden Knöpfen, geringelten Absätzen und Aehnlichem, wenn der Künstler nicht seiner Phantasie freieren Spielraum lässt und eine Thierform wählt. Die dritte Art sind Schöpflöffel mit bedeutend längerem Stiel und tieferer Höhlung, um aus grossen geräumigen Gefässen Flüssigkeiten auszuthun; man fertigt sie zuweilen ebenfalls aus Holz, meistens aber werden Flaschenkürbisse dazu verwendet, indem man einen Theil des kolbigen Endes abträgt und das dünne als Stiel benutzt. Diese Sorte von Gefässen werden, wenn sie kleiner und kürzer sind, bei Zechgelagen in dem heimathlichen Bier zugleich als Becher

gebraucht. Das Oberhäutchen des Kürbisses lässt sich, bevor derselbe ganz trocken ist, leicht einschneiden, und solche Geräthe werden daher gern in dieser Weise verziert; die Muster sind auch hier meist die gewöhnlichen, schräg gestellten Karreaux oder Dreiecke, doch kommen auch complicirtere Figuren aus Systemen von geschwungenen Linien vor.

Schneidet man nur den oberen Theil des Halses ab und befestigt an denselben einen Stöpsel, so erhält man bekanntlich eine natürliche Flasche, und solche benutzen die Eingeborenen sehr vielfach, mit einem Riemen versehen, um sie umhängen oder sonst befestigen zu können, zur Aufnahme von saurer Milch, eventuell auch Bier oder Wasser.

Die übrigen Wirthschaftsgeräthe der Kaffern bestehen fast allein aus flachen Schüsseln, Töpfen, nach Grösse und Zweck verschieden, aber alle von bauchiger Gestalt, und Körben, welche man auch den Töpfen anreihen könnte, da ein Theil derselben zur Aufnahme von Flüssigkeiten dient.

Die Schüsseln, von denen die kleineren als Essschüsseln dienen, wenn überhaupt eine solche Weitläuftigkeit beliebt wird, und man nicht, wie gewöhnlich, aus dem Kochtopf direct zulangt, werden wie die übrigen Geräthschaften von solchem Material aus solidem Holz geschnitzt und zeigen eine mehr oder weniger napfförmige Gestalt; die grösseren, welche zur zeitweisen Aufbewahrung mannigfacher trockner Nahrungsmittel verwendet werden, sind in gleicher Weise angefertigt, häufig lässt man aber jederseits einen soliden Vorsprung der Substanz stehen, welcher dann die Stelle eines Henkels vertritt, zuweilen ist es nur einer von beträchtlicherer Länge, der nach Art eines Stieles vorragt [1]).

Auch die Gefässe zur Aufnahme der Milch, die Melkeimer, wenn man sie so nennen will, sind in derselben Weise, d. h. aus solidem Holz mit seitlichen Vorsprüngen gefertigt, unterscheiden sich aber von unseren Eimern besonders durch ihre geringe Weite und bedeutendere Höhe; mitunter ist die Mündung sogar enger als tiefer gelegene Theile. Es ist nicht zu leugnen, dass eine solche Gestalt des Eimers dem Zwecke ganz besonders gut entspricht; denn der Melkende ist im Stande, die Mündung dem Euter möglichst nahe zu bringen, indem er das Gefäss zwischen den Beinen festklemmt, und von der engen Oeffnung lässt sich die grosse Plage des Landes, die Fliegen, welche sofort in Schaaren herbeistürzen, mit grösserer Leichtigkeit abwehren. Die Milch wird bei den eigentlichen Kaffern und *Be-chuana* in einen geräumigen Sack geschüttet, welcher aus den Häuten der grossen Wiederkäuer gefertigt wird und oben eine mittelst Holzstöpsels verschliessbare grössere Oeffnung hat, an der unteren seitlichen Ecke aber ein kleines Loch, für gewöhnlich durch ein dünnes Stäbchen abgesperrt. Ist die Milch in dem Sack sauer geworden, so lässt man unten die Molken

[1]) Im Kapitel: *Be-chuana* ist eine Abbildung von Geschirren und Löffeln gegeben, welche im Wesentlichen mit der der *Xosa* und *Zulu* übereinstimmt.

ab, um dann wieder neue Milch oben nachzufüllen. Aus diesen Milchsäcken wird der tägliche Bedarf für den Gebrauch herausgeschüttet. (Vergl. die Abbildung: *Be-chuana*-Geräthschaften.)

Ausnahmsweise werden selbst grosse, bauchige Gefässe von Bowlenform aus solidem Holz geschnitzt, wobei die Ausdauer des Arbeiters, der mit den beschriebenen einfachen Werkzeugen den mächtigen Holzklotz in einen grossen Topf verwandelt, ebenso zu bewundern ist, als die Zähigkeit und Haltbarkeit des Holzes, dass es nicht schon während der Arbeit oder später im Gebrauch durch ungleiches Austrocknen reisst oder springt. Die Aussenfläche der Holzgefässe ist häufig ganz glatt, indem nur der Rand und die Vorsprünge geschwärzt sind, in anderen Fällen sind Verzierungen in Form von breiten, rings herum laufenden Rändern angebracht, in welchen dunkle und helle Felder, oder glatte, mit gekreuzt eingeschnittenen Stellen abwechseln, oder Beides ist vereinigt.

Es folgt nun eine Anzahl irdener Gefässe verschiedener Gestalt und Grösse, welche indessen nicht unter ein gewisses Minimum sinkt, und bei den kleinsten immer noch die unserer gewöhnlichen Töpfe übertrifft. Die verbreitetste Form ist die einer Bowle mit gar nicht oder nur wenig markirtem Fuss; von dieser Grundform finden sich aber je nach Zweck, Gebrauch oder Laune des Verfertigers mannigfache Abweichungen, besonders hinsichtlich der Gestalt und Weite der Mündung, welche entweder gerade aufstehend, von mässiger Weite und mit einem kuppelförmigen Deckel verschliessbar sein kann (Kochgefässe), oder von mittlerem Durchmesser mit umgelegtem Rande (Wasser- oder Biergefässe), oder die Mündung wird ganz weit, das Gefäss selbst niedrig und nähert sich mehr einer Schüssel. Viele haben gar keinen Boden, sondern laufen nach unten stumpf kegelförmig zu, so dass sie nicht aufrecht stehen bleiben. Solche Gefässe sind dazu bestimmt, auf dem Kopfe getragen zu werden, und ruhen dabei auf einem dicken, von Bast geflochtenen Ringe, in den sich der tiefste Theil einfügt.

Diese irdenen Geschirre werden aus Thon angefertigt, wie derselbe in ziemlich reinem Zustande in den Termitenbauen gefunden wird, ohne Anwendung einer Drehscheibe, indem mittelst der Hände unter zeitweiser Benutzung von hölzernen oder knöchernen Modellirwerkzeugen die Form hergestellt wird, die sich allmälig vom Grunde aus durch successives Aufsetzen neuer Thonparthien entwickelt. Obgleich für gewöhnlich die auf so einfache Weise hergestellten Formen viel hinsichtlich Eleganz und Regelmässigkeit zu wünschen übrig lassen, haben es manche Stämme auch in dieser Richtung zu einer bemerkenswerthen Geschicklichkeit gebracht, so dass man kaum glauben sollte, die Gefässe seien ohne Drehscheibe hergestellt.

Eine eigenthümliche, durch die besonderen Naturverhältnisse Süd-Afrika's gebotene Technik ist die des Flechtens. Was man in einem anderen Lande zusammen leimt, in einander falzt, mit Nägeln oder eisernen

Bändern vereinigt, wird hier durch Bindwerk zusammengefügt, sei es, dass man es mit Riemchen zusammenflicht oder dazu Bast, Ruthen und ähnliches Material benutzt. In der That erfüllt diese Befestigungsweise ihren Zweck sehr gut, indem sie Festigkeit mit Elasticität vereinigt, und sich unter allen Verhältnissen leicht repariren lässt, während alles Eisenzeug schliesslich durch die Abnutzung schadhaft wird und, einmal in Unordnung, besonders auf der Reise schwer auszubessern ist.

Mannigfache Methoden von Flechten und Knoten sind den Leuten daher gang und gäbe, und es erscheint nicht wunderbar, dass auch im alltäglichen Leben eine so starke Anwendung davon gemacht wird.

Die grösste Fertigkeit in dieser Technik beweisen die Kaffern unstreitig dadurch, dass es ihnen ganz geläufig ist, wasserdichte Körbe aus geflochtenem Grase herzustellen. Das Material liefert ein hochwachsendes, zähes Cypergras (*Cyperus textilis*), dessen Halme sich zu einem complicirten Flechtwerk vereinigen lassen; die Maschen werden der grösseren Dichtigkeit wegen flach geschlagen, worauf das Ganze für einige Zeit in Wasser eingeweicht wird. Solche Körbe, welche meist die Gestalt tiefer Näpfe haben, wenn auch andre Formen, mit grade aufsteigendem Rande vorkommen, sind dicht genug, um nicht allein Milch, sondern auch Bier oder Wasser zu halten. Ausser diesen Kunstflechtereien kommen mannigfache andre geflochtene Gegenstände zur Verwendung. Von demselben Material, aber lose geflochten, findet man Seiher, an Gestalt unseren Kaffeefiltern ähnlich, nur grösser, welche bei der Bierbereitung gebraucht werden. Ferner sieht man allerhand gewöhnliche Körbe von Stroh, Schilf oder Ruthen geflochten, die in Form und Grösse sehr wechseln, indem sie bald einfach napfförmig (siehe Fig. 16 und 18) sind, bald sich oben nach Art einer Kanne verengen und mit Deckel versehen sind. Damit ist aber die Reihe der geflochtenen Utensilien noch nicht erschöpft; denn Wood hat ganz Recht, wenn er die Häuser der Kaffern ebenfalls als eine Art Körbe bezeichnet, die nur in grösserem Maasstabe ausgeführt sind.

Die auf den Bau der Wohnungen verwandte Sorgfalt ist sehr verschieden, doch bleibt das Princip bei der Hütte des Häuptlings im Wesentlichen dasselbe wie bei der des niedrigsten seiner Unterthanen. Ueberall finden wir die kuppelförmige Gestalt, welche von den Autoren gern mit der eines Bienenkorbes verglichen wird, ein Vergleich, der auch zutreffend ist, wenn man an die niedrige, von Stroh geflochtene Art solcher Bienenhäuser denkt.

Der Palast unterscheidet sich von der gewöhnlichen Hütte nur durch die etwas bedeutendere Grösse und sorgfältigere Arbeit, aber auch die geräumigeren Hütten sind meist so niedrig, dass man nur im mittleren Theil mit dem Hut auf dem Kopfe aufrecht stehen kann, ohne anzustossen; der Durchmesser variirt mehr, indem hierin die gewöhnliche Grösse von 4—5 Meter häufig überschritten wird. Die beistehende Skizze (Fig. 20)

zeigt die umfangreichsten Hütten, welche ich gesehen habe, doch wurden dieselben unter abnormen Verhältnissen gebaut und können daher nicht als ganz mustergültig betrachtet werden. Die Abbildung stellt nämlich die Wohnungen dar, welche sich die exilirten Häuptlinge der *Ama-Ngqika* auf

Fig. 20. Hütten der Kafferhäuptlinge auf Robben-Island (Tafel-Bay).

Robben-Island in der Tafelbay gebaut hatten. Die allgemeine Form ist dagegen wesentlich dieselbe, wie sie als Regel angewendet wird. Die Wandung stützt sich auf einen, oder, ist die Hütte grösser, auf mehrere mittlere Pfosten, welche dem Centrum der Hütte nahe stehen; so soll *Dingaans*, des *Zulu*-Häuptlings Behausung in *U'nkungingklove* 3 Reihen solcher Pfeiler, im Ganzen gegen 20, gezeigt haben. Beim Bau der Hütte werden diese centralen Stützen und um dieselben im Kreise biegsame Stangen eingegraben, welche man dann gegen die Mitte herunterzieht und mittelst Bastseile befestigt. Der so gebildete Korb wird darauf mit Lagen von Schilfgras gedeckt, indem die einzelnen Schichten wieder mit solchen Seilen in ihrer Lage erhalten werden. Es entsteht so also eine Art Korb, dessen Gerüst im Boden fixirt ist, ohne Fenster und Schornstein; als Thür bleibt eine kleine Oeffnung von weniger als einem Meter Höhe und oben gerundeter Gestalt. Gegenüber dieser als Eingang dienenden Oeffnung befindet sich der Feuerplatz der Hütte, welcher etwas excentrisch, d. h. näher der Thür angebracht ist und sich auf dem ebenen Lehmestrich des Bodens durch eine niedrige, wallartige Erhebung von kreisförmiger oder ovaler Gestalt kennzeichnet.

Zum Verschluss der Thür dient ein von Reisern geflochtener Schirm, dessen Grösse genau der Oeffnung entspricht. Bei den eigentlichen Kaffern wird häufig etwas entfernt von dem Eingang ein ähnlicher Schirm aufgerichtet, welcher den Zweck hat, den Wind von dem Feuer abzuhalten, zugleich aber allerdings auch dem Licht seinen einzigen Zugang versperrt. In andern Fällen findet man vor dem Eingang einen kleinen Vorbau von geringer Tiefe, wie ein solcher auf der obenstehenden Figur an der linken Seite der Hütten zum Vorschein kommt, wesentlich zu demselben Zwecke

errichtet. In dieser Eigenthümlichkeit, ferner in der geringeren Regelmässigkeit und Sorgfalt des Flechtwerkes und endlich in der Gruppirung der Hütten liegen die Hauptunterschiede der Wohnungen der eigentlichen Kaffern von den *Ama-Zulu*.

Die Dörfer der *Xosa* sind meist ganz regellos angeordnet, ohne bestimmten Plan, wie geradè die Bodengestaltung es wünschenswerth erscheinen liess. Die Viehhürden, im colonialen Dialekte *Kraale* genannt, von dem portugiesischen »*coral*«, bilden nicht immer den Mittelpunkt des Ganzen, wie bei andern Stämmen als Regel anzunehmen ist; sie haben eine unregelmässig kreisförmige Gestalt und die Hütten gruppiren sich darum, ohne nach Aussen von einem zweiten Dornenzaun eingeschlossen zu sein. Die *Kraale* sind von starken Dornen und Pfählen unter Benutzung von Streifen roher Thierhäute oder Bastseile dicht zusammengefügt, um das Ausbrechen des Viehes wie das Eindringen von Raubthieren zu verhindern und stellen in den Augen der Kaffern als Bewahrungsort ihres ganzen Reichthums eine Art Heiligthum dar. In Gegenden, wo Baumwuchs fehlt, pflegt man die Einfriedigung von Steinen oder Rasenstücken aufzubauen. Als ein wie integrirender Bestandtheil die Viehhürde für die ganze Niederlassung betrachtet wird, geht schon daraus hervor, dass man den dafür erfundenen Namen »*Kraal*« allgemein ohne Weiteres für einen Wohnplatz der Eingeborenen braucht.

Der beistehende Holzschnitt (Fig. 21), dem eine Chromolithographie nach Baines zu Grunde liegt, giebt einen guten Begriff von dem Anblick eines Kafferndorfes und dem Getreibe in demselben in friedlichen Zeiten: die Männer in lässiger Ruhe vor den Hütten herumliegend, die Weiber mit häuslichen Arbeiten beschäftigt oder schwatzend.

Das Innere der Hütten ist fast ganz kahl, indem nur die beschriebenen Geräthschaften des Haushaltes im dunklen Hintergrunde der Hütte herum stehen, während die Waffen meistens an den Stützpfeilern aufgehängt sind; in der Nähe des Einganges ist der Schlafplatz für den Besitzer der Wohnung, wo zur Nachtzeit Kuhhäute oder Matten als Lager ausgebreitet werden.

Nachdem wir so mit einem flüchtigen Blick überschaut haben, wie der Kaffer sich seine Umgebung gestaltet hat, können wir ihm in seinen täglichen Beschäftigungen, seinen Sitten und Gebräuchen folgen.

3. Sitten und Gebräuche der Ama-Xosa.

Das Bild, welches von dem Leben der *Xosa*, sowie der übrigen *A-bantu*-Stämme zu entwerfen ist, erhält seinen eigenthümlichen Charakter durch die sehr verschiedene Stellung der Geschlechter, welche auch eine besondere Arbeitstheilung im Gefolge hat. Der Mann beansprucht für sich den Krieg, die Jagd und die Beschäftigung mit dem Vieh; die ganzen häuslichen Sorgen, der Hausbau selbst, sowie die Cultivation des Bodens ist die Sache der Frau, kaum dass der Mann ihr bei den schwersten Arbeiten etwas zur Hand geht.

Krieg und Jagd sind die Lieblingsbeschäftigungen der Kaffern, Ersterer, nicht weil sie, wie bereits angedeutet, besonders blutdürstig wären, sondern weil sich damit unwillkührlich der Gedanke an Beute, bestehend aus Vieh, sowie die Hoffnung, in reichlicher Fleischnahrung zu schwelgen, verbindet. Es scheint, dass in Süd-Afrika das Kriegführen besonders leicht in Viehräubereien ausartet, denn selbst die Europäer sind zuweilen, wie wir sehen werden, nicht ganz frei geblieben von dem Vorwurf, diese in den Vordergrund gedrängt zu haben[1]). Der Grund dafür liegt wohl darin, dass man in dem genannten Lande wegen der grossen Ausdehnung in die Fläche, sowie wegen der Unzugänglichkeit vieler Gegenden, wie Felsschluchten, Busch u. s. w. mehr als anderswo darauf angewiesen ist, dem Feinde die Subsistenzmittel abzuschneiden, die eigenen Leute aber gleichzeitig möglichst gut zu verproviantiren.

Der Charakter des Krieges ist demgemäss auch ein sehr einförmiger: Meistens nach vorhergegangener Absage an den Feind wird der Kriegsruf erhoben, ein eigenthümliches, weit schallendes Geheul, welches sich in kürzester Zeit durch das ganze Gebiet des Stammes fortpflanzt. Alle, die den Ruf vernommen haben, greifen zu den Waffen und eilen nach dem Wohnplatz des Häuptlings, »dem grossen Orte«, so dass die Armee in Stunden lawinenartig anwächst. Nach Vollziehung gewisser Ceremonien (siehe weiter unten über *U'kukafula*) und Exercitien rücken die Truppen aus, und suchen den Feind womöglich unvorbereitet zu überfallen, indem sie ihre Aufmerksamkeit besonders darauf verwenden, sich des Viehes zu bemächtigen. Werden die zur Vertheidigung desselben herbeieilenden Besitzer überwältigt, so erfolgt als Regel ein allgemeines Blutbad, in welchem Weiber und Kinder ohne Unterschied gemordet, der Ort selbst verbrannt wird. Glückt der Streich nicht, und werden die Angreifer gezwungen sich zurückzuziehen, so suchen sie wenigstens so viel als möglich von dem gegnerischen Vieh auf dem Rückzug mitzunehmen. Sind die Bedrohten rechtzeitig von der Annäherung des Feindes benachrichtigt und halten sie

[1]) Schlacht an der Berea gegen *Mosheshoe*.

sich demselben für gewachsen, so rücken sie ihm wohl mit der ganzen Mannschaft entgegen und es kommt zur offenen Feldschlacht. In einer solchen wird der Kampf durch Schauer von *Assegaien* begonnen, die die Gegner, sobald sie in Wurfweite gekommen sind, gegen einander schleudern. Der überlegene oder muthigere Theil drängt, wenn er glaubt den Vortheil erlangt zu haben, stärker vor und es kommt zum Handgemenge, welches sich bald in Einzelkämpfe auflöst, die mit der *Assegai* als Stosswaffe und dem *Kiri* ausgefochten werden, oder der Gegner räumt das Feld, ordnungslos sich über die Gegend zerstreuend, während auf der Flucht die Ueberholten vom Feind erbarmungslos niedergemacht werden. Doch sind derartige Schlachten im Vergleich mit der Fechtart durch Ueberfälle verhältnissmässig selten, wenn auch die Geschichte einige von grosser Ausdehnung berichtet (z. B. *Gaika's* Kampf mit seinem Oheim *Makanna* auf den *Debe-Flats*). Schwache Stämme fliehen bei Annäherung des Feindes nach Verbrennung der Wohnungen mit dem Vieh in die schwerzugänglichen Gebirge oder in den Busch, um den Sturm an sich vorüberbrausen zu lassen.

In den Kämpfen mit den Europäern war das Princip ein ähnliches; auch hier standen Viehräubereien in erster Linie, die schwer beweglichen europäischen Truppen wurden durch plötzliche, hinterlistige Ueberfälle in Engpässen (siehe Fig. 12), durch Aufreiben detachirter Abtheilungen, ewige Plänkeleien aus dem undurchdringlichen Dickicht in Athem gehalten, und nur selten geschah ein grösserer, allgemeiner Angriff gegen einzelne, weniger gedeckte Orte (darunter am berühmtesten *Makanna's* Ueberfall von *Grahamstown*). In den beiden erwähnten Fällen von eigentlichen Schlachten war der Führer unter europäischem Einfluss gewesen und suchte die Kriegführung civilisirter Nationen nachzuahmen.

Dagegen ist unter den *Ama-Zulu* ein strenges System in die Disciplin der Truppen gebracht, ohne dass europäischer Einfluss nachweisbar wäre, und es wird daher weiter unten auf dies System einzugehen sein.

Die sinnlose Aufregung, in welche der Kaffer durch den Kampf geräth, und die seine gewöhnlich schlummernde Barbarei hervortreten lässt, wird gleichfalls durch die Jagd in ihm wachgerufen, wenn hierbei die Blutgier auch nicht einen so hohen Grad erreicht.

Die Ausdehnung, welche die Jagdpassion bei den Kaffern gewinnt, sowie ihre Geschicklichkeit in dieser Beschäftigung ist, wie das meiste über sie Gesagte, von den Autoren übertrieben worden. Der Reichthum Süd-Afrika's an Wild mannigfacher Art, der reizende, stets aufregende Anblick, welchen die Trupps der majestätischen oder zierlichen Antilopen gewähren, scheint schliesslich jeden Menschen zum Jäger zu machen; denn Leute, die in anderen Ländern nie auf den Gedanken gekommen wären, ein Gewehr anzufassen, greifen in dem genannten Lande in kurzer Zeit nach der Büchse, und von den weissen Colonisten geht die Rede, sie kämen mit Büchse und

Pferd zur Welt. Auch alle südafrikanischen Eingeborenen sind Jäger, unter diesen aber die zu den *A-hantu* zählenden Stämme jedenfalls die schlechtesten. Schon die Art der nationalen Bewaffnung, der leichte Wurfspiess, ist wegen der Langsamkeit des Fluges und geringen Trefffähigkeit ein grosses Hinderniss für den Jäger und zwar vornehmlich, wenn er allein ist. Die Kaffern pflegen daher auch nicht allein zu jagen, es sei denn, dass sie in den Besitz von Feuergewehren gelangt sind, andernfalls veranstalten sie in grösserer Anzahl verschiedene Arten von Treiben und die Kunst, welche sie dabei zeigen, beruht hauptsächlich in der geschickten Benutzung des Terrains.

Die Bodengestaltung des Kafferlandes ist ausgezeichnet durch den jähen Wechsel, indem die glatte Ebene plötzlich durch tiefe, senkrecht abfallende Ravinen unterbrochen, oder von Hügelketten durchzogen wird, deren relative Erhebung zwar nicht bedeutend zu sein pflegt, aber wegen der merkwürdig schroffen Abstürze häufig dem Passiren grosse Schwierigkeiten entgegensetzt. Auch Hochwälder finden sich, doch sind sie weniger verbreitet, d. h. auf bestimmte Theile des Littorale beschränkt, während der Niederwald sich weiter nach dem Innern hineinzieht und in Bodensenkungen, an Flüssen u. s. w. zuweilen grosse Ausdehnung gewinnt.

Die Wohnplätze der *Ama-xosa* und *Ama-zulu* zeigen als Küstengebiete viel waldiges Terrain und also auch Buschthiere, das wellige Land, welches den Uebergang zu den Hochsteppen des Innern bildet, ist kein günstiger Boden für Flächenantilopen und diese sind auch im heutigen Kaffernlande nur noch spärlich vertreten, während Buschantilopen wegen der geringen Zugänglichkeit ihres Aufenthaltes besser ausgedauert haben. Die Möglichkeit, ihrer Jagdpassion zu fröhnen, ist daher für die eigentlichen Kaffern zur Zeit schon eine sehr kümmerliche, den *Ama-zulu*, *Be-chuana* und *O ra-herero* stehen zwar noch besser besetzte Jagdgründe zur Verfügung, aber auch für diese gehört ein grosser Theil des von den Autoren über wunderbare Jagden Berichteten der Vergangenheit an.

Es ist unleugbar, dass die Eingeborenen trotz der mangelhaften Bewaffnung alles Gethier ihres Landes vom Löwen, Elephanten und Rhinoceros bis herab zu dem wilden Geflügel bemeistert haben, doch nur mit sehr wechselndem Erfolge; dies geht schon daraus hervor, dass beim Eindringen der Europäer auch die bewohnten Gebiete noch schwärmten mit dem mannigfachsten Wild, welches wenige Jahre darauf durch das Feuergewehr vollständig vernichtet war. Die Aufgabe, einen Elephanten mittelst der Wurfspiesse zu tödten, ist gewiss keine kleine und in der That in vielen Gegenden ganz unausführbar. Die Jäger, welche, wie erwähnt, truppweise ausziehen, schleichen sich unter dem Winde möglichst nahe an das Thier heran, dessen Aufenthalt sie vorher sorgfältig ausgekundschaftet haben. Auf ein gegebenes Zeichen schleudern sie alsdann ihre Spiesse auf den Elephanten, welcher sich wüthend gegen die Angreifer wendet, während

diese ihm geschickt zwischen den Bäumen ausweichen. Um einen solchen Plan durchführen zu können, ist es einmal nothwenig, dass gute Deckung da ist für die Jäger; denn der Elephant ist sehr scheu und einmal beunruhigt, pflegt er alsbald eiligst weiter zu ziehen. Dann aber muss die Deckung stark und dicht genug sein, um dem Thier das Vordringen zu erschweren, dem Jäger aber Durchgang zu gewähren, da in offenem Terrain oder im gewöhnlichen südafrikanischen Niederwald der Fussgänger keine Chance hat, einem wüthenden Elephanten den Vorsprung abzugewinnen.

Das Wechselspiel des Angriffs und der Flucht wiederholt sich nun mehrfach, bis das Thier durch die Menge der in seinem Körper haftenden Speere einem Stachelschwein ähnlich sieht und vom Blutverlust erschöpft zusammenbricht. Jetzt hat die Aufregung ihren Höhepunkt erreicht, die dunklen Jäger dringen von allen Seiten dicht heran und geben dem gequälten Thiere den Rest, indem sie mit einer wahren Wuth wieder und immer wieder ihre Waffen in den mächtigen Körper stossen.

Einige Zeit darauf, wohnt der Häuptling in der Nähe, gewöhnlich wenn derselbe auf dem Platze erschienen ist, beginnt das Zerlegen, und bald ist das Fest in vollem Gange, indem mit bewunderungswürdiger Behendigkeit der kolossale Cadaver in einzelne Fetzen getrennt wird, welche zum Theil an Ort und Stelle sofort zubereitet werden. Dies geschieht durch Rösten in der Asche des in Streifen geschnittenen Fleisches und auch der Eingeweide; eine besondere, auch anderwärts angewendete Behandlung erfahren aber die Füsse des Thieres, welche mit Blättern umwickelt in eine Grube gepackt werden, worin man für einige Zeit ein lebhaftes Feuer unterhalten und mehrere flache Steine zum Glühen gebracht hat. Zwischen diese wird der Fuss gelegt, die Asche darüber gescharrt und dann die Grube zugeworfen. Am nächsten Tage ist das Gericht fertig, zu welcher Zeit auch die knorpeligen Theile durch das anhaltende Schmoren in eine Art Gallerte verwandelt sind, und das Ganze soll so ein sehr angenehmes, von Weissen ebenfalls geschätztes Essen abgeben.

So mancher Elephant fiel den kühnen Jägern mit dem leichten Wurfspiess zur Beute, doch haben sie dieselben vor Einführung des Feuergewehrs nirgends gänzlich verdrängt. Dasselbe gilt von dem übrigen grossen Wilde, dem Flusspferde, den Rhinocerossen und den Büffeln, welche auch noch weniger durch die gehoffte Beute zur Jagd anreizen. Ihr Fleisch ist nicht sehr geschätzt, der Hauptwerth der Thiere liegt in der Haut, respective dem Horn derselben, welches, wie bereits erwähnt, zu Geräthschaften verarbeitet wird.

Wegen der häufig zur Unmöglichkeit werdenden Schwierigkeit des Anschleichens fängt man die genannten Arten des Wildes auch auf andere, bequemere Weise und zwar vornehmlich durch Fallgruben, die man auf dem Wege, den das Thier gewöhnlich nimmt, angebracht hat. Dieselben sind der Grösse des erwarteten Wildes entsprechend, aber von geringer

Tiefe, um das spätere Herausschaffen der Beute nicht zu sehr zu erschweren, und im Grunde pflegt man spitze Pfähle einzugraben, auf welche sich das Thier im Herabstürzen spiesst. Diese Fangart des Wildes behagt dem bequemen Charakter der Eingeborenen viel mehr, als die erstere, ihre Verbreitung ist daher sehr gross, und schon der alte KOLBE hat in seinem Werke: *Caput bonae spei hodiernum* dieselbe bei den Hottentotten beschrieben und durch naive Abbildungen anschaulich gemacht.

Die Natur führte den afrikanischen Jäger durch den plötzlichen Wechsel zwischen unabsehbarer Fläche und Engpass darauf hin, dass es nöthig sei, dem Wilde die Möglichkeit des Ausweichens zu nehmen und die ergiebigsten Jagdmethoden stützen sich auf dieses Princip. Da die vereinzelte Fallgrube den Thieren zu viel Spielraum lässt, seitlich vorbeizukommen, führt man niedrige Dornenzäune quer durch die Gegend, welche nur an der Stelle der Gruben Oeffnungen zeigen und so das Wild nöthigen, den gefährlichen Weg zu wählen. Eine eben solche Einrichtung, nur in grösserem Maassstabe, ist der sogenannte »*Hopo*«, bei welchem die Grube weit genug ist, um eine ganze Anzahl grösserer Thiere aufzunehmen, und der von beiden Seiten her schliesslich in eine enge Gasse zusammenlaufende Zaun Widerstand genug leistet, um das gewaltsame Hindurchbrechen zu verhindern. Die in Form einer römischen Fünf angelegten Schenkel der Umzäunung ziehen sich, allmälig niedriger werdend, weit hinaus in die Ebene, und das Bestreben der Jäger ist darauf gerichtet, weidende Trupps des Wildes zu veranlassen, ihren Weg gegen den spitzen Winkel zu nehmen. Indem sie nun anfangs langsam, dann aber stärker und stärker nachdrücken, treiben sie die Thiere schliesslich in die enge Gasse, welche zur Grube führt, wo sie gezwungen sind, entweder in dieselbe hinein zu springen oder sich rückwärts gegen die *Assegaien* ihrer Verfolger zu wenden. Ist es gelungen, eine grössere Menge von Wild in die verhängnissvolle Enge zu bringen, so füllt sich die Grube bis oben mit einem wüsten Gemisch verschiedener Thiere, die auf das kläglichste durch den Fall zerschmettert oder von den Nachfolgenden zertrampelt werden.

In Ermangelung einer ausdrücklich für diesen Zweck angelegten Einrichtung benutzt man die natürlichen, in Süd-Afrika so häufigen, felsigen Engpässe in ähnlicher Weise, indem ein Theil der Jäger sich an der schmalsten Stelle des Passes in den Hinterhalt legt, während ein anderer das Wild veranlasst, den Weg durch den Pass zu nehmen. Auch wenn das Terrain freier ist, weiss der Kaffer durch die beständige Beobachtung der Gewohnheiten der Thiere doch sich so aufzustellen, dass die Flüchtigen in den Bereich seiner Waffe kommen, und wenn sein Ziel auch nicht »*absolute certainty*« ist, fällt ihm doch so manches Stück zur Beute, eine willkommene Abwechselung in der gewöhnlichen Diät darbietend.

Zur Ehrenrettung des Wildpretes, welches von WOOD, der sich dabei auf die Autorität des südafrikanischen Münchhausen, GORDON CUMMING,

stützt, arg verleumdet worden ist, sei hier erwähnt, dass allerdings das Fleisch alter, magerer Thiere überall zäh zu sein pflegt, mag es in London als Beef-steak aufgetischt werden, mag man es in der afrikanischen Wildniss von einem alten Büffelbullen oder Springbok schneiden, dass hingegen jüngere Thiere zur Zeit, wo sie in gutem Futterzustande sind, in Süd-Afrika den schmackhaftesten Braten abgeben, welchen man wünschen kann. Ich muss glauben, dass die Absicht, die Kauwerkzeuge der Kaffern in ein möglichst glänzendes Licht zu setzen, die Ursache abgegeben hat, das Wild als so entsetzlich zähe zu verschreien, ein anderer Grund ist wenigstens nicht ersichtlich. Es war aber zu diesem Zwecke nicht einmal nöthig, da die Wahl der Leckerbissen bei den Kaffern es hinlänglich deutlich macht, dass ihr Kauapparat sich in gutem Zustande befindet.

Ein solcher Leckerbissen, welcher den Zähnen eines grossen Theiles europäischer Feinschmecker energisch Trotz bieten würde, ist z. B. die Achillessehne eines grösseren Thieres, und doch wird diese, in der Asche geröstet, von den Eingeborenen mit dem grössten Behagen verspeisst. Derartige Liebhabereien scheinen indessen in der Natur des Landes begründet zu sein; denn ich kann wenigstens einen Europäer namhaft machen, Herrn Missionar PRICE in *Shoshong*, welcher mir allen Ernstes versicherte, dass eine derartige Speise ihm ausgezeichnet munde.

Von besonderem Wohlgeschmack auch für gewöhnliche europäische Gaumen gilt das Eland (*Boselaphus Oreas*), der Steenbok (*Calotragus rupestris*), und der Blaauwbok (*Neotragus coeruleus*), überall selbstverständlich sehr alte, magere Stücke ausgeschlossen; ebenso fand ich jüngere Kühe vom schwarzen Gnu (*Catoblepas Gnu*) recht schmackhaft.

Ferner verdient auch das niedere Wild rühmlichst erwähnt zu werden, und von diesem sind es wiederum die Steinhühner, Felsentauben (*Columba Guinea*) und jüngeren Exemplare der Trappen, welche man getrost auf jede europäische Tafel setzen könnte. Die älteren Flughühner (*Pterocles*) sind in der That sehr zähe, und eine recht alte Trappe, wegen des ranzigen Geschmackes und der Zähigkeit wirklich ungeniessbar. Am beliebtesten bei den Kaffern sind die Perlhühner (*Numida mitrata* und *cristata*), welche von ihnen mit Hunden gejagt werden. Wiederholt zum Auffliegen gebracht, retiriren die ermüdeten Vögel schliesslich auf die Bäume, von welchen sie die Jäger, dicht herangetreten, mittelst der *Kiri's* herunterwerfen.

Andere Vögel und Hasen, sowie kleinere Antilopen erreicht der Jäger ebenfalls beim Aufstehen durch einen Wurf mit dem *Kiri*, die letzteren beiden Arten von Wild werden auch durch Fallbäume erlegt, welche auf dem Wechsel des Wildes über einer Lücke in der künstlichen Dornhecke so angebracht werden, dass das Thier beim Durchkriechen unter dem Busche den Baum durch Anstreifen an einen quer darüber gespannten Faden zum Fallen bringt.

Reissende Thiere, besonders der Leopard, werden grösstentheils in Fallgruben oder Käfigen mit Fallthüren gefangen, wobei man für den Leoparden Ziegen als Köder zu benutzen pflegt. Dies Thier ist zu feig und vorsichtig, um sich dem Jäger zu stellen und wird doch durch die grosse Neigung, die es besitzt, den Ziegenställen nächtliche Besuche abzustatten, sehr lästig; zudem ist das Fell geschätzt und es wird desshalb dem genannten Raubthier von den Eingeborenen stark nachgestellt, ohne dass ihnen gelungen wäre, es wesentlich zu vermindern.

Dasselbe gilt auch für den Löwen, welcher nur dem Feuergewehr weicht, vor diesem aber schnell gänzlich verschwindet. Einem Löwen gegenüber ist die Bewaffnung der Kaffern zum offenen Angriff durchaus ungenügend, und da es sich bei einem solchen Unternehmen um Leben oder Tod handelt, ist es wohl nicht mehr Jagd, sondern Kampf zu nennen. Die Häuptlinge stellen jedoch nicht selten die Anforderung an ihre Unterthanen, einen Löwen in dieser Weise, d. h. im offenen Angriff mit dem Wurfspiess zu erlegen.

Die Jäger pflegen dann das Raubthier zu umzingeln, dass es nicht ausweichen kann, und wenn es auf Einen von ihnen einspringt, weicht der Betreffende im letzten Augenblick aus, gleichzeitig seinen Speer so in die Erde pflanzend, dass das Thier sich beim Herabkommen spiesst. In anderen Fällen stürzen sie sich in hellen Haufen auf den Löwen, indem Einer oder Mehrere ihn beim Schwanze ergreifen, und während er sich mit diesen Gegnern im Kreise dreht, stossen die Andern ihm ihre *Assegaien* durch den Leib. Begreiflicher Weise geht es bei solchen Kämpfen auf beiden Seiten nicht ohne Blutvergiessen ab, aber ein Befehl des Häuptlings ist zu unerbittlich, als dass der Verlust an Menschenleben dabei in Frage käme; jedoch bilden derartige Kraftproben keine regelmässigen Vorkommnisse und der Löwe ist daher auch in den Eingeborenengebieten, wo das Feuergewehr noch nicht allgemein in Gebrauch kam, stets ziemlich zahlreich geblieben.

Die weitere Behandlung und Verwerthung der Jagdbeute ist ebenfalls eine Aufgabe des Mannes und dabei handelt es sich hauptsächlich um die Bearbeitung der Häute. Alle südafrikanischen Eingeborenen verstehen die Kunst, Felle zu präpariren, die unbestrittenen Meister darin sind aber die *Be-chuana*, und es wird daher an der betreffenden Stelle darauf zurück zu kommen sein. Hier sei nur soviel erwähnt, dass die Behandlung eine ziemlich mühsame und zeitraubende ist, wohl geeignet, Mussestunden am häuslichen Heerd in nützlicher Weise auszufüllen.

Ausser dieser mit der Jagd zusammenhängenden Beschäftigung ist es hauptsächlich die Wartung des Viehes, welche dem männlichen Kaffer als schicklichste Arbeit erscheint, und die er bis herab auf das Melken ohne Hinzuziehung der Frauen allein besorgt. Wenn er sich mit dem lieben Vieh abgeben kann, ist er ganz bei der Sache und es erscheint dadurch einleuchtend, dass die *Xosa* wie die übrigen südafrikanischen *A-hantu*

ihrer innern Natur nach keine Jäger-Nation, sondern eine Viehzucht treibende sind. Die grosse Neigung, sich mit ihren Thieren zu beschäftigen, prägt sich auch darin aus, dass sie sich häufig in einer sehr unnützen und grausamen Weise an ihnen zu thun machen. Offenbar in der Idee, ihre Lieblinge zu verschönern, führen sie allerhand Schnitzeleien an denselben aus, indem sie die Haut des Halses und der Brust in Streifen abtrennen, welche, an einem Ende mit dem Körper in Verbindung gelassen, eine Art lebender Fransen bilden, oder sie spalten die Ohren in besonderer Weise, oder, was noch das Unschuldigste ist, sie veranlassen das Gehörn in abnormer Weise zu wachsen. In dieser letzt erwähnten Fertigkeit erzielen sie durch beharrliche Anwendung gewisser einfacher Kunstgriffe alle möglichen Phantasieformen, als deren Urbilder den Künstlern wohl manche Antilopengehörne, wie das des Kudu, des Gnu, der Elandantilope etc. vorschweben mögen. Das Abweichen von dem normalen Wachsthum wird wesentlich dadurch erzielt, dass die noch schwach entwickelten Hörner durch stellenweises Dünnschaben der Substanz und dadurch bewirkte Verminderung des Widerstandes nach einer Seite hin ein Abweichen des Hornes von seiner normalen Krümmung bewirken, unterstützt wird die Procedur durch zeitweise Anwendung von glühenden Eisen an den Stellen, welche eine stärkere Biegung annehmen sollen.

Das Melken der Kühe geschieht in die oben beschriebenen engen, aber hohen hölzernen Kübel, die gewonnene Milch lässt man gerinnen, und sie bildet in solchem Zustande nach Entfernung der Molken ein Hauptnahrungsmittel der *A-bantu*. Süsse Milch wird als Regel von Erwachsenen nicht genossen.

Soll ein Stück Vieh geschlachtet werden, was aber nur bei feierlichen Gelegenheiten vorkommt, so geschieht dies in der Weise, dass der Kaffer neben dasselbe hintritt und ihm die *Assegai* durch die Brust stösst; das Aufbrechen sowie weitere Zerlegen geschieht ebenfalls mit dem Universalinstrument, der *Assegai*. Die abgezogene Haut bleibt zur weiteren Bearbeitung unter den Händen des Mannes, so dass der Frau keine von allen mit dem Vieh im Zusammenhange stehenden Verrichtungen zukommt.

Fragt man nun, was dagegen ihr Antheil an der Arbeit sei, so muss man gestehen, dass derselbe keineswegs klein bemessen ist, aber gerade Thätigkeiten umfasst, welche nach unseren Vorstellungen einen männlichen Charakter an sich tragen. Hierher gehört zunächst der Bau der Hütten, der fast ausschliesslich von den Frauen geleistet werden muss, indem der Mann nur, nach Anfrage beim Häuptling, den Platz bezeichnet, wo die Hütte errichtet werden soll, im nächsten Busche die stärksten, dazu erforderlichen Hölzer fällt und beim Herbeischaffen und Aufrichten derselben vielleicht eine hülfreiche Hand anlegt. Besonders lässt er sich die Errichtung des Viehkraales (*Isibaye*) angelegen sein, der meist vor dem Hause in Angriff genommen wird und als eine zu wichtige Sache gilt, um

sie den Frauen anzuvertrauen. Die ganze übrige Arbeit, d. h. das Fertigmachen des korbartigen Gerüstes der Hütte, das Ausfüllen der Zwischenräume mit Strohflechtwerk, die Anlage des Lehmfussbodens und der napfförmigen Feuerstelle mit niedriger Umwallung von Lehm wird der Frau zugeschoben. Nur die Thür der Hütte, ein flacher Deckel von Korbgeflecht, wird wiederum von dem Manne angefertigt, weil das kunstgemässe Flechten überhaupt dem männlichen Geschlecht zukommt.

Auch die mit der Haushaltung verbundenen groben Arbeiten, wie das Herbeischaffen von Wasser, von Feuerungsmaterial u. s. w., fallen dem weiblichen Geschlecht zur Last, am auffallendsten erscheint dem Europäer aber die Sitte, dass der ganze Ackerbau wesentlich den Händen der Frauen anvertraut wird. Es geht schon daraus hervor, dass diese Beschäftigung in keinem hohen Ansehen steht und nur beschränkte Anwendung findet; wenn sie auch bei manchen Stämmen nicht unbedeutend betrieben wird, überwiegt die Viehzucht doch überall sehr, was, abgesehen von den nationalen Neigungen, in den eigenthümlichen Bodenverhältnissen seinen Grund hat. Die ungleichmässige Vertheilung der Regenmenge in den einzelnen Monaten macht es unmöglich, den Boden in seiner ganzen Ausdehnung zu bebauen; es werden vielmehr Oertlichkeiten gewählt, welche wegen ihrer tiefen Lage am Fusse von Hügelketten, zwischen Krümmungen der Flüsse oder in der Nachbarschaft von Wasserbecken, Hoffnung erwecken, auch bei längerem Ausbleiben von Regen durch die grössere Bodenfeuchtigkeit den Feldfrüchten das Gedeihen zu ermöglichen.

Der Anbau selbst geschieht auf die einfachste Weise, welche denkbar ist. Der zu bestellende Boden wird von Gestrüpp und Unkraut oberflächlich gereinigt, der Samen ausgestreut und alsdann mittelst kleiner Schaufeln[1]) oder Hacken unter die Erde gebracht. Die Auflockerung des schweren, thonigen Bodens durch Handarbeit ist gewiss keine geringe Mühe, und doch müssen die Frauen dieselbe ganz allein besorgen, wobei sie häufig noch ein Kind in dem Felltuch auf dem Rücken tragen. Nachdem der Samen glücklich dem Boden anvertraut ist, gilt es, das Feld vor ungebetenen Gästen gehörig zu schützen, was durch Einhegen der gesammten Fläche mittelst eines Dornenzaunes geschieht. Von der Zeit an, wo das Korn anfängt, in die Höhe zu schiessen, bis es endlich eingeerndtet werden kann, bleibt es den mannigfachsten Feinden ausgesetzt, welche eine beständige Wachsamkeit nothwendig machen. Zahmen wie wilden Thieren ist es eine willkommene Beute, das Vieh bricht durch die Dornengehege, um die grünende Saat abzuweiden, Heuschreckenschwärme zerstören zuweilen die üppigsten Felder in Zeit von wenigen Stunden, und die kleinen Pflanzenfresser unter dem Wilde sind beständige Gäste in den Culturen.

---

[1]) Die *Be-chuana* benutzen dazu ovale Hacken an langem Stiel, worüber das Nähere im betreffenden Kapitel.

Beginnt das Korn zu reifen, so wächst die Zahl der Feinde noch mehr und die Plage der unglücklichen Wächter der Felder steigert sich auf's höchste. Zu den bereits erwähnten Dieben gesellen sich alsdann noch die Affen, die wilden Schweine, ganze Schaaren von räuberischen Finken und in Gegenden, wo Elephanten noch zahlreicher sind, statten auch diese den Feldern zuweilen einen Besuch ab, wobei sie noch mehr verwüsten, als sie zu fressen vermögen.

Es ist in dieser Zeit nothwendig, beständig Obacht zu geben, und die Wächter richten sich daher an Ort und Stelle häuslich ein, indem inmitten der Felder Kanzeln errichtet werden, von denen aus man die Umgebung gut übersehen und die Annäherung von Räubern frühzeitig bemerken kann. Häufig findet sich eine kleine Hütte am Fusse derselben, um Schutz gegen Unwetter zu bieten. Zur Vertreibung der gefiederten Diebe, besonders der schaarenweise herbeikommenden Finken, spannt man Systeme von Schnüren über das Feld, welche radiär nach der Kanzel zusammenlaufen, und von dort aus durch Schütteln in heftige Bewegung versetzt werden können. Grösseren Thieren müssen die Wächter schon energischer zu Leibe gehen um sie abzuwenden, doch häufig genug wird der Raub trotzdem, wenigstens theilweise, vollführt, worin besonders die Affen mit ebensoviel Geschick wie Unverschämtheit zu operiren pflegen. Da der Wachtposten gewöhnlich den Händen der jüngeren Mädchen anvertraut ist, so ist es begreiflich, dass der Respect der wilden Thiere kein sehr grosser ist und zeitweises Eingreifen von kräftigerer Hülfe nöthig macht.

Heuschreckenschwärme, wenn rechtzeitig bemerkt, sucht man durch Erzeugen von dichtem Rauch abzuhalten und es gelingt dadurch bei nicht zu windigem Wetter allerdings häufig, die Insekten zu veranlassen, ihre Richtung zu verändern.

Das Hauptgetreide, welches von den *A-bantu* gebaut wird, und jedenfalls auch das ursprünglichste, ist eine Art Moorhirse, Kafferkorn genannt (*Sorghum caffrum*), dessen Stauden Mannshöhe erreichen mit einer dichten Rispe von hanfkorngrossen Früchten. Ausser diesem hat der Mais (*Zea Mais*) in Süd-Afrika eine grosse Verbreitung gewonnen und nimmt jetzt die Stelle eines nationalen Nahrungsmittels ein, wenigstens gilt dies unter den *Ama-xosa* und *Ama-zulu*, während er bei den *Be-chuana* nicht so häufig gefunden wird. Die beiden genannten Getreidearten überwiegen in der Weise, dass der übrige Ackerbau dagegen verschwindet und fast als Spielerei erscheint; zu erwähnen sind darunter Bohnen (*Faseolus*), von einer kleinen rothbunten Art, Kürbisse, Taback und Dacha, sowie gelegentlich durch Einfluss der Missionare anderweitige fremdländische Bodenerzeugnisse.

Die glücklich eingeheimsten Maiskolben und Kaffeekornrispen werden für einige Zeit an hölzernen Gerüsten zum Trocknen aufgehängt, dann mittelst Stöcken oder den *Kiri's* auf den Lehmtennen der Hütten ausgedroschen und das im Winde gereinigte Getreide darauf gegen die Angriffe der Termiten

und Kornwürmer (*Curculio*) besonders verwahrt. Das Letztere geschieht durch Verpacken in unterirdische Behälter (*Isisele* im *Zulu*), welche sich gewöhnlich in einer Ecke des Viehkraales befinden und geräumige Aushöhlungen darstellen, zu deren oberer Wölbung ein engerer Zugang nach Art eines Flaschenhalses führt; die Mündung dieses Zuganges wird mit einem flachen Stein verdeckt und an Stelle des in etwa zwei Fuss Tiefe ringsherum weggegrabenen Erdreiches Mist darüber festgestampft, um atmosphärische Einflüsse fernzuhalten und den verborgenen Schatz zu sichern.

Das für den täglichen Gebrauch nöthige Getreide holt man von Zeit zu Zeit hervor und bringt es in den grossen bowlenförmigen Töpfen unter, bis es zur Nahrung verwandt wird. Die gewöhnliche Art, es zuzubereiten, besteht darin, dass es gekocht und dann auf einem flachen, breiten Stein mittelst eines kleineren, walzenförmigen zu einer dicken Grütze gemahlen (siehe Fig. 22) wird, welche in Verbindung mit sauerer Milch (eigentlich

Fig. 22.

Quark) das Hauptnahrungsmittel der Kaffern ausmacht. Das Mahlen und Kochen besorgt natürlich wiederum die Frau, welche die Speisen in dem von ihr selbst gefertigten, irdenen Topfe kocht, auf dem ein anderer, mehr schüsselförmiger als Deckel gestülpt und durch Einstreichen von Kuhmist dicht verbunden wird, an einem Feuer, zu dem sie ebenfalls das Material herbeizuschaffen gehabt hat.

Der Mais wird entweder auch grob gemahlen, oder die Kolben werden ganz in der Asche geröstet und die Körner darauf von denselben abgebissen. Solche gerösteten Maiskolben sind ein beliebter Proviant auf der Reise und ein Bote geht tagelang ohne weitere Nahrung als etwas derartig zubereiteten Mais.

Fleischnahrung, obgleich sehr beliebt, tritt gegen die erwähnten Speisen in den Hintergrund, und nur die Häuptlinge mit ihrem nächsten Anhang geniessen solche mit einer gewissen Regelmässigkeit. Die grosse

Neigung zur animalischen Kost im Zusammenhang mit der Schwierigkeit sich dieselbe andauernd auf rechtliche Weise zu verschaffen, ist nicht allein für die Kaffern, sondern auch für die übrigen südafrikanischen Eingeborenen das traurige Dilemma, welches wesentlich dazu beigetragen hat, die Stämme ihrem Untergang entgegenzuführen.

So lange die schwarzen Herren in Fleischnahrung schwelgen können, sind sie in ihrer besten Laune und fühlen sich ebenso zufrieden wie glücklich, müssen sie solche dagegen sehr lange entbehren, so werden die Stämme, welche sich noch einer gewissen Kraft bewusst sind, schwierig und reizen den Häuptling, in der Hoffnung auf Beute, zu einer kriegerischen Unternehmung. Mit erbeutetem Vieh sind sie nicht so knauserig als mit dem eigenen, und ein glücklich beendeter Kriegszug ist stets das Signal zu einer grossartigen Schwelgerei in animalischer Kost. Dabei sind die Kaffern gar nicht wählerisch, es wird Alles, was die Zähne bewältigen können, verarbeitet, und vor allem auch die Gedärme als Leckerbissen verspeist, nachdem dieselben, kaum etwas gereinigt, in der Asche oberflächlich geröstet sind.

Das Kafferkorn dient den *A-bantu*-Stämmen nicht nur als Nahrungsmittel, sie verstehen es auch, daraus ein berauschendes Getränk, eine Art Bier (*U'tyalwa*) zu bereiten. Dies geschieht in ähnlicher Weise, wie bei uns, indem man das Korn durch Ankeimen und nachheriges Dörren in Malz verwandelt, welches zerquetscht und in grossen irdenen Gefässen mehrfach aufgekocht und an einem kühlen Orte zur Gährung hingesetzt wird. Wenn diese hinreichend gewirkt hat, wird das Getränk durch einen von Gräsern geflochtenen Beutel in Form unserer Kaffeefilter geseiht und das Bier ist fertig. Es stellt dann eine trübe Flüssigkeit dar von der Farbe dünner Milchchokolade und von säuerlichem, nicht unangenehmen Geschmack. Der Alkoholgehalt ist wechselnd, je nach der Menge des verwendeten Malzes, gewöhnlich aber nur gering; die starken Gebräue, wie sie die Häuptlinge für ihren eigenen Gebrauch bereiten lassen, wirken sehr berauschend.

Die Anschaffung und Bereitung der einfachen Nahrungsmittel und Getränke, sowie die anderweitigen genannten Beschäftigungen nehmen keineswegs die Zeit des Kaffern vollständig in Anspruch, es bleibt eine ganze Reihe von Mussestunden übrig, welche er, entsprechend seinen geselligen Neigungen, in Gemeinschaft mit guten Freunden zu verbringen pflegt. Die Bowle, gefüllt mit Bier, ist dann ein beliebter Vereinigungspunkt, um den die Leute herum hocken, zeitweise ihren Durst mittelst Calabassen aus der gemeinsamen Bierquelle stillen, rauchen oder schnupfen, sich Neuigkeiten abfragen, schwatzen und toben: Alles dies mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer und Genügsamkeit. Zur Nachtzeit oder bei kaltem, unfreundlichen Wetter bildet das Heerdfeuer in der Hütte den Anziehungspunkt, um welchen sich die Gesellschaft versammelt und viele Stunden hindurch ihre harmlosen Unterhaltungen in einer Atmosphäre fortsetzt, welche

durch die Ausdünstung der compacten Masse von Menschen, dem Rauch des Feuers und Tabackes für einen Europäer kaum athmungsfähig erscheinen dürfte. Ist die Versammlung gut aufgelegt, so werden auch wohl gemeinsame Gesänge angestellt, wenn man anders ein ohrzerreissendes Getöse, welches wenig mehr als den Takt mit der Musik gemein hat, so nennen darf; durch Summen, Klappen der Hände oder Stampfen mit den Füssen wird das Tongemälde verstärkt und ihm erst der rechte Nachdruck verliehen, worauf es die Darsteller selbst wenigstens in eine unglaubliche Begeisterung zu versetzen pflegt. Die Worte der Gesänge sind ziemlich gleichgültig und kehren auch in kurzer Folge wieder, sich als Regel um die Macht und Stärke des Häuptlings, seinen Reichthum an Vieh, oder um ihre schwärmerische Zuneigung zu dem eigenen Vieh drehend. Die Uebersetzer solcher Gesänge haben sich viel Mühe gegeben bei der Uebertragung aus dem Trivialen herauszukommen, es ist ihnen dies aber nur stellenweise gelungen [1]).

Häufig verbinden sich mit dem Gesang auch Tänze, welche bei feierlichen Gelegenheiten einen wichtigen Bestandtheil der Ceremonien ausmachen und daher vielfach beschrieben und abgebildet sind. Der Charakter dieser Tänze bei den Kaffern, welche von den Männern ausgeführt werden, ist hauptsächlich mimisch, indem man dadurch die Freuden des Krieges und der Jagd ausdrückt, und die Gesticulation somit das Bemerkenswertheste an denselben. Die Darsteller ordnen sich in Reihen oder Ringen und vollführen, versehen mit kleinen Schilden und hölzernen *Assegaien* oder mit den *Kiri's* bewaffnet, je nach dem sie Krieg oder Jagd verherrlichen wollen, allerhand groteske Stellungen und Sprünge, welche bei den genannten Beschäftigungen vorzukommen pflegen. Die Laune und der Geschmack des gerade anwesenden Häuptlings oder der Leute selbst hat hierbei mannigfache Besonderheiten eingeführt und die Autoren verbreiten sich darüber mit viel Enthusiasmus, entzückt von der Lebendigkeit des Bildes. Sind Frauen zugelassen, so pflegen diese den äussersten Kreis um die Tanzenden oder eine geschlossene Gruppe zu bilden und durch Händeklatschen und weimernde Gesänge den Takt anzugeben, wobei sie gleichsam ihre Bewunderung an den Darstellungen der Männer ausdrücken. Der Zweck solcher Vergnügungen ist offenbar die angenehme Aufregung, welche Krieg und Jagd im Gemüth des Kaffern erzeugen, künstlich durch die Phantasie hervorzurufen, und weil ihnen dies in der angegebenen Weise leicht gelingt, ist es nicht wunderbar, das solche Tänze unter den in Rede stehenden Stämmen so beliebt sind.

Da wir in diesem Abschnitt bei den allgemeinen geselligen Verhältnissen der Kaffern sind, ist es erforderlich, alsbald auch einen Ueberblick zu gewinnen über die Gesellschaft als politische Gemeinschaft, als Staat, wenn dieser Ausdruck überhaupt angewendet werden darf.

---

[1]) Vergl. Wood a. a. O. Praize of Panda.

Die Verfassung der *Ama-xosa* (wie aller verwandten Stämme) ist durchaus patriarchalisch; es liegt ihr als Kern die Familie zu Grunde und die Autorität des Familienoberhauptes ist das Moment, welches die Grundlage der Regierung bildet. Die höhere Autorität des Häuptlings stützt sich auch nur auf seine Abstammung in gerader Linie von einem solchen, er stellt also für die Gesammtheit des Stammes den durch die Geburt berufenen Führer dar, wie es der Patriarch für seine Familie ist. In ihrer einfachsten Gestalt besteht dieselbe bei den *Xosa* aus dem Mann und, da Vielweiberei Sitte ist, aus mehreren Frauen nebst ihren Kindern; es würde sich nun die Nachkommenschaft bis in's Endlose spalten, wenn die Frauen einander ebenbürtig wären. Dies ist aber nicht der Fall, sondern eine derselben, welche nicht immer die erste nach der Zeit der Verheirathung zu sein braucht, wird als die grosse Frau (*omkulu*) bezeichnet, und die männlichen Nachkommen dieser sind zunächst zur Erbfolge, in Häuptlingsfamilien zur Thronfolge berechtigt. Es folgen noch zwei andere, die tiefer im Rang stehen, die Frau der rechten Hand (*owase kunene*) und die der linken Hand (*owase xibene*), deren Häuser ebenfalls Vorrechte geniessen und beim Erlöschen des Hauses der grossen Frau (*ibotwe*) an die Stelle desselben treten.

Obgleich auf diese Weise sich die Verhältnisse schon in den nächsten Geschlechtern sehr compliciren, so bleibt durch das Forterben der Autorität in einem Hause doch ein fester Halt in dem sich entwickelnden Stamm und selbst wenn er sich wieder theilt, wie meistens nach einiger Zeit geschieht, lässt sich doch, so lange männliche Nachkommen der grossen Frau existiren, durch die Abstammung immer noch nachweisen, welchem von den verschiedenen Häuptlingen die Oberhoheit über die anderen zukommt. Je weiter sich die Geschlechter von einander entfernen, um so mehr erscheint eine solche Oberhoheit nominell, indessen wird bei Streitigkeiten zwischen kleineren Häuptlingen zuweilen die Entscheidung des Oberherren angerufen.

Der älteste Sohn der grossen Frau ist der präsumptive Thronfolger, hat sie keine männlichen Nachkommen hinterlassen, so folgt der nächste Bruder des verstorbenen Häuptlings aus demselben Hause in der Regierung, respective dessen männliche Nachkommen seiner grossen Frau und erst, wenn gar keine Erben aus dem ursprünglichen grossen Hause vorhanden sind, geht die Folge auf die kleineren Häuser über. Die Letzteren pflegen ihr eigenes Vermögen zu haben, welches ihnen schon bei Lebzeiten des Herrn zugewiesen wird; stirbt er, ohne speciell über die Hinterlassenschaft verfügt zu haben, so erhält der Haupterbe zwar zunächst das Ganze, er hat sich aber mit den kleineren Häusern durch Ueberlassung eines billigen Antheiles abzufinden.

Durch die fortdauernde Abhängigkeit derselben von dem grossen Hause sowie durch den Umstand, dass sich doch in der nächsten Generation in ihnen selbst wieder ein solches bildet, und sich diese Verhältnisse im Laufe

der Zeit in immer kleineren Kreisen erneuern, entsteht das eigenthümliche vielgliedrige System von untergeordneten Clanschaften, welches bei den *Xosa* charakteristisch ist. Die ältesten Häuptlinge, wie *Pondo*, *Pondumisi*, *Tembu*, erscheinen häufig schon der Mythe angehörig und haben keine weiteren Spuren ihres Daseins hinterlassen, als die nach ihrem Namen gebildeten Bezeichnungen der betreffenden Stämme; in neuerer Zeit lässt sich an der Hand des Stammbaumes der Häuptlingsfamilien das Entstehen neuer Stämme genau verfolgen. MACLEAN hat in seiner classischen Zusammenstellung der wichtigsten Aufzeichnungen über diese Verhältnisse bei den Kaffern auch einen Stammbaum gegeben, welcher besonders mit Rücksicht auf die Spaltung des Volkes in einzelne Clanschaften zusammengestellt ist und desshalb hier eingefügt wird. (Siehe umstehend.)

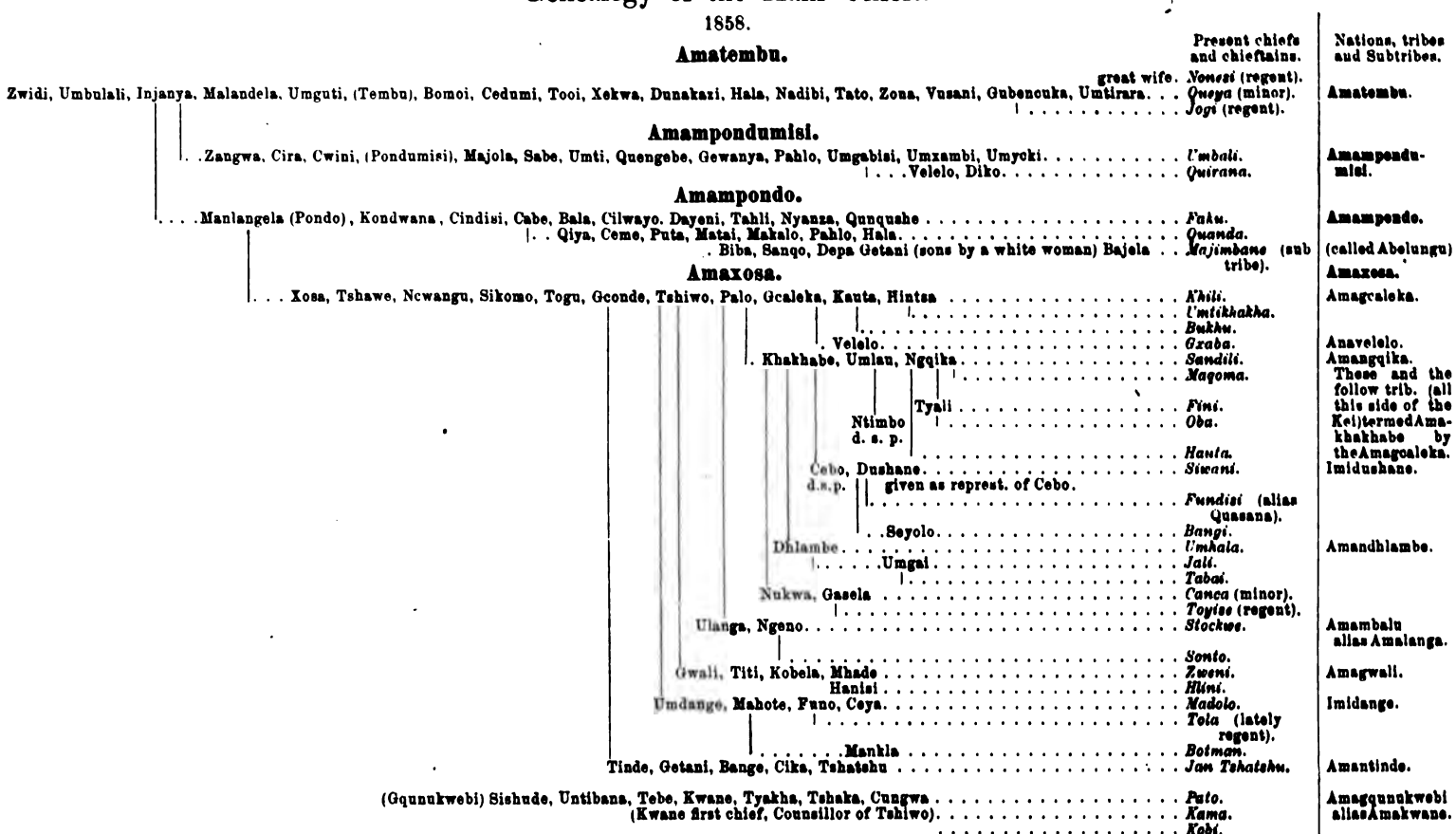
Unter allen den kleineren Stämmen, die in die Tabelle mit aufgenommen sind, ist nur ein einziger, welcher sich der allgemeinen Regel entzieht: es sind dies die *Ama-gqunukwebi* oder *Ama-kwane*, ein Stamm, dessen Stifter kein directer Nachkomme der alten Häuptlingsfamilie war, sondern nur einer der ersten Rathgeber des *Tshiwo*, Namens *Kwane*. Die persönlichen Eigenschaften des Mannes verschafften ihm eine solche Autorität unter seinen Anhängern, dass er, begünstigt durch politische Verhältnisse, einen eigenen Stamm aus denselben bilden konnte, in welchem seine directen Nachkommen als Häuptlinge folgten (einer derselben der bekannte *Pato*). Ein andrer Fall von vorübergehender Bedeutung betraf einen ebenfalls sehr bedeutenden Mann, *Makanna* (*Lynx*) mit Namen, welcher gleichzeitig als Prophet und Häuptling auftrat, und in kurzer Zeit sich einen mächtigen Anhang verschaffte, um den Krieg gegen die Weissen zu führen. Als das Glück sich aber gegen ihn wandte und er unterging, zerfiel auch die von ihm gegründete Clanschaft wieder in Nichts.

Unter allen Verhältnissen spielt in den späteren Generationen die Gunst des Glückes schon eine grosse Rolle, und es kann ein ursprünglich kleines Haus unter einem tüchtigen Führer zu einem Stamm anwachsen, welcher den Mutterstamm an Grösse bedeutend überragt. Einem Häuptlinge, dessen Namen unter den Eingeborenen einen guten Klang erlangt hat, strömen von allen Seiten die Anhänger zu, die alle zur Vergrösserung seiner Macht beitragen, da es bei den Kaffern Sitte ist, einen Flüchtling unter keinen Umständen aufzugeben, was auch immer der Grund sein mag, wegen dessen der Mann aus seiner Heimath geflohen ist.

In dieser streng aufrecht erhaltenen Sitte liegt der wirksamste Zügel für die Despotie des Häuptlings. Ein allzu harter, grausamer Herrscher sieht die Zahl der Untergebenen unter seinen Händen schmelzen, indem dieselben, um wenigstens ihr Leben zu retten, zu benachbarten, besseren Führern fliehen. Obgleich unbeschränkt in ihrer Autorität, suchen die Häuptlinge doch die gute Meinung der Leute auf ihrer Seite zu halten, da sie andern Falls Gefahr laufen, ihre eigene Macht zu untergraben und in

Genealogy of the Kafir Chiefs.

1858.



The original free obtained from two very old people among the Amapondo or neighbouring tribes by the Rev. W. Shepstone, the latter portions have been collated from various sources. Gqunukwebi a Kafirized Hottent-word?

ihrer eigenen Familie Gegner zu schaffen, welche, gestützt auf die Opposition im Volke, ihrer Herrschaft ein schmähliches Ende bereiten können. Besonders berücksichtigt wird stets die Klasse der angesehensten Leute, der *Ama-pakati*, eine Art Beirath, dessen Ansicht er zu hören pflegt, wenn er auch die schliessliche Entscheidung nach eigener Machtvollkommenheit trifft.

Die Unterordnung unter die Autorität des Häuptlings und die Gleichgültigkeit gegen das Schicksal Anderer ist zu gross, als dass der Despot verhindert werden sollte, im einzelnen Falle seine Macht auf das gröbste zu missbrauchen, jedoch wird er sich hüten, solche Fälle allzusehr zu häufen.

Als Vollstrecker seiner Befehle und Repräsentanten seiner Person fungiren in den kleineren Ortschaften bestimmte Mitglieder der *Ama-pakati*, so dass jedes Dorf und jeder Kraal wieder seinen eigenen Häuptling hat, welcher ähnliche Autorität über seine Untergebenen ausübt, aber immer gewärtig sein muss, dass dieselben an die höheren Instanzen appelliren. In den Orten, wo die Bedeutung solcher Stellungen grösser ist, pflegt der Häuptling selbst die Besetzung derselben zu veranlassen, doch erbt auch diese untergeordnete Würde häufig, wenn auch nicht immer, nach den allgemeinen Regeln in den Familien fort. Der Zusammenhang der ganzen Gruppe von kleinen Gemeinden wird in Friedenszeiten dadurch vermittelt, dass die Angehörigen angesehener Familien, vor allem die zu den *Ama-pakati* zählenden, zeitweise den Wohnplatz des Häuptlings, »den grossen Ort«, aufsuchen, und daselbst wochenlang verweilen, während welcher Zeit sie den Hofstaat des Häuptlings bilden. Sie werden vollständig als seine Gäste verpflegt und mit allen Bedürfnissen des Lebens versehen, ohne andre Gegenleistung, als dass sie ihn als persönliches Gefolge begleiten, seinen Beirath in den laufenden Regierungsangelegenheiten bilden und zum Glanz der Hofhaltung beitragen. Zu den unumgänglichen Lebensbedürfnissen eines erwachsenen Kaffern gehören auch Frauen und die Sitte des zu Hofe Gehens (*Busa*), hat eine andre in's Leben gerufen (*U'pundhlo*), welche erst in jüngerer Zeit wieder in Wegfall gekommen ist. Es wurde nämlich von der Hauptstadt aus ein Trupp junger Leute in die Umgegend geschickt, welcher alle unverheiratheten Mädchen, deren sie habhaft werden konnten, aufgriffen und gewaltsam mitschleppten; diese dienten alsdann den zur Zeit am Hofe verweilenden Fremden als Concubinen, wurden nach einigen Tagen entlassen, und ihre Stelle durch andre in derselben Weise zusammengetriebene Mädchen ersetzt. Die häufigen, mehr oder weniger ernsten Händel, welche diese Sitte im Gefolge hatte, waren der Grund, sie zu beseitigen, doch ist wohl eine gewisse, durch europäischen Einfluss bewirkte, Veränderung in den Anschauungen anzunehmen, um zu erklären, dass ihre Abschaffung nothwendig wurde, weil sie lange genug bestanden hat, ohne bedeutenden Anstoss zu geben.

Wie sollte sie auch Anstoss geben, da bei den Kaffern die mannbaren Mädchen in moralischer Beziehung frei sind und ihre Reinheit von

keiner weiteren Bedeutung erscheint. Nur wenn Schwangerschaft eintritt, pflegt der Vater des Mädchens den Schwängerer zur Erlegung einer Strafe in Gestalt von einem Stück Vieh heranzuziehen, das Kind aber kommt dadurch in die Gewalt des Vaters und er kann später gegen weitere Erstattung von einigem Vieh zur Entschädigung für das Aufbringen desselben, seine Auslieferung verlangen. Trotz des uncontrollirten geschlechtlichen Umganges sind die Fälle von ausserehelicher Schwangerschaft doch nicht sehr häufig, da die künstliche Frühgeburt in den ersten Monaten sehr allgemeine Verbreitung hat; zur Herbeiführung derselben werden pflanzliche Decocte verwendet.

Die Hauptbeschäftigung der *Ama-pakati* ist die Untersuchung und Leitung von Processen, von welchen die unbedeutenderen, unter das Civilrecht gehörenden Fälle auch von ihnen entschieden werden. Solche Fälle sind besonders Vergehen gegen fremdes Eigenthum, wie Diebstahl, Ehebruch (insofern die Frauen Eigenthum des Mannes sind) etc., während Mord, Todtschlag, schwere Körperverletzung und selbst einfache Misshandlung, ferner Nothzucht und Abtreibung der Leibesfrucht, als criminale Fälle betrachtet werden und vor das Forum des Häuptlings selbst gehören; zu den ernstesten und leider sehr häufigen criminellen Anklagen gehört auch die auf Hexerei.

Mit Ausnahme des letztgenannten Verbrechens, welches sehr häufig mit dem Tode gesühnt werden muss, kennt das Gesetz der *Ama-xosa* nur Vermögensstrafen, und die auferlegte Busse geht in den civilen Fällen nach Abzug eines gewissen, etwa ein Drittel betragenden, Theiles für den Gerichtshof, als Entschädigung an den Kläger, erhält der Kläger Unrecht, so werden keine Kosten erhoben.

Bei der Führung des Processes selbst spielt das Kreuzverhör der Zeugen die erste Rolle; denn jede Parthei darf, um ihre Sache zu verbessern, so viel Lügen vorbringen, als ihr gut scheint, und da ein Zeugeneid in unserem Sinne nicht existirt, so leuchtet ein, welch verwickelte Gewebe von falschen Darstellungen zum Vorschein kommen. Hierbei ist es gerade, wo die natürliche Verschlagenheit des Kaffern sich im glänzendsten Lichte zeigt, indem sich bald dieser, bald jener der Beisitzer in dem geistigen Turnier versucht, um die Partheien durch Kreuzfragen in Widersprüche zu verwickeln und so der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Die ganze Verhandlung pflegt an dem für die Versammlungen bestimmten Platze des Ortes vor sich zu gehen, indem die Partheien mit den *Ama-pakati* sich gegenüber auf der Erde hocken, und, nachdem mit grösster Musse das Für und Wieder der Sache erörtert ist, giebt der Vorsitzende das Resumé der Verhandlung und fällt das Urtheil nach Präcedenzfällen. Die Vollstreckung desselben wird besonderen, aus der Reihe der *Ama-pakati* ernannten Executoren, den *Imisila*, übertragen, welche für ihre Mühwaltung durch einen Antheil an der erhobenen Strafe entschädigt werden. Das Maass derselben ist sehr

schwankend, gewöhnlich von ein bis zehn Stück Vieh, je nach der Art des Vergehens, den Vermögensverhältnissen des Verklagten und der Laune des Gerichtshofes.

Nach WARNER's Angabe beträgt die Strafsumme (*Isizi*) für den Todtschlag eines Mannes sieben Stück Vieh, einer Frau zehn, weil der Werth einer weiblichen Person wegen der bei ihrer eventuellen Verheirathung zu erlangenden Morgengabe höher steht. Da die Unterthanen alle als Eigenthum des Häuptlings betrachtet werden, so gilt jede Tödtung oder selbst Verletzung als eine Schädigung desselben, und die »*Isizi*« wird selbst dann gefordert, wenn ein der Zauberei Angeklagter unter den Händen der Folterknechte stirbt. Bei Partheikämpfen begleitet von Körperverletzung werden in der Regel beide Partheien mit Strafe belegt, und es ist unschwer zu erkennen, dass das Bestreben, diese in möglichster Ausdehnung in Anwendung zu bringen, ein leitender Gesichtspunkt in den Rechtsanschauungen des Häuptlings ist.

Der Grund dafür liegt besonders darin, dass durch die liberale Vertheilung eines bedeutenden Theiles der ihm zufliessenden Strafen an die *Ama-pakati* er dieselben bei guter Laune erhält und auf solche Weise sein Ansehen im Volke stärkt. Es ist dies die mildeste Form, unter welcher er für die Vergrösserung seiner Macht wirken kann und die unschuldigste, da das Verfahren mit dem Rechtsbewusstsein der Menge durchaus im Einklange steht. Ein anderes, schon weniger unschuldiges Mittel zur Schwächung und Unterdrückung der Gegner ist das sogenannte »Auffressen« eines Mannes oder eines ganzen Dorfes, welches in Fällen von Hochverrath, oder Widersetzlichkeit gegen die Befehle des Häuptlings von demselben über die Schuldigen verhängt wird. Häufig giebt wohl die feindselige Gesinnung allein den Grund ab, gegen eine Parthei, deren Macht man fürchtet, in solcher Weise unter irgend einem Vorwand einzuschreiten. Es überfallen alsdann die Anhänger des Häuptlings in hellen Haufen die Verfehmten möglichst unerwartet, um sie am Fortschaffen ihres Eigenthums, besonders des Viehes, zu hindern, und verlassen den Ort nicht eher, als bis das letzte Stück unter ihren Assegaien gefallen und mit den übrigen Vorräthen aufgezehrt ist. Die auf solche Art an den Bettelstab gebrachten Personen sind nun ihres Ansehens und Einflusses im Stamme verlustig und vermögen nicht weiter dem eigenmächtigen Verfahren des Gewalthabers entgegen zu treten.

Die dritte und verderblichste Waffe, die Gegner zu unterdrücken und dadurch ihre Parthei zu stärken, haben die Häuptlinge durch das System von Aberglauben, welches in den Stämmen verbreitet ist, die sogenannte Religion der Kaffern, und die officiellen Verbreiter desselben, die *Isi-ntonga* [1]), ein Mittelding zwischen Doctoren und Priester. Ihre Verrichtungen bestehen

[1]) Bei den *Ama-zulu* »*Isi-nyanga*«, bei den *Be-chuana* »*Nyaka*« genannt.

in der Verabreichung von Zaubermitteln und Medizinen, um Krankheit zu heilen, Unglück abzuwenden, die Armee zu kräftigen und siegreich zu machen, und insofern werden sie Doctoren genannt; da dies aber stets unter Beobachtung bestimmter Ceremonien geschieht, welche einen religiösen Charakter tragen und sie wirkliche Opfer darbringen, könnte man sie auch Priester nennen. Es fehlt aber, wie bereits oben angedeutet, trotz der mannigfachen gegentheiligen Behauptungen, bei allen südafrikanischen *Bantu*-Völkern ursprünglich die Idee der Gottheit, als eines höchsten persönlichen Wesens, welches mit der Menschheit Nichts gemeinsam hat[1]).

Die höhere Instanz, an welche sich die *Isi-ntonga* bei ihren Opfern and Anrufungen wenden, sind nur die *Imi-shologu*, die Geister der Verstorbenen. Bei den *Ama-xosa* kommt das Wort auch als »*U'mshologu*« im Singular vor und bezeichnet alsdann den Geist eines bestimmten früheren Häuptlings, der als der grösste unter ihnen gilt, ohne dass die Leute darüber einig wären, welchem unter ihren Vorfahren eigentlich diese Ehre gebühre; dieser *U'mshologu* wird auch direct als »*I'nkosi*« (Häuptling) angerufen und der Blitz steht unter seinem besondern Befehl. Trotzdem ist den Kaffern die Möglichkeit, diesen *U'mshologu* mit dem höchsten Wesen, von welchem sie durch die Weissen Kunde erhielten, zu identificiren, niemals eingefallen, und es wurde dafür ein besonderes Wort, *U'tixo*, von der Hottentotten-Sprache übernommen, der beste Beweis, dass die Vorstellungen von beiden Wesen durchaus verschieden waren.

Um diesen Punkt gleich hier auch hinsichtlich der anderen Stämme zu erledigen, so ist der *U'nkulunkulu* der *Ama-zulu* ebenfalls nur der Allergrösste der *Ama-hlozi*, wie die Geister der Verstorbenen bei ihnen heissen, und in gleicher Weise bei den *Be-chuana* das Wort *Mo-rimo*, der Singular von *Ba-rimo* (soll zusammenhängen mit dem Wort »*gorimo*« oben), wie *U'mshologu* von *Imi-shologu* und bedeutet ursprünglich Nichts als eine Art Kobold[2]), der gleichzeitig mit den Menschen auf der Erde aufgetreten ist. Hätten diese Stämme in der That ursprünglich eine Vorstellung von der Gottheit, die Nichts mit den Geistern der Vorfahren gemeinsam hat, so würden sie eine besondere Bezeichnung dafür besitzen. Ebenso ist es bei den *Herero*, wo das Wort *Mu-kuru* auch nur der Singular von *O va-kuru*, die Vorfahren, ist, und selbst die *Koi-koin*, obgleich eine andre Völkerfamilie bildend, schliessen sich merkwürdiger Weise in diesen Vorstellungen, wie wir sehen werden, ebenfalls eng an die *Bantu*-Völker an. Das Bestreben

---

[1]) Dr. van der KEMP, ein Missionar unter den Kaffern, äusserte sich darüber folgendermassen: »If by religion we mean reverence for God, or the external action by which that reverence is expressed, I never could perceive that they had any religion, nor any idea of the existence of God«.

[2]) Vergl. darüber: MOFFAT, Mission. Lab. etc. p. 261 sowie in diesem Buch im Kapitel: *Be-chuana*.

eines Theils der Missionäre, sich anklammernd an die angeführten Worte den genannten Stämmen die Idee eines höchsten Gottes zuschreiben zu wollen, ist daher unhaltbar und wird beständig durch die Praxis widerlegt, indem mit Ausnahme gewisser einzelner Fälle, die besonders zu betrachten sind, der ganze sogenannte Cultus sich auf die Gesammtheit der Geister bezieht.

Die *Isi-ntonga*, als die Vermittler des Verkehrs zwischen den *Imi-shologu* und der Menge, bilden eine besondere Kaste, welche ihre Standesgeheimnisse unverbrüchlich bewahrt und neue Mitglieder nur nach einem langen Prüfungsstand aufnimmt. Es scheint in der That, dass diese Leute bis zu einem gewissen Grade selbst von Wahnvorstellungen erfüllt sind und als betrogene Betrüger bezeichnet werden müssen; denn als zur Aufnahme in die Zunft geeignet werden Personen bezeichnet, welche sich in einem krankhaften Zustand von Ueberreizung des Nervensystems befinden und in demselben Hallucinationen unterworfen sind. Man glaubt, dass Jemand, der sich in diesem Zustande, *Uku-twasa* genannt, befindet, unter dem unmittelbaren Einfluss der *Imi-shologu* steht, und er hat somit die Befähigung, *I'ntonga* zu werden. Der Häuptling schickt die Doctoren zu ihm, um zu untersuchen, dass keine Betrügerei vorliegt, sondern wirklich »*Uku-twasa*« eingetreten ist, worauf dieselben alsbald mit ihren Ceremonien der Einweihung in den Stand vorgehen, welche geheimnissvoller Natur sind und aus denen der Novize als officieller *I'ntonga* hervorgeht.

Die eigenthümlichen Anfälle von krankhafter Erregung kommen nun auch fernerhin zur Erscheinung und können künstlich hervorgerufen werden wenn man ihrer bedarf. Nur während der Dauer dieser Erregungszustände (*Uku-xentsa*) ist der *I'ntonga* in unmittelbarem Verkehr mit den *Imi-shologu* und vermag die Geheimnisse der Gegenwart und Zukunft zu durchschauen; er giebt alsdann die Mittel an, mittelst deren Krankheit beseitigt und Unglück abgewehrt werden kann, und macht die Schuldigen namhaft, welche die Uebel veranlasst haben. Die Herbeiführung des *Uku-xentsa* geschieht in feierlicher Weise im Beisein einer grösseren Versammlung, welche unter Absingung gewisser Melodien, unter gleichzeitigem Schlagen von ausgespannten Ochsenhäuten den *I'ntonga* in die nöthige Begeisterung zu versetzen sucht. Dieser selbst führt unterdessen in ihrer Mitte unter den wildesten, abenteuerlichsten Bewegungen eine Art Tanz aus (*Uk'wombela*) gewöhnlich der Hexentanz genannt, wodurch er seinerseits zur Steigerung der Erregung beiträgt, bis er endlich, nach Erreichung des höchsten Gipfels, in den Zustand von Verzückung verfällt, welcher ihn hellsehend macht und ihn befähigt, die ihm vorgelegten Fragen zu beantworten.

Der Glaube an Hexerei ist ungeheuer unter den Kaffern verbreitet, und sie meinen, dass überhaupt Niemand krank sein, oder gar an Krankheit sterben würde, wenn nicht die Hexen solches veranlassten. Ferner meint man, dass das ungewöhnlich lange Ausbleiben von Regen, sowie

besondere Unglücksfälle, welche die Felder und das Vieh betreffen, ebenfalls auf Hexerei zurückgeführt werden müssen. Es wird auch von authentischer Seite (WARNER) versichert, dass die Kaffern wirklich sich gegenseitig in ausgedehntem Maasse zu bezaubern suchen, sowie dass sie häufig genug von langsam wirkenden Giften Gebrauch machen, was gleichfalls bei ihnen unter das Gebiet der Zauberei gehört, und es fehlt daher nicht an Veranlassung, nach solchen Verbrechern zu suchen. Dieselben zu entdecken und der Bestrafung zu überliefern ist eine Hauptaufgabe der *Isi-ntonga* und es leuchtet ein, welche entsetzliche Gewalt dadurch in ihren Händen ruht, und wie leicht der Häuptling, wenn er mit ihnen unter einer Decke spielt, im Stande ist, seine Feinde rettungslos zu verderben.

Zur Ermittelung des Schuldigen haben sich sämmtliche Bewohner des Ortes im Halbzirkel niederzulassen, während die Anhänger des Hexendoctors den Kreis vervollständigen, und nachdem der Letztere sich durch die *Uk'wombela* in die nöthige Begeisterung versetzt hat, kriecht er zwischen den scheu am Boden Kauernden herum, um den Zauberer »heraus zu schnüffeln« (*U'mhlahlo*). Sowie derselbe bezeichnet ist, ziehen sich selbst seine besten Freunde von ihm zurück, er wird ergriffen, und man sucht ihn durch die gräulichsten Torturen zum Geständniss seiner Schuld, sowie zum Angeben der gebrauchten Zaubermittel (*U'buti*) zu bewegen. Hierbei zeigt sich die Barbarei der Wilden von ihrer schlimmsten Seite, die gesammte Menge scheint sich in eine Schaar Henkersknechte zu verwandeln, welche mit einer entsetzlichen Kaltblütigkeit über ihr Opfer herfallen. Die dabei zur Anwendung kommenden Proceduren übertreffen an studirter Grausamkeit zum Theil sogar die Foltern, welche der finstere Fanatismus europäischer Priester zur Zeit der Inquisition in dunklen Höhlen ausgeübt hat. So werden z. B. die kugligen Nester von gewissen Termiten, welche auf Bäumen nisten, auf dem am Boden festgebundenen Körper des Gefolterten, nachdem er mit Wasser befeuchtet ist, in Stücke geschlagen, worauf die aufgestörten Insekten sich unter wüthenden Bissen über ihr wehrloses Opfer verbreiten und selbst in die natürlichen Oeffnungen des Körpers hineinkriechen. Oder man befestigt die Unglücklichen auf untergelegten Pflöcken horizontal über dem Boden und macht ein gelindes Feuer darunter an, um sie so langsam bei lebendigem Leibe zu braten. Hilft dies nicht, so werden die empfindlichsten Theile noch besonders mittelst glühender Steine gesengt. Der Mensch ist überall sehr erfinderisch darin, seine Mitgeschöpfe zu quälen und lässt sich in diesem Vergnügen nicht gern stören, aber der von den Kaffern dabei bewiesene Fanatismus ist wohl grösser, als irgend wo anders in der Welt, denn es ist mir z. B. der Fall bekannt, dass unter den *Ama-Baka* der Sohn sich in's Mittel legte, um seine, den Qualen des gelinden Feuers als Hexe unterworfene Mutter den Folterern zu entreissen; doch selbst schwer verbrannt und hart verfolgt von der wüthenden Menge, vermochte er nur durch die schleunigste Flucht zur nächsten Missionsstation

sein Leben zu retten. Dass überhaupt sich Jemand fand, und wäre es auch der Sohn, der Anhänglichkeit an eine Person zeigte, welche eines solchen Verbrechens bezichtigt wurde, ist schon als ein ungewöhnliches Vorkommniss zu bezeichnen; denn in der Regel löst die Anklage der Hexerei alle Bande der Verwandtschaft, Freundschaft und Anhänglichkeit und gerade dadurch wird der Hexenprocess zu einer so gefürchteten Waffe.

Die Martern werden so lange fortgesetzt, bis der Gefolterte irgend welche Geständnisse macht und vor allem die Zaubermittel verräth, welche er benutzt hat. Der *I'ntonga*, welchem begreiflicher Weise zur Hebung seines Ansehens an der regelrechten Entwickelung des Processes gelegen ist, und der die Menge durch Vorzeigung des Corpus delicti zu befriedigen sucht, kommt dabei seinem Gedächtniss zu Hülfe, besonders in den Fällen, wo man das Leben des Angeschuldigten zu schonen wünscht. Wer hartnäckig beim Leugnen bleibt, wird in der Regel unter den Martern getödtet, doch nicht ohne vorherige Einwilligung des Häuptlings, welcher sonst das Sühngeld für die Tödtung, die *Isizi*, zu verlangen berechtigt wäre. Hat der Gefolterte unter grösserer oder geringerer Beihülfe des Hexendoctors die nöthigen Angaben gemacht, so producirt der Letztere die gebrauchten *U'buti*, welche gewöhnlich in gewissen Kräutern, Wurzeln oder in organischen Resten irgend welcher Art bestehen, und die sich in einem Winkel der Hütte des Behexten, unter dem Dache derselben verborgen, im Boden der Umgebung vergraben, oder sonst wo, finden.

Mit dem Erscheinen der *U'buti* ist der Process als beendigt zu betrachten, der Beschuldigte wird losgelassen und hat an den Häuptling das Sühngeld, wie für eine Tödtung, zu entrichten, auch wenn der angeblich Behexte sich wieder erholen sollte. Durch ein Reinigungs-Opfer, welches der *I'ntonga* für ihn den *Imi-shologu* darbringt, kann der Zauberer wieder vollständig gesühnt werden und tritt dann als völlig unbescholten in die Gemeinde zurück. Liegt aber eine politische Verfolgung vor, so kommt der Angeschuldigte selten mit dem Leben davon, was ja schon während der Folterung ganz in den Händen des Häuptlings ruht, auch wird stets das ganze Vermögen von demselben nach Beendigung des Processes confiscirt, und häufig der ganze Kraal des Unglücklichen aufgefressen. Da auf diese Weise der Hexenprocess zugleich ein bequemes Mittel der Bereicherung für den Häuptling ist, so sind die wohlhabenden Personen, welche sich die Feindschaft des Despoten zugezogen haben, besonders dadurch bedroht, und häufig ist es schon vorher bekannt, wenn ein *U'mhlahlo* abgehalten wird, wer eigentlich ausgeschnüffelt werden soll. Durch schnelle Flucht retten sich zuweilen die Bedrohten mit Zurücklassung ihrer Habe zu einem benachbarten Stamm, um das nackte Leben wenigstens zu bewahren.

Es ist unter solchen Verhältnissen wohl erklärlich, dass die *Isi-ntonga* von der Menge mit grossem Respect betrachtet werden, da Aberglauben und Furcht sich vereinigen, ihrer Stellung Einfluss zu verschaffen. Besonders

gilt dies von dem Obersten derselben, dem *I'ntonga yakwomkulu*, welcher der Person des Häuptlings direct attachirt ist, und in allen, den Stamm betreffenden Angelegenheiten, eine Hauptrolle zu spielen pflegt. Er hat bei feierlichen Gelegenheiten die gemeinsamen Opfer darzubringen, welche in Sühnopfern bestehen, die den *Imi-shologu* geschlachtet werden; dabei führt man eigenthümliche, in den einzelnen Fällen sehr wechselnde Ceremonien aus, der zu Grunde liegende Gedanke ist aber stets, dass das Blut, welches aufgefangen wird, und bestimmte Theile des getödteten Thieres den Geistern zum Genuss hingesetzt werden, dadurch ihren Zorn zu besänftigen, während der Rest des Fleisches von dem Priester selbst und der Menge verzehrt wird; die Knochen werden sorgfältig gesammelt und verbrannt. Das wichtigste Opfer, woran sich zugleich auch einige officielle Hexerei knüpft, wird »*Uku-kafula*« genannt, welches Opfer der *I'ntonga yakwomkulu* für die Armee darbringt, bevor dieselbe in's Feld rückt, und wobei er sie siegreich und unverwundbar zu machen vorgiebt.

Die Krieger versammeln sich dazu in voller Zahl, und der mit allerlei abenteuerlichem Geräth, getrockneten Gallblasen, Schlangenhäuten, Schildkrötenschalen, bunten Thierfellen und Federn phantastisch aufgeputzte *I'ntonga* vollführt vor der andächtigen Menge, die ihn mit ihren eintönigen Gesängen begleitet, seine Tänze und bezeichnet alsdann durch Eingebung der *Imi-shologu* ein bestimmtes Stück Vieh, gewöhnlich ein besonders auffällig gezeichnetes als dasjenige, welches die Geister gewählt hätten.

Der Ochse wird nun herbeigetrieben, die jungen Leute reissen ihn mit ihren Händen zu Boden und trennen mit den Assegaien das eine Vorderbein vom Leibe des lebenden Thieres. Dies wird in einem bereit gehaltenen Kessel oder in der Asche des Feuers mit allerlei wunderlichen Zuthaten, wie beim Freikugelgiessen, nach Anordnung des *I'ntonga* zubereitet und Jeder der anwesenden Krieger geniesst darauf von der Zauberspeise, während das unglückliche Opferthier sich noch immer in seiner Qual am Boden wälzt. Darauf macht der Leiter des Ganzen Einschnitte in die Haut der Krieger und reibt die Asche der verbrannten Zaubermittel hinein, um sie ganz unter den Einfluss derselben zu bringen. Erst wenn Alle ihr Theil erhalten haben, wird das Thier getödtet, und nachdem Einiges davon für die *Imi-shologu* bei Seite gesetzt worden ist, verzehren die Anwesenden den Rest gemeinschaftlich; es darf aber weder ein Weib noch ein nicht unter die Krieger aufgenommener junger Mann davon irgend etwas geniessen.

Die *Xosa* setzen einen ausserordentlich starken Glauben in die Kraft dieser Zaubermittel und der etwaige Tod der Einzelnen in der Schlacht oder das Unglück, welches die gesammte Armee trifft, ist ihnen keineswegs ein Beweis gegen ihre Wirksamkeit, denn es geht für sie daraus nur hervor, dass der Betreffende selbst behext worden ist, oder sich den Zorn der *Imi-shologu* zugezogen hat, oder wenn die ganze Armee zu Schaden gekommen ist, dass die Zaubermittel der Gegenparthei stärker gewesen sind, als ihre

eigenen. In solchen Fällen wendet sich die Wuth der Menge auch nicht selten gegen den *I'ntonga*, der seine Sache so schlecht verstanden hat, und man rächt sich an ihm, indem er, natürlich nur unter Zustimmung des Häuptlings, mit zusammengeschnürten Armen und Beinen in eine tiefe Stelle des nächsten Flusses gestürzt wird. Es geht aus einer vorurtheilslosen Betrachtung dieser Verhältnisse unzweifelhaft hervor, dass der Cultus der Geister nur den Hintergrund des Ganzen abgiebt, in Wahrheit aber die sogenannten Priester derselben privilegirte Zauberdoctoren sind.

Mehr vom Charakter eines wirklichen Opfers haben die Ceremonien, welche die *Isi-ntonga* darzubringen haben, wenn der Blitz ein Haus des Dorfes getroffen hat. Es wurde schon oben angedeutet, dass der Blitz im besondern Dienste des Ersten der *Imi-shologu*, des »*I'nkosi*« steht, und Jemand, der vom Blitz erschlagen wird, gilt als Einer, den der *I'nkosi* zu sich berufen hat, und darf daher nicht betrauert werden. Das Haus und der Ort aber, wo der Fall sich ereignet hat, gilt als verfehmt und es ist keinem Fremden gestattet, ihn zu betreten, noch dürfen sich die Bewohner zu Anderen begeben, bis durch den *I'ntonga* dem *U'mshologu* ein Opfer dargebracht ist, um das Dorf zu entsühnen; das Haus selbst wird nicht wieder bewohnt. Doch auch hier geht es nicht ohne mannigfache Anwendung von Zaubermitteln ab, die zunächst dazu dienen, um die Personen, welche den erschlagenen Menschen oder das Stück Vieh beerdigen sollen, gegen üblen Einfluss zu schützen.

Nächstdem aber werden andere Mittel in dem Feuer, worin auch die Knochen des Opferthieres verbrannt werden, verkohlt, und die Asche durch Einreiben in Einschnitte des Körpers, Trinken in Milch und in ähnlicher Weise zur Entsühnung der Einzelnen benutzt. Bis zu dieser Ceremonie müssen sich Alle des Genusses von Milch enthalten, welche auch in anderen Fällen von Unreinheit (Weiber während der Regel, oder nach dem Tode ihres Mannes) zu meiden ist.

Für sich allein betrachtet erscheinen diese Gebräuche sehr verführerisch, hohe religiöse Anschauungen als Grundlagen anzunehmen, doch steht so Vieles in directem Widerspruche damit, dass die Uebereinstimmung mit gewissen europäischen Vorstellungen religiöser Natur als zufällig bezeichnet werden muss. Dahin gehört, dass es ausser dem *I'nkosi* auch wieder einen besonderen »Wasser-*U'mshologu*« (*I'canti*) giebt, dem ebenfalls Opfer dargebracht werden, wobei man aber Nichts verbrennt, sondern die Theile in den Fluss wirft.

In einer anderen Richtung, welche sich auch auf das allgemeine Interesse des Volkes bezieht, tritt bei der Thätigkeit dieser Klasse von Leuten wieder der Zauberdoctor mehr in den Vordergrund. Es wird nämlich Einigen unter ihnen, aber einem mehr, dem andern weniger, die Fähigkeit zugeschrieben, einen Einfluss auf die Wolken ausüben zu können, um in Zeit von Dürre Regen herbeizuführen. Die gebräuchlichen Cere-

monien beginnen wiederum, da der Doctor gemächlich leben will, mit dem Schlachten eines Ochsen, den der Häuptling ihm zur Einleitung des Verfahrens sendet; dieser wird in der Form eines Opfers für den *U'mshologu* dargebracht, es folgt dann aber eine Menge von anderweitigem Hocuspocus, welcher wesentlich von der Laune und Erfindungsgabe des Regenmachers abhängt. Die ganze Politik des Mannes ist nämlich darauf gerichtet, das Volk unter allerlei Vorwänden und schwer zu erfüllenden Anforderungen bei guter Laune und Zuversicht zu erhalten, bis der Himmel ein Einsehen hat und Regen schickt. Bald ist dieser, bald jener Bösewicht die Ursache, dass trotz der eifrigen Bemühungen des Regenmachers die himmlische Feuchtigkeit ausbleibt, wie er mit Hülfe der *Imi-shologu* ermittelt; zugleich liegt es im Vortheil des Mannes, solche Leute zu bezeichnen, welche ihm persönlich feindlich sind, zumal wenn er weiss, dass das Volk sich scheuen würde, gegen sie einzuschreiten. So wurden öfters die etwa im Orte anwesenden Missionare als die Uebelthäter angegeben, welche den Himmel verschlossen hielten. Der heimtückische Regendoctor sagte sich wohl, dass er in ihnen die schlimmsten Feinde seines Ansehens suchen müsse. Schiebt er die Schuld des ausbleibenden Regens auf leichter erreichbare Personen im Stamme selbst, so ist das Schicksal derselben besiegelt; man bindet sie und ertränkt sie ohne Zögern im nächsten Flusse. Freilich schürzt sich damit der Knoten auch für den Doctor selbst fester und fester. Denn wenn alle seine Winkelzüge und Entschuldigungen erschöpft sind, ohne dass der Himmel sich gnädig zeigt, so fällt er häufig selbst als Opfer seiner Betrügereien und es wird ihm das nämliche Schicksal bereitet, welches er böswilliger Weise auf Andere herabbeschworen hatte.

Die kindliche Einfalt und Willigkeit der Leute, mit welcher sie in andern Fällen die absurden Anforderungen des Betrügers zu erfüllen streben (z. B.: ihm einen Pavian lebendig einzufangen, dem dabei auch nicht die leiseste Verletzung zugefügt werden dürfe, das Herz eines bestimmten Löwen herbeizuschaffen, gewisse Pflanzen zu suchen, die notorisch nur an, mehrere Tagemärsche entfernten Stellen wachsen etc.), diese Willigkeit also zeigt, wie tief der Aberglauben in den Gemüthern der Stämme wurzelt, und wie leicht der sonst so durchtriebene Kaffer geleitet werden kann, wenn man sich auf die mit ihm gross gezogenen abergläubischen Vorstellungen stützt.

Es liegt darin eine bedeutende Gefahr und die Geschichte zeigt mehrere Beispiele, dass in der That diese Schwäche im Charakter der Kaffern auf das schmählichste gemissbraucht worden ist, um sie gegen die Weissen aufzureizen (*Makanna*, *U'mhlakaza*, *U'mlangeni*).

In allen diesen weiter unten näher zu besprechenden Fällen spielen Prophezeiungen der *Isi-ntonga* eine verhängnissvolle Rolle. Solche Verkündigungen bevorstehender Ereignisse werden gewöhnlich bei allen wichtigeren Unternehmungen eingeholt und man bedient sich dabei einer Art

Zauberwürfel, wie sie auch andre Völker in ähnlicher Weise benutzen. Dieselben bestehen als Regel aus den kleineren Carpal- oder Tarsal-Knochen vierfüssiger Thiere, untermischt mit Hornplättchen, denen einige Zickzacklinien eingegraben sind; so finden sich dieselben in den Händen der gewöhnlichen Leute, während bei dem Doctor zur Erhöhung der Andacht noch einige Thierschädel mit fletschenden Gebissen, Schlangenhäute und ähnliche Gegenstände figuriren müssen.

Der gemeine Mann trägt seine »*Tollus*« [1]) in einem ledernen Beutelchen bei sich und befragt dieselben mit grosser Zuversicht, wenn er irgend eine Auskunft wünscht: Wo seine Gefährten bleiben? wohin sich das Vieh verlaufen hat? welche Richtung die günstigste ist, um Wasser zu finden? u. s. w., indem er nach der Stellung der einzelnen, unter bestimmten Ceremonien an die Erde geworfenen Stücke seine Entscheidung trifft.

Wenn schon in den besprochenen Verrichtungen der *Isi-ntonga*, wo sie wenigstens in manchen Beziehungen den Charakter von Priestern annehmen, durchweg Zaubermittel die grösste Rolle spielen, so ist dies natürlich noch mehr der Fall in den Verhältnissen, wo sie als wirkliche Doctoren, d. h. zur Beseitigung von Krankheiten in Thätigkeit treten. Auch wirkliche Heilmittel kommen dabei zur Anwendung, welche aber stets geheim gehalten, und so mit dem übrigen Zauberkram zusammengeworfen werden. Es ist unzweifelhaft, dass die Eingeborenen im Besitz mancher brauchbaren Medizin sind, besonders gegen Dysenterie, Fieber, Bandwurm und gegen den Biss giftiger Schlangen.

Wie ein Theil der Doctoren einen Ruf darin hat, den Regen herbeizuführen, so geniesst ein anderer wiederum das Zutrauen, Gift der Schlangen für den Gebissenen unschädlich machen zu können; die Letzteren werden daher Schlangendoctoren genannt, sie bilden eine Klasse für sich und ihre Hülfe wird nicht selten selbst von Colonisten in Anspruch genommen. Die Person des Doctors selbst spielt bei den Kuren immer die Hauptrolle, die angewandten Mittel folgen erst in zweiter Linie. Das besondere Ansehen, in welchem er desshalb stehen muss, wird durch allerlei künstliche Mittel gefördert, indem er selbst giftfest zu sein, und von den gefährlichsten Schlangen gefürchtet zu werden vorgiebt. Diese Befähigung sucht der Novize zu erreichen, indem er sich unter Anleitung eines erfahrenen Doctors einer Vorbereitung unterwirft, wobei die Giftbehälter getödteter Schlangen von ihm genossen werden, um sich mit dem Gift zu durchtränken. Ist diese Vorbereitung, welche nicht ohne Gefahr sein soll, glücklich bestanden, so dass selbst die Puffadder (Echidna arietans) dem Candidaten nichts mehr schaden kann, so wird er von dem Instructor in die Kunst eingeweiht, andere zu heilen und darauf officiell zum Schlangendoctor erklärt. Der Hocuspocus bei der Kur unterliegt keinen besonderen

[1]) Coloniales Wort, wohl aus *Talus* corrumpirt; im *Se-suto* heissen sie »*Litaala*«. V.

Regeln, doch ist auch hier die Person des Doctors die Hauptsache. Häufig wird ein Aufguss von einem Fetzen seiner wollenen Mütze oder dem Kopftuch, die nie abgelegt werden und in welche daher die Kraft des Doctors übergehen soll, gegeben, unter gleichzeitiger Anwendung geheimer Wurzeln und Kräuter, die zwar nur als Zaubermittel figuriren, aber wohl wirkliche Heilstoffe enthalten können. Zuweilen tragen die Kaffern der Vorsorge halber solche Medicamente, die sie von den kundigen Leuten erhalten haben, unter ihren sonstigen Amuletten am Halse, um sie im Falle der Noth gleich bei der Hand zu haben, unter allen Umständen würde der Patient aber ein grösseres Zutrauen in die blosse Berührung des Schlangendoctors, als in die besten Heilmittel setzen. Häufig mag die ärztliche Hülfe ohne Noth nachgesucht werden, indem der Biss von einer fälschlich für giftig gehaltenen Schlange herrührt, oder die Injection des Giftes beim Biss misslungen ist, doch lässt sich nicht leugnen, dass unter den Eingeborenen selbst nur sehr wenig Unglücksfälle durch Schlangen vorkommen, obgleich sie dieselben so vielfach um sich haben.

Die *Imi-shologu* können nämlich, nach der Vorstellung der Leute, unter mannigfachen Thiergestalten den Lebenden erscheinen, sie wählen aber dabei mit Vorliebe die von Schlangen, und wenn also eine Schlange sich in der Wohnung zeigt, so sieht der Kaffer darin die Heimsuchung eines Verstorbenen und fürchtet durch Tödtung derselben seine Rache auf sich herab zu beschwören. Man darf solchen Besuch daher nicht verletzen, besonders wenn das Thier durch die Vertrautheit seines Benehmens die Leute in dem Glauben bestärkt, etwas Uebernatürliches vor sich zu haben; beisst die Schlange doch Jemanden, der sie aus Versehen reizt, und stirbt er daran, so ist dies nur eine gerechte Strafe der Geister für irgend eine Unthat.

Ueberhaupt ist es eine gewöhnliche Entschuldigung für den Schlangendoctor, wenn seine Kur nicht anschlägt, dass der Zorn des *Imi-shologu* auf dem Patienten laste, oder die Hexen sind daran, wie ja an den meisten anderen Uebeln, schuld. Es wurde schon oben angedeutet, dass Krankheit überhaupt auf solchen Einfluss zurückgeführt wird, und zwar glaubt man, dass dem Behexten irgend eine Schädlichkeit beigebracht ist, welche die Krankheit veranlasst. Das Wesentlichste der Kur besteht in solchen Fällen darin, dass der Doctor durch seine Manipulationen den schädlichen Stoff aus dem Körper entferne. Dies geschieht durch consequentes Kneten und Pressen der Glieder, durch Saugen an denselben und ähnliche Handtierungen, die innerlich und äusserlich angewandten Heilmittel dienen nur zur Unterstützung der Kur. Ist der Patient hinlänglich in der geheimnissvollen Weise misshandelt worden, so bringt der Doctor plötzlich eine kleine Eidechse oder Schlange, ein Stück Fleisch oder irgend einen absonderlichen Gegenstand zum Vorschein, den er durch die Behandlung aus dem Körper entfernt zu haben vorgiebt und als die Ursache der Krankheit bezeichnet.

Auch auf diesem Gebiet sehen wir also Wahnvorstellungen als die leitenden Gesichtspunkte in der Seele des Kaffern, es liegen denselben religiöse Instincte zu Grunde, im Erfolg ist es aber Nichts als der finsterste Aberglauben, welchen man in ein gewisses System gebracht hat. Es würde zu weit führen, sollten alle die wunderlichen Launen und Einbildungen, welche hierher gehören, angeführt und beschrieben werden, um so mehr, als andere Autoren, besonders WOOD, sich über dies Kapitel in behaglichster Breite ergangen haben. Es sei nur noch bemerkt, dass die einzelnen Züge keineswegs die Beständigkeit zeigen, welche man nach den darüber gemachten Angaben erwarten sollte; dass vielmehr Vieles davon nur vorübergehend beobachtet wurde, Vieles sehr local ist und sich vielleicht nur auf ein Dorf beschränkt, Vieles überhaupt nur der wunderlichen Laune eines Despoten entsprungen ist.

Die grösste Verbreitung zeigen noch die abergläubischen Vorurtheile gegen den Genuss gewisser Speisen, doch werden auch diese von dem einen Stamme beobachtet, während ein anderer sich darüber hinwegsetzt, ohne dass für die verschiedene Handlungsweise irgend ein Grund ausfindig gemacht werden könnte. Als Regel darf man annehmen, dass die sämmtlichen südafrikanischen *Bantu*-Völker den Genuss der Fische verabscheuen, welche Thiere sie als »Wasserschlangen« bezeichnen und selbst zu berühren vermeiden; Viele verwerfen auch den Genuss des Schweinefleisches, doch geschieht das Letztere nicht so allgemein und nicht mit dem Fanatismus wie das Zurückweisen der Fische; die einzelnen Stämme zeigen noch in Betreff mancher anderer Thiere sonderbare Vorurtheile, sei es, dass sie den Genuss vermeiden, oder selbst die Tödtung derselben.

Zur Vollendung des Bildes von den Sitten und Gebräuchen der Kaffern wird es nach Betrachtung der socialen Gemeinschaft erspriesslich sein, den Lebenslauf des Einzelnen, und zwar des Mannes sowohl als der Frau einer kurzen Besprechung zu unterwerfen.

Das neugeborene Kind ist ganz unter der Obhut und Autorität der Mutter; geht dieselbe aus, um im Felde zu arbeiten, Holz oder Wasser zu holen (was schon am nächsten Tage geschehen kann, da die Frauen kein Wochenbett abzuhalten pflegen), so befindet sich das Kind auf ihrem Rücken, in dem grossen, sackartigen Ledertuch, welches die Wiege des Kleinen darstellt. Auch zu Hause kommt es nicht von der Seite der Mutter und lernt sehr bald sich mit geringer Unterstützung, auf der Hüfte reitend, an dieselbe festzuklammern, wie Fig. 15 dies zeigt; jedoch ist das Kind hier schon grösser und verräth nicht mehr recht das Bestreben, sich der Mutter anzuschmiegen, wie es früher geschieht und unleugbar einen merkwürdig affenartigen Eindruck macht.

Die Frau hat ihre harte Arbeit zu verrichten und kann dem Säugling wenig Zeit widmen; es wird das Sauggeschäft daher so abgemacht, dass die Mutter unter dem Arm hindurch oder über die Schulter dem auf dem Rücken befindlichen Kinde die Brust reicht, ohne ihre Arbeit zu unterbrechen.

Erst wenn das Kleine einige Monate alt ist, nimmt der Vater officielle Notiz von demselben, indem er nun die Ceremonie vollführen lässt, wodurch es auf feierliche Weise in die Familie aufgenommen wird. Nachdem den nächsten Verwandten und Freunden ein Fest bereitet worden ist, geht der Vater während desselben nach dem Viehkraal und wählt unter eigens zu diesem Zwecke gehaltenen Thieren eine Kuh, aus deren Schwanze er einen Büschel der langen Haare ausrauft. Die Haare übergiebt er darauf der Mutter, welche dieselben in geheimnissvoller Weise zusammenknotet und um den Hals des Kindes befestigt. Die Kuh selbst, sowie die Abkunft derselben, bleiben geheiligtes Eigenthum der Familie und dürfen weder verkauft noch an Fremde verliehen werden; sie wird dem Mädchen bei ihrer Verheirathung nach dem neuen Wohnorte mitgegeben, ohne indessen in den Besitz des Bräutigams überzugehen.

Diese Sitte, durch welche man glaubt, alle zukünftigen Uebel, welche das Kind befallen könnten, zu beschwören, wird »*U'bulunga*« genannt[1]).

Wächst der Knabe heran, so geht er aus der Autorität der Mutter in die des Vaters über, doch kümmert man sich überhaupt wenig um die heranwachsende Jugend in diesem Alter, sie treibt sich nach Belieben in den Strassen des Ortes und in der Nachbarschaft umher, man richtet sie ab das Vieh zu hüten, Holz zu sammeln, Wasser zu holen, wilde Früchte zu suchen, das ist aber auch Alles, was zu ihrer Erziehung geschieht. Nur wenn die Buben irgend einen gröberen Unfug ausgeführt haben, legt sich der Vater in's Mittel und lässt sie mit dem Stock Bekanntschaft machen; denn bis der Sohn seine eigne Häuslichkeit begründet hat, bleibt der Vater für allen Schaden, den jener Anderen verursachte, verantwortlich und so ist er gezwungen, die Kinder etwas in Ordnung zu halten. Entwickelt sich der Charakter eines Sohnes sehr zum Bösen und wird der Vater öfter in die Verlegenheit gesetzt, für die Unthaten desselben einzutreten, so kann er sich gänzlich von ihm lossagen. Der Sohn wird alsdann für vogelfrei

---

[1]) Ein andrer, zu gleichem Zwecke an den Kindern ausgeübter Gebrauch ist das »*Isiko lengqiti*«, welcher indessen unter den *Koi-koin* eine weit grössere Verbreitung hat und ihnen daher wohl ursprünglich zukommen dürfte. WARNER, mit dessen Noten meine eigenen Beobachtungen im Allgemeinen am besten übereinstimmen, stellt ihn dem *Isiko lo-bulunga* vollständig gleich und giebt an, dass eine Familie dem Ersteren, eine andere aber dem Zweiten folge, manche beide ausführten; doch habe ich die von dem *Ingqiti* zurückbleibenden Spuren unter den Kaffern nur selten, unter den *Koi-koin* aber als Regel angetroffen, kann daher nicht wohl an eine grosse Verbreitung desselben unter jenen Stämmen glauben und werde ihn bei den Letzteren beschreiben. V.

erklärt, der Vater ist nicht mehr für die Verbrechen desselben verantwortlich und Jeder kann sich ungestraft an seiner Person vergreifen.

Zur Zeit der Pubertät widmet man den Knaben eine besondere Aufmerksamkeit: Naht diese Periode heran, so thun sich benachbarte Orte zusammen und übergeben die gleichaltrigen Knaben einem älteren Mann, welcher eigens für das Amt ausgewählt wird, und sie entfernen sich unter der Obhut desselben in die Wildniss, wo eine besondere Hütte für sie erbaut ist. Sie bilden dann eine Gemeinschaft für sich, die mit Niemandem sonst in näheren Verkehr tritt, und werden in diesem Zustand, welcher die Vorbereitung zur feierlichen Begehung der Beschneidung darstellt, »*Aba-kweta*« genannt. Zum äusseren Zeichen, dass die Knaben sich in dieser Periode befinden, bemalen sie sich mit weissem Thon, wodurch die dunklen Körper eine unangenehme, schmutzige Farbe erhalten. Ihr Mentor vollzieht nun an seinen Schützlingen unter einigen Ceremonien die *Circumcisio*, unterweist sie in den Gebräuchen, die zu beobachten sind, und lässt heilende Kräuter auf die wunden Stellen legen. Jeder Knabe hat seine abgeschnittene Vorhaut hinwegzutragen, um sie im Stillen irgend wo zu begraben. Diese Sitte hängt innig mit dem allgemein verbreiteten Hexenglauben zusammen; denn die Absicht ist, zu verhindern, dass die entfernten Theile nicht in die Hände von Zauberern fallen, und man glaubt, dass gerade durch den Besitz irgend eines dem Körper entnommenen Gegenstandes die Uebelthäter Macht bekommen, zunächst über die Person selbst, von der die Sache herrührt, dann aber auch über den ganzen Stamm, welchem das Individuum angehört.

Auch die gebrauchten Bandagen werden sorgfältig im Auge behalten und in der Hütte verwahrt, um sie später zu zerstören. Beginnen die Wunden zu heilen, so ziehen die *Aba-kweta* in phantastischem Kostüm mit Schilf oder Palmblättern umhangen in den Ortschaften umher, wo sie unter Betheiligung der unverheiratheten Frauen Tänze ausführen, *Uku-tshila* genannt, welche dazu bestimmt sind, die sinnlichen Leidenschaften der Neulinge aufzuregen und daher an allem Anderen eher als an übertriebener Züchtigkeit leiden. Die *Aba-kweta* geniessen nämlich in diesem Uebergangsstadium vom Knaben zum Mann eine fast völlige Freiheit von allen Gesetzen, besonders aber hinsichtlich des geschlechtlichen Umganges, so dass sie sich ungestraft jedes unverheiratheten Frauenzimmers bemächtigen dürfen, wenn sie wollen.

Verschiedene Autoren und auch der sonst so vorurtheilsfreie WARNER rufen daher Wehe über die ganze Sitte der Beschneidung, als wenn das *Uku-tshila* ganz unvermeidlich dazu gehörte, während dieser Gebrauch allein sehr gut wegfallen könnte. Im Uebrigen ist zu bemerken, dass es auch ohnedem unter den *A-bantu* nicht an unanständigen Tänzen fehlt[1]), dass

[1]) Auch soll in Europa ein Tanz vorkommen, Cancan genannt, dessen Unanständigkeit den Kaffertänzen wenig nachgiebt. V.

die Freiheit im geschlechtlichen Verkehr, abgesehen von dem *Uku-tshila*, wenig zu wünschen übrig lässt, und die *Aba-kweta* wegen der kaum geheilten Wunden keineswegs die Schlimmsten zu sein pflegen, endlich aber — und das ist wohl die Hauptsache — dass in einer sehr grossen Anzahl von Fällen unter diesen Stämmen die Beschneidung theils eine Wohlthat, theils sogar eine medizinische Nothwendigkeit ist. Die Missionare sind daher im Unrecht, wenn sie, geleitet von eingewurzelten Vorurtheilen, diese Sitte als solche angreifen, anstatt sich gegen die damit verbundenen Unsitten zu wenden. Die künstliche Entfernung einer übermässig langen, und dabei als Regel verengten Vorhaut ist ein Act der allgemeinen Gesundheitspflege und es ist sehr begreiflich, dass verschiedene Völker durch die Noth gedrängt, diese Sitte eingeführt haben, ohne dass sie desshalb gleicher Abstammung zu sein brauchten; die Beseitigung der Beschneidung würde für die *Xosa* kein Fortschritt, sondern ein unzweifelhafter Rückschritt sein und manche Uebelstände im Gefolge haben.

Auch der Schluss der Ceremonien, welche mit der Sitte des *Ubukweta* (von WARNER »Werke der Finsterniss« genannt) zusammenhängen, ist eher löblich wie tadelnswerth. Die Novizen werden, nachdem die Wunden bei allen geheilt sind, und sie *Uku-tshila* hinreichend genossen haben, von den Männern nach dem nächsten Flusse gejagt, wo sie sich waschen und darauf nach der gemeinsamen Hütte zurückkehren. Sie sammeln dort alle Gegenstände, mit welchen sie während der ganzen Zeit in Berührung gekommen sind, ihre Bandagen, Kleider und Geräthe im Innern und übergeben das Ganze der reinigenden Flamme, auf die sie sich nicht einmal zurückzublicken trauen.

Frisch mit Fett und rothem Thon gesalbt und mit neuen Karossen beschenkt, ziehen sie gemeinsam nach dem Hauptkraal, wo ein Fest bereitet wird unter Betheiligung aller erwachsenen Männer des Ortes. Diese übernehmen es, die Novizen nochmals auf die Pflichten aufmerksam zu machen, welchen sie als Männer obzuliegen haben und was sie als kindisch künftig meiden sollen. Zu den Ersteren gehört hauptsächlich der Gehorsam gegen den Häuptling, Aufrechterhalten der von den Vorfahren überkommenen Gebräuche, Tapferkeit im Felde, und Liberalität gegen die Stammesgenossen; als unmännlich wird ihnen verwiesen, sich von Frauen leiten zu lassen, selbst der mütterlichen Autorität sich nicht mehr zu beugen, keine süsse Milch zu geniessen oder an den Eutern der Ziegen zu saugen und andre kindische Streiche auszuführen.

Es folgt alsdann eine Beschenkung der neu unter die Männer Aufgenommenen von Seiten ihrer Freunde und Bekannten, bestehend aus Vieh, Assegaien und ähnlichen Gegenständen, welche ihnen im späteren Leben nöthig sind. Eine solche Unterweisung in den Pflichten des Mannes von Seiten der Aeltern, sowie die liberale Ausstattung des Jünglings von be-

freundeter Seite sollte man doch eben so wenig als »Werke der Finsterniss« bezeichnen, wie die Beobachtung einer von der Natur gebotenen Gesundheitsregel. Die eben beschriebene Ceremonie macht den Schluss des Ganzen, die *Aba-kweta* sind darauf im vollen Besitz ihrer neuen Würde und sehen mit Stolz auf diejenigen herab, welche noch nicht dem Ritus unterworfen worden sind.

Eine besondere Bedeutung erhält die Sitte auch noch dadurch, dass die gemeinsam durch die Beschneidung gegangenen Knaben für ihr ganzes späteres Leben eine gewisse Verbrüderung zeigen, einander in der Noth beistehen und, im Falle ein Häuptlingssohn unter ihnen war, im Felde seine speciellen Kampfgenossen bilden.

Auch beim weiblichen Geschlecht findet eine Feierlichkeit statt, durch welche die Mädchen in den Stand der heirathsfähigen Frau übergeführt werden; dieser Gebrauch wird bei den Kaffern »*I'ntonjane*« genannt. Er lässt sich indessen nur unvollkommen mit dem *Ubu-kweta* vergleichen, weil derselbe sich an einem einzigen Individuum vollzieht und die gemeinsamen Unterweisungen wegfallen. Wie wir sehen werden, verhält sich dies bei den *Be-chuana* anders, indem dort die Sitte des »*Bojale*« weit vollständiger der Beschneidung beim männlichen Geschlecht entspricht.

Das *I'ntonjane* stellt nur eine festliche Begehung des ersten Eintritts der Regel dar, womit sich gewisse Ceremonien verbinden; das Ganze hat einen familiären Charakter und nur die Liberalität auf Seiten des Vaters, sowie die Neigung zu Festlichkeiten auf Seiten der Menge giebt ihm einen allgemeinen Charakter.

Die Frau wird während des monatlichen Ausflusses als unrein betrachtet und hat sich für die Zeit von 7—10 Tagen eine gewisse Enthaltsamkeit aufzuerlegen, worunter die Vermeidung des Milchgenusses obenan steht; ist sie verheirathet, darf sie sich der Schlafstätte ihres Mannes nicht über eine bestimmte Gränze hinaus nähern.

Stellt sich nun bei einem jungen Mädchen die Regel zum ersten Male ein, so wird dies feierlich verkündet und damit das Zeichen gegeben zu einem Fest, bei welchem die Frauen der Natur der Sache nach die Hauptrolle spielen. Das Mädchen selbst hat sich in einer Hütte abgesondert zu halten, nur von weiblichen Gefährtinnen umgeben und denselben Entsagungen zu unterwerfen, welche sie auch später zu beobachten haben wird. Unterdessen ist das Fest im vollen Gange, nachdem die bei solchen Gelegenheiten von den gewöhnlichen Einschränkungen befreiten Frauen sich selbst das Schlachtvieh aus dem Kraal geholt haben, wenn sich der Eigenthümer nicht in Güte mit ihnen einigt und ihnen dasselbe zuweist. Es folgen nun die beliebten Tänze unter einer, je nach dem Reichthum der betreffenden Familie, grösseren oder kleineren Gesellschaft, und da die Beziehungen auf den geschlechtlichen Umgang, dem Wesen des Festes nach, so nahe liegen,

fehlt es auch hierbei nicht an Unsittlichkeit. Dieselbe liegt zu tief im afrikanischen Blute eingewurzelt, als dass man verlegen sein sollte um eine Veranlassung sie nach aussen zu kehren, und so wird auch hier die an und für sich gewiss unschuldige Sitte, den Eintritt der Mannbarkeit zu feiern, zum Vorwand für die Lascivität: die unverheiratheten Mädchen wählen sich Gefährten, mit welchen sie die Zeit des Festes über, d. h. so lange die Liberalität des Wirthes sie reichlich versorgt, gewöhnlich für drei bis vier Tage, zusammenleben.

Ist die Zeit vorüber, welche die gefeierte Person sich abgesondert zu halten hat, so sammelt sie, wie die *Aba-kweta*, in ihrer Hütte die Gegenstände, mit denen sie während der Tage in besondere Berührung gekommen ist und trägt dieselben, geleitet von ihren weiblichen Gefährtinnen im Dunkel des Abends zu einem unfernen Ort, um sie dort heimlich zu vergraben. Am nächsten Morgen wird sie feierlich in die Reihe der mannbaren Frauen aufgenommen und gilt von nun an als heirathsfähig.

Als solche trägt sie zur Vermehrung des Reichthums der Familie bei, da der Mann die Braut durch Kauf von dem Vater zu erwerben hat; der Preis wird in Vieh bezahlt und schwankt von einigen sechs oder sieben Ochsen bis zu dreissig und mehr, wenn es sich um die Tochter eines angesehenen Häuptlings handelt. Erst durch den Besitz einer Frau wird der junge Kaffer ein vollgültiges Mitglied der Gemeinde und sein ganzes Streben geht darauf hinaus, sowie er unter die Männer aufgenommen ist, sich so viel zu erwerben, um eine Frau kaufen zu können. Braucht er sie doch nicht allein zu seinem Umgang, sondern auch, und zwar vielleicht noch viel nöthiger als Arbeiterin und Lastthier. Dass der Ankauf eines solchen nicht die hohe Bedeutung hat, als eine Eheschliessung unter civilisirten Völkern, leuchtet von selbst ein, und die ganzen Hochzeitsceremonien, wie sie von manchen Autoren beschrieben werden, leiden wieder stark an tendenziöser Ausschmückung [1]). Charakteristisch ist, dass die Neigung oder auch nur die Meinung des zu verheirathenden Mädchens als Regel niemals in Betracht gezogen wird, sondern dass die nächsten männlichen Verwandten desselben ihr einen Bräutigam aussuchen, welchem sie einfach zugeschickt wird. Sie wählen dabei natürlich einen zahlungsfähigen Mann aus, den sie einer Frau bedürftig halten, und ist dies der Fall, so pflegt der Mann nicht leicht die angetragene Frau auszuschlagen. Ist es doch eine Vermehrung seines Besitzes und er strebt also nur darnach, den Preis möglichst billig

---

[1]) Hierher gehören besonders die sehr speciellen Angaben von Rev. Dugmore, die einen grossen Theil der in Maclean's »Kafir Law's a. Cust.« gesammelten Aufzeichnungen des genannten Autors ausmachen. Nächst ihm hat Wood zur Verherrlichung der betreffenden Gebräuche bei den *Zulu* viel beigetragen und reiche Illustrationen dazu gemacht, die wieder in andere Journale (Globus 1871) übergegangen sind. Es scheint, dass ausser mir auch die meisten anderen Autoren nicht so glücklich gewesen sind, einschlägige Beobachtungen zu machen, da sich ähnliche Angaben nur in gewissen Werken finden.

zu stellen; durch Zahlung der vereinbarten Morgengabe (*Ikazi*), die man meistens in Absätzen entrichtet, wird das Mädchen das rechtmässige Weib (*U'mfazi*) des Mannes, ohne dass weitere Ceremonien nothwendig wären.

Der starke, gesellige Trieb des Kaffern veranlasst ihn, eine solche Gelegenheit nicht vorübergehen zu lassen, ohne dass ein Fest hergerichtet würde, bei welchem in bekannter Weise geschlachtet, gegessen, getanzt und wieder gegessen wird, so lange die Liberalität des Wirthes vorhält; diese Festlichkeiten sind aber kein integrirender Bestandtheil der Ceremonie.

Hat ein junger Mann eine besondere Neigung zu einem bestimmten Mädchen, wie es in der That vorkommt, so sucht er durch seine Freunde dem Vater Nachricht zugehen zu lassen, dass er sie zur Frau wünsche, ohne sonst selbstthätig in die Angelegenheit einzugreifen. In solchem Falle hat der Bräutigam jedenfalls einige Ochsen mehr zu bezahlen, als unter gewöhnlichem Verhältniss, und da das Vieh ihnen durchschnittlich mehr am Herzen liegt wie die Frauen, so ist ein solches Verfahren nicht häufig.

Der einzige Unterschied, welcher die Frauen vom Vieh trennt, liegt darin, dass ihr Herr und Gebieter sie nicht beliebig tödten oder schwer körperlich verletzen darf, da sonst der Häuptling das Sühngeld (*Isizi*) dafür von ihm fordern würde. Im Uebrigen gehören sie vollständig zum »*Life-stock*« des Mannes, welcher darauf rechnet, durch Arbeit oder ihm geborene Kinder den gezahlten Preis herauszuwirthschaften. Ebensowenig wie der Kaffer sein Vieh ohne Noth grausam behandelt, wird er sich an seinen Frauen vergreifen, doch Zuneigung, Zärtlichkeit, Gattenliebe sind aussergewöhnliche Begriffe; die eine ist ihm lieber als die andere, je nachdem sie jünger oder anziehender ist, vielleicht erwirbt er aber am nächsten Tage schon eine neue, welche die bisherige Favoritin in den Schatten stellt.

Der Mann kann sich auch nach seinem Belieben von einer Frau scheiden und sie den Aeltern zurückschicken, doch geschieht dies selten, da es schwer ist, die gezahlte Morgengabe wieder herauszubekommen; hat sie ihm Kinder geboren, so verliert er das Recht, Rückgabe des Viehes zu verlangen. In Fällen von allzu schlechter, grausamer Behandlung von Seiten des Mannes entläuft die Frau und kehrt zu ihrer Familie zurück, worauf derselbe zu ihrer Wiedererlangung eine Nachzahlung zu leisten hat. Weigert sie sich definitiv zurückzukehren, so muss die Morgengabe wiedererstattet werden, es sei denn, dass Kinder von ihr da sind, welche unter allen Umständen Eigenthum des Mannes bleiben und ihn für die Morgengabe entschädigen müssen. Auch bei unvollständig geleisteter *Ikazi* können die Verwandten die Frau zurückbehalten, wenn sie dieselbe ohne Anwendung von Gewalt in ihre Hände bekommen, um den Mann zur Erfüllung seiner eingegangenen Verpflichtung anzuhalten. Stirbt die Frau jung, ohne Kinder geboren zu haben, so hat der Mann das Recht, Rückgabe des gezahlten Preises zu verlangen.

Ausser der legitimen Ehe giebt es auch ein Concubinat, worüber ebenfalls rechtliche Bestimmungen existiren. Die Concubine (*Ishweshwe*, im Gegensatz zu *U'mfazi*, eine rechtmässige Frau) wird unter Zustimmung der Verwandten in gleicher Weise durch Zahlung eines bestimmten, nur niedrigeren Preises (*Ikebe*), erworben, oder der Häuptling theilt sie jungen Männern, denen er sich für ihre Dienste in seinem Gefolge erkenntlich zeigen will, aus eigner Machtvollkommenheit zu.

Es werden dazu nur Mädchen der niedrigeren Stände bestimmt, das Verhältniss derselben zum Manne ist natürlich noch lockerer, als unter einer wirklichen Ehe und wird häufig von vorn herein nur für eine bestimmte Zeit eingegangen.

Aus allen den angeführten Verhältnissen leuchtet es heraus, dass das weibliche Geschlecht bei diesen Stämmen, wenn auch nicht moralisch, so doch rechtlich wenig über dem Vieh steht, und in Folge dessen ist von Familienleben in unserem Sinne gar nicht zu sprechen. Jede der Frauen, deren vornehme Kaffern etwa 4 bis 8, Häuptlinge aber gegen 100 haben, erhält ihre besondere Hütte in der Nähe derjenigen ihres Mannes und arbeitet für ihn mit ihren Gefährtinnen, indem ganz nach Laune des hohen Gebieters bald die, bald jene sein Lager theilt; bei einer grösseren Anzahl von Frauen aber kommen viele wohl über die Stellung von Arbeiterinnen überhaupt nicht hinaus.

Eine Sitte, welche noch ein besonderes Hinderniss für die Entwickelung irgend welchen Familienlebens, selbst in weiteren Kreisen der Verwandtschaft darstellt, wird *Uku-hlonipa* genannt und besteht in einer abergläubischen Scheu vor dem Verkehr mit den Schwiegerältern. Nach dieser Sitte darf die Frau ihren Schwiegervater und seine männlichen Verwandten in aufsteigender Linie weder ansehen noch mit ihnen zusammensein, noch auch selbst ihren Namen aussprechen, so dass sie gezwungen ist, neue Wörter zu bilden, um die Stammsilbe des gefürchteten Namens zu vermeiden. In ähnlicher Weise fürchtet der Mann den Anblick seiner Schwiegermutter, geht ihr nach Möglichkeit aus dem Wege und vermeidet das Aussprechen ihres Namens, doch ist er hinsichtlich ihrer weiblichen Verwandten in aufsteigender Linie nicht gebunden.

Es liegt dieser Sitte offenbar die Furcht zu Grunde, das Verbrechen der Blutschande auf sich zu laden, wäre es auch nur in Gedanken. Durch solche Schuld glaubt man den besonderen Zorn der *Imi-shologu* auf sich herab zu beschwören und hütet sich schon aus diesem Grunde davor, ohne dass grosse Strafen darauf gesetzt zu sein brauchten. Die besten Kenner der Kaffernsitten, Warner, dessen Autorität der Verfasser nach Möglichkeit folgte, und Brownlee widersprechen sich in diesem Punkt, indem Ersterer die Furcht vor den Geistern als das einzige Hinderniss einer blutschänderischen Ehe darstellt, Letzterer aber von strengen Strafen spricht, mit welchen ein solches Vergehen gesühnt werden müsse. Auch Dugmore ist

BROWNLEE's Ansicht, der gelehrte Kaffer W. KAYE spricht in seinem Manuscript sogar davon, dass TSHIWO Blutschande mit dem Tode bestraft habe, und Strafen scheinen daher in der That darauf gesetzt zu sein. Die Furcht vor den *Imi-shologu* dürfte indessen mehr wirken wie alle Strafen und solche daher überhaupt wenig in Anwendung kommen, wahrscheinlich ist auch ein Stamm (WARNER war Agent der *Ama-tembu*, BROWNLEE der *Ama-ngqika*) peinlicher darin als ein anderer. Collaterale Verwandtschaft gilt nicht als Blutschande, so dass ein Mann zwei Schwestern zur gleichen Zeit heirathen kann, dagegen ist nach BROWNLEE Blutsverwandtschaft in aufsteigender Linie auch im entferntesten Grade, wenn nachweisbar, ein Hinderungsgrund der Ehe, was WARNER für die entfernteren Grade positiv leugnet.

Unter die Sitte des *Hlonipa* gehören auch die Beschränkungen, welche den Frauen, die nicht zur Blutsverwandtschaft des Mannes zählen, auferlegt werden hinsichtlich des Betretens der Viehkraale. Diese selbst, sowie der Ort, wo das von der Weide zurückgekehrte Vieh zu ruhen pflegt, die *I'nkundhla*, müssen von allen fremden Frauenzimmern gemieden werden und dieselben sind daher gezwungen, sich besondere Wege um diese Plätze herum anzulegen, damit sie die Sitte nicht verletzen.

Auch noch manche andere Beschränkungen legt der thörichte Aberglauben der Kaffern den einzelnen Personen auf, welche nicht speciell erwähnt zu werden verdienen; nur darauf soll noch hingewiesen werden, dass, wie bei der monatlichen Reinigung, so auch nach der Niederkunft die Frauen für unrein gelten, sich der Milchnahrung zu enthalten haben und in ihrer Hütte bleiben, ungesehen von ihrem Mann, bis eine gewisse Zeit (WARNER giebt an ein Monat) verstrichen ist. Nach Ablauf desselben wird zur Feier des Tages ein Opferthier den *Imi-shologu* geschlachtet und ein Fest abgehalten, bei welchem die Gäste der Wöchnerin kleine Geschenke von Glasperlen und ähnlichen Dingen machen. Sie wird dann frisch mit Ockererde geschmiert und gilt wieder für rein, doch theilt sie die Lagerstätte ihres Mannes nicht, solange sie noch säugt.

Die strenge Einhaltung dieser Sitte gilt wohl nicht allgemein, denn wenn die Arbeit der Frauen erforderlich ist, so pflegen dieselben überhaupt gar kein Wochenbett abzuhalten, sondern machen sich häufig schon am nächsten Tage wieder an die Arbeit. Das Unreinhalten der Wöchnerinnen hat die traurige Folge, dass Niemand sich in dringenden Fällen um sie kümmert; ein paar alte Weiber ihrer Bekanntschaft sind die einzigen Pflegerinnen, und eine Störung des Geburtsactes, welche allerdings selten vorkommt, bringt sie alsbald an den Rand ihres Witzes. Da Männer sich ihnen überhaupt nicht nähern dürfen, so werden auch die einheimischen Doctoren ausgeschlossen, eine eigentliche Geburtshülfe existirt somit bei diesen Stämmen gar nicht.

Verstösse gegen die mannigfachen, zum Theil sehr verwickelten abergläubischen Gebräuche kommen nicht selten vor, und man glaubt, dass die

betreffende Person dadurch den Zorn der *Imi-shologu* auf sich herabbeschwört. Treten dann in der Folge Unglücksfälle ein, welche die Person selbst oder ihre Umgebung heimsuchen, so schiebt der *I'ntonga* sicherlich die Schuld auf die begangenen Verstösse gegen die herkömmlichen Sitten und der Zorn der Geister ist dann durch ein von dem *I'ntonga* ihnen dargebrachtes Opfer zu sühnen; ist die Schuld in den Augen der Menge eine grosse und das hereingebrochene Unglück sehr allgemein, so ereignet es sich wohl, dass die Verbrecherin als Hexe zur Rechenschaft gezogen wird.

Es ist begreiflich, wie häufig der *I'ntonga* bei dem complicirten System von Aberglauben unter diesen Verhältnissen auch in das private Leben der Einzelnen eingreifen wird und welche Macht er in allen Kreisen der Bevölkerung auszuüben vermag, als die Hauptperson bei Vollziehung der mannigfachen Gebräuche, welche den Kaffer vom Tragetuch seiner Mutter bis zum Schooss der Erde begleiten. Von der Wiege bis zur Bahre wäre auf ihn nicht anwendbar, da weder das Eine noch das Andere vorkommt; in früheren Zeiten war das Begraben nur ein Hinauswerfen in die Wildniss, und das dafür gebrauchte Wort bezeichnet auch Wegwerfen. Es herrscht unter diesen Stämmen eine besondere Furcht vor Leichen, deren Berührung für unheilbringend und verunreinigend gehalten wird; daher geschah es und geschieht noch heut, wenn auch seltener, dass der unglückliche Greis, welcher sein elendes Dasein zu einem höheren Alter gebracht hatte, sobald es schien, als betrachte der Tod ihn für eine sichere Beute, von den Leuten ergriffen und hinaus geschleift wurde in die nächste Schlucht, um ihn dort seinem Schicksal zu überlassen. Ebenso verfährt man mit Kranken, und es ist nicht selten vorgekommen, dass der vermeintliche Todte trotz der grausamen Behandlung wieder zu seiner Behausung zurückgekehrt ist.

Jetzt ist die Sitte durch europäischen Einfluss gemildert, doch immer noch sucht man es zu vermeiden, Jemanden innerhalb der Hütte sterben zu lassen, und trägt ihn, ehe der letzte Hauch entflohen ist, vor dieselbe, damit er in freier Luft seinen Geist aufgiebt. Sowie dies statt gehabt hat, fliehen die Frauen des Verstorbenen in die benachbarten Berge, sich dort unter Felsen im Dickicht eine Zufluchtsstätte suchend, während im Orte selbst von den Weibern eine laute, heulende Wehklage erhoben wird, welche für Stunden anhält. Unterdessen bereiten einige gute Freunde den Todten für die letzte Ruhestätte, indem sie ihn in seine Decken aufrollen und mit Riemen umschnüren. So wird er in halb liegender, halb kauernder Stellung in die seichte Grube gesenkt, und, war es ein Mann von Einfluss, so ruft der Häuptling des Ortes ihm einige trauernde Worte nach.

Ein charakteristisches Beispiel dieser Gebräuche stellte das Begräbniss eines Sohnes von *Magoma* dar, wie es durch einen Augenzeugen mir überliefert worden ist. Als das Eintreten des Todes bekannt geworden war, erfolgte in feierlicher Rathsversammlung die Anfrage: Wer den Häuptling begraben wolle? Doch es meldete sich Niemand, obwohl die Klageweiber

rings umher standen und die Säumenden mit allen möglichen Schimpfworten belegten, da der Betreffende als Wächter des Grabes an demselben seinen dauernden Aufenthalt zu nehmen hat. Bei einem Häuptlingssohne sollte die Wache für ein ganzes Jahr durchgeführt werden, und dieser einsame Aufenthalt entsprach den Wünschen der Leute sehr wenig. Da sprang erzürnt *Hanta* selber empor und rief, seinen *Kaross* abwerfend, dem Bruder *Sandili* zu: »Wenn die *Induna* ihre Schuldigkeit versäumen, so wollen wir selbst den Todten begraben!« worauf sich ihre Anhänger beschämt sofort um die Ehre stritten.

Der Todte wurde nun unter Beisein der ganzen Bevölkerung der Stadt zugleich mit seinem Zaumzeug und Gegenständen des täglichen Gebrauchs in das Grab gesenkt und *Hanta*, der Onkel des Verstorbenen, trat selbst heran, ergriff eine Assegai, welche ihm gehört hatte, brach sie in drei Stücke und dieselben auf die Leiche herabwerfend, sprach er mit feierlicher Stimme: »*Hanta* spricht zu N. N.[1]), Sohn von *Magoma*, deine Kriege sind vorüber! Blicke gnädig auf uns herab von dem Orte, wohin du gegangen bist und verleih uns Segen!« Nachdem darauf die Umstehenden herangetreten waren und unter Wiederholung des Spruches Zweige um das Grab gepflanzt hatten, warf man es zu und rollte Steine auf dasselbe.

Ist der Vorsteher eines Ortes oder gar ein Häuptling gestorben, so verlassen die Einwohner den Platz, nachdem der Wächter für das Grab bestimmt ist, und ein Theil des Viehes, welches dem Verstorbenen gehörte, wird zurückgelassen, um demselben zum Unterhalt zu dienen. Ist die festgesetzte Zeit der Wache, welche, je nach der Bedeutung des Verstorbenen, einige Wochen bis zu einem Jahre dauert, vorüber, so darf der Wächter den Ort verlassen, er muss sich dann entsühnen und das Vieh bleibt ihm als Eigenthum.

Auch die Verwandten des Verstorbenen und die bei der Beerdigung direct Betheiligten müssen sich einer Reinigung unterziehen, was dadurch geschieht, dass sie Waschungen vornehmen, ihre *Karosse* mit neuen vertauschen und das Haupthaar abscheeren, worauf den *Imi-shologu* in der bekannten Weise ein Opfer dargebracht wird.

Die in die Wildniss entflohenen Frauen kommen nur am Abend zum Ort, um Nahrung zu empfangen, und kehren entweder sofort wieder in ihre Schlupfwinkel zurück oder wenigstens vor Anbruch des nächsten Tages, bis etwa eine Woche vorüber ist; alsdann nehmen sie ebenfalls nach vollzogenen Abwaschungen neue Gewänder, scheeren das Haupthaar ab und dürfen nun wieder als gereinigt in der Gesellschaft erscheinen.

Hat eine Frau dem Verstorbenen noch keine Kinder geboren, so können ihre Verwandten sie zurückfordern, indem sie den Erben den entrichteten Preis erstatten, um sie wieder zu verheirathen: man nennt

[1]) Der Name ist mir entfallen.

dies ein Haus auslöschen. Sind Kinder da, so kann dies nicht geschehen, wenn auch zuweilen bei nur einem Kinde die Frau durch Erstattung eines Theiles des Kaufgeldes zurückerworben wird.

Stirbt die Frau, so meidet der Mann ebenfalls für einige Tage seine Hütte und reinigt sich nachher durch Scheeren des Haupthaares und Anlegen neuer Kleider.

Die Erbfolge ist nur beim männlichen Geschlecht und geschieht stets nach denselben Principien, wie schon oben bei der Häuptlingswürde angegeben ist.

Dies sind die Grundzüge des staatlichen und sittlichen Lebens der *Ama-xosa*, womit auch die übrigen *Bantu*-Völker viel Uebereinstimmung zeigen, so dass es nur nöthig sein wird an den betreffenden Stellen die Abweichungen und Besonderheiten näher in's Auge zu fassen.

II. Die Ama-zulu.

Die nördliche Abtheilung der Kafferstämme führt den Namen »*Zulu*«, ein Name, welcher gerade in Europa zu den bekanntesten gehört und ohne Weiteres für den grössten Theil der Eingeborenen südafrikanischer Gegenden gebraucht wird, während er doch seinem Ursprunge nach keine ausgedehntere Bedeutung hat als der der *Ama-xosa*.

Auch hier liegt nämlich der Name eines früheren Häuptlings zu Grunde, nach dem sich diese Eingeborenen noch heute *A-bantu ba-kwa-zulu*, d. h. Leute aus *Zulu's* Gebiet nennen, oder kurzweg *bakwa-zulu*[1]).

Die in der Ueberschrift gewählte Form ist derselbe Name zusammengesetzt mit dem Pluralpräfix *ama-*, in welcher Gestalt der Name die weiteste Verbreitung hat und darum auch hier so beibehalten wurde. Das »*Z*« in demselben ist der weiche Laut wie im Englischen und Holländischen, wesshalb deutsche Autoren nicht ohne Grund vielfach ein »*S*« an seine Stelle gesetzt haben, da aber im Alphabet der Kaffersprache der Buchstabe »*Z*« als Bezeichnung des weichen Lautes beibehalten worden ist, scheint es zweckentsprechender, um die Verwirrung nicht zu vergrössern, bei der alten Schreibweise zu bleiben. Unzulässig ist es jedenfalls »*Ama-sulah*« zu schreiben, wie auch vielfach geschehen ist[2]); diese Form des Namens ist nicht der Kaffersprache oder dem *Zulu* zugehörig, sondern stammt aus dem *Sesuto* und ist wohl durch die im *Ba-suto*-Lande thätigen Missionäre verbreitet worden.

In derselben Weise, wie bei den *Ama-xosa*, ist auch bei den *Ama-zulu* ausser dem gemeinsamen Namen, eine ganze Reihe von Namen kleinerer Abtheilungen vorhanden, wenn auch die einzelnen sehr gern ihre Zugehörigkeit zu dem mächtigen, gefürchteten Kern aufrecht erhalten.

---

[1]) Nach Bleek's »Zulu-Legends« ist der Stammbaum der *Zulu*-Häuptlinge folgender: ***Tshaka*** wurde erzeugt von *Sezengakona*, (dem Sohne) des *Jama*, (dem Sohne) des *Ndaba*, (dem Sohne) des *Punga*, (dem Sohne) des *Makeba*, (dem Sohne) des *Kumede*, (dem Sohne) des ***Zulu***.

[2]) Z. B. auf manchen älteren Karten von Süd-Afrika.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass die eingeborenen Stämme des sogenannten *Zulu*-Landes, sowie die meisten der heutigen Colonie von *Natal* gleichen Ursprungs mit den *Ama-zulu* sind, und die Verwandtschaft ist ersichtlich, obgleich die Sitten und Gebräuche, Tracht und Dialect zum Theil sehr bemerkenswerthe Unterschiede zeigen. Die eigenthümliche Entstehung des *Zulu*-Volkes als Verkörperung eines grossen militärischen Gedankens (vergl. weiter unten) hat ganz andere Beziehungen und Verwandtschaftsverhältnisse mit den übrigen Eingeborenen im Gefolge gehabt, als wie z. B. bei den *Ama-xosa*, wo die Spaltung der Häuptlingsfamilien das wesentliche Moment für die Bildung neuer Stämme abgiebt. Der durch die *Zulu* unter den Völkern der *Natal*-Küste heraufbeschworene Sturm ist vernichtend über das Land dahingezogen; manchen Stamm hat er entwurzelt und er ist vergangen, so dass seine Stelle nicht mehr zu finden ist, andere hat er verweht und sie tauchen in entfernten Gegenden wieder auf, bald als Unterdrücker, bald als unterdrückte Reste. Wenige Stämme haben hinreichende Widerstandskraft gezeigt, um den Sturm ruhig an sich vorüber brausen zu lassen, andere sind wenigstens in einen gewissen Grad von Botmässigkeit zu den Siegern getreten, welchen sie je nach der augenblicklichen politischen Lage leicht wieder abschütteln.

Die unmittelbare Folge dieser Verhältnisse ist, dass es sich bei den Listen der *Zulu*-Stämme mehr um Abhängigkeit handelt als um Verwandtschaft; es darf aber andererseits nicht vergessen werden, dass ein grosser Theil der gänzlich untergegangenen, sowie der noch als Reste fortbestehenden Völkerschaften Aufnahme gefunden hat in die Gemeinschaft ihrer Unterdrücker und also in so weit wenigstens mit ihnen verwandt ist. Je zersplitterter eine Nation war, je zahlreicher und kleiner die einzelnen patriarchalischen Vereinigungen sich gebildet hatten, um so leichter ging das Zerstörungswerk vor sich, und um so verworrener wurden die daraus resultirenden Verhältnisse. Mehrere Autoren haben uns lange Listen der einzelnen Clanschaften überliefert, welche sich noch immer auf eine grosse Zahl belaufen, obgleich man sicher annehmen darf, dass ein bedeutender Theil gänzlich verschollen ist; da dieselben aber verschiedene Quellen benutzt und zu verschiedenen Zeiten geschrieben haben, so ist die Uebereinstimmung der Angaben eine sehr mässige, die Namen wechseln, und es findet sich auch nicht der gleiche Stamm am gleichen Ort. Stimmten die Angaben aber auch wirklich, so würde man heutigen Tages doch schon wieder andere Verhältnisse antreffen, da jedes Jahr durchgreifende Veränderungen mit sich bringt, und es haben solche Aufzählungen daher nur ein untergeordnetes Interesse.

Eine der jüngsten und zugleich vollständigsten Publicationen über diesen Gegenstand ist die des Missionars SHOOTER [1]), welcher wegen seines

[1]) Rev. Jos. SHOOTER, The Kafirs of Natal and the Zulucountry. p. 375.

langen Aufenthaltes in *Natal* auch Autorität beanspruchen darf. Der genannte Missionar führt als Mutterstamm der *Zulu* ein Volk an, Namens *Ama-ntombela*, welches zur Zeit aber nicht mehr existirt; diesem standen gleich die verwandten Stämme der *Ama-langa* und *U'quabi*, von denen der erstere sehr bald zersprengt wurde. Auch der zweite musste früh die gewichtige Faust des aufstrebenden *Zulu*-Häuptlings fühlen und wurde theils unterworfen, theils floh er südlich, wo er seinerseits schreckliche Verwüstungen unter den schwächeren Stämmen anrichtete, bis ihn *Faku*, der Häuptling der *Ama-mponda* am *U'mzimkulu* fast gänzlich vernichtete[1]). Andere grössere Abtheilungen, welche ihre Souveränität gänzlich eingebüsst haben, waren im oberen *Zulu*-Lande die *U'ndwandwe*, im Littorale am *U'mlelas* die *U'mtetwa*. Die drei letztgenannten Abtheilungen werden unter dem Namen *Ama-tefula* zusammengefasst, ein verächtlicher Ausdruck, der indessen insofern Erwähnung verdient, als man denselben beibehalten hat zur Bezeichnung des besonderen von den Betreffenden gesprochenen Dialectes der *Zulu*-Sprache.

Auf der andern Seite wurden die zahlreichen kleinen Stämme des *Natal*-Landes unter der gemeinsamen Bezeichnung der *Ama-lala* begriffen, ein Wort, augenscheinlich homolog dem *Se-chuana* »*Ba-lala*« (die Armen), welcher Namen für gewisse Abtheilungen des Volkes der *Be-chuana* allgemein gebraucht wird (vergl. im Kap. *Be-chuana*). Von den vielen zu dieser Gruppe gehörigen Clanschaften ist eine, die *Ama-ncolosi*, am häufigsten genannt, indem sie ebenso wie *Tefula* zur Charakterisirung eines bestimmten, noch heute im *Natal*-Lande gesprochenen Dialectes gebraucht wird (vergl. BLEEK's genealog. Tafel der Sprachen im betreffenden Kapitel). Der hier citirte Autor hat in seinen Reiseberichten aus dem *Zulu*-Lande ein von dem Missionar JAMES PERRIN für das Jahr 1853 aufgestelltes Verzeichniss der *Kafir*-Stämme von *Natal* mit aufgenommen[2]), aber aus den bereits oben angeführten Gründen wird davon Abstand genommen, dasselbe hier wiederzugeben, ebenso wie von der Aufzählung aller der massenhaften kleineren Eintheilungen der Stämme des *Zulu*- und *Natal*-Landes, die SHOOTER noch anführt.

Der Leser dürfte durch Ueberblicken so vieler bedeutungslosen Namen kaum an Einsicht in die Verhältnisse gewinnen, da die Vollständigkeit doch eine illusorische ist; diejenigen Stämme, welche für die Geschichte des Volkes eine hervorragende Bedeutung haben, werden an der betreffenden Stelle Erwähnung finden, in Hinsicht auf die übrigen wird gebeten, die Originale einzusehen.

Eine grosse, noch heutigen Tages mächtige Nation, die von dem genannten Autor mit Stillschweigen übergangen worden ist, vermuthlich weil er ihre Zugehörigkeit zu den *Zulu* nicht aufrecht erhalten wollte, kann

[1]) Capt GARDINER's Zoulu country. p. 274.

[2]) PETERM. geogr. Mittheil. 1856. p. 373—75.

nicht wohl gänzlich ausser Acht gelassen werden. Es sind dies die *Ama-swazi*, ein Volk im Nordwesten der eigentlichen *Zulu*, ihnen fast ebenbürtig an Macht, wenn sie auch denselben tributpflichtig sind. Ihre Verwandtschaft mit den *Zulu* ist nach der äusseren Erscheinung sowohl, als nach der Sprache und den Sitten zu urtheilen, ausser Zweifel. Dr. BLEEK fasst auch den *Swazi*-Dialect mit dem Kaffer und *Zulu* in eine Sprach-species zusammen, während er den *Ma-ncolosi* mit dem *Ma-tonga* und *Mahloenga* vereinigt.

Zwei andere bedeutende Abzweigungen des *Zulu*-Stammes sind die *Matabele* (die Verschwindenden)[1], zur Zeit auf dem linken Ufer des *Limpopo* in seinem oberen Laufe gegen den *Zambesi* hin wohnend und die *Fingoe*, über deren Ursprung und Verhältniss zum Mutterstamm weiter unten ausführlicher gesprochen werden wird. Abgesehen von diesen beiden entfernt lebenden Zweigen, unter welchen nur der erstere eine nationale Selbständigkeit und eigenes Gebiet besitzt, beschränken sich die unabhängigen *Zulu* auf das Littorale der Ostküste bis an die *Kwathlamba*-Kette, im Südosten von der Colonie von *Natal* durch den *U'msinyati* (Büffelfluss) und den unteren Lauf des *Tugela* geschieden. Nach Nordosten ist eine eigentliche Gränze nicht bekannt, da hier wie in ähnlichen Fällen anderen Eingeborenen gegenüber die Stämme das Scepter ihrer Herrschaft so weit tragen, als ihre zeitige Macht erlaubt, ohne auf den Besitz des Bodens Anspruch zu machen. Die Nation der *Ama-tonga*, welche den Nordosten innehält, ist, obwohl den *Zulu* unzweifelhaft verwandt, doch viel schwächer organisirt und befindet sich ganz unter Botmässigkeit derselben. Ihre Gleichgültigkeit gegen den Grundbesitz haben die *Ama-zulu* in neuerer Zeit dadurch bewiesen, dass sie nach den inneren Kriegen zwischen *U'mpanda's* Söhnen im Jahre 1865 den Transvaalboern, welche sich hineinmischten, einen ganzen Streifen aus dem Herzen des Landes von dem *Kwathlamba*-Gebirge an längs dem weissen *U'mfolosi* abgetreten und ihnen wenigstens eine Etappenstrasse bis nach St. Lucia-Bay bewilligt haben sollen.

Der *Zulu*-Bevölkerung von *Natal* sind bestimmte, durch das ganze Land verstreute Locationen angewiesen, wo sie zwischen der weissen Bevölkerung leben. In ähnlicher Weise ist für die *Fingoe* der Colonie gesorgt.

Die Kopfzahl der letzteren Stämme (der *Natal*-Kaffern) wurde von Dr. BLEEK für das Jahr 1853 auf 120,000 geschätzt, wobei die Zahl der Hütten als Grundlage genommen und für jede derselben $3^7/_{10}$ Seelen berechnet wurden. Heute dürfte die Zahl trotz der Ausbreitung der Weissen höher sein, indem die Bevölkerung nicht mehr wie sonst durch innere Kriege decimirt worden ist; denn schon im Jahre 1862 schätzte Dr. MANN aus *Natal* dieselbe auf 180,000, und man erhält somit auf etwa 10 Jahre eine Vermehrung von mehr als 60,000[2].

[1] Videl.: Hinter ihren Schilden »Verschwindenden«.

[2] B. J. MANN: The Kaffir Race of Natal, Transact. of the Ethnol. Soc. 1867.

Die Stärke der unabhängigen *Zulu*-Stämme lässt keine sichere Schätzung zu, man hat als positiven Anhalt dafür kaum mehr als die ungefähre Anzahl der zeitweilig auftretenden Heere, wonach zu urtheilen die Nation noch heutigen Tages nicht unter einer Million Seelen betragen dürfte.

---

1. Aeussere Erscheinung und geistige Entwickelung.

Die eigenthümliche Entstehungsweise des *Zulu*-Volkes, wobei das Amalgamiren fremder Elemente zur Staatspolitik gehörte, ist nicht ohne Einfluss geblieben auf die äussere Erscheinung und körperliche Entwickelung derselben; es hat sich hier, wie wohl überall bei Mensch und Thier, der günstige Erfolg von Zufuhr frischen Blutes, d. h. Racenkreuzung, wenn auch in engen Gränzen, sehr schlagend herausgestellt.

Während anfänglich ihre Ueberlegenheit wesentlich auf das durch die Häuptlinge eingeführte neue militärische System zurückgeführt werden musste, so wurden die *Zulu* doch bald auch körperlich überlegen, indem sie die Reste der unterworfenen Stämme ihrem Verbande einverleibten.

Noch heutigen Tages, obgleich durch die Colonisation des *Natal*-Landes eines Theiles ihrer früheren Herrschaft beraubt und öfters von schweren Schicksalschlägen getroffen, stellen sie eine Macht dar, welche ihre Streifzüge bis über den *Zambesi* hinauf ausdehnt und schreckliche Beweise der ihnen innewohnenden Lebenskraft giebt (Zerstörung von *Senna* im Jahre 1866).

Kann man also auch nicht in die schwärmerischen Lobpreisungen einstimmen, welche manche Autoren über die äussere Erscheinung der *Zulu* anheben, so unterliegt es doch keinem Zweifel, dass sie unter die besten Repräsentanten dunkel pigmentirter Racen zu zählen sind.

Ueber den Gesammthabitus dieser Stämme ist wohl das bereits bei der Charakteristik der *A-bantu* im Allgemeinen angeführte Urtheil des Missionar Grout [1]) das Zutreffendste. Wir finden also, um die Hauptpunkte zu recapituliren, in den *Zulu* ein Volk von verhältnissmässig guter Entwickelung des Körpers, bei beträchtlicher Grösse, welche die des Europäers durchschnittlich nicht übertrifft, wenn auch häufig Figuren von hohem Wuchs vorkommen. Die mittlere Höhe des Wuchses (13 erwachsene Männer gemessen) betrug 171 CM., was der Wahrheit ziemlich nahe kommen dürfte, wenn man allgemeine Verhältnisse dabei in Betracht zieht und nicht Abtheilungen herausgreift, die zufällig besonders imponiren. Es ist diese Zahl noch ein Wenjges unter dem Durchschnitt für die ganze Gruppe der *A-bantu*,

[1]) Vergl. pag. 21.

was wohl darin seinen Grund hat, dass unter den *Xosa* zufällig eine Reihe auffallend hoher Gestalten zur Messung kamen. Die Letzteren dürften indessen den Ersteren an Grösse jedenfalls nicht viel nachstehen, wenn auch die *Zulu* in Rücksicht auf die Gesichtsbildung einen entschiedenen Vorzug beanspruchen können.

Es treten hier nicht selten Züge auf, welche man ohne nähere Vergleichung versucht ist, als europäische zu bezeichnen und die von oberflächlichen Autoren auch ohne Weiteres so bezeichnet werden. Ein Beispiel für solche Bildung findet sich in Fig. 1 auf Taf. II; dasselbe ist im Vergleich mit dem der ersten Tafel auch wirklich beziehungsweise europäisch, doch lassen sich bei sorgfältiger Betrachtung selbst an ihm durchgreifende Unterschiede finden, die nur abgeschwächt erscheinen. Dabei steht in erster Linie die sehr breite Nasenwurzel, wodurch sich die Flachheit der Nasenbeine und die grosse Interorbital-Breite des Schädels kenntlich macht. Das Vorspringen der Nase im Profil beruht bei diesem Kopf, wie bei ähnlichen wesentlich auf der starken Entwickelung der Nasenfortsätze des Oberkiefers und nicht auf der Wölbung der Nasenbeine[1]). Dieser ganze Gesichtstheil wird dadurch etwas massiv, der Rücken erscheint breit und flach, die Spitze rundlich. Die Flügel haben zwar auch den dicklichen, unteren Rand bei geringer Höhe und die etwas nach vorn gerichteten Nasenlöcher, aber die Entfernung ihrer seitlichen Ansatzpunkte ist ungewöhnlich gering und darin liegt hauptsächlich der europäische Ausdruck des Gesichtes.

Der Mund ist immer noch breiter als er beim Europäer durchschnittlich vorkommt, die Lippen dick, die Oberlippe hat schon einen gewissen Schwung, aber es fehlt auch hier wie in den übrigen Zügen an Feinheit und Anmuth, welche selbst bei relativ edlen, regelmässigen Formen dem *Nigritier* nach den Erfahrungen des Verfassers stets abgeht.

Die andern Figuren auf Taf. II, sowie die auf Taf. I würde wohl Niemand für europäische halten; dagegen ist in dem oberen Portrait auf Taf. III wiederum eins gegeben, welches unter die günstigsten des Landes gezählt werden muss. Doch an ihm zeigt sich besonders im Profil ebenfalls die erwähnte Plumpheit der Züge, der untere Theil des Gesichtes ist über-

[1]) Den diametralen Gegensatz zu solcher Gestaltung bilden die Mumiennasen, welche geringe Interorbitalbreite, feine Nasalfortsätze des Oberkiefers und kolossal gewölbte stark hervortretende Nasenbeine haben. Da bei den *Koi-koin* die Bildung der Nase noch flacher ist als bei den *A-bantu*, so erscheint dieser einzige Umstand bedeutend genug, alle die Phantasien über den ägyptischen Ursprung südafrikanischer Stämme über den Haufen zu werfen. Jedenfalls ist er wichtiger als die sogenannte, im entgegengesetzten Sinne verwerthete, Verwandtschaft der Sprachen, welche nicht durch Vocabularien, sondern nur durch die Grammatiken nachgewiesen werden soll, als wenn die letzteren sich bei ähnlichen Gesetzen des Denkens nicht ähnlich entwickeln könnten.

mässig entwickelt, die Mundpartie tritt stark hervor. Die Nasenwurzel ist ebenfalls verbreitert.

Beide soeben ausführlicher besprochene Portraits gehören jungen Männern an, welche zu dem gewöhnlichen Volk der *Zulu* in *Natal* zählen, und man wäre also vielleicht geneigt, zu glauben, dass die Beispiele ungünstig gewählt seien, und man unter den Aristokraten der Stämme *si venia verbo!* bessere Gestaltungen finde. Dies ist nun keineswegs der Fall, sondern auch hier sehen wir wieder, dass Mitglieder der Eingeborenenstämme in der Nähe und unter dem Einfluss der Civilisation die bestmögliche Entwickelung des Körpers erreichen. Dies wurde schon mehrfach betont und mit besonderer Rücksicht auf die allgemeine Rundung der Formen, Entwickelung der Muskulatur und des Skelettes näher ausgeführt, es finden sich aber in der Portraitsammlung des vorliegenden Werkes Beweise, dass auch in Bezug auf die Gesichtszüge der Erfolg zu Gunsten einer civilisirten Lebensweise spricht.

Taf. V, Fig. 1 zeigt die Abbildung eines Individuum — es stellt einen Sohn des *Matabele*-Häuptlings *Umselekazi* dar — in dessen Adern das beste *Zulu*-Blut fliesst, welches überhaupt existirt, und es ist nicht zu verkennen, dass dasselbe dem Gesicht einen gewissen edlen Stempel aufgedrückt hat, obgleich die Züge wie aus Bronce gegossen erscheinen. Der Parisapfel der Schönheit würde aber wohl dem auf Taf. II abgebildeten Plebejer zuerkannt werden, wenn durchaus eine Wahl zwischen solchen Bewerbern stattfinden sollte. Das erwähnte Portrait des Häuptlingssohnes ist das einzige, welches unter den hier veröffentlichten von hochgestellten Personen auf gute Gestaltung, wenn auch nicht auf Schönheit Anspruch machen kann. Man vergleiche die Abbildungen der *Ama-ngqika*-Häuptlinge der Reihe nach, ferner die weiter unten eingefügten regierenden Häupter der *Be-chuana*, sowie die entsprechenden Figuren anderer Autoren Häuptling *Dingaan* in Gardiner's Zululand, *Goza* in Wood's Natural History of Man, *Hintza* in Alexanders Western Afrika) und man wird allgemein finden, dass dieselben unmöglich wegen hervorragender Schönheit an die Spitze der Nation gestellt worden sein können.

Die *Fingoe*-Mädchen dagegen, welche öfters zur Wartung der Kinder in den Häusern der Colonisten aufgezogen werden, haben zu einem grossen Theil angenehme Gesichtszüge (Taf. XII, Fig. 2, die schöne Sarah); die sanfter gerundeten Formen verlieren den wilden Ausdruck, die gesteigerte Intelligenz prägt sich den Zügen unverkennbar auf und verwischt die angeborene Stumpfheit des Ausdrucks, welche so sehr abstossend wirkt.

Auch bei den männlichen *Fingoe* wird der Unterschied des civilisirten und ursprünglichen Gesichtes deutlich, wenn man die Figuren der Tafel X vergleicht. Freilich kommt in diesem Falle der entstellende Einfluss des Alters hinzu, welcher das Gesicht des oben abgebildeten Mannes gewiss nicht verschönert hat; doch lassen sich die durch die Jahre bewirkten

Veränderungen mit ziemlicher Sicherheit übersehen und auch nach Abzug derselben bleibt ein sehr unregelmässig gebildetes Gesicht übrig. Das Portrait stellt einen *Fingoe* dar, welcher noch in der Knechtschaft der Kaffern gelebt hat, und dem Kern der Stämme angehörte, von denen diese Abtheilung der Eingeborenen ihren Ursprung herleitet; trotzdem der Mann als Schüler der Mission *Siloh* in europäischer Kleidung erscheint, so fällt die Vergleichung mit dem unter ihm abgebildeten, unter einer gewissen Civilisation aufgewachsenen Stammesgenossen, obgleich er nackt ist, unzweifelhaft zu Gunsten des Letzteren aus, zumal wenn man die Profile vergleicht. In der Vorderansicht verleiht der starr auf den Apparat gerichtete Blick des Mannes seinem Gesicht einen finsteren, wilden Ausdruck, welcher ihm im Leben nicht zukam.

Die hier dargestellten Portraits sind ohne alle Absichtlichkeit ausgewählt, und es darf versichert werden, dass andere nicht hier wiedergegebene in demselben Sinne aufgefasst werden mussten, sowie dass es keinen Schwierigkeiten unterliegen würde, die Zahl der Beispiele beliebig zu steigern.

Besonderheiten der Figur oder der Skelettbildung, welche die *Ama-zulu* mit ihren Verwandten von der Gruppe der *Ama-xosa* trennen könnten, kamen nicht zur Beobachtung und es wurde daher für geeignet gehalten, diese Kapitel bei den Letzteren lieber im Zusammenhang zu besprechen. Gewiss könnte die eingehende Vergleichung eines möglichst reichen Materiales über diese Stämme noch manches Interessante ergeben; doch obgleich eine ganze Reihe von Forschern ihnen ihre specielle Aufmerksamkeit gewidmet haben, so sind die Nachrichten über die physische Beschaffenheit theils widersprechend, theils zu dürftig, um verwerthet werden zu können. Nach dem Urtheil, welches sich der Verfasser selbst zu bilden Gelegenheit hatte, ist die Verwandtschaft der *Xosa* und *Zulu* eine sehr nahe und die Abweichungen beruhen wesentlich auf einer Sonderung in nicht zu früher Zeit (etwa um's Jahr 1000 n. Chr.), worauf Verschiedenheit der Schicksale, sowie Veränderung in den Sitten die Unterschiede vermittelt hat.

Eine nationale Eigenthümlichkeit, welche bei Betrachtung der Portraits alsbald auffällt, sind die künstlich geformten Haartouren, deren bizarre Formen viel zu dem wilden Ausdruck der Gesichter beitragen. Die Figuren der Tafel III lassen erkennen, dass das natürliche Haar von der Beschaffenheit, wie es die übrigen südafrikanischen *Bantu*-Völker zeigen, nicht bedeutend abweicht, und sich bei den *Zulu* nur durch eine grössere Ueppigkeit auszeichnet. Bei den jungen Burschen hängt es wild um den Kopf in dünnen, verfilzten Strähnen oder, was noch häufiger ist, sie ordnen es in besonderer Weise, indem sie durch dichteres Verfilzen der Enden und Einmischen von Gummi eine Kappe daraus formen (Taf. II, Fig. 2), in anderen Fällen quer gestellte Kämme daraus aufrichten (Taf. II, Fig. 1). Die Strähnen bleiben dann entweder stehen, so dass die vorderste Parthie

eine Art Heiligenschein bildet, oder sie werden ebenfalls verfilzt und man erhält so den Uebergang zu der Kappenform. Laune und besonderer Geschmack des *Zulu*-Stutzers bringen eine Menge wunderlicher Formen dabei zum Vorschein, deren Herstellung zum Theil eine sehr grosse Geduld und Mühe in Anspruch nehmen muss.

Alle diese Trachten werden aber nur vorübergehend getragen, so lange die Burschen noch nicht den Namen von Kriegern beanspruchen dürfen und machen mit der Aufnahme derselben unter die erwachsenen Männer der eigentlichen nationalen Haartour, dem Ringe, Platz, wie ihn die Portraits der Tafel I zeigen. Zur Anfertigung einer solchen Tour wird der ganze Kopf rasirt und nur rings um den Scheitel bleibt ein schmaler Kranz von Haaren stehen, welcher unter Benutzung von Sehnenfäden zu einem festen Ringe geformt, darauf mit einem Gemisch von Akaziengummi und Kohlepulver überzogen und, wenn trocken, mittelst Fett polirt wird.

Der Reif liegt alsdann unmittelbar auf der Kopfhaut, und stellt in dieser Form die anständigste Tracht dar; mit der Zeit erhebt er sich aber durch das Nachwachsen der Haare und bildet eine Art Krone, wie an den Köpfen auf Taf. I. Es leuchtet ein, welche beständige Arbeit und Zeit darauf verwandt werden muss, um eine solche Tour in Ordnung zu halten, da zur Herstellung der glatten Oberfläche alle widerspänstigen Haarparthien mit Hülfe kleiner Elfenbeinstäbchen verfilzt und glatt gelegt werden müssen; ausserdem ist der Kopf öfters zu rasiren, und wenn nach einigen Monaten die Höhe der Krone zu bedeutend geworden ist, schneidet man das Ganze ab und die Arbeit beginnt von Neuem.

Zeit ist in Süd-Afrika von keinem Werthe, zumal für die Eingeborenen, und man sieht daher häufig ein paar *Zulu* mit seltener Ausdauer bei einander auf der Erde hocken und in aller Ruhe sich gegenseitig die Haarringe zurecht machen, wie die beistehende Figur es zeigt (Fig. 23).

Fig. 23. Zulu-Friseur bei der Arbeit.

Die Frisur der Frauen ist abweichend, indem die Mädchen das Haar ohne besondere Künstelei einfach kurz halten; bei den verheiratheten Frauen aber rasirt man den Kopf bis auf den höchsten Theil des Scheitels, wo ein solides Haarbüschel stehen bleibt, welches durch Einreiben von Ockererde und Fett zu einer dichten rothen Masse wird. Es bildet dieses Toupé einen gewöhnlich etwas mehr als faustgrossen Wulst oder Knopf, der wie eine Handhabe auf dem Scheitel sitzt und vielleicht oft genug als solche gebraucht wird, wenn der Eheherr seiner Frau eindringliche Ermahnungen giebt. Gardiner hat in seinen Abbildungen die Büschel wohl etwas zu dürftig angegeben, oder die damalige Mode war von der jetzigen verschieden.

2. Kleidung, Bewaffnung, Geräthe und Wohnungen.

In der Tracht weichen die *Ama-zulu* von den *Xosa* in einigen Punkten wesentlich ab. Im Allgemeinen ist auch hier über Verschwendung und Ueberfluss an Kleidungsstücken nicht zu klagen, vielmehr erscheint unter gewöhnlichen Verhältnissen die von Mutter Natur verliehene Hülle als ganz ausreichende Bedeckung. Der *Zulu* verschmäht indessen das oben beschriebene Büchschen der eigentlichen Kaffern, trägt dafür aber um die Lenden einen schmalen Ledergürtel, an welchem in gewissen Abständen gedrehte Streifen langhaariger Felle, oder die geringelten Schwänze der wilden Katze hängen, so dass sich vorn und hinten ein dichtes Bündel solcher Zierrathen sammelt. Es entsteht dadurch eine Art Schurz (*Isinene*), welcher die Scham und die Nates (dieser Theil des Schurzes »*Umucha*«) nothdürftig bedeckt, doch legen die *Ama-zulu* darauf überhaupt keinen Werth und noch vor einem Jahrzehend waren auch die weissen Ansiedler in *Natal* so an den Anblick der unbekleideten Eingeborenen gewöhnt, dass selbst in Europa auferzogene Damen bald nichts Unanständiges mehr darin sahen.

Bei ungünstiger Witterung, wie sie im schönen *Zulu*-Lande schon seltener vorkommt als weiter südlich, erscheint alsdann auch hier der lange Fellmantel oder die Decke, in welche der Körper in gleicher Weise eingewickelt wird wie bei den eigentlichen Kaffern. Bei feierlichen Gelegenheiten, Festlichkeiten, Kriegstänzen, und zum wirklichen Kriege putzen sich die eitlen Eingeborenen in sonderbarer Weise heraus.

Die Stirn umzieht, ausserhalb des Ringes anliegend, ein dicker Wulst von buntem Pelzwerk oder geschlissenen Federn, welcher den Stützpunkt

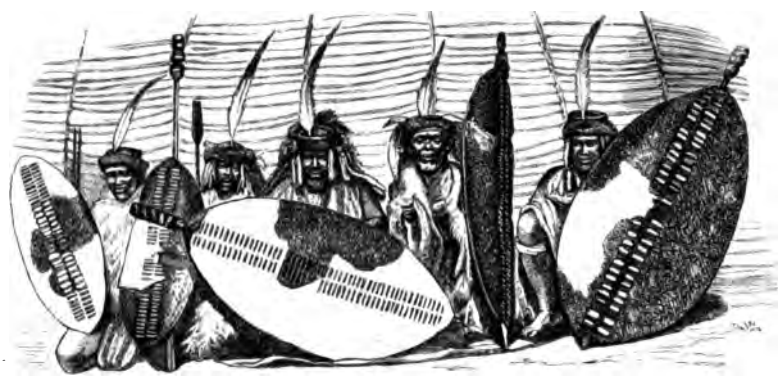


Fig. 24. Zulu im Kriegskostüm vor einer Hutte.

für den eigentlichen Kopfputz abgiebt; dieser ist gewöhnlich aus einer Art Krone von gerade aufstehenden steifen Federn gebildet, über welche Büschel von weicheren herabwallen. Meist werden auch weisse Straussenfedern dabei verwandt, die dann weit nach rechts und links abstehen; die eigent-

ihre Kriegstracht der gesammten Kaffern, auch bei den Ama-xosa u. A. [illegible], ist aber die lange Schulterdecke der blauen Kranichfedern, welche einzeln oder zu zweien gerade aufstehend getragen wird und bei der Bewegung sehr anmuthig hatten (vergl. Fig. [illegible]).

Da der Schwarze überhaupt grelle Farben sehr liebt, so herrschen dieselben auch bei dem Kriegsornat vor; ausser den weissen und bunten Federn des Kopfputzes, werden zur Ausschmückung des Körpers buntes Pelzwerk und langhaarige weisse Fellstreifen verwandt. Früher dienten dazu wohl fast ausschliesslich die weissen Quasten der Ochsenschwänze, doch seit nach Einführung der Angoraziege muss diese öfters zu dem Schmuck beisteuern. Meist hängen schon zu beiden Seiten des Kopfes weisse Büschel herab, dann aber fügt sich um den Hals ein Gehänge von solchen Fellstreifen, welches die ganze Brust bedeckt. Auch der Gürtel wird ausser den gewöhnlichen Katzenschwänzen noch mit buntem Pelzwerk behangen; und die Oberarme, sowie die Unterschenkel oberhalb der Waden werden ebenfalls mit langhaarigen, weissen Büscheln umwunden. Durch alle die flatternden, wallenden Anhänge verschwinden die Umrisse des Körpers vielfach und bei heftiger Bewegung, wie sie während der Kriegstänze oder in der Schlacht vorkommt, entsteht dadurch der viel beschriebene, ungemein phantastische Effect, welcher gewiss bedeutend zu dem Ruhme und Kriegserfolge der *Ama-zulu* beigetragen hat.

Es kommt hinzu die eigenthümliche Bewaffnung der Krieger, welche gerade bei ihnen streng uniform ist und sich von der der Xosa in mehreren Punkten unterscheidet. Charakteristisch ist zunächst der 4–5' hohe, ovale Schild aus roher Ochsenhaut von regelmässigem Zuschnitt und sauberer Arbeit (vergl. Fig. 17), mit einem langen Stabe in der Längsaxe als Stütze, welcher oben mit dem geringelten Fell des Leopardenschwanzes oder ähnlichem, wechselnden Pelzwerk verziert ist. An diesen Stab ist die Haut mittelst Streifen von rohen Fellen befestigt, welche aussen als Reihen paralleler Bänder erscheinen und zwar in der Regel so angeordnet, dass sie sich hell auf dunklem Grunde und dunkel auf hellem absetzen. Unter den grossen kriegerischen Führern der Nation, wie *Dingaan*, unterschieden sich die Regimenter durch die Farbe der Schilde, und es existirte also wirklich eine Art Uniform in europäischem Sinne.

Die Wurfkeule, der *Kiri*, wird, wie von allen südafrikanischen Stämmen, auch von den *Ama-zulu* in gleicher Weise geführt; es scheint diese Waffe den Leuten zugleich als Spielzeug zu dienen, in ähnlicher Weise wie die kleinen Stöckchen europäischer Stutzer (vergl. die mittlere Figur in nachstehender Gruppe). Form und Gestalt sind im Wesentlichen dieselben wie schon oben beschrieben; es erscheinen viele der kostbareren von Rhinoceroshorn, oder hölzerne mit reicher Arbeit, doch mögen solche öfters einem schwächeren, aber kunstsinnigeren Stamme als Kriegsbeute abgenommen worden sein (z. B. den *Be-chuana*).

Auch hier ist die Assegai die eigentliche nationale Angriffswaffe, jedoch mit dem Unterschiede von den eigentlichen Kaffern, dass bei den *Ama-zulu* für den Kriegsgebrauch eine Form vorherrscht mit kürzerem, starkem Holz und langer, kräftiger Klinge, deren kurzer Stiel fest und sicher in die Handhabe eingefügt ist. (Siehe Fig. 17.) In solcher Gestalt eignet sich der Spiess wegen des bedeutenden Gewichtes und der geringeren Schwungkraft nicht sowohl zum Wurf als zum Stoss, und dies ist auch seine Bestimmung. Wohl nirgends hat sich die Macht der blanken Waffe in stürmender Hand so gewaltig gezeigt wie unter den Eingeborenen Süd-Afrika's. Der von Natur feige Charakter derselben, welcher sie die enge Fühlung mit dem Feinde fürchten lässt, veranlasste sie allgemein, den Kampf aus der Ferne vorzuziehen. Eines einzigen Mannes, *Chaka's*, Verdienst ist es, erkannt zu haben, welches Uebergewicht eine Streitmacht haben müsste, die den Spiess in geschlossenem Angriff zum Nahekampf verwendete. Indem er, auf diesem Gedanken fussend, die Gestalt der Assegai änderte und seine Unterthanen gewöhnte, dieselbe in der entsprechenden Weise zu führen, schuf er aus einer schwachen, wenig kriegerischen Nation von Krämern, was sie bis dahin waren, die gefürchtetste Eingeborenen-Macht Süd-Afrika's. Bei sonst gleichen Bedingungen war die Ueberlegenheit so entschieden auf Seite der Stürmenden, dass kein Stamm im freien Felde Widerstand zu leisten vermochte, bis die Europäer ihnen einen Damm entgegensetzten.

Fig. 25. Zulu-Gruppe.

Die *Ama-swazi*, ebenso wie die *Matabele* als Abzweigungen der *Ama-zulu* bedienen sich derselben Kampfart und haben gleichfalls dadurch einen gewaltigen Kriegsruhm begründet.

Auch die gewöhnliche Form der Assegai ist den *Zulu* nicht fremd, sie bedienen sich derselben aber wesentlich auf der Jagd gegen die Thiere des Feldes, die solchen gleichgeordneten Buschmänner und bei Einzelkämpfen, während beim Angriff in der Masse die Stosswaffe den Vorrang hat.

In friedlichen Zeiten, besonders auf Reisen, ersetzt der lange patriarchalische Stock von etwa 1.5 M. Länge, oben in der Regel mit einem Knopf versehen, den verderblichen Speer (siehe Fig. 3 und 4). Ein solcher Stock dient dem Träger nicht nur als Stütze, sondern ist auch besonders nützlich, um lose gehendes Vieh zu leiten oder zu »*keeren*«, wie der *Boer* sich ausdrückt; daher sehen wir ihn bei den Colonisten in gleicher Weise erscheinen

und die Patriarchen der Bibel werden ihn wohl zu ähnlichem Zwecke verwendet haben. Ueberall soll er gleichzeitig dem Träger eine gewisse Würde verleihen, ohne dass er beabsichtigt, seine Ueberlegenheit damit handgreiflich zur Geltung zu bringen. Vielmehr führen die *Zulu* zu diesem Zweck gewöhnlich zwei kürzere Stöcke, die an dem einen Ende etwas verdickt zu sein pflegen, und fechten mit beiden Händen zugleich, wie die Japaner mit zwei Schwerdtern, während der historische »Quarterstick« der Angelsachsen eigentlich zwei in einer Hand vereinigte Stöcke repräsentirt, da er in der Mitte gefasst wurde. Zwei solche *Zulu*-Klopffechter in der Gardestellung zeigt Fig. 26. Man kann daraus recht gut erkennen, wie der eine Stock zum Pariren verwendet wird, indem der Fechter mit dem andern den Hieb anzieht. Die Rollen wechseln aber beständig mit Blitzesschnelle und das Fechten wird dadurch so schwierig, dass es, sobald die Kämpfenden etwas in's Feuer gerathen, hauptsächlich darauf ankommt, welcher von beiden am schnellsten und kräftigsten zuschlagen kann und gleichzeitig das dickste Fell hat.

Fig. 26. Zulu mit Stöcken fechtend.

Die empfindlichste Stelle des Körpers ist bei den dunkel pigmentirten Afrikanern nicht der Kopf oder ein anderer edler Körpertheil, sondern die Schienbeine, und letztere werden daher bei diesem Fechten der Ort des Hauptangriffes. Es ist in der That eigenthümlich zu sehen, mit welcher Ruhe oder kaltem Lächeln der Schwarze einen Stockschlag über den Kopf hinnimmt, wenn er keine Veranlassung hat, seine Würde dadurch verletzt zu glauben; eine einfache Bedrohung seiner Schienbeine dagegen ist ausreichend, ihn zu den wunderlichsten Capriolen zu veranlassen.

Wie die eingefügten Holzschnitte erkennen lassen, unterscheidet sich der *Zulu* in gewöhnlicher Tracht hinsichtlich der Zierrathen nicht wesentlich von den andern Kaffern; das Ohr scheint häufiger zur Aufnahme von grossen weissen Glaskorallen oder von röhrenförmigen Schnupftabacksdosen verwendet zu werden, wie solche schon oben erwähnt wurden. Ausserdem tragen die Männer Hals- oder Armbänder von Messing, Glasperlen oder auch von Jagdtrophäen, wie Fig. 6 z. B. ein solches von den Hörnern der Duikerantilope, doch wechseln darin Mode und Geschmack sehr häufig. Bei festlichen Gelegenheiten, zu Kriegstänzen und so weiter beladen sie

sich auch mehr mit dergleichen Zierrathen, zumal die Häuptlinge. So bildet GARDINER [1]) den Häuptling *Dingaan* in prächtigem Kostüm, nur aus zusammengesetzten Glasperlen bestehend, ab.

Beim weiblichen Geschlecht ist bis zur Verheirathung von Kleidung eigentlich nicht zu reden, denn, wie die Fig. 8 zeigt, beschränkt sich dieselbe auf einen kleinen Schurz um die Lenden, wenige Zoll breit (*U'benhle*), der ebenfalls mit Glasperlen verziert ist, und eine Schnur, eine Art Amulet, oberhalb der Hüften. Später bei der Verheirathung nehmen die Frauen ausser dem Schurz noch ein ähnliches Kleidungsstück wie diejenigen der eigentlichen Kaffern, welches in einer halben Ochsenhaut oder einem Stück Zeug europäischer Arbeit besteht und um den Körper oberhalb der Hüften geschlungen wird, um je nach Bedürfniss mehr oder weniger hoch zusammengenommen zu werden. Hinten fügt sich diesem Kleidungsstück (*Isibaca*) ein langer Streifen von Leder an, welcher besonders zur Zierrath und Abzeichen der verheiratheten Frauen dient, und reich mit Metallknöpfen, Glasperlen oder bunten Lederstreifen verziert ist. Um die Schultern binden sie häufig ein Tragetuch, doch dient dies wesentlich Arbeitszwecken und zur Aufnahme der kleinen Kinder, aber nicht als Bekleidungsgegenstand. Auch die Mädchen haben, wie die Männer, bei festlichen Gelegenheiten einen phantastischen Putz, unter dem die Stacheln des Stachelschweines, die in das Haar gesteckt oder zu Gehängen zusammengefügt werden, bunte Felle, und klappernde Früchte um die Knöchel eine Hauptrolle spielen [2]).

Sonst sind die üblichen Zierrathen der Frauen die nämlichen, wie sie auch von den andern Stämmen getragen werden.

Hinsichtlich der Geschirre und Geräthschaften, welche unter den *Amazulu* in Gebrauch sind, ist wenig Eigenthümliches zu vermerken. Die in ganz Süd-Afrika verbreiteten irdenen Gefässe von ungefähr kugelförmiger Gestalt ohne Verzierungen und die kleineren, theils flach, auch als Deckel auf die grossen dienend, theils mehr becherförmig, wie sie oben beschrieben wurden, finden sich hier ebenfalls. Auch die wasserdicht geflochtenen Gefässe kommen bei den *Zulu* vor und zwar in sehr ausgedehntem Maassstabe, da sie als Behälter der Milch dienen, die man darin sauer werden lässt. Der sonst zu diesem Zwecke verwendete lederne Sack der eigentlichen Kaffern und *Be-chuana* (in einem weiter unten befindlichen Holzschnitt dargestellt) ist hier in der Regel nicht im Gebrauch.

Geschnitzte Pfeifen für Taback oder Dacha (*Isangu*), bunte Schnupftabacksdosen aus kleinen Kürbisfrüchten, Elfenbein oder Horn sieht man viel in den Händen der *Zulu*, wenn dieselben, wie bereits angedeutet, auch nicht immer von den zeitigen Besitzern gefertigt sein mögen. Es sei hier noch ein Instrument erwähnt, fast das einzige, welches nicht unmittelbar

[1]) G. Zoolu-Country: Titelkupfer.

[2]) WOOD giebt von solchem Kostüm eine gute Abbildung a. a. O. p. 47.

Fig. 27. U'nkunginglove Dingaan's Hauptstadt.

dem materiellen Interesse dient, sondern zur Verschönerung des Lebens, indem es der edlen Musica geweiht ist. Es besteht dies aus einem kurzen Bogen mit einer Saite bespannt, stellt also ein Monochord dar, und trägt mehr gegen das eine Ende hin eine kleine Kalabasse als Resonanzboden. Gespielt wird das Instrument (*Gubo* im *Zulu*), indem der Spieler die Saite mit einem Stäbchen schlägt, während er mit den Fingern der andern Hand regulirt (vergl. Fig. 7). Wer eigentlich die Erfinder dieses geistreichen »*Gubo*« sind, lässt sich augenblicklich nicht mehr sicher feststellen, da er sich fast bei allen Eingeborenen Süd-Afrika's in gleicher Weise findet und sie eigene Namen dafür haben. Sie lieben die schnarrenden, einförmigen Töne dieses Monochord mehr als unsere europäischen Instrumente und manche Stunde hört man in stiller Nacht elegisch gestimmte Kaffern darauf phantasiren.

In der Sorgfalt des Flechtens scheinen die *Ama-zulu* die andern Südafrikaner, wenn nicht zu übertreffen, doch sicherlich zu erreichen, wie man ausser den geflochtenen Milchgefässen an den mancherlei Körben und Matten erkennen kann, die von ihnen zu verschiedenen Zwecken gefertigt werden. Hierher gehören riesenhafte Körbe von cylindrischer Gestalt (*Ratan* nach GROUT), welche die geärndteten Aehren für einige Zeit aufnehmen, bis sie ganz trocken sind und sich Zeit zum Ausdreschen derselben findet. Das ausgedroschene Getreide verpackt man in unterirdische Magazine wie sie schon bei den *Ama-xosa* beschrieben wurden. Der aus den Gruben herausgenommene tägliche Bedarf wird aber wieder in besonderen eiförmigen Körben von bedeutender Grösse aufbewahrt, welche auf einem niedrigen Untergestell in der Hütte stehen (*Isilulu* n. GROUT).

Auch die Behausung, welche in der allgemeinen Form mit der der Kaffern übereinstimmt, d. h. die flache, halbkugelförmige Gestalt hat, zeichnet sich durch die Regelmässigkeit und Sauberkeit des Flechtwerkes aus. Das sehr gleichmässig vertheilte Schilfgras wird über dem Gestell aus dünnen heruntergebogenen Stangen durch geflochtene Seile in gleichen, engen Zwischenräumen niedergehalten, wie man dies in Fig. 24, wo eine Hütte den Hintergrund bildet, erkennen kann.

Die Höhe des Innern ist auch bei diesen Stämmen so gering, dass man nur im höchsten Theile mit dem Hut auf dem Kopfe aufrecht stehen kann; die Anlage des Feuerplatzes, das zum Eingang dienende ovale Loch und die Bauart der äussern Einfriedigung (*U'muzi*) stimmen wesentlich mit den bereits beschriebenen überein. Eigenthümlich aber ist den eigentlichen *Zulu*, wo sie als unabhängige, geschlossene Nation hausten, die kreisförmige Anlage ihrer Städte, wie sie die beistehende Figur zeigt.

Dieselbe stellt *U'nkunginglove, Dinguan's* Hauptstadt dar, nach der von Capt. GARDINER in seinem Reisewerk (pag. 28) gegebenen Abbildung. Es existirt noch eine andere Skizze derselben Niederlassung, welche von HOLDEN in seine »*History of Natal*« aufgenommen worden ist; die Letztere trägt

indessen einen zu naiven Charakter, um grosses Vertrauen in die Correctheit der Verhältnisse zu setzen, zeigt dagegen mehr Details und rührt zweifelsohne von einem Augenzeugen her, so dass es möglich ist, die eine Abbildung durch die andere zu ergänzen.

Die Stadt bestand nach RETIEF's Angabe aus tausendsiebenhundert gleich grossen Hütten, welche, nur wenige Fuss von einander entfernt, sich zu einem grossen Ringe formirten, der einen etwa 1000 Schritt im Durchmesser haltenden Platz einschloss. Dieser Platz, zur Aufnahme des Viehes bestimmt (*Isibaya*), wurde zunächst begränzt durch einen dichten Dornenzaun, welcher nur einen grösseren Zugang hatte. Dem letzteren gerade gegenüber, jenseit des Platzes, war eine gewisse Anzahl der Hütten durch zahlreiche Dornenhecken besonders von den übrigen abgegränzt und bildete eine Art Labyrinth (*Isigohlo*) mit engen, schwer zu bemerkenden Oeffnungen. Unter diesen Hütten erhob sich die Behausung des Häuptlings (*Inhlunkulu*), welche die anderen etwa um das Doppelte an Grösse überragte; die benachbarten Wohnungen waren für die nächsten Anhänger und die zuverlässigsten *Induna* des Königs bestimmt. In der Abbildung verschwinden diese Verhältnisse wegen der grösseren Entfernung, doch erkennt man noch die Stelle an dem schräg die Menge der Hütten durchsetzenden Zaun und der lockreren Stellung der Dächer. Nach aussen wurden die Wohnungen ebenfalls durch einen starken Dornenzaun gesichert, um welchen sich in der Entfernung von etwa 50 Schritt ein zweiter ähnlicher herumzog; der äussere Zaun hatte ausser dem Haupteingange noch rechts und links in den Abständen eines Quadranten je einen kleineren und hinter der Abtheilung für den Häuptling zwei andere, die zu den hinter dem Hauptkraal sichtbaren kleinen Umfriedigungen führten. Solcher Nebenkraale, welche von GARDINER nur flüchtig angedeutet wurden, gab es drei, von denen der mittlere für die Frauen des Königs bestimmt gewesen sein soll (*Imposeni*), der rechte diente als Aufbewahrungsort für Vorräthe (*Wamabele*), der links als Schlachthaus (*Tlabamkomo*). Diese ganze Umgebung, sowie die Abtheilung für den Häuptling durfte von den gewöhnlichen Mitgliedern des Stammes nicht betreten werden und es waren besondere Wachen dafür aufgestellt.

Die geschwungenen Dornenhecken, welche in der Abbildung auf dem vorderen Theile des Platzes erscheinen, dienten dazu, einzelne Stücke Vieh aus der Menge herauszusondern und zu fangen.

Mit der hier gegebenen Beschreibung von *U'nkunginglove* stimmen auch im Wesentlichen die Angaben überein, welche Dr. BLEEK aus eigener Anschauung über die Hauptstadt von *Dingaan's* Nachfolger *U'mpanda* macht. Auch hier war dieselbe kreisförmige Anordnung der Hütten um einen 1000 Schritt im Durchmesser haltenden Platz, doch standen dieselben stets je drei in einer Reihe mit wechselnden Abständen, bald mehr, bald weniger dicht. Ebenfalls war der dem Haupteingange gegenüber liegende Theil

abgesondert und enthielt die Hütte des Häuptlings sowie die seiner Frauen und nächsten Anhänger.

Endlich ist in den Berliner Missionsberichten eine Abbildung gegeben von »*Hocho*, der Stadt der *Swasi's*«, welche wenigstens dasselbe Princip erkennen lässt, wenn auch die Anordnung manche Abweichungen zeigt. Es ist nämlich bei derselben der Ring der Hütten nicht vollständig geschlossen, sondern lässt einige Lücken und fügt sich nicht dicht an den innern Dornwall an; vielmehr schieben sich 5 kleinere Kraale, ohne die Abtheilung des Häuptlings zu rechnen, die wieder an der gewöhnlichen Stelle liegt, zwischen den Hauptkraal und die äussern Hütten ein. Die letzteren scheinen mit besonderen Dornengehegen eingefasst gewesen zu sein, und es ist wohl Ungeschicklichkeit des Zeichners, dass die Schirme nur halb sichtbar sind. Es verräth sich durch diese Weise zu bauen die auch sonst leicht ersichtliche Zusammengehörigkeit der *Ama-swazi* mit den *Zulu*.

3. Sitten und Gebräuche der Ama-zulu.

Die Betrachtung der Bauart ihrer Städte führt uns hinüber zu den Sitten und Gebräuchen dieser Stämme.

Im Allgemeinen ist die Verwandtschaft der *Ama-zulu* mit den *Ama-xosa* durch ihre ganze Erscheinung, ihre Sprache, Lebensweise u. s. w. so ausser allem Zweifel, dass man schon von vornherein annehmen kann, ihre geistigen Anlagen, die Lebensanschauungen und die daraus entspringenden Sitten und Gebräuche werden ebenfalls sehr vieles Gemeinsame zeigen.

In der That würde wohl der hier in Rede stehende Stamm nicht viel mehr von den bereits beschriebenen abweichen, wie z. B. die *Ama-mpondo* von den *Xosa* oder die *Matabele* und *Ama-swazi* von den eigentlichen *Zulu*, wäre es nicht um die besondere geschichtliche Entwickelung, welche die Letzteren durchgemacht haben.

Bei den *Ama-zulu* herrschten ursprünglich dieselben, oder wenigstens analoge patriarchalische Staatseinrichtungen, wie dieselben bei den übrigen südafrikanischen *A-bantu* vorkommen. Auch hier war die nämliche auf die Vielweiberei gegründete eigenthümliche Classificirung und Unterordnung der einzelnen Häuser und die stufenweise Rangfolge der Familienhäupter, wodurch die Verwaltung der Bezirke sich in immer engere Gebiete theilte. In diese eigentlich heute noch zu Recht bestehenden Staatseinrichtungen kam eine wesentliche Aenderung durch die einseitige Ausbildung der militairischen Organisation, welche die friedlichen Institutionen mehr oder weniger vollständig unterdrückte. Indem der Despot den auch anderwärts

zuweilen aufgestellten Grundsatz: *L'état c'est moi!* in ausgedehntem Maasse zur Geltung brachte, erschienen die kleinen Unterhäuptlinge, soweit sie nicht lediglich seine Knechte waren, überflüssig oder unbequem und verschwanden daher von der Bühne. Die Masse der Nation brachte man alsdann in grössere Abtheilungen unter, welche lediglich militairische Rücksichten als Eintheilungsprincip hatten und von treuen Anhängern (*Induna*) des obersten Kriegsherrn geführt wurden, da die unbedingte Aufrechterhaltung des königlichen Ansehens als der einzige Lebenszweck des Volkes galt.

Es verschwand so der gemüthliche patriarchalische *Kraal* des *Xosa*, und entstanden die beschriebenen Städte (*Enkanda*), welche man wohl richtiger als befestigte Lager bezeichnen dürfte. Die Bewohner der Hütten hatten demgemäss auch nicht die Stellung von Familienvätern, sondern bildeten Theile bestimmter Heeresabtheilungen, Regimenter oder Armeecorps, welche unter ihren Führern zusammen lebten [1]). Frauen waren allerdings auch vorhanden, diese stellten aber nur Concubinen dar, und gebaren sie Kinder, so wurden dieselben in der Regel umgebracht. Hatten sich bestimmte Regimenter mehrfach ausgezeichnet, und waren sie in vorgerückten Jahren, so erlaubte ihnen der König, als Gnadengeschenk, sich sämmtlich zu verheirathen und die Niederlassung verlor alsdann den Charakter der *Enkanda*, indem sich wirkliche Familien bildeten.

Diese von *Chaka* ursprünglich eingeführte, militairische Organisation wurde von *Dingaan* weiter entwickelt und mit besonderer Strenge durchgeführt, so dass der Häuptling sogar von den Kindern, welche ihm selbst geboren wurden, aus Furcht, es möchte ihm darunter ein Nebenbuhler erwachsen, kein Einziges schonte, sondern stets die Säuglinge sofort umbringen liess.

Es ist begreiflich, dass eine so ungemein grausame Sitte, welche allem menschlichen Gefühl auf das ärgste widerspricht, nur so lange durchgeführt werden konnte, als die eiserne Faust des Despoten für ihre Aufrechterhaltung sorgte. Sobald der Druck nachliess, kehrte die Menschlichkeit

---

[1]) Es wurde seiner Zeit durch englische Autoren über Ruinen von steinernen »Befestigungen« berichtet, welche im *Matabele*-Gebiet liegen. In neuerer Zeit sind dieselben von Hübner genau beschrieben und abgebildet worden (Zeitschr. f. Ethnologie III, 1871), welcher sehr richtig bemerkt, dass dieselben nach ihrer ganzen Beschaffenheit, besonders im Hinblick auf die dabei vorkommenden Schmelzöfen nicht den *Matabele* zuzuschreiben sind, da diese das Schmelzen des Eisens nicht kennen. Auch schliesse ich mich ihm vollständig an, wenn er behauptet, sie könnten nicht dazu bestimmt gewesen sein, einen Weg zu verlegen unter Stämmen, welche bei ihren Kriegszügen gar keiner Wege bedurften. Hübner, der den Ruinen kein hohes Alter zuschreibt, meint, die Eisenarbeiter hätten sie zu ihrem Schutze errichtet, und dies möchten Abtheilungen der *Mashona* gewesen sein, welche erst von den *Matabele* in den vierziger Jahren aus den bezeichneten Gegenden verdrängt wurden und denen die Ueberlieferung auch die Erbauung der Steinwälle zuschreibt. Sollten die »phönizischen« Ruinen (?), welche K. Mauch im *Mashona*-Lande entdeckt haben will, nicht genau in dieselbe Art von Baulichkeiten gehören? V.

zurück, und überall, wo der Arm des Königs nicht hinreichte, stellte sich das patriarchalische Verhältniss der Familie wieder her.

Wie die *Zulu* körperlich den Typus der südafrikanischen *Ama-kosa* am besten repräsentiren, so sind sie auch gute Beispiele für die bereits oben im Allgemeinen dargestellte geistige Entwickelung und den Charakter. Sie übertreffen indessen den Durchschnitt an manchen edlen Eigenschaften, wozu ihre Machtstellung wesentlich beitragen mag. Das Gefühl der Kraft giebt ihrem Auftreten noch mehr von der ruhigen Würde, womit der Kaffer auch sonst wohl zu kokettiren pflegt; freilich macht es sie gleichzeitig auch geneigter zu Gewaltthätigkeiten und zur Unterdrückung des Schwächeren, wie es der von den Häuptlingen ausgeübte Despotismus am auffallendsten erkennen lässt.

Gab ihnen die straffe, militairische Organisation die Möglichkeit, sich mit bewaffneter Hand in den Besitz der Schätze zu setzen, welche das Herz des *Zulu* erfreuen, so brauchten sie dieselben nicht in gleichem Maasse durch Diebstahl an sich zu bringen, wie es Angehörige schwächerer Stämme mit Vorliebe thaten. Die Neigung zum Stehlen ist daher bei denselben weniger ausgebildet, als es sonst bei den Eingeborenen der Fall zu sein pflegt, wenn auch desshalb noch kein Grund vorliegt, an die von Grout ihnen zugesprochene *scrupulous honesty* zu glauben.

Die zahlreichen, glänzenden Erfolge, welche die *Ama-zulu* in blutiger Feldschlacht errangen, belebten ihren Muth und drängten die natürliche Feigheit in einen tieferen Winkel des Herzens zurück. Das Bewusstsein ihrer Grossthaten erhöht den Stolz und das Selbstvertrauen jedes einzelnen Mannes, sowie der ganzen Nation, die sich nicht ohne Grund für die erste Süd-Afrika's hält.

Im Uebrigen dürften die oben bei den *Xosa* ausgeführten Züge des Charakters in ähnlicher Weise auch hier auftreten. Es findet sich dieselbe Sorglosigkeit, derselbe Mangel an idealen Vorstellungen, die gleiche Neigung zum Aberglauben, und der daraus hervorgehende Cultus der Geister der Verstorbenen, welche von ihnen »*Ama-hlozi*« genannt werden, während der Mächtigste darunter den Namen »*U'nkulunkulu*« (der Gross-grosse) erhält.

Ueber eigentlichen Namen und Herkunft dieses grossen Häuptlings der Vorzeit ist nichts Bestimmtes überliefert. Die Sage berichtet von ihm: »*U'nkulunkulu wa-dabuka o-hlangeni*«, d. h. *U'nkulunkulu* entsprang von dem Urstamm. Durch ihn entstanden dann die Nationen in gleicher Weise. Es liegt in der Einführung dieses »Urstammes« implicite der Protest des Kaffern über Dinge, welche die Gränzen des menschlichen Verstandes übersteigen, weiter nachzudenken. Das Ungenügende, welches der Anspruch darbietet, hat manche Autoren (darunter Bleek) veranlasst, sich eine andere Auslegung zu suchen und sie übersetzen »*hlangeni*« mit »Röhricht«. Der Satz würde mit obiger Uebersetzung lauten: »*U'nkulunkulu* brach hervor

aus dem Röhricht, dann veranlasste er die Völker das Gleiche zu thun«, und die genannten Autoren erkennen darin einen Hinweis auf das vorgeschichtliche Herabziehen der in Rede stehenden Stämme aus den Flussgebieten Central-Afrika's. Obgleich diese Vermuthung auch meinen Anschauungen entspricht, möchte ich sie doch nicht auf den angeführten Satz basiren. Döhne[1]), einer der besten Kenner der *Zulu*-Sprache, hält ebenfalls die Uebersetzung »Urstamm« aufrecht, welche Bedeutung dem Worte ursprünglicher zukommt als die andere; es ist aber wohl möglich, dass die Eingeborenen selbst das überlieferte »*hlangeni*« bald so, bald so auffassen, je nach dem es ihnen bessere Anschauung gewährt.

Sie scheinen sich aber vielfach weder mit der einen noch mit der anderen Erklärung ihres Ursprungs begnügt zu haben, da noch eine Person als der eigentliche Urerzeuger in den Mythen auftritt, *U'mvelikangi* mit Namen, über dessen Natur wenig verlautet. In diesen Punkten, wie überhaupt bei allen, die jenseits der den Sinnen zugänglichen Gränze liegen, werden die Angaben alsbald schwankend und variiren in mannigfacher Weise: Während die Einen den *U'mvelikangi* für den eigentlichen Schöpfer halten, dem auch der *U'nkulunkulu* seinen Ursprung verdankt, vertreten Andere die Ansicht, beide stammten in gleicher Weise von dem »Urstamm« ab. Noch Andere lassen es einen Mann und eine Frau sein, und es brauchte kaum der weiteren Ausführung, wonach die Beiden auf ihren Wanderungen an einen schönen Garten voll mannigfacher Früchte gekommen sein sollen, die sie gut zu essen fanden, um in dem Ausspinnen dieser Mythen den Einfluss europäischer Missionare zu erkennen.

Der *U'nkulunhulu* als Abkömmling des Urstammes ist sicher national und erscheint vielfach als Begründer der socialen Zustände, sowie als Held einiger origineller Sagen. Eine der bemerkenswerthesten darunter, welche mit bestimmten Variationen auch bei anderen Stämmen erscheint, ist diejenige über den Ursprung des Todes.

Es heisst darin, der *U'nkulunkulu* sandte das Chameleon aus zu den Menschen als Träger der Botschaft: »Sie sollten nicht sterben«. Das Chameleon beeilte sich nicht damit, sondern ging Schritt vor Schritt, zeitweise stehen bleibend, um Beeren an den Seiten des Weges zu fressen. Darauf sandte der Allergrösste wiederum die Eidechse, welche den Menschen verkünden sollte: »Ihr werdet sterben«. Die Eidechse lief sehr schnell, überholte das Chameleon und verkündete ihre Botschaft, die auch angenommen wurde. Als endlich das Chameleon bei den Menschen ankam, hatten diese bereits die schlechte Kunde angenommen und starben in Folge dessen; seitdem aber hassen sie beide Thiere, das langsame Chameleon, dass es die gute Botschaft verzögerte, die Eidechse aber, weil sie sich so beeilte, eine schlechte Botschaft zu überliefern.

[1]) Vergl.: Döhne, Zulu-Kafir Dictionary.

Ausser in dieser Mythe, wo dem *Unkulunkulu* als Absender einer Verheissung über Leben oder Tod der Menschen eine wesentlich andere, höhere Stellung eingeräumt wird, erscheint er sonst wieder ganz in der eines weisen Häuptlings, welcher den ihm untergebenen Stamm bestimmten Gesetzen unterwirft. Die durch Ueberlieferung fortgepflanzten Bestimmungen über die socialen Verhältnisse bei den *Zulu* tragen daher häufig am Eingange die Worte: *Unkulunkulu* sagt: So heisst es z. B. hinsichtlich des Todes: *Unk.* sagte: »Wenn ein Mann gestorben ist, so soll er ein Geist (*Ihlozi*) werden.« Zugleich bemerkte er: »Wenn ein Mann gestorben ist, so soll er verehrt werden durch Schlachten von Vieh, weil er ein Geist ist.« Ferner wird überliefert: *Unk.* sagte: »So Jemand stirbt, so soll der jüngere Bruder die Weiber des Verstorbenen heirathen, damit sie nicht von einem Manne eines anderen Stammes geheirathet werden.«

Auch die Vertheilung der Arbeit zwischen den Geschlechtern geht von ihm aus. *Unk.* sagte: »Die Männer sollen die Hütten bauen und die Bäume fällen, dass Korn gepflanzt werden kann. Die Männer sollen Hacken verschaffen, einen Griff daran befestigen und sie den Weibern geben, damit sie graben. Die Weiber sollen, wenn sie graben, Saat in ihre Hände nehmen, sie sollen dieselbe dann säen, und es wird wachsen. Die Weiber müssen das Malz mahlen, das Feuerholz im Busch sammeln und das Essen kochen, sie müssen kochen für die Männer. Die Befestigung der Matten auf dem Dach der Hütten, das Ebnen und Streichen des Fussbodens und das Anlegen des Feuerplatzes fällt ebenfalls den Frauen zur Last.« U. s. w. (Bleek's *Zulu-Legends.*)

Wenn die Ueberlieferung dem *Unkulunkulu* nun aber auch wirklich eine besonders hohe Stellung einräumt, so ist im alltäglichen Leben doch nicht zu bemerken, dass er wesentlich bevorzugt würde, sondern hier, wie bei den *Xosa*, ist es die Gesammtheit der Geister der Verstorbenen, welche durch einen gewissen Cultus gefeiert werden. Auch hier giebt es eine Klasse von Personen (*Isi-nyanga*), welche in ähnlicher Weise den Verkehr mit den *Ama-hlozi* zu vermitteln vorgeben.

Der *Zulu* glaubt auch, dass diese Geister in sichtbarer Gestalt auftreten können und besonders unter der Verhüllung von gewissen Schlangen, mitunter aber als Büffel, Hippopotamus oder irgend ein anderes Thier erscheinen, welches seinen übernatürlichen Charakter durch ungewöhnliches Gebahren, wie auffallende Vertrautheit, eigenthümliche Zeichnung oder Farbe und Aehnliches zu erkennen giebt. Es handelt sich dabei also nicht um eine wirkliche Seelenwanderung, wie Gardiner glaubte, sondern um Geistererscheinungen in Thiergestalt.

Durch Vermittelung der *Ama-hlozi* erhalten die *Isi-nyanga* auch Kenntniss von verborgenen Dingen, sei es von zukünftigen Ereignissen, wie den Erfolg von Kriegszügen, Jagden und dergleichen, sei es von den geheimen Ursachen der Krankheiten oder den Zaubermitteln, welche gegen einfluss-

reiche Personen in Anwendung gekommen sind. Hinsichtlich des Aberglaubens überragt der *Zulu* die übrigen Kaffern in keiner Weise. Er hört mit demselben geheimen Schaudern zu, wenn der *I'nyanga* aus seinen Zauberwürfeln die Zukunft verkündet, er geräth in dieselbe Wuth, wenn die tückischen Zauberer, die *Aba-takati*, glücklich entdeckt sind, oder wartet andächtig auf das Oeffnen des bleiernen Himmels, wenn der Regendoctor das Ende der Trockenheit herbeizuführen versprochen hat. Auch mannigfache andere Thorheiten, wie solche bereits bei den *Xosa* erwähnt wurden, oder neue glaubt und befolgt er treulich; denn auf diesen Punkt hatte die politische Entwickelung keinen Einfluss.

Der abergläubische Hocuspocus begleitet das Kind von Mutterleibe an bis zum Grabe, bemerkenswerth aber ist es, dass eine sonst in Süd-Afrika so verbreitete und bei den *Xosa*, sowie den *Be-chuana* mit besonderer Feierlichkeit begangene Sitte, die Beschneidung, in der Regel nicht ausgeübt wird. In früheren Zeiten haben die *Ama-zulu* ebenfalls die *Circumcisio* geübt, und erst *Chaka*, der Begründer ihres nationalen Lebens, soll sie verworfen haben, indem er sie weder an sich selbst vollziehen liess, noch dieselbe unter seinem Volke aufrecht erhielt. Aus solchen Schwankungen der Sitten erkennt man, dass es unberechtigt ist, auf die Anwesenheit oder das Fehlen derartiger Eigenthümlichkeiten weitgehende Speculationen zu gründen. Zumal erscheint es bei einem Gebrauch, welchen die Natur selbst häufig als geboten anzeigt, unzulässig, zu folgern, wie es hinsichtlich der eigentlichen Kaffern geschehen ist: »Von wem Anders als den Arabern konnten sie die Beschneidung gelernt haben« (Döhne). Die Natur muss in diesem Punkte als eine durchaus genügende Lehrmeisterin betrachtet werden.

Obgleich also die *Circumcisio* als Landessitte nicht in Ausübung kommt, fehlt es bei den *Ama-zulu* doch keineswegs an den »Werken der Finsterniss«, welche bei den *Xosa* in der Form von *Uku-tshila* Warner in gerechte Entrüstung versetzten. Es ist dies die Sitte des *Uku-hlobonga*, bei welcher die jungen, unverheiratheten Männer eines Dorfes sich mit jungen Mädchen der Nachbarschaft vereinigen, welche Letztere sich nach ihrem Gefallen aus der Zahl Jener Gefährten wählen. Die verschmähten Galans trifft der Hohn der übrigen Gesellschaft, während die Glücklichen sich zu ihren Liebhaberinnen legen, und es wird darauf eine Nachahmung der geschlechtlichen Functionen ausgeführt. Dabei bleibt es in der Regel, indem das Mädchen selbst durch die Drohung, andernfalls einige Stücke Vieh als Entschädigung zu verlangen [1]), weitere Uebergriffe verhindert; aber ob die Möglichkeit eines derartigen Verkehrs nicht ein schlimmeres Zeichen gegen

[1]) Die Entschädigung wird wohl auch dann nur eingetrieben werden, wenn Schwängerung erfolgt ist. V.

eine Race ist, als die ungezügelte Befriedigung eines Naturtriebes, lässt der Verfasser dahingestellt.

Da die Weiber auch hier die Sclavinnen des Mannes sind, so ist über Liebe, Heirath oder eheliches Leben nicht viel zu reden. Wood [1]) erzählt zwar in behaglicher Breite rührende Geschichten von *Zulu*-Hochzeiten und den mannigfachen, dabei vorkommenden Gebräuchen, aber da, wie bereits erwähnt, unter den gewaltigen Häuptlingen, welche die Nation erst schufen, jüngere Männer als Regel überhaupt nicht heirathen durften, so leuchtet ein, dass die Verbreitung der in Rede stehenden Gebräuche keine grosse sein kann. Grout [2]) berichtet darüber schon in weniger überschwenglicher Weise, indem er angiebt, dass in den Gebieten, wo die Bevölkerung sich der Botmässigkeit des herrschenden Häuptlings zu entziehen wusste, die Mädchen (wie bei den eigentlichen Kaffern) durch Kauf erworben würden. Ohne Viehschlachten und nächtliche Feste geht es dann auch hier nicht ab, doch spielt das weibliche Geschlecht dabei eine viel untergeordnetere Rolle als Wood ihm zuschreiben möchte. Wenn sich das dem Menschen auch auf seiner niedrigsten Stufe innewohnende Gefühl Bahn bricht, so muss es ihn wohl veranlassen, ein für sein ganzes Leben epochemachendes Ereigniss nicht ohne bedeutungsvolle äussere Zeichen vorbeigehen zu lassen, doch gehören solche nach der Stammessitte nicht unbedingt zu der Feierlichkeit, sondern sind Erfindungen einzelner Familien ohne nationale Bedeutung. Hierher gehören Wood's Hochzeitsprocessionen mit festlich geschmückter Braut, sowie die anderen Scenen, in denen die Braut dem Bräutigam gegenüber einen gewissen Vorrang behauptet. Ferner Gardiner's »Waschen mit Glasperlen« als Hochzeitsceremonie, wobei das Paar aus einer halb mit Wasser, halb mit Glasperlen gefüllten Kalabasse sich gegenseitig die Hände übergiesst, und dann der übrige Inhalt auf den Boden geschüttet wird zur Gabe für die Anwesenden, sowie die ebenfalls von ihm nach Hörensagen für die eigentlichen Kaffern angeführte Sitte, wonach der Bräutigam von den Anwesenden mit Axt und Assegai, die Braut aber mit Besen, Wassergefäss und Hacke beschenkt wird, als Andeutungen ihrer künftigen Thätigkeit.

Die erworbene Frau repräsentirt dem Manne eine Capitalsanlage und er hofft dabei durch die Arbeitsleistung sowie die Kinder, welche sie ihm gebiert, die Zinsen herauszuwirthschaften. Ist dies nicht der Fall, wird die Frau krank, schwach, oder bleibt sie kinderlos, so dass der Mann nicht auf seine Kosten kommt, so schickt er sie dem Vater häufig zurück und ersucht um Rückgabe des Viehes. Der Vater opfert dann wohl den Geistern und schickt sie mit einem Theil des Viehes dem Manne auf's Neue zu, in der ausgesprochenen Erwartung, das Geschäft würde nun seine Richtigkeit

[1]) A. a. O. p. 76.
[2]) Zulu-Land. Chapt. XII.

haben, und so geht die Verhandlung hin und her, bis beide Theile befriedigt sind. Ist der Preis anfänglich nicht voll bezahlt, oder wird eine Nachbezahlung verlangt, so verpfändet der Vater zuweilen seine Kinder, ohne sich dabei etwas Arges zu denken. Der Preis ist wie bei den eigentlichen Kaffern, indem er je nach der Beschaffenheit und dem Rang der Person von einigen wenigen Stücken Vieh bis zu fünfzig und mehr schwankt. Aeltere oder wenig anziehende Frauen werden zuweilen auf Credit oder gegen geringe Anzahlung abgegeben.

In allem Diesen liegt gewiss sehr wenig Poesie und Romantik, es lässt sich aber nicht leugnen, dass unter dem Einfluss der Europäer stellenweise auch darin eine Aenderung zum Besseren eingetreten ist. Ich habe selbst bei meinem Aufenthalt in *Natal* ein junges Paar gesehen, das in seinem Benehmen ein gewisses Interesse für einander zeigte, wie man es bei Eheleuten zu erwarten pflegt; unter den durch Civilisation noch nicht berührten Theilen der Bevölkerung gehört wahre Gattenliebe zu den ungewöhnlichen Erscheinungen. Es liegt dies schon in der Erwerbung durch Kauf; denn da es sich darum handelt, wer den grössten Preis zu zahlen vermag, so werden die älteren, aber wohlhabenderen Leute, welche auf zärtliche Neigung von Seiten ihrer Zukünftigen weniger Anspruch machen können, vor den jüngeren, vielleicht wirklich geliebten Nebenbuhlern gewöhnlich den Vorrang haben.

Die Frauen leben in ihren Hütten ein ziemlich freudenloses Dasein unter schwerer Arbeit im Felde und daheim, häufig sich unter einander bekriegend, oft auch von den Misshandlungen ihres Herrn und Gemahls betroffen.

Die Stellung des weiblichen Geschlechtes ist bei ihnen durchschnittlich nicht höher als bei den *Xosa*, aber niedriger als unter den *Be-chuana* und selbst als bei den so allgemein verachteten Buschmännern. Als eine Ausnahme von dieser Regel ist zu erwähnen, dass die nächsten weiblichen Verwandten des Häuptlings in vorgerückteren Jahren, und besonders die Mutter eines noch unmündigen Herrschers öfters eine nicht unbedeutende Rolle unter diesen Stämmen gespielt haben. Solche Frauen erscheinen mehrfach in der Geschichte unter dem stolzen Titel von Königinnen und übten auch wirklich bedeutenden Einfluss auf ihre Umgebung aus, aber stets nur als die durch Blutverwandtschaft bezeichneten Vertreter des souverainen Verwandten. GARDINER führt eine besondere Bezeichnung in der *Zulu*-Sprache an für derartige Personen, nämlich »*Incosa-case*«, von welchen in den Hauptniederlassungen stets eine verweilte, die unter andern Geschäften besonders die Vertheilung der Provisionen unter sich hatte.

Hinsichtlich der Lebensweise, der Beschäftigungen und Unterhaltungen kann auf das bereits oben bei den eigentlichen Kaffern Ausgeführte verwiesen werden, wovon wenig bemerkenswerthe Abweichungen vorkommen.

Als besonders kriegerische Nation hielten die *Ama-zulu* auch die Kriegstänze vorzüglich in Ehren, welche bei feierlichen Gelegenheiten mit grossem Gepränge ausgeführt wurden. Der phantastische Schmuck der Krieger macht gerade bei ihnen den Anblick der Tänze zu einem sehr malerischen und reizt zur Darstellung; so hat GARDINER mehrere Abbildungen derselben zur Zeit *Dingaan's* gegeben, wobei die Betheiligten sich zu regelmässigen Ringen formirten, und eine andere, ursprünglich von BAINES herrührend, ist mannigfach unter verschiedenem Titel reproducirt worden, z. B. in der »Reise des Prinzen ALFRED in Süd-Afrika«, wo das Bild einen Tanz der *Barolong* zu *Bloemfontein* darstellen soll. Ein anderes Mal erscheint dasselbe Blatt wieder als Tanz der *Ba-suto*, ein Zeichen, wie kritiklos solche Illustrationen benutzt werden. Das Kostüm der Tanzenden, welche in aufgelösten Gruppen unter wilden Gesticulationen gegen einen simulirten Feind kämpfen, während im Hintergrunde eine Gruppe von Europäern zu Pferde zusieht, spricht unverkennbar für den Stamm, den die Skizze ursprünglich darstellen sollte, wenn auch die übrigen Einzelheiten den *A-bantu*-Stämmen in gleicher Weise zukommen.

Ein Fest besonderer Art, welches keine Beziehung auf den Krieg hat und bei den *Ama-zulu* besonders in Ehren gehalten wird, ist die feierliche Begehung des neuen Jahres, *Ukwechcama* genannt, oder vielmehr der neuen Aerndte. Da die Jahreszeiten der südlichen Hemisphäre umgekehrt fallen wie bei uns, so trifft im *Zulu*-Lande die Aerndte ungefähr in die ersten Monate des neuen Jahres und das Fest wird daher im Januar gefeiert. Auch bei diesem geht es natürlich nicht ohne grosse Tänze und Viehschlachten ab, das Wesentliche aber ist, dass der Häuptling unter bestimmten Ceremonien die Aerndte für eröffnet erklärt. Es geschieht dies, indem er gegen das Ende der festlichen Tage vor der im Halbkreis versammelten Menge ein Solo ausführt und alsdann, nachdem er die feierliche Stimmung durch seine grotesken Sprünge möglichst gehoben hat, einen frischen Flaschenkürbiss am Boden zerbricht als symbolisches Zeichen, dass es nun erlaubt sei, auch die neuen Feldfrüchte zu brechen und davon zu essen. Vor dieser Ceremonie darf solches nicht geschehen, und wird, wenn es zur Anzeige kommt, mit schweren Strafen belegt.

Die immer wiederkehrenden Kriegstänze, welche bei den *Ama-Zulu* einen grossen Theil des Jahres andauern, werden auch desshalb in so ausgedehntem Maasse betrieben, weil man, abgesehen vom Vergnügen, darin die beste Uebung der Krieger für das Feld erblickt. Wie bei uns etwa zu den Herbstmanövern, so sammelten sich unter den grossen Häuptlingen die Truppen in der Nähe des »grossen Ortes« und Monate gingen hin mit der Ausführung der wechselvollen Evolutionen.

---

[1] GARD. a. a. O. pag. 56—60.

Es erfüllt sich so der Lebenslauf des *Zulu* mit zeitweisen Unterbrechungen durch Kriegszüge oder Jagdunternehmungen in einförmiger Weise, indem der heranwachsende Knabe mit der Zeit unter die jungen Krieger aufgenommen wird, dann übertritt unter die Zahl der Veteranen, und nun auch dazu gelangt, sich eine Familie zu gründen. Stirbt er schliesslich eines natürlichen Todes, so endet sein armes Leben in gleich armseliger Weise und die Gebräuche bei der Beerdigung, das Hinwegschleppen des Halbtodten, die im Ort erhobene Wehklage, das Verlassen der Hütte oder, bei Personen von Rang des ganzen Ortes, findet hier in gleicher Weise statt wie bei den *Xosa*.

Fig. 28. Zulu-Grab in Natal.

Heutigen Tages wird der Körper in der Regel in der Nähe seiner früheren Wohnung beigesetzt, und ich selbst hatte in *Natal* Gelegenheit in dem verlassenen Kraal ein solches Grab zu eröffnen, welches nebenstehende Skizze veranschaulichen soll.

Die ganze Abtheilung der Eingeborenen von *Zulu*-Abstammung, welche in der Colonie lebt, hat viel von dem nationalen Charakter verloren, aber ohne Nachtheil für ihre allgemeine Entwickelung. Diese Stämme zeigen sich auch darin als echte *Nigritier*, sie haben eine solche Zähigkeit in ihrer Natur, dass sie durch die Civilisation zwar als geschlossene Gemeinschaften zu Grunde gehen aber im Blute erhalten bleiben, während die braunen Stämme Süd-Afrika's wie die rothen Amerika's einer so rapiden Vernichtung anheimgefallen sind.

Fig. 29. Zulu der Colonie bei der Mahlzeit.

In *Natal* leben die Nachkommen der unabhängigen Eingeborenen bereits schon als ein integrirender Bestandtheil der civilisirten Bevölkerung. Sie helfen den Colonisten oder den Kaufleuten der Städte als freie Arbeiter, sind Viehhirten, Fuhrleute oder Boten und geberden sich dabei sehr unab-

hängig, da sie ihren Lebensunterhalt mit Leichtigkeit verdienen. In diesen Uebergangsstadien zur Civilisation geben sie meist sehr groteske Figuren ab, wie sie die umstehende Abbildung zeigt, welche solche Arbeiter bei ihrer gemeinsamen Mahlzeit darstellt.

Noch unstäter als bei den eigentlichen *Ama-zulu* verlief das Leben bei der Abzweigung von ihrem Stamme, welche unter dem Namen der *Matabele* gekannt und gefürchtet wird. War doch diese Vereinigung von Menschen um den Häuptling *Umselekazi* als Mittelpunkt, besonders im Anfang seiner Regierung, nur ein andauernder Kriegszug gegen jede Nation, die sie erreichen und bewältigen konnten. Die Trennung des Schwarmes vom Mutterstock fällt nicht früher als das Jahr 1820 und doch erscheinen die *Matabele* heutigen Tages politisch nicht nur vollständig von den *Ama-zulu* getrennt, sondern zeichnen sich auch durch eine grimmige Feindschaft gegen ihre einstigen Landsleute, »*Chaka's* Volk«, aus.

Nach mannigfachem Umherziehen unter beständigen Kämpfen, die mit wechselndem Glück geführt wurden, haben sie sich in den nördlich vom *Transvaal* gelegenen Gebieten festgesetzt, dagegen abgegränzt durch den mittleren Lauf des *Limpopo*, während sie im Osten und Nordosten das Territorium der *Mashona*, im Westen das Land der *Ba-mangwato* berühren. Im Norden ist ihre Herrschaft in ähnlicher Weise unbegränzt wie bei den *Zulu*, indem gerade in dieser Richtung und gegen den See *Ngami* zu die kriegerischen Vorstösse ausgeführt werden, welche sie so gefürchtet machen.

Die Entdeckung der Goldfelder am *Tate* und weiterhin im *Matabele*-Gebiet im Jahre 1866 hat zur Folge, dass sie auch in diesem Besitz nicht ungestört bleiben, besonders da der 1868 erfolgte Tod ihres grossen Führers den innern Halt der Nation erschüttert hat. Noch halten sie ihr Land gegen den Strom der Goldsucher, und der Einfluss derselben äussert sich zunächst nur durch einen verstärkten Druck auf die Nachbarvölker, doch wird gewiss auch hier bald der nationale Charakter des Stammes verloren gehen.

Obgleich ansässig geworden, verleugneten die *Matabele* nie ihren kriegerischen Beruf. Ihr Gebiet ist eins der wasserreichsten und fruchtbarsten von Süd-Afrika und könnte bei fleissiger Bebauung wohl eine dichtere Bevölkerung tragen, aber die Bestellung der Felder ist auch hier lediglich Sache der Weiber und erst wenn ein Kriegszug in Vorbereitung ist und die »*Matshaga*« (die Krieger) sich in ihrem Putz zu zeigen beginnen, gewinnt der Stamm die unheilverkündende Rührigkeit.

Die grossen Kriegstänze bilden wie gewöhnlich die Vorbereitung und Einleitung des Auszuges. Wenn die Schaar der wilden Gestalten in ihrem phantastischen Putz die wechselnden Evolutionen des mimischen Tanzes zu Ende gebracht habt, dringt sie in dichter Phalanx gegen den Häuptling an, unter dem tausendstimmigen Rufe: »Gieb uns einen Feind.« Nur zu oft entsprach es der Neigung und Politik des Despoten, dem Strom die

Richtung anzudeuten, in der er sich alsdann mit verderblicher Wirkung über die schwächeren Nachbarvölker ergoss.

Die geschlossene Fechtart macht die *Matabele* siegreich, so lange sie es nicht mit überlegenen Feuerwaffen zu thun haben, zweifelhaft ist der Ausgang nur, wenn sie mit Stämmen handgemein werden, die in gleicher Weise zu kämpfen gewöhnt sind, wie ihre früheren Stammesgenossen die *Ama-zulu* und *Ama-swazi*.

Heimgekehrt vom Streifzuge sinkt Alles, nachdem der Siegerrausch vorüber ist, bald wieder in das einförmige Leben zurück, die reichlichere Fleischnahrung erinnert allein noch an den glücklichen Erfolg, welcher vielleicht die ganze Existenz eines friedlichen Stammes vernichtet hat.

Die Art und Weise, wie die Errungenschaften des Sieges vertilgt werden, ist beinahe eben so roh als die Art der Erwerbung. Häufig wird das Fleisch nur in Streifen geschnitten, in der Asche des Feuers oder auf Stöcken leicht angebraten und mit den daran klebenden Aschentheilen noch halb roh verzehrt. Eine besondere Delicatesse bilden auch die gerösteten Eingeweide der Thiere, ohne dass man sich die Mühe nähme, dieselben vor der Zubereitung zu waschen.

Es ist eigenthümlich, dass ein Stamm, der in solchem Grade mit der Nahrung unsauber ist, sich hinsichtlich der Reinhaltung des Körpers so gewissenhaft zeigt. Die *Matabele* waschen sich gern und oft und spülen nach der Mahlzeit den Mund mit frischem Wasser aus, während die benachbarten *Be-chuana* wiederum zwar in der Wahl und Zubereitung der Nahrung sehr accurat zu Werke gehen, dagegen hinsichtlich ihres Körpers nachlässig und schmutzig sind.

In ihrer sonstigen Lebensweise, sowie hinsichtlich der Behandlung und Stellung der Frauen, in ihrem Glauben an Hexerei und in ihren abergläubischen Gebräuchen stimmen die *Matabele* mit den verwandten Stämmen in den wesentlichsten Punkten vollkommen überein.

Als *Chaka* wie ein vernichtender Sturmwind unter den Eingeborenen des *Zulu*-Landes hauste und die Abzweigung der *Matabele* unter *Umselekazi* veranlasste, entstand gleichzeitig auch eine andere Strömung von Stämmen aus den Resten der aufgebrochenen Eingeborenenbevölkerung von verwandtem Ursprung, welche sich aber südwestlich wandte, während die erstere nordwestlich verlief. Die Geschichte überliefert noch eine ganze Reihe von Namen jetzt verschollener Stämme, deren Ueberreste sich unter angeseheneren Führern zusammenthaten, und im Kampfe um ihr Dasein Gleiches mit Gleichem zu vergelten suchten, zuweilen aber durch Hunger und Elend zu noch entsetzlicheren Gräuelthaten, wie Cannibalismus gebracht wurden. Das besondere Vergnügen, welches die Betrachtung des Schauerlichen in vielen Menschen hervorzurufen pflegt, ist wohl der Grund, dass gerade über diesen Gegenstand zahlreiche Notizen in den Autoren vorkommen und stets mit besonderer Vorliebe wieder abgedruckt werden. Sucht man nach der

positiven Grundlage für die Angaben, so stellt sich heraus, dass dieselbe äusserst dürftig und schwankend ist. Die ältesten Notizen über Anthropophagie unter den *Ama-zulu* scheinen mir die von GARDINER[1]) zu sein, welcher mehrere Stämme (*Immithlanga* und *Upalluti*) namhaft macht, bei denen unter den angegebenen Verhältnissen diese Scheusslichkeiten zur Gewohnheit geworden seien. Die Angabe über die Wohnplätze, sowie der Umstand, dass diese Stämme einen Dialekt der »*Aba sootu*« (*Ba-suto*) sprechen sollten, lässt in ihnen Angehörige der *Be-chuana*-Familie erkennen, die weitere Ausführung gehört also in den folgenden Abschnitt.

Obgleich in neuerer Zeit wieder äusserst positive Angaben über den Anfang der Menschenfresserei unter den *Natal*-Stämmen gemacht werden bis auf den Namen des Mannes (*Umdawa*), welcher als der Erste sich Cannibalismus hätte zu Schulden kommen lassen, so wird jeder, der die Art und Weise der Eingeborenen, solche Fragen zu behandeln, kennt, den Behauptungen, welche lediglich von ihnen allein aufgestellt werden, das grösste Misstrauen entgegen setzen. Unzweifelhaft ist wohl nur, dass Menschenfresserei auch in *Natal* sporadisch vorgekommen ist, die Ausdehnung des Lasters ist aber jedenfalls übertrieben worden, denn man hat keine vollgültigen Beweise dafür, dass es irgendwo in diesem Gebiet zur Sitte eines Stammes geworden wäre.

Die wichtigsten Namen der durch *Chaka* aufgeriebenen Nationen, welchen hier ein Plätzchen gegönnt werden mag als ein trauriges Mene-tekel einer ganzen Bevölkerung, deren heutige Nachkommen auf nationale Unabhängigkeit keinen Anspruch erheben können, sind folgende: *Ama-hlubi*, *Ama-fetcani*, *Ama-zizi*, *Ama-bele*, *Ama-zabizembi*, *Aba-sekunene*, *Ama-tozakwe*, *Ama-relidwani* und *Aba-shwayo*.

Sei es, dass die geschlagenen und versprengten Reste dieser Stämme es nicht verstanden, sich fest an einander zu schliessen, sei es, dass ihre Führer weniger geschickt und glücklich waren, genug, sie fielen schliesslich alle, soweit sie der feindliche Speer, Hunger und Elend nicht vernichtet hatte, in die Hände der *Ama-xosa*, welche zwar das Leben der Flüchtlinge schonten, aber sie in kläglicher Knechtschaft hielten.

Im Jahre 1835, nach mehr als zehnjähriger Sclaverei, benutzten sie den zwischen den Kaffern und der Colonie ausbrechenden Krieg, um sich an den Gouverneur Sir BENJAMIN D'URBAN mit der flehenden Bitte um Befreiung zu wenden. Der Gouverneur ging auf das Gesuch ein, deckte mit militairischen Streitkräften den Auszug der Unglücklichen, und so traten auf einmal 16800 Männer, Weiber und Kinder mit ihrem wenigen Vieh und sonstigen Habseligkeiten in die Colonie über.

Diese Eingeborenen, deren nationale Benennungen verloren gegangen waren, wurden von ihren Unterdrückern *Ama-fengu* genannt, ein Name,

[1]) GARDINER a. a. O. pag. 186.

der von dem Stamme »*fenguza*« abgeleitet wird und arme Leute bedeutet, welche Beschäftigung suchen. DÖHNE dagegen sieht in dem Namen nur ein Schimpfwort, welches sich etwa mit »Kehricht« übersetzen liesse. Aus dieser Bezeichnung machte man in der Colonie unter Weglassung des Präfixum »*Fingoe*«, wobei das »*oe*« des Holländischen als »*u*« ausgesprochen werden muss.

Eine Gruppe dieser elenden, verkommenen Wanderer bei ihrem Marsch durch die Colonie stellt die angefügte Abbildung dar, welcher eine Chromolithographie nach BAINES' Skizze zu Grunde liegt.

Diejenigen, welche nicht wagten, oder es nicht vermochten, die Fesseln der Sclaverei abzuschütteln, fielen grossentheils der Rache ihrer Herren zum Opfer. Als der Häuptling *Hintza* von D'URBAN wegen dieser Metzeleien unter den Wehrlosen zur Rede gestellt wurde, antwortete er ganz kaltblütig: »Nun, was ist denn dabei? kann ich mit meinen eigenen Hunden nicht thun, was ich will?«

Die Betrachtung der Geschichte der *Ama-fengu* lehrt deutlich, dass es nicht immer die Europäer waren, welche die Vernichtungskriege in's Leben treten liessen, und das Beispiel ist zumal darum so lehrreich, als gerade den europäischen Colonisten die Rolle zugetheilt ward, die Reste der von ihren nächsten Stammverwandten mit gänzlicher Vernichtung bedrohten Eingeborenen vor dem Untergang zu retten.

Nach der erwähnten grossen Einwanderung kamen noch mehrere Nachschübe, und es gelang der Regierung, die ganze Masse dieser Flüchtlinge in festen Locationen unterzubringen und für ihren Unterhalt zu sorgen. In diesen Locationen, welcher es eine ganze Anzahl giebt (bei Port Elisabeth, Grahamstown, King-Williamstown u. s. w.), wohnen die *Fingoe* friedlich beisammen und erwerben sich unter der weissen Bevölkerung auf mannigfache Weise ihren Unterhalt. Besondere Beamte haben über die Interessen der Niederlassung zu wachen, und es sind auch Prediger angestellt, welchen das geistliche Wohl der Einwohner anvertraut ist. Bei ihren bescheidenen Ansprüchen an das Leben reicht geringe Arbeit hin, den Unterhalt zu sichern, die *Fingoe* befinden sich daher unter diesen Verhältnissen ganz wohl, ihre Zahl ist gewachsen, und sie geberden sich bereits sehr unabhängig, da auch ihr Besitz sich gemehrt hat. Gleichzeitig ist ihnen ein gewisser Grad von Civilisation zu Theil geworden, was sich in ihrer Tracht und Lebensweise mehr oder weniger deutlich verräth.

Die Rückwirkung dieser Anfänge der Civilisation auf ihre ganze Entwickelung und ihren Körper war es, was schon früher Veranlassung abgab, der *Fingoe* mehrfach Erwähnung zu thun (vergl. pag. 26).

Fig. 35. Fragia-Fumina vel [illegible]

III. Die Be-chuana.

Unter den dunkel pigmentirten Völkern Süd-Afrika's ist keins ausgebreiteter, keins reicher an Zahl der verschiedenen zugehörigen Stämme als das der *Be-chuana*.

Dies Volk, oder diese Gruppe von Stämmen, gehört unzweifelhaft den *A-bantu* an und ist den eigentlichen Kaffern verwandt, die mannigfachen physiognomischen wie ethnographischen Unterschiede lassen jedoch erkennen, dass es, wenn auch von gleichem Ursprung, jedenfalls schon seit Jahrhunderten eine gesonderte Stellung einnahm und seine besondere Geschichte gehabt hat.

Genauere Vergleichungen lehren, wie wir später sehen werden, dass gerade diese Stämme einen geeigneten Anhalt darbieten, um die gesuchte Verbindung der südlichsten *A-bantu* mit Völkern Nord-Afrika's anzubahnen. Es scheint, dass ihre Beziehungen zu nördlicheren Gegenden erst in relativ jüngerer Zeit abgebrochen wurden, und dass sie jedenfalls nicht so lange wie die Kaffern als ausschliessliche Bewohner Süd-Afrika's zu betrachten sind.

Während sie sich also von den ihnen benachbarten *Zulu*, wie auf der anderen Seite den *O va-herero* wesentlich unterscheiden, zeigen selbst die am entferntesten Stehenden von ihnen eine gewisse charakteristische Uebereinstimmung unter einander und auf diesen Umstand bezieht sich auch der Gesammtname, welchen sie führen. Er ist nämlich gebildet von dem Wort »*chuana*«, sich gleichen, mit dem Präfixum des Plural »*Be-*« und bedeutet somit Leute, die sich gleich oder ähnlich sind (Singular »*Mo-chuana*«). Der hier vertretenden Ansicht steht eine andere, von MOFFAT aufgestellte, entgegen, welcher dem Namen die Bedeutung: die Weisslichen, Hellfarbigen giebt; doch ist dies wohl kaum anzunehmen, da ihre Hautfarbe keineswegs ungewöhnlich hell ist, und sie für eine solche nicht einmal eingenommen sind.

Es tritt hier schon das später in Betreff der *Koi-koin* in erschreckender Weise überhand nehmende Leiden der unlösbar verwirrten Orthographie südafrikanischer Sprachen zu Tage, indem der Name, einfach wie er er-

scheint, den verschiedensten Schreibweisen unterliegt. So findet er sich, um nur die wichtigsten Abweichungen anzuführen, als »*Bechuana*« bei MOFFAT, FRÉDOUX, CASALIS, LIVINGSTONE, THOMPSON, als »*Becuana*« bei SALOMON, als »*Bichuana*« bei BURCHELL, »*Booshuana*« bei BARROW, »*Bootchuana*« bei CAMPBELL, »*Boosh-wana*« bei DANIELL, »*Betshuana*« bei BLEEK (engl.), »*Betschuana*« bei vielen deutschen Autoren, »*Beetjuana*« bei LICHTENSTEIN.

Wenn in vorliegendem Buche die oben erwähnte Schreibweise Anwendung findet, so geschieht dies nicht, weil die erstgenannten Autoren dieselbe in ihren englisch geschriebenen Werken anwendeten, sondern weil sie in derselben Weise in den Publicationen der Originalsprache, dem *Sechuana*, erscheint, obgleich sich nicht verkennen lässt, dass darin schon eine Inconsequenz der Herren liegt. Das »*ch*« ist in ihrem *Se-chuana*-Alphabet ein »*c*«, gefolgt von einer Aspiration, während das »*ch*« des Englischen (unser *tsch*) in demselben durch ein einfaches »*c*« (wie im Italienischen vor »*e*« und »*i*«) ausgedrückt wird[1]). Rev. SALOMON[2]), ein geschätzter Kenner dieser Sprache, schreibt daher ganz consequent »*Becuana*«, es ist seine Orthographie aber aus mir unbekannten Gründen von den anderen Herren nicht angenommen worden. Zum Theil liegen dieser zweifelhaften, wechselnden Auffassung des »*ch*« wohl dialectische Verschiedenheiten zu Grunde, man ist aber in den Bestrebungen, dieselben auszudrücken, entschieden unglücklich gewesen[3]); im *Se-tlapi* (dem Dialect der *Ba-tlapi*) ist die Aussprache z. B. weicher, und LICHTENSTEIN, der gerade unter ihnen längere Zeit verweilte, ist dadurch wahrscheinlich auf seine wunderliche Schreibweise von »*Beetjuana*« gefallen, wobei die Vorliebe der Holländer für Doppelvocale nicht zu verkennen ist. Meinem Ohr war in den meisten Fällen unter den verschiedensten Stämmen der *T*-Laut deutlich, und ich würde daher der im Deutschen häufigen Schreibweise »*Betschuana*« gefolgt sein, wenn ich nicht glaubte, dass ein Abweichen des Einzelnen von den Autoren, die in der Originalsprache geschrieben haben, als unerlaubt zu bezeichnen ist. Auch Dr. BLEEK, dem ich in den linguistischen Kapiteln, wie bereits mehrfach erwähnt, nach Möglichkeit folge, hat nicht immer seiner eigenen Orthographie treu zu bleiben vermocht; während er früher z. B. das scharf aspirirte »*h*« des *Kafir* ohne Weiteres dem »*tl*« des *Sechuana* gleichsetzte und dadurch die Verwirrung noch steigerte, drückt er denselben Laut jetzt durch ein »χ« aus, mit Benutzung des LEPSIUS'schen Alphabetes. Leider hat auch dies sich keiner allgemeinen Annahme zu erfreuen, und es soll daher hier nach Möglichkeit die von MOFFAT und FRÉDOUX in ihren *Se-chuana*-Publicationen gebrauchte Schreibweise ange-

[1]) Vergl. FRÉDOUX: A sketch of the Se-chûana Grammar pag. 2.

[2]) Two lectures on the Native Tribes of the Interior.

[3]) So wird von deutschen Autoren mit grosser Ausdauer stets: *Setschele* oder *Setshele* geschrieben, während ein *T*-Laut in diesem Namen sicher nicht vorkommt. V.

wendet werden, doch bei der Lückenhaftigkeit der betreffenden Angaben ist man nicht im Stande, irgend einen Plan mit mehr als annähernder Genauigkeit durchzuführen; und es muss also hierin um Nachsicht gebeten werden.

Nach Dr. BLEEK's [1]) Notizen werden die *Be-chuana* von den *Zulu a-Basûtu* oder *a-Besûtu* genannt, von den Kaffern *a-Ma hâdi* und von den Hottentotten *Piri-kwa* (Ziegenvolk).

Die Existenz und die häufige Anwendung des Namens »*Be-chuana*« von Stammesangehörigen lässt erkennen, dass ein stärkeres nationales Band diese Gruppe umschlingt, als es bei dem Reste der *A-bantu* der Fall ist, wo jeder Stamm sich als etwas Besonderes dünkt und die Uebrigen verachtet. Es ist ein derartiges Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit um so auffallender, als die einzelnen Abtheilungen in so verschiedenen geographischen Gränzen wohnen, und Hunderte von Meilen zwischen ihnen liegen.

Das Gebiet der *Be-chuana* erstreckt sich von dem Orangefluss, als südliche Gränze, bis hinauf zum Zambesi, den innersten Theil des Continentes einnehmend, indem sie östlich die *Quathlamba*-Kette von den *Zulu* und *Swazi*, im Westen die *Kalahari*-Wüste von den Wohnplätzen der *Namaqua* scheidet. Nördlich vom 22. Grad südlicher Breite werden die Gränzen unsicherer, indem sich östlich die *Matabele* zwischen die *Be-chuana*-Stämme einklemmen, westlich das *Ngami*-Becken ein Gebiet gemischter Bevölkerung bildet, worin die hier zusammenstossenden *O va-herero*, *Namaqua* und *Be-chuana* in nicht genauer zu bezeichnenden, zum Theil sehr wechselnden Territorien leben. Im Allgemeinen kann man sagen, dass der See selbst, sowie das östlich und nordöstlich angränzende Gebiet den *Bechuana* gehört, der Westen den *O va-herero*, der Süd-Westen den *Namaqua*.

Dieser enorme Ländercomplex trägt aber nur eine sehr dünne Bevölkerung und ist den Stämmen auch schon grossentheils als souveraines Eigenthum durch die Colonisten entrissen. Es gilt dies besonders von dem Theil desselben, welcher von den Ost-*Be-chuana* bewohnt wird, einer Völkergruppe, die sich von den westlichen durch den *Vaal-Rivier* und den oberen Lauf des *Limpopo* scheidet. Der angedeutete Bezirk umfasst bekanntlich zwei unabhängige Republiken [2]) der Boeren, deren Unterjochungsgelüsten zur Zeit nur noch die *Ba-suto* einen verzweifelten Widerstand entgegensetzen; die übrigen Stämme leben in vollständiger Abhängigkeit von den Colonisten und haben mit ihrer Selbständigkeit auch den grössten Theil ihres nationalen Lebens eingebüsst.

---

[1]) Dr. BLEEK, A comparative grammar of South-Afr. Lang.

[2]) In neuester Zeit ist die eine Republik, der Oranje-Rivier Frystaat, wieder theilweise von den Engländern annectirt worden. V.

Angränzend an die West-*Be-chuana* lagert eine Anzahl von Stämmen, welche in dem Uebergangsstadium begriffen sind und sich zum Theil noch eines Scheines von Souverainität erfreuen; diese Stämme, welche auf beiden Seiten des *Limpopo* bis hinauf gegen seine Quellen hin wohnen, westlich begränzt durch die Flüsse *Marikua* und *Mainaloe*, zeichneten sich früher vor allen übrigen durch Intelligenz und Kunstfertigkeit aus und bildeten zwischen den erwähnten Hauptgruppen einen mittleren Zweig, dem von SALOMON und Andern als zusammengehöriges Ganze der Name *Ba-koni* beigelegt wurde, während man den Rest der Ost-*Be-chuana* unter dem der *Ba-sutu* (*Ba-suto*), die West-*Bechuana* aber als *Kalahari*-Zweig zusammenfasste [1]).

Jede dieser Gruppen zählt eine ganze Reihe zugehöriger Stämme, deren Bezeichnungen nicht in derselben Weise wie bei den Kaffern, d. h. nicht nach den Häuptlingen, gebildet sind, sondern meist nach irgend einem Thier, das einen nationalen Charakter für sie hat, und der Name dieses nationalen Thieres wird zuweilen auch als Anrede für den Häuptling gebraucht. Immer ist indessen diese Art der Bezeichnung nicht nachzuweisen, wie z. B. die *Ba-mangwato* den *Duiker* (*Puti*) als nationales Thier führen, ohne sich darnach zu benennen.

Die Hauptstämme der West-*Be-chuana*, angefangen vom Orangefluss und in wesentlich nördlicher Richtung aufsteigend, sind:

1) Die *Ba-tlapi* (Fischvolk) unter *Mahura*,
2) die *Ba-rolong*, welche sich indessen in mehrere Abtheilungen getrennt haben, indem sie, abgesehen von den kleinen Niederlassungen, eine Station bei *Kuruman* bilden und ausserdem noch zwei grössere Lager: eins östlich bei *Thaba-nchu* unter *Moroko*, ein anderes am untersten Lauf des *Vaal-Rivier* auf dem linken Ufer, die beiden letzteren natürlich unter Botmässigkeit der Boeren,
3) die *Ba-matlaru*,
4) die *Ba-meri*,
5) die *Ba-wanketsi* unter *Gassisioe*,
6) die *Ba-khatla* (die vom Affen) unter *Mosielélè*,
7) die *Ba-kuéna* (Krokodilsvolk) unter *Sechèli*.
8) die *Ba-mangwato* unter *Sekhomi*,
9) die *Ba-kaa* oder *Ma-kalaka*,
10) die *Ba-tauana* am See *Ngami* unter *Le-chulatébè*
11) die *Ma-kololo* als äusserster, gegen den *Zambesi* vorgeschobener Posten, ihrem Ursprung nach den Ost-*Be-chuana* anzureihen.

---

[1]) Vergl. Rev. SALOMON a. a. O.

12) die *Ba-lala* oder *Ba-kalahari* (*Vaalpenz*), ein Name, welcher eigentlich keinen Stamm, sondern nur eine Klasse der Bevölkerung anzeigt, und daher allen den genannten Stämmen zugehörige Individuen aufweist.

Von der mittleren Gruppe, den *Ba-koni*, sind heutigen Tages noch die bedeutendsten die *Ba-hurutse*, wenn sie sich auch nicht annähernd den Glanz früherer Tage bewahrt haben; ihre Wohnplätze liegen an den Quellen des *Marikua* und *Limpopo*. Ein anderer, hierher zählender, aber zersplitterter Stamm sind die *Ba-tlokwa* oder *Ba-mantatisi* (*Mantati*), welche durch ihre Raubzüge berühmt, aber auch dadurch zugleich der Vernichtung entgegengeführt wurden. Sie hatten früher Wohnsitze am mittleren *Limpopo* inne, zur Zeit sind ihre Reste zersprengt und leben zum Theil im Freistaat und an den Gränzen der Colonie. Die übrigen von SALOMON zu den *Ba-koni* gerechneten Stämme reihen sich natürlicher den Ost-*Be-chuana* ein [1]).

Fangen wir wieder von Süden an, so treffen wir sogleich auf die mächtigsten unter denselben, nämlich:

1) Die *Ba-suto*, einst herrschend über das ganze Gebiet, welches im Süden von dem Orangefluss, im Westen von dem unteren Lauf des *Caledon*, dem *Thaba-nchu* mit seinen Nachbarbergen, im Norden der Kette der Witte-Berge, im Osten dem *Quathlamba*- oder *Maluti*-Gebirge begränzt wird; doch ist ihnen in neuester Zeit ein bedeutendes Stück des östlichen am *Caledon* gelegenen Gebietes, sowie der Witte-Bergedistrict entrissen worden und jetzt hat England das Protectorat über sie angenommen; ihr Häuptling ist *Moshesh*.

An die *Ba-suto* (auch *Ba-monahin* genannt) reihen sich nach Norden zu mehrere kleinere Stämme, die ihnen tributpflichtig sind, wie

2) die *Ba-tau* (Volk des Löwen) unter *Molitzani*,
3) die *Ba-puti* (nach dem *Duiker* (*Cephalophus mergens*) benannt) unter *Morose*,
4) die *Ba-kolokue* unter *Uetsi* in der Umgegend von *Harrismith*, von SALOMON angegeben, aber heutigen Tages wohl kaum noch als geschlossener Stamm existirend, ebensowenig als

---

[1]) Die bedeutenden politischen Ereignisse der letzten Jahre, besonders die Beendigung des Racenkampfes zwischen den Boeren und *Ba-suto* zu Ungunsten der Letzteren, und ausserdem die Entdeckung der Diamanten mit dem Hereinbrechen des Schwarmes von Abenteurern haben augenblicklich sicherlich den Rest von Originalität in dieser Abtheilung der *Be-chuana* bereits grösstentheils vernichtet. Es wurde aber doch für geeignet gehalten, die damit der Vernichtung anheimgefallenen Stämme wenigstens vor gänzlicher Vergessenheit zu bewahren. V.

5) die *Ba-phiring* (Volk des Wolfes) und
6) die *Li-khoya.*

In dieser Gegend, welche den Durchgangspunkt bedeutender Wanderungen darstellt, finden sich mannigfache Reste untergegangener Stämme, theils von *Be-chuana*- theils von Kaffer (*Matabele*)-Ursprung, von denen ARBOUSSET [1]) einige der Vergessenheit entrissen hat, wie die *Ma-rimo* (*Ba-fukeng*), *Ma-katla*, *Ba-makakana* und *Ma-tlaptlapa*, wegen ihrem Hang zur Menschenfresserei von den *Be-chuana*: *Maya-Bathu* genannt; doch gehören diese Stämme, wie bereits angedeutet, ebenso wie ihr Cannibalismus, dessen Ausdehnung überhaupt übertrieben wird, wenn auch hier im Gegensatz zu den *Natal*-Kaffern sicher erwiesen ist, dass er als Landessitte bestand, jetzt vollständig der Geschichte an.

Jenseits des *Vaal*-Flusses finden wir wieder bedeutendere Stämme, jedoch unter Boerenbotmässigkeit:

7) Die *Ba-pugeni* unter *Moletchi* und *Matlali* in den *Magalies*-Bergen,
8) die *Ba-mapela* unter *Mankopane*,
9) die *Ba-tloung* (Elephantenvolk)
10) die *Ba-peri* unter *Sekwati*,
11) die *Ba-tsetse* (*Tsetse*-Volk).

Es werden nun ausserdem noch eine ganze Reihe von Stammnamen in den Journalen der Reisenden aufgeführt oder in den Karten eingetragen, so z. B. auf einer neueren PETERMANN'schen Karte im Nordosten der Transvaalrepublik die Namen: *Ba-melechu*, *Ma-katee* (*Ama-hádi?*), *Ba-suetla*, *Ba-machanana* etc., andere, früher übersehen, tauchen erst auf, wie Schreiber dieses Mitglieder eines Stammes mit Namen *Ba-bidiji* am *Limpopo* kennen lernte, doch sind diese kleinen und kleinsten Abtheilungen theils so wenig bekannt, theils so unbedeutend, dass sie hier nicht eingehend behandelt zu werden verdienen.

Die Volkszahl aller dieser Stämme ist zwar nicht mit Genauigkeit festzustellen, doch erlaubt das engere Zusammenleben hier wenigstens eine annähernde Schätzung. Eine solche ist auch schon von E. SALOMON gegeben worden, und obgleich nun eine Reihe von Jahren darüber hingegangen sind (die Publication datirt von 1855), so treffen die Zahlen auch heute noch ziemlich zu. Er nahm die mächtigsten Stämme der West-*Be-chuana* (die *Ba-tlapi*, *Ba-kuéna*, *Ba-mangwato*, *Ba-rolong*) zu einer Durchschnittsstärke von 20000 Mann an, welcher Schätzung ich beipflichte, ich komme aber zu einer etwas höheren Summe, indem ich den starken

[1]) ARBOUSSET, Exploratory Tour. etc. p. 92.

Stamm der *Ba-ranketsi* wenigstens zu 15000 eintrage, und die übrigen, von denen die *Ba-khatla*, *Ba-tauana*, *Ba-kaa* und *Ma-kololo* keineswegs unbedeutende Stämme sind, mit durchschnittlich 8000 verzeichne. Die Volkszahl der West-*Be-chuana* würde sich demnach im Ganzen auf etwa 160000 Seelen stellen, gewiss keine bedeutende Summe für ein so ausgedehntes Gebiet.

Der Kern der Ost-*Be-chuana* wird, wie bereits erwähnt, durch die *Ba-suto* gebildet, welche unter *Moshesh* zur Zeit seiner grössten Macht einen sehr ansehnlichen Stamm darstellten; im Jahre 1863 konnte der Häuptling noch eine Armee von ungefähr 20000 Mann in's Feld schicken, und SALOMON greift also gewiss nicht zu hoch, wenn er sie auch schon früher zu 70000 Seelen (15000 Krieger) abschätzt. Die letzten Kriege mit dem Freistaate werden diese Zahl indessen bedeutend reducirt haben, indem ein grosser Theil gefallen ist, gewiss ein grösserer aber, wie stets in solchen Fällen, die sinkende Fahne seines Stammoberhauptes verlassen haben wird. 40000 dürfte darum zur Zeit ganz ausreichend sein, um die Volkszahl der *Ba-suto* auszudrücken.

Auch die andern Stämme sind seit SALOMON's Schätzung mehr oder weniger reducirt worden, jedenfalls werden die als *Maya-Bathu* von ARBOUSSET zusammengefassten Reste früherer nationaler Vereinigungen heute kaum mehr als 5000 betragen statt 15000, wenn sie je so stark waren, und ebenso sind die einst zahlreichen *Ba-mapela*, *Ba-peri*, *Ba-hurutse* durch die Feindseligkeit und Unterdrückung der Boeren zurückgegangen, nachdem schon der Speer der *Matabele* und die Streitaxt der *Mantatisi* grimmig in ihren Reihen gehaust hatte.

Die *Ba-hurutse*, zur Zeit wenigstens theilweise noch einer gewissen Selbständigkeit sich erfreuend, werden etwa 10000 Mann stark sein, die anderen beiden Stämme zusammen vielleicht eben so viel, und die sämmtlichen übrigen, im Orange-Freistaat und und dem südlichen Transvaal lebenden kleineren Abtheilungen, theils den Boeren, theils den *Ba-suto* tributär, mit den Resten der versprengten *Mantatisi* wiederum vielleicht 10000.

Dies würde für die Ost-*Be-chuana* mit den *Ba-koni* eine Gesammtsumme von 75000 ergeben, doch sind dabei nicht berücksichtigt die Stämme, welche im Norden und Nordosten des Transvaal wohnen, sich bis gegen die *Zulu* heraberstreckend, eine Abtheilung des Volkes, über welche keine genügenden Angaben vorliegen, um eingehende Schätzungen zu machen, die aber, nach einzelnen Thatsachen zu schliessen, ziemlich zahlreiche Stämme umfassen müssen. Vielleicht halten dieselben zur Zeit noch sämmtlichen anderen untergehenden Zweigen der Ost-*Be-chuana* der Zahl nach die Wage.

Genaue Gränzen für die Wohnsitze der einzelnen Abtheilungen des Volkes zu geben, ist hier, wie in den meisten anderen Fällen in Süd-Afrika

unmöglich, was in den Gewohnheiten und der Lebensweise des Volkes seine Ursache hat. Grundbesitz in europäischem Sinne existirt bei ihnen nicht, und die Stämme sind daher wenig eifersüchtig auf das für sie relativ werthlose Terrain, besonders wenn es, wie leider so häufig, arm ist an Wasser. Eine gute, ausdauernde Quelle ist ein Schatz, so dass wegen der Wegnahme einer solchen vielleicht ein Krieg angefangen werden würde, aber das flache Land, welches die Eingeborenen in grösserer Entfernung von ergiebigem Wasser doch nur als Jagdgrund benutzen, erscheint ihnen zu gleichgültig. Ueber derartige Ländereien dehnen die Häuptlinge ihre Herrschaft aus je nach der Macht, welche sie gerade besitzen, die Gränze wird aber in Bezug auf die Quellen stets genau bezeichnet. Da sich aber nach solchen Positionen die Gebiete nicht mit Bestimmtheit umgränzen lassen und ausserdem die Wanderlust der Stämme, sowie alle möglichen zwingenden Einflüsse sie zur Veränderung ihrer Wohnsitze bewegen, so ist die relative Lagerung derselben, wie sie bereits angegeben wurde, auch das Einzige, was mit einiger Sicherheit festgestellt werden kann.

---

1. Aeussere Erscheinung und geistige Entwickelung.

Es wurde oben bereits gesagt, dass die Gesammtheit dieser Eingeborenen: *Be-chuana*, d. h. »Leute die sich gleichen« genannt wird, und dass in der That ein gewisser Typus ihnen allen gemeinsam ist, doch muss man dies *cum grano salis* verstehen, da auch bedeutende Unterschiede vorkommen.

Die Uebereinstimmung beruht wesentlich auf dem ganzen Charakter ihrer Erscheinung, indem sie nicht das Rohe, Brutale des *Xosa* oder *Zulu* an sich tragen, sondern, auch wenn sie nur in derselben Weise mit Thierfellen bekleidet sind, doch einen civilisirteren, humaneren Eindruck machen. Es liegt dies hauptsächlich im Ausdruck und Schnitt des Gesichtes, welches von weicheren, sanfteren Formen ist, aber dafür auch nicht die Kraft ausdrückt, wie das des Kaffern. Die Eigenschaften, welche aus den Zügen des *Mo-chuana* sprechen, sind Sanftmuth, Gefügigkeit, häufig auch Schlaffheit, und nur zuweilen scheint ein finsterer Ernst über ihnen zu liegen, während für den *Xosa* oder *Zulu* der Ausdruck von Trotz, Wildheit und Widerspenstigkeit charakteristisch ist.

Im Einklange mit dem Gesichtsausdruck sind auch die Formen und die Haltung des Körpers weniger massiv und brüsk. Der Wuchs ist durchschnittlich weniger lang, der Durchschnitt von 28 erwachsenen Männern ergab 168.1 CM., doch dürfte diese Zahl noch zu hoch sein, da sich in

der Reihe zufällig eine ziemliche Menge relativ grosser Gestalten befanden. Die Figuren sind schlank, die Haltung häufig etwas gebeugt, die Muskulatur nur mässig entwickelt und nicht so massig als bei den vorher beschriebenen *A-bantu*, es treten aber die erwähnten Eigenthümlichkeiten der Statur auch bei ihnen hervor. Davon ist das eckige Vorstehen der Schultern weniger auffällig, da die Schulterbreite durchschnittlich geringer zu sein scheint, die Anlage ist indessen ebenso vorhanden.

Das Haar ähnelt ganz dem oben beschriebenen, nur variirt der Grad der Kräuselung etwas und es finden sich ausser den dicht verfilzten Zopfchen, welche, wenn kurz gehalten, eine Art Polster bilden, unter den Mitgliedern nördlicher Stämme, besonders der *Ba-mantatsi*, auch solche, wo die Strähnen weniger dicht sind und einen lockeren, leichteren Fall haben (siehe Fig. 2, Taf XIII).

Meistens wird das Haar kurz getragen, besonders bei den ansässigen, die sich einer gewissen Ruhe und Behaglichkeit erfreuen, während die herumziehenden Banden aufgebrochener Stämme, welche in der Colonie oder den Freistaaten Arbeit suchen, darin nachlässiger sind und häufiger langen Haarwuchs tragen.

Eine besondere Gestaltung zeigt die Frisur der *Be-chuana*-Frauen, indem bei ihnen die Haare an den Seiten des Kopfes rings herum rasirt oder kurz geschoren werden, auf dem Scheitel aber stehen bleiben und, zusammengehalten durch eine Perlenschnur, in eine gegen 6 CM. hohe, dichte Masse verfilzt werden, deren Consistenz noch durch das Einschmieren einer Pomade aus Fett und pulverförmigem Titaneisen (*Sibilo* vermehrt wird. Das Ganze macht alsdann den Eindruck einer Art Krone, ohne indessen, da der Scheitel bedeckt ist, Aehnlichkeit zu haben mit dem oben beschriebenen Ring der waffenführenden *Zulu* (siehe Fig. 1, Taf. XIX; der Grundgedanke wäre derselbe, wie bei den Frauen der *Zulu*, doch weicht die Ausführung etwas ab, insofern dort der höhere Schopf sich auf den obersten Theil des Scheitels beschränkt.

Die Beschaffenheit der Haut und ihre Pigmentirung stimmt im Wesentlichen mit derjenigen der übrigen *A-bantu* überein, auch der eigenthümliche Geruch ist ihnen eigen, obgleich er häufig nur wenig auffällt.

Die Pigmentirung, dem Feld Nr. 1 der Farbentafel nahe stehend, unterscheidet sich nur durch den geringeren Glanz und eine gewisse Mattigkeit, was wohl seinen Grund hat in der geringeren Application von Fett. Obgleich die Beimengung von Roth in der Hautfarbe als Regel nicht zu verkennen ist, so gehört doch die wirklich rothbraune Varietät (Feld 2), welche unter den *Zulu* beziehungsweise häufig auftritt, bei den *Be-chuana* zu den seltenen Ausnahmen, und auch die Mittelfarbe (Feld 3) kommt nicht häufig zur Beobachtung, da bei den Männern wenigstens das Beschmieren des Körpers mit Ockererde nicht so allgemein in Gebrauch ist; die Frauen aber practiciren es mit grossem Behagen.

Das wechselndste Moment in der äusseren Erscheinung dieser Stämme ist die Gesichtsbildung, darin sind sie, wenn man fernstehende Glieder der Reihe zusammenhält, kaum als »*chuana*« zu bezeichnen.

Die am besten entwickelten unter allen sind die *Ba-suto*, doch erscheinen diese weniger charakteristisch, indem ihnen viele fremde Elemente besonders von *Zulu*- und *Tembu*-Abstammung zugeflossen sind, und das gute Aussehen auf den vortheilhaften Einfluss der Racenkreuzung zurückzuführen ist. Es kommt dazu, dass sie ein kühles Gebirgsland bewohnen und somit auch im Vergleich mit den meisten anderen Stämmen unter relativ günstige Bedingungen für die Entwickelung des Körpers gestellt sind. Die Wirkung dieser Momente spricht sich in dem häufigen Auftreten von robusten Figuren aus, welche zuweilen den stämmigen *Zulu* wenig nachgeben, wenn sie auch nicht den Durchschnitt repräsentiren; ausserdem aber wird sie erkennbar durch die bemerkenswerthe Regelmässigkeit der Gesichtszüge.

Hier finden sich in der That Profile, welche bei Nichtberücksichtigung der Hautfarbe als vollständig europäisch bezeichnet werden könnten (Fig. 1, Taf. XI); dass darum nicht wirklich europäische Gesichter vorliegen, sondern die Seitenansicht solche nur vortäuscht, ergiebt die Betrachtung der zugehörigen Vorderansichten, die Bildung der Züge ist indessen immerhin noch als regelmässig zu bezeichnen. Die zweite Figur derselben Tafel, sowie die zugehörigen auf Taf. XII zeigen denselben Charakter und sind besonders durch die gute Entwickelung des Nasenrückens auffallend, während die Nasenflügel allerdings auch hier die dicke, ungeschickte Form und den breiten Ansatz zu zeigen pflegen. Desgleichen lassen sich die Lippen, selbst wo sie nur mässig aufgeworfen sind, doch noch sehr gut von der europäischen Bildung unterscheiden. Bei Betrachtung der hohen Stirn der citirten Portraits darf man ferner nicht vergessen, welche bedeutende Knochendicke bei den *Nigritiern* zur Hervorwölbung des betreffenden Theiles mit beiträgt.

Die beschriebene Regelmässigkeit der Züge und bemerkenswerth gute Entwickelung des Körpers ist benutzt worden, um gerade für diesen Stamm eine ganze Reihe von Sensationsbildern als Portraits auszugeben, unter denen die von CASALIS[1]) wegen der sonstigen Bedeutung des Buches wohl die meiste Beachtung verdienen. Schreibt man unter die Abbildung des »*Guerrier mossouto*[2]): Kimber, im Begriff nach Italien einzubrechen«, so würde sich der Beschauer wohl nur über die schwächliche Bewaffnung, sowie über die allgemeine Dunkelheit des Holzschnittes wundern; eine genauere Betrachtung lässt freilich erkennen, dass der Büschel auf dem Kopfe kein in die Höhe gebundener Haarschopf ist, sondern etwas Fremdartiges, das lockige Haar des Hauptes sowie des Bartes würde aber auch dann seine Gedanken kaum

[1]) CASALIS, Les Bassoutos.
[2]) A. a. O. p. 66.

nach Afrika führen, zumal da Gesichtsbildung und Figur gar nicht von der europäischen abweicht. Ein Pendant dazu bildet das Mädchen auf Seite 150 (*Femmes à leurs travaux*), eine TIZIAN'sche Venus, die sich durch die unpassende Arbeit bei ihrer leichten Sommertoilette den Teint verdorben hat.

Dies sind aber keineswegs die einzigen derartigen Producte, sondern es existiren noch eine ganze Anzahl, z. B. auch eine weibliche Figur als *Mo-suto*-Mädchen, in verschiedenen Journalen reproducirt, die unter Palmen wandelt, gleichsam als wollte der Zeichner absichtlich darauf aufmerksam machen, er verstünde Nichts von der Sache[1]).

Dass falsche Anschauungen entstehen, wenn solche Abbildungen als typisch gegeben werden, erscheint sehr begreiflich, und es müssen derartige Darstellungen, die offenbar von europäischen Zeichnern nach Beschreibung oder ganz ungenügenden Skizzen entworfen sind, erst beseitigt werden, bevor sich richtigere Anschauungen verbreiten können.

Weder unter den *Ba-suto*, noch unter irgend einem anderen der südafrikanischen Stämme geben die Frauen wegen ihrer unterdrückten Stellung und der übermässig schweren Arbeit als Regel gute Typen für die Race ab, und noch seltener ansprechende. Das Portrait der *Motuane*, der Lieblingsfrau des *Ba-wanketsi*-Häuptlings *Gassitioe* (Fig. 1, Taf. XIX) ist das bedeutendste weibliche Gesicht, welches dem Verfasser während seines langen Aufenthaltes unter den *Be-chuana* vorgekommen ist, das der *Cuenyani* (Fig. 2, Taf. XX), ein eben sich entwickelndes Mädchen, vielleicht das hübscheste, und doch wird sich Niemand veranlasst sehen, das eine oder andere für eine Venus zu halten. Die anderen Portraits der citirten Tafeln geben einen guten Durchschnittscharakter weiblicher Schönheit unter dem genannten Volke.

Die Augenstellung der *Cuenyani* ist schiefer als bei irgend einem der weiter unten folgenden Hottentottenportraits, indem die horizontale Axe (äusserer Winkel — Mitte der *Caruncula lacrymalis*) in ihrer Verlängerung den unteren Lidrand des anderen Auges bei Weitem nicht berührt; eine solche Bildung trifft man unter den *Be-chuana* keineswegs selten, ein wichtiges Moment bei der Beurtheilung der mongolischen Ideen gewisser Autoren[2]) über die *Koi-koin*.

Die Reste der östlichen Stämme, welche nur noch ein kümmerliches Dasein unter den Boeren fristen, erreichen auch in ihrer äusseren Erscheinung keineswegs das gute Aussehen der *Ba-suto*. Dagegen lassen sie vielfach ihre Herkunft aus nördlicheren Gegenden erkennen und zeigen dann eine Gesichtsbildung, welche auf das lebhafteste an diejenige der Stämme nördlich vom Aequator erinnert. Solche Portraits sind z. B. auf Taf. XIII,

---

[1]) Das *Ba-suto*-Land ist ein Hochplateau von 4—5000' Erhebung der tiefsten Stellen, wo die Eiche nicht mehr fortkommt, geschweige denn die Palme.

[2]) Vergl. im betreffenden Kapitel.

XV u. XVI abgebildet, unter ihnen besonders auffallend das Profil der Fig. 1, Taf. XIII, welches nicht nur mir selbst, sondern auch andern Autoren, deren Erfahrungen über Nord-Afrika reicher sind (z. B. R. HARTMANN), den Eindruck nördlicher Abkunft machte.

Die beziehungsweise Feinheit der Züge, wie sie Fig. 1 auf Taf. XIII zeigt, ist etwas den südafrikanischen Stämmen durchschnittlich Fremdes, und es ist daher die Vermuthung wohl berechtigt, dass wir durch weitere Verfolgung der Herkunft des betreffenden Stammes, der *Ba-mantatisi* (*Mantati*) auf viel nördlicher wohnende Verwandte geführt werden dürften. Aus den Leuten selbst ist über ihre Herkunft schwer etwas herauszubekommen, da sie stets nur die Richtung derselben angeben und beim Eintreten in die Colonie sogar ihren nationalen Namen mit einem colonialen zu vertauschen pflegen (wie z. B. das eben besprochene Individuum auf den Namen »Wilhelm« hörte).

Die herumschweifenden Banden des Freistaates, daselbst gewöhnlich *Maaue* genannt, zeigen ebenfalls einen fremden, der Kafferbevölkerung unähnlichen Charakter, doch gleichen sie wohl den auf dem rechten Ufer des *Limpopo* wohnenden Nationen, stammen häufig auch unmittelbar von ihnen her. Fig. 1, Taf. XV ist ein charakteristisches Portrait für die betreffende Bildung.

So europäisch auch einzelne Theile des Gesichtes bei den bisher besprochenen Stämmen, besonders die Formation von Nase und Stirn im Profil, erscheinen mögen, die eingehende Betrachtung der Tafeln, zumal die Vergleichung der zugehörigen Vorderansichten wird stets ergeben, dass gewisse Eigenthümlichkeiten doch in allen Fällen den Gesammteindruck zu einem abweichenden machen.

Dies findet bei den West-*Bechuana* in noch höherem Grade statt als bei den östlichen. Auch bei ihnen zeigen sich zuweilen annähernd regelmässige Gesichter, doch bei Weitem seltener als bei den *Ba-suto*. Verfasser besitzt das Portrait eines Mannes vom Stamme der *Ba-tlapi*, dessen Züge so regelmässig sind, dass eigentlich Nichts dagegen anzuführen ist, als die allgemeine Grobheit derselben, welche besonders in der Stärke des unschönen Mundes hervortritt. Im Profil, wo dieser Umstand nicht so auffällt, erscheint das Gesicht unzweifelhaft als das eines wohlgebildeten Mannes. Solche Fälle kommen also ausnahmsweise vor, doch sind es eben Ausnahmen, und in dem erwähnten Falle macht der Umstand, dass der Betreffende ein langjähriger Schüler einer Mission (*Kuruman*) war, die Vermuthung rege, dass er, wenn auch nicht durch das Blut, wenigstens durch Erziehung und Lebensweise mit der Civilisation zusammenhing. Wie günstig ein solcher Umstand auf die Entwickelung des Körpers zu wirken pflegt, wurde bereits mehrfach (vergl. pag. 26) betont.

Gesichter wie Fig 2 auf Taf. XVIII gelten sonst unter den ganz uncivilisirten schon für regelmässig, während sie doch gewiss nicht europäisch

zu nennen sind. Die andere Figur derselben Tafel zeigt einen Typus, wie er unter den West-*Be-chuana* recht häufig ist und als charakteristisch gelten kann. Die unter den etwas zusammengekniffenen Lidern und Augenbrauen hell hervorglänzenden Augen machen bald einen fröhlichen (wie in Fig. 1), bald einen wüthenden Eindruck (Fig. 2).

Für die eben beschriebenen Portraits und viele andere[1]) ist darauf aufmerksam zu machen, wie wenig die beiden Ansichten sich zu entsprechen scheinen; bei dem als Fig. 1 abgebildeten, wo der Mann, um europäische Bildung nachzuahmen, durch Einstecken schwarzer Straussenfedern in den Hut langes Haar geheuchelt hat, wird die scheinbare Abweichung so ersichtlich, dass der Unkundige ohne Weiteres beide Ansichten kaum als einer und derselben Person zugehörig erkennen dürfte.

Diese Beobachtung, welche man in sehr vielen Fällen zu machen Gelegenheit hat, giebt einen gewichtigen Einwand gegen die Anwendung, oder besser gesagt, den Missbrauch, welchen HÄCKEL[2]) mit Profilzeichnungen treibt; abgesehen von den daran geknüpften Phantasien, bietet das Profil als solches gar keinen allgemein verwerthbaren, charakteristischen Ausdruck der vorliegenden Bildung, es sei denn, dass derselbe durch die Vergleichung des zugehörigen Enface rectificirt würde. Vielfach erscheint eine Bildung im Profil edel, deren Enface gemeine, niedrige Züge trägt, wie die *Ba-suto*-Portraits der Tafel XI, und umgekehrt, z. B. die Frau vom Stamme der *Ba-kuéna* auf Taf. XX, Fig. 1; es ist also ungerechtfertigt, nach dem Profil allein Stufenfolgen der Entwickelung aufzustellen.

Ferner lässt diese Betrachtung die Schwierigkeit erkennen, sich nach einer einzigen Darstellung correcte Vorstellungen über bestimmte Gesichtsbildungen zu machen. Das gewöhnlich gewählte Drei-Viertel-Profil muss in der Projection, je nachdem Enface oder Profil markirter sind, bald dieses bald jenes mehr hervortreten lassen, und man erhält so etwas Drittes, dessen Beziehungen zu den zusammensetzenden Momenten nicht mehr festzustellen sind, da der Grad der Betheiligung derselben an der Combination sich dem Urtheil des Beschauers entzieht.

In diesem Umstande liegt wohl der Grund, dass die Portraits fremder Völkerstämme, auch wenn sie mit Geschick ausgeführt sind, so verschieden aufgefasst werden und so wenig zum Verständniss der Gesichtszüge beizutragen pflegen. Sehen wir es doch täglich, dass selbst Photographien bekannter Personen von den Betreffenden als unähnlich bezeichnet werden, weil der Beschauer sich in die bestimmte, vom Photographen gewählte Pro-

---

[1]) Z. B. Fig. 2, Taf. VIII; Fig. 1 und 2, Taf. XI; Fig. 1, Taf. XX u. a. m

[2]) H., Natürliche Schöpfungsgeschichte. Ausg. II. Die citirten Profilzeichnungen sind, wie eine Vergleichung der beiden als »Kaffer« und »Hottentotte« bezeichneten Carricaturen mit den hier dargestellten Portraits dem unpartheiischen Beschauer ergeben wird, so absurd, dass es unnöthig erscheint, näher darauf einzugehen.

jection des Gesichtes nicht finden kann. Die Berücksichtigung dieser Verhältnisse veranlasste mich, die Aufnahme beider Ansichten für unumgänglich nöthig zu erachten und glaube ich, dass die besprochenen Portraits den schlagenden Beweis dieser Nothwendigkeit enthalten.

Fig. 31. Sechèli, Häuptling der Ba-kuéna.

Die noch nicht erwähnte, den West-*Be-chuana* zugehörige Tafel XVII zeigt, wie wechselnd die Gesichtszüge und besonders die Profilzeichnung ist; das Enface lässt aber als charakteristische Merkmale stets die breite Nasenwurzel, den flachen Rücken, dickliche Nasenflügel, weit von einander und meist etwas hoch angesetzt, einen breiten Mund mit mässig aufgeworfenen Lippen und einen stark entwickelten Kauapparat erkennen. Die Scheitel- und Hinterhauptwölbung des Kopfes markirt sich im Profil, da hypsistenocephale Schädel vorliegen (vergl. pag. 32), zu günstig, zumal das dichte Haarpolster, welches sich auf dem Scheitel höher erhebt als im Nacken, auch noch das seinige dazu beiträgt, eine vortheilhafte Rundung vorzutäuschen.

Fig. 32. Gassisioe, Häuptling der Ba-wanketsi.

Dass die Häuptlingsfamilien, also das edle Blut, sich nicht gerade durch edle Bildung der Gesichtszüge vor ihren Unterthanen auszeichnen, wurde schon oben erwähnt und dabei auf die hier eingefügten Portraits der Häuptlinge *Sechèli* (*Ba-kuéna*), *Gassisioe* (*Ba-wanketsi*), *Mosielélè* (*Ba-khatla*) und *Khaama* (Sohn des *Ba-mangwato*-Häuptlings *Sekhomi*) hingewiesen (pag. 125). Der edelste im Wesen unter den genannten Männern war der Letztere, und es ist bemerkenswerth, obgleich das Gesicht unschön genannt werden muss, dass bei ihm wenigstens die Stirne eine edle Bildung verräth; es steht zu vermuthen, dass in diesem Falle die mächtigen Hervorwölbungen der Stirn nicht wie sonst öfters auf dicke Schädelknochen, sondern wirklich auf eine relativ gute Ausbildung der Vorderlappen des Grosshirns zurückzuführen sind.

Ueber die im Verzeichniss der Stämme unter Nr. 12 genannten *Ba-lala* oder *Ba-kalahari* ist in Bezug auf körperliche Entwickelung als das Wichtigste das zu bemerken, dass nichts Besonderes darüber zu erwähnen ist. Es wurde schon oben betont, dass diese Eingeborenen den Namen eines Stammes eigentlich gar nicht verdienen, sondern dass sie eine unterdrückte Klasse der Bevölkerung sind, welche Mitglieder der verschiedensten Stämme unter sich zählt. Aus diesem Grunde gelang es mir auch nicht, durchgreifende charakteristische Unterschiede für sie aufzufinden, was ausdrücklich zu erwähnen ist gegenüber den tendenziösen Behauptungen mancher Autoren der Missionsparthei.

Fig. 33. Mosielélè, Häuptling der Ba-khatla.

Die Letzteren haben sich nämlich veranlasst gesehen, eine Analogie aufzustellen zwischen den *Ba-lala* und den sogenannten Buschmännern, über die im 2. Abschnitt dieses Buches gehandelt werden soll, und nennen sie desshalb wohl *Be-chuana*-Buschmänner. Der Versuch, diese Behauptung zu begründen, ist nur negativ geführt worden, indem man leugnete, dass den wirklichen Buschmännern charakteristische Merkmale zukämen, ob mit Recht, wird die Vergleichung der betreffenden Kapitel zur Genüge lehren.

Fig. 34. Khaama, Thronfolger der Ba-mangwato.

Gemäss der allgemeinen Verkommenheit und schlechten Lebensweise, welche die *Ba-lala* mit den Buschmännern in gewissem Grade gemein haben, finden sich in der Körperbeschaffenheit beider Gruppen manche Spuren derartiger Einflüsse in gleicher Weise; aber dies beschränkt sich nur auf die allgemeinsten Erscheinungen, so dass gerade eine solche Vergleichung gegen die Theorie einer ähnlichen Abzweigung der Buschmänner von den Hottentotten wie die *Ba-lala* sich von den *Be-chuana*-Stämmen abzweigten, als Beweismittel angeführt werden kann. Der Mangel und das Elend, welchem die *Ba-lala* unterworfen sind, prägt sich aus in der schwächlichen Entwickelung des Körpers, der geringeren Grösse, dürftigen Muskulatur und den aufgetriebenen Bäuchen jüngerer Individuen (Fig. 35). Aus

den stupiden, hässlichen Gesichtern leuchtet nicht nur die Noth, sondern auch die Unterdrückung überall hervor und unterscheidet sie scharf von dem freiheitsliebenden Buschmann, der nur in bewohnten Gegenden Knecht, in seiner wasserlosen Steppe aber König ist und sich als solcher fühlt[1]).

Ba-lala heisst auch nur »die Armen«, und da diese Klasse der Bevölkerung angewiesen ist, an den Gränzen der *Kalahari* zu leben, nennt man sie auch *Ba-kalahari*. Ueber die Entstehung und das Verhältniss derselben zu den übrigen *Be-chuana* wird unter dem Kapitel: Sitten, Gebräuche noch einiges zu sagen sein, charakteristische Unterschiede von denselben fehlen ihnen, wie es mit Rücksicht auf die angedeutete Zusammengehörigkeit auch nicht anders zu erwarten steht.

In dem nachfolgenden Holzschnitt Fig. 35 ist der halbwüchsige Knabe in aufrechter Stellung für den angedeuteten Habitus der *Ba-kalahari* von typischem Bau, besonders durch die eigenthümliche Gestaltung des Brustkorbes und Unterleibes. Zu demselben Stamm gehört auch die sitzende Person rechts, welche in dieser Stellung von dem gewöhnlichen Aussehen, der in Niedrigkeit lebenden *Be-chuana* kaum zu unterscheiden sein dürfte, da eben so stupide Gesichter in gleicher Weise unter den verwandten Stämmen vorkommen. Das unbekleidete Individuum mehr nach links ist ein echter *Kalahari*-Buschmann, dessen Wuchs und Haltung offenbar mehr Eleganz und Gewandtheit verräth, als die erst erwähnten Figuren. Die kauernde Person links ist ein richtiger *Mo-chuana*, dessen Intelligenz durch den Umgang mit Europäern gehoben war (er stand längere Zeit in Diensten von solchen, woher auch die halbeuropäische Kleidung stammt).

Die übrigen hierher gehörigen Holzschnitte geben mehr ethnographische als physiognomische Details und es können daher die Angaben über den Körperbau der *Be-chuana* im Vergleich zu den vorher beschriebenen Stämmen nicht so reich mit photographischen Beweisen belegt werden, wenigstens nicht hinsichtlich der Männer. Die Gruppenbilder enthalten zum grössten Theil Frauen und Kinder, und wenn auch die Frauen in ihrer nationalen Bekleidung sind, so lässt sich doch erkennen, dass der Wuchs schwächlicher und dürftiger ist als der bei den Frauen der *Zulu* oder *Xosa*. Die auffallend dünnen Waden und Unterarme sind besonders an den Kindern ersichtlich, (Fig. 36, 41), deren Glieder häufig kaum mehr menschlich erscheinen. Es leuchtet ein, dass aus solchen Kindern keine Riesen erwachsen; und dass es in der That nicht der Fall ist, dafür können auch in Figur 45 die mageren, knochigen Rücken der am Boden hockenden Männer als Beleg dienen. Man wird somit unter den *Be-chuana* noch weniger wie unter den *Ama-zulu* Modelle klassischer Schönheit finden, obgleich die Stämme, wie die weitere Betrachtung mehr und mehr ausser Zweifel stellen dürfte, sicherlich nahe verwandt sind.

---

[1]) Vergl. darüber: F., Drei Jahre in S.-A. p. 294.

An Muskelkraft und Leistungsfähigkeit stehen sie durchschnittlich den vorher beschriebenen wesentlich nach und sind daher schon seit der frühesten Zeit ein Opfer räuberischer Anfälle gewesen, durch welche sie auch mehr und mehr in unwirthliche Gegenden zurückgedrängt wurden. Diese Momente stellen einen *Circulus vitiosus* dar, aus dem sich das Hinschwinden der Stämme wie der Individuen leicht erklären lässt.

Nur ausnahmsweise regte sich in den friedliebenden Gemüthern der *Be-chuana* der kriegerische Geist, sei es dass die Noth ihnen die Waffen in die Hand drückte, sei es dass ein ungewöhnlich energischer Führer sie aus ihrer Lethargie riss, oder es vereinigte sich häufig auch Beides, indem von übermächtigen Feinden angegriffene Stämme durch einsichtsvolle Häuptlinge vor dem drohenden Untergang bewahrt und ihrerseits angreifend anderen Völkern entgegengeführt wurden. So gingen die *Ba-mantatisi Mantati*, aus dem Norden verdrängt, wie ein Gewittersturm über die mittleren Landstriche Süd-Afrika's, so suchten sich die *Ma-kololo*, dem Andrängen der *Zulu* ausweichend, neue Wohnsitze südlich vom *Zambesi*, und vertheidigten die von allen Seiten angegriffenen *Ba-suto* unter *Moshesh* mit bewaffneter Hand ihr vielumkämpftes Gebirgsland.

Der grösseren Weichheit im Charakter der *Be-chuana* entspricht auch eine bedeutendere Empfänglichkeit und Neigung für Fremdes, sowie geringere Widerstandskraft gegen äussere Einflüsse. Sie äffen gern europäische Sitten nach und haben sich leichter dazu bequemt, so weit ihnen die Möglichkeit geboten war, europäische Kleidung und wenigstens die äusseren Formen des Christenthums anzunehmen. In den Schulen der Missionare sind sie viel anstelliger als die *Xosa* und *Zulu* und zeigen einen gewissen Eifer, wenn auch wenig Talent. Die grossen Hoffnungen, welche man auf die europäische Erziehung bei den Söhnen des Häuptlings *Moshesh*, *Georg* und *Sekelo*, setzte, haben sich nicht verwirklicht; so pflegt der Erfolg aber in der Regel zu sein. Die grössere Bildung trägt hauptsächlich dazu bei, die *Be-chuana* durchtriebener zu machen, besser sind sie dadurch im Ganzen nicht geworden. Es gelingt ohne besondere Mühe, Vielen unter ihnen ein ziemlich bedeutendes Maass von Kenntnissen beizubringen, da es dem Durchschnitt keineswegs an natürlichem Verstande fehlt. Mir ist diese Begabung nie so schlagend erschienen, als hinsichtlich ihres Ortssinnes. Dass Menschen, welche von Jugend auf in Gegenden verweilen, in denen man nur durch die grösste Aufmerksamkeit sich zurecht zu finden vermag, ein scharfes Auge für ihre Umgebung bekommen, erscheint nicht wunderbar, doch reicht der Ortsinn bei ihnen weiter. Ich fand häufig Personen, welche bei den beliebten Erkundigungen über England — in ihrer Sprechweise gleichbedeutend mit Europa — genau die Richtung anzugeben wussten, in der England lag, ebenso wie sie diejenige der Capstadt, Port *Natal*, Walfish-Bay u. s. w. richtig bezeichneten, obgleich sie nie über die Inlanddistrikte hinausgekommen waren. Dass hier wirklich geographische An-

schauung vorlag, konnte ich leicht durch das Verständniss feststellen, welches sie für eine Karte von Afrika zeigten. »Dies Papier, worauf das Land geschrieben sei« galt als eine ganz besondere Merkwürdigkeit unter meinen Reiseutensilien, ich wurde häufig darum angegangen, es hervorzuholen, und nachdem ich es einmal dem mich begleitenden *Mo-chuana* explicirt hatte,

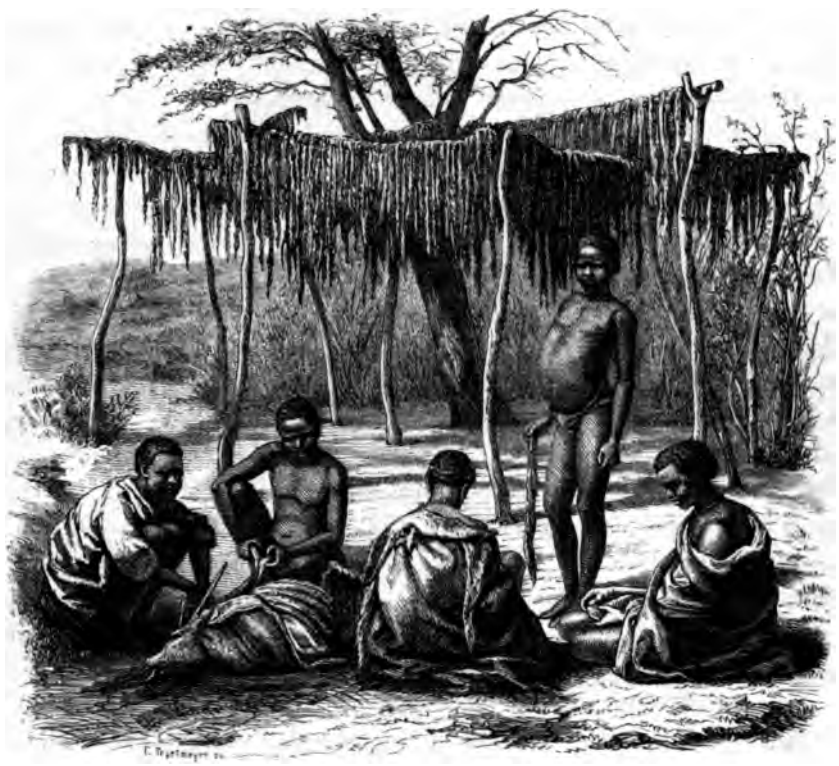


Fig. 35. Buschmänner und Ba-kalahari beim Fleischzerlegen.

übernahm es dieser, die Karte weiter zu demonstriren. Er fand sich ohne Schwierigkeit in die Verhältnisse und die Bezeichnungen, während ich mich noch aus früherer Zeit wohl erinnere, dass ich einst vergebens versucht habe, dasselbe einem alten Führer im Harz deutlich zu machen.

Wie bei den eigentlichen Kaffern ist die »*scrupulous honesty*« bei den *Be-chuana* auch da nicht zu Hause, wo der Einfluss der Civilisation noch nicht auf sie wirkte, wofür besonders eine Erfahrung bezeichnend ist, welche Lichtenstein zu machen Gelegenheit hatte. Der genannte Autor kaufte bei den *Ba-tlapi* metallene Ringe, wie sie die Männer um den Hals trugen, als Curiosität, und merkte erst zu spät, dass er denselben Ring mehrmals kaufte, indem die Helfershelfer des Verkäufers ihn hinter seinem Rücken stets wieder stahlen. Die Verschlagenheit gehört noch mehr zum Nationalcharakter als bei den früher erwähnten Völkern, ohne dass ein ebenso starkes Rechtsbewusstsein vorhanden zu sein scheint. Wie schlau sie es

verstehen, ihren materiellen Vortheil zu verfolgen, davon giebt jeder Tag, den man unter ihnen verweilt, mannigfache Beispiele; es vereinigt sich mit der Verschlagenheit aber auch eine gewisse Bonhommie, so dass man ihnen wegen der Unverschämtheit kaum böse sein kann[1]).

Neigung zu harmloser Fröhlichkeit und Geselligkeit herrscht bei den *Be-chuana* wie bei den andern *Bantu*-Völkern; stundenlanges Beisammensitzen unter Scherz und Gelächter ist eine beliebte Unterhaltung. Kommt ein Fremder hinzu, so ist er verpflichtet, alsbald auszukramen, was er irgend an Neuigkeiten mitgebracht hat, und ist er zu Ende, so sucht man auch seine Neugier zu befriedigen. Selbst bei Begegnungen auf der Reise

Fig. 36. Kinder der Ba-kuéna, zum Milchverkauf kommend.

können die Leute nicht bei einander vorbei gehen, ohne dass das Woher und Wohin die eingehendste Erörterung gefunden hätte.

Die sorglosere Gemüthsrichtung prägt sich ebenfalls in ihren Anschauungen über die zukünftigen Dinge und in der weniger düsteren Weise aus, in der sie über Zauberei denken. Wie in allen anderen Richtungen zeigt sich auch darin ihre unbedingte Zusammengehörigkeit mit den *Xosa* und *Zulu*, da die Grundanschauungen durchweg die gleichen sind, nur haben sie keine allgemeine Verbreitung. Der Gedanke, was aus ihnen nach dem Tode würde, macht den *Be-chuana* wenig Sorge, es existirt aber nach ihren Vorstellungen noch eine Klasse von überirdischen Wesen, *Ba-rimi* genannt, welche mit den Schatten der Verstorbenen zusammenhängen.

Wie bei den eigentlichen Kaffern die *Imi-shologu*, sind auch bei den *Be-chuana* die *Ba-rimi* in das System von Aberglauben verflochten, welches von dem Zauberdoctor, *Nyaka*, benutzt wird. Auch hier bezeichnet das Wort

[1]) Vergl. Drei Jahre in S.-Afr. p. 341.

»*Nyaka*« keinen Priester, sondern einen Mann, dem übernatürliche Kräfte zu Gebote stehen. Ohne solche Kräfte können sie sich überhaupt einen Doctor gar nicht denken; denn Aberglauben ist einer der mächtigsten Hebel im Gemüthe dieser Leute.

Sie glauben natürlich auch an Hexen und Zauberer, doch selten erreicht ihr Fanatismus dabei die furchtbare Höhe wie bei den *Zulu* und *Xosa*, und schreckliche Hinrichtungen wegen Zauberei sind nicht so an der Tagesordnung als bei den genannten Stämmen. Auf diese Verhältnisse wird bei Betrachtung der Sitten und Gebräuche noch einmal kurz zurück zu kommen sein.

2. Kleidung, Bewaffnung, Geräthe und Wohnungen.

Ebenso wenig wie die Betrachtung der körperlichen und geistigen Entwickelung ergiebt die Betrachtung des äusseren Menschen und seiner Umgebung, so weit er sich diese selbst gestaltet, einen ausreichenden Grund zu einer durchgreifenden Trennung der *Be-chuana* von den *Xosa*; doch lässt es sich nicht leugnen, dass manche recht bemerkenswerthe Abweichungen vorkommen. Es lässt sich daher vermuthen, dass diese Stämme, wenn auch von gleicher Abstammung, schon seit Jahrhunderten abgezweigt sind und in anderen Wohnsitzen, beeinflusst durch ihre Nachbarn, manche Eigenthümlichkeiten angenommen haben, die den eigentlichen Kaffern fehlen. Sie bilden dadurch, wie durch die bereits beschriebene Gesichtsbildung ein vermittelndes Glied, welches uns zu den central-afrikanischen und selbst nördlichen Stämmen hinüberführt. Sehr auffallend ist zunächst die Verschiedenheit hinsichtlich der Tracht. Dieselbe ist bei beiden Familien von nahezu paradiesischer Einfachheit, aber gerade in dem Ersatz für das historische Feigenblatt liegt der Unterschied. Während die *Ama-xosa* und ihre Verwandten auch ein Blatt noch für Luxus betrachten und als Bedeckung der Genitalien nur einen Ueberzug des Glans penis tragen (vergl. pag. 58), im Uebrigen aber entblösst gehen, sträubt sich das sittliche Gefühl bei den *Be-chuana* gegen einen solchen Naturzustand und die Genitalien werden sorgfältig durch eine lederne Bandage verhüllt, deren Gestalt sehr an ein Suspensorium erinnert und die auch in ähnlicher Weise umgelegt wird. Der umhüllende Theil ist nur etwas grösser und bedeckt die Organe vollständig; die zwischen den Beinen herumgezogenen Schenkelriemen werden hinten in der Kreuzgegend an dem Lendenriemen befestigt. Dies Kleidungsstück wird aus einem Fellstreifen gefertigt, dessen Haar in der Regel entfernt ist. In Gegenwart von Fremden pflegen die *Be-chuana* den Schurz

Fig. 37. Frauen und Kinder der Ba-wanketsi.

nie abzulegen und sind ängstlich besorgt, die Genitalien nicht zu entblössen, weil man dies für eine grosse Unschicklichkeit halten würde; mit demselben betrachtet sich der Mann als hinreichend bekleidet und trägt also andere Bedeckungen nur als Schutz gegen die Witterung.

Darunter ist für beide Geschlechter wieder der *Kaross* zu erwähnen, wie er bereits oben beschrieben wurde. Die wollene Decke von europäischem Fabrikat, wie sie heutigen Tages unter den *Xosa* beliebt ist, hat unter den *Be-chuana* noch wenig das nationale Kleidungsstück verdrängt, was wohl darin seinen Grund hat, dass diese Eingeborenen besonders erfahren sind in der Zubereitung von Fellen und daher leichter einen bequemen Mantel daraus herzustellen vermögen.

Der anbei eingefügte Holzschnitt (Fig. 37), sowie die weiter unten in diesem Kapitel folgenden lassen erkennen, dass der *Kaross* der Männer sich von dem der Frauen nur wenig unterscheidet; die gegerbte Seite der Haut kommt nach aussen, der obere Theil wird umgeschlagen und bildet bei den Männern einen hoch in den Nacken aufsteigenden Kragen (Taf. XVII, Fig. 1), während die Frauen den Hals frei zu tragen pflegen und den oberen umgeschlagenen Theil unter dem einen Arm durchziehen oder so drehen, dass sie wenigstens einen Arm frei haben, um einen auf dem Kopfe getragenen Gegenstand oder ein Kind auf der Hüfte halten zu können; seltener hüllen sie sich ganz ein, wie es die rechts stehende Person auf Figur 48 macht, die beim gemüthlichen Plaudern wohl auf die freie Bewegung der Arme verzichten zu dürfen glaubt. Am häufigsten kommt Ochsenhaut zur Verwendung, doch sind die daraus gefertigten Mäntel bei den Frauen unten herum nicht selten bogig ausgeschnitten und mit bunten Fellstreifen verziert, wie in der eben citirten Abbildung. Bei den Häuptlingen sind die Leopardenfälle beliebt und die Frauen der Reichen tragen wohl solche vom Silberschakal (*Canis mesomelas*) oder der rothen wilden Katze, die Männer des Volks öfters als Jagdtrophäen die Häute des Gnu und des Hartebeestes, deren Schwänze man als Zierrath hinten daran hängen lässt.

Auch anderweitiger Putz wird zuweilen angebracht, von welchem eine Art Kokarde mit dunklem Centrum und hellem Ring, besonders am *Kaross* der Frauen, von regelmässigem Vorkommen ist. Die Verzierung, deren Durchmesser etwa 8 CM. beträgt, erinnert entfernt an ein Elephantenauge, und es wird gesagt, dass nur die Frauen sich derselben bedienen dürften, deren Männer Elephanten erlegt hätten. Die Verbreitung der beschriebenen Kokarden ist aber heutigen Tages viel grösser als die der Elephanten, und es wird die Beschränkung des Tragens dabei wohl nur traditionell sein. Auf der etwas rohen Skizze, welche Moffat in seinem Werke[1]) von *Bechuana* in nationaler Tracht giebt, sind an dem *Kaross* des Mannes in der oberen Figur drei solche Kokarden zu bemerken.

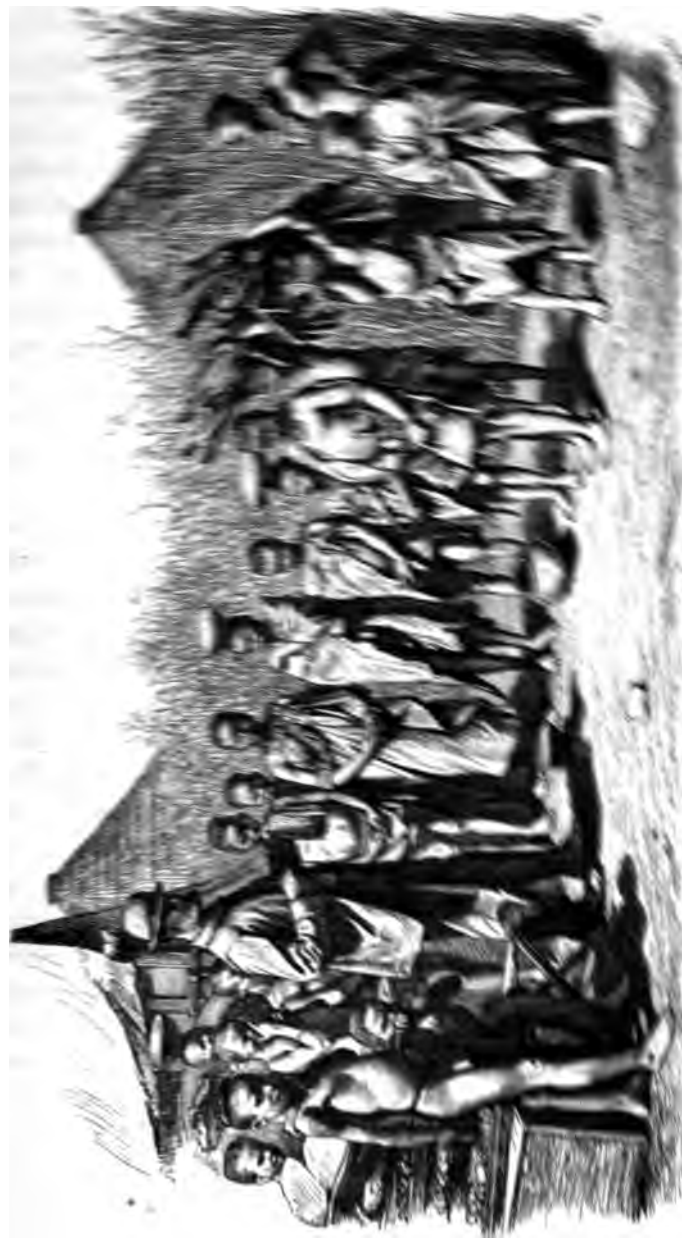
[1]) Mission. Lab. etc. in S.-Afr. pag. 502.

Auf derselben Seite, in der unteren Abbildung, erscheint auch die Kopfbedeckung der verheiratheten Frauen, welche aus einer Pelzmütze, in der Regel von dem grünlichgrauen Fell des *Mo-tlozi*-Schakals (*Megalotis capensis*), besteht, deren innerer Theil dem Kopfe anliegt, während der äussere heraufgeschlagen ist und die Haarseite zeigt.

An Stelle der bei der Tracht der Männer erwähnten Umgürtung der Lenden tragen die Frauen einen ebenfalls aus gegerbten Fellen bereiteten Schurz, welcher den mittleren Theil des Körpers bedeckt bis gegen die Knie hin, unter demselben aber einen kleineren, mit gedrehten Schnüren und Glasperlen verziert, der nur die Genitalien deckt. Die Kinder und heranwachsenden Mädchen tragen den letzteren allein sehr häufig als einziges Kleidungsstück bis zu einem Alter, in dem die Fülle und Rundung der Körperformen bereits in das günstigste Stadium getreten ist und die vollendete Entwickelung erkennen lässt. Sehr häufig sieht man auch bei den verheiratheten Frauen nur die Bekleidung der Lenden, während der obere Theil des Körpers theilweise von einem Tragetuch umhüllt ist, in welchem ein Kind seiner harten Lebensaufgabe entgegenträumt. Ein solches unglückliches Wesen befindet sich in Figur 38 auf dem Rücken der Person rechter Hand mit leicht gesenktem Kopfe, und verräth seine Gegenwart nur durch das kleine Füsschen, welches sich über der Hüfte der Mutter hervorschiebt.

In den meisten hier eingefügten Holzschnitten ist an den weiblichen Figuren der kronenförmige Haarschopf des Scheitels zu erkennen, welcher sich im Leben durch die glänzende Pomade aus Sibilo (Titaneisen mit Fett) gegen die rasirten Seitentheile des Kopfes scharf absetzt. Fig. 48, welche nach einer CHAPMAN'schen Photographie entworfen ist und Frauen der nördlichsten Stämme am See *Ngami* darstellt, zeigt Nichts davon, und es scheint also die Sitte in den genannten Gegenden keine allgemeine zu sein; im Uebrigen aber stimmt die Tracht mit der südlicherer Stämme überein.

Es gilt dies besonders von den Schmucksachen, unter welchen bei den West-*Be-chuana* die zu Strängen verflochtenen Glasperlen und Schnüre grösserer Glaskorallen das Beliebteste sind. Solche Stränge, besonders von lavendelblauer und rosa Färbung sieht man unter den Wohlhabenden sehr verbreitet und zwar werden dieselben von erwachsenen Frauen um die Fussknöchel bis gegen die Wade hinauf getragen (Fig. 37, 48), bei Kindern pflegt man sie nach Art eines Gürtels um die Hüften zu legen. Auch von den Glaskorallen sind die genannten Farben meist die beliebtesten, doch wechselt dies mit der Mode und ein heute sehr beliebter Artikel ist im nächsten Jahre nicht mehr gefragt (*tout comme chez nous!*); andererseits wechselt es nach den Stämmen, wie z. B. während meines Aufenthaltes unter ihnen die *Ba-mangwato* sich anstatt der hellblauen Glaskorallen für eine bestimmte dunkelblaue Art von kantiger Form begeistert hatten. Diese



Ausserdem tragen beide Geschlechter gewöhnlich eine Menge von Amuletten um den Hals, die Männer lange, in einen kurzen Griff gefasste Nadeln, oder besser Ahlen, in künstlich verzierten Scheiden und die Frauen

schmale Schabeisen in Form eines Spatels, welche zum Rasiren des Kopfes dienen [1]).

Bei den Ost-*Be-chuana* zieht man den Glasperlen und Korallen Metalldrähte, Kupfer, Messing oder Eisen vor, welche, einfach zu Ringen zusammengebogen, um Hals und Extremitäten getragen werden, oder man biegt sie zu Spiralen zusammen, und fügt sie um die Arme und Beine, obgleich das bedeutende Gewicht den Gang schleppend macht und häufig selbst die Haut durchreibt.

Laune und Zufall spielt in der Zusammenstellung der Zierrathen hier wie bei den früher beschriebenen Stämmen eine sehr wesentliche Rolle.

Die Waffen der *Be-chuana* könnten, für sich allein betrachtet, leicht die Vermuthung erwecken, dass man es hier mit einem ganz besonders kriegerischen Volke zu thun hätte, sieht man doch die Streitaxt, welche den sächsischen Namen im Alterthume gefürchtet machte, bei ihnen wieder auftauchen neben schrecklichen Lanzen und kurzen Dolchen, wie sie den Kampf in der Nähe zu entscheiden pflegen. Der Schein trügt aber, wie so häufig, und die genannten Stämme sind viel bewunderungswürdiger in der Herstellung der Waffen, als in der Führung derselben.

Wie überhaupt die *Be-chuana* unter den südafrikanischen *A-bantu* die geschicktesten sind und in der Industrie am höchsten stehen, so ist dies besonders hinsichtlich der Darstellung und Behandlung des Eisens der Fall. Sie verstehen es in der That, aus Raseneisenerz Roheisen darzustellen, aber natürlich nicht, wie Wood es von den *Ama-zulu* behauptet, ohne Anwendung eines Schmelzofens.

Schon Casalis [2]) hat den Process eingehend beschrieben, wie er von den Stämmen des Innern in einem grossen Theile Afrika's ausgeführt wird. Die Eingeborenen bauen einen Meiler von Kohlen auf ebener Erde oder in einer Vertiefung, von wo thönerne Röhren in radiärer Richtung nach Aussen führen, um von allen Seiten mittelst Blasebälge einen starken Luftstrom hineintreiben zu können. Wenige zerkleinerte Erzstücke, welche in der Mitte aufgehäuft sind, kommen so durch andauerndes Erhitzen allmälig zum Schmelzen und werden in ein unreines Roheisen verwandelt, welches nachher durch Hämmern und wiederholtes Erhitzen weiter gereinigt wird. Auch durch diese mühevolle Arbeit gelingt es nicht, alle fremden Bestandtheile aus dem Metall zu entfernen, und die Arbeiter verwenden daher gern europäisches Eisen, wenn sie solches erhalten können. Das durch den beschriebenen Process hergestellte Eisen hat aber wegen des häufigen Hämmerns und Umschweissens eine grosse Zähigkeit, da es eine Art rohen Damastes darstellt; eigentlicher Stahl kann wohl durch eine solche Behandlung ohne

[1]) Vergl. Casalis a. a. O. p. 140. 111.
[2]) C. a. a. O. p. 139.

Härtung des weissglühenden Metalles nicht entstehen, obgleich auch CASALIS geneigt scheint, dies anzunehmen.

Wäre das Roheisen wirklich in Stahl verwandelt, so könnten die *Be-chuana* mit ihren primitiven Hämmern, oder Steinen als solchen, keinesfalls die künstlichen Formen der Wurfspiesse herstellen, welche für ihre Industrie charakteristisch sind, da nur weiches Eisen die erforderliche Dehnbarkeit besitzt.

Die Spitze der Speere ist durchschnittlich breiter und flacher als bei denen der eigentlichen Kaffern; ausserdem geht sie meist nach hinten in zwei Fortsätze aus, welche sich etwas gegen einander krümmen (Fig. 39). Der künstlichste Theil aber ist der mit der Spitze zusammenhängende eiserne Stiel, dessen Länge 20—30 CM. beträgt. Während derselbe bei andern Stämmen glatt zu sein pflegt, zeigt er bei den *Be-chuana* Widerhaken mannigfacher Gestalt. Gewöhnlich wird der vierkantige Stiel durch seitliche Längseinschnitte in vorspringende Leisten ausgehämmert, welche der Schmid dann in einzelne Zähne zerlegt und bei der künstlichsten Form in entgegengesetzter Richtung auf und abwärts wendet (vergl. in der Figur den Speer rechts). Zuweilen finden sich auch statt der regelmässigen Reihen von Widerhaken nur einzelne (der Speer links), in welcher Gestalt die Assegai denen der *Xosa* schon sehr ähnlich wird.

Fig. 39. Be-chuana-Waffen.

Die Absicht für diese mühsame Ausarbeitung der in Rede stehenden Waffen ist offenbar das Herausziehen derselben aus der Wunde zu erschweren, was durch den Speer mit gekreuzten Widerhaken am vollständigsten erreicht sein dürfte, da derselbe weder ein Durchstossen noch ein

Zurückziehen erlaubt. Die Verbindung des Eisens mit dem Holze, sowie der Schaft selbst, ist von derjenigen bei den Wurfspiessen der übrigen *A-bantu* nicht verschieden.

Grausam, wie die beschriebenen Waffen auch in ihrer Wirkung sein müssen, so leuchtet ein, dass die Gefährlichkeit nur wenig erhöht wird, indem der durch die Schwierigkeit des Entfernens aus der Wunde in einzelnen Fällen gesteigerte Effect durch die vermehrte Unbequemlichkeit der Handhabung wohl vollständig paralysirt wird. Jedenfalls ist die Furcht vor den gezähnten Wurfspiessen der *Be-chuana* unter den Süd-Afrikanern eine sehr geringe und dieselben haben ihre Unterdrückung nicht zu hindern vermocht. Es fehlte die nervige Faust und der entschlossene Muth des wahren Kriegers, in dessen Hand die einfache Sense, die Holzaxt oder der Dreschflegel leichter zur tödtlichen Waffe wird, als das furchtbarste Mordinstrument in der Hand des Schwächlings.

In gleicher Weise gilt dies von der häufig mit grosser Emphase genannten Streitaxt der *Be-chana*. Dieselbe hat sehr verschiedene Gestalt, indem das Eisen bald dreieckig ist, bald halbmondförmig oder mit einer in der Mitte winklig vorspringenden Schneide. Der verschieden lange Stiel des Eisens trägt zuweilen Verzierungen in Gestalt von vorspringenden Ringen, die in einzelne Feldchen getheilt sind (Fig. 39 links), stets aber endigt er in einer Spitze, welche durch den Kopf einer leichten Keule gebohrt und auf der andern Seite umgebogen ist. Der Stiel der Keule bildet die Handhabe der Streitaxt und hat eine Länge von 50—80 CM. bei verhältnissmässiger Stärke, um sie leicht mit einer Hand schwingen zu können.

Gewöhnlich ist das Gesammtgewicht der Waffe kein grosses, da der eiserne Theil sehr dünn zu sein pflegt, und auch die hölzerne Keule mässig kräftig ist; man darf sich also darunter keine Lochaberaxt vorstellen, aber doch eine nicht zu verachtende Waffe, so lange sie in der Hand des rechten Mannes ruht. So erscheint es ganz einleuchtend in der von MOFFAT gegebenen Abbildung[1]), dass ein *Matabele*-Krieger im Einzelkampfe scheu vor dem mit der Streitaxt andringenden *Mo-chuana* zurückweicht, Entsetzen im Angesicht; in der Wirklichkeit aber hegen die *Matabele* die souveränste Verachtung gegen diese ihre schwächeren Nachbarn, und nicht leicht wird der Einzelne von den letzteren es wagen, es sei denn, dass er Feuerwaffen führt, dem grimmigen *U'mkonto* des *Matabele*-Kriegers zu trotzen.

Ausser der eben beschriebenen Streitaxt ist auch das eigenthümliche Dolchmesser charakteristisch für die *Be-chuana*, es wird von ihnen am häufigsten geführt und ist ein Product ihrer eigenen Industrie. Die Klinge dieses Messers ist dünn, zweischneidig, am Griff gegen 4 CM. breit und etwa 15 lang; sie zeigt die besondere mattgraue Färbung der inländischen Eisenwaaren und ist natürlich unpolirt. Die Scheide besteht aus zwei flachen

[1]) M. a. a. O. p. 533.

Holzstücken, welche mit Leder überzogen und dadurch verbunden sind; in der Nähe des oberen und unteren Endes befindet sich ein Ansatz in Form eines flachen Keiles, welcher mit dem betreffenden Theil der Scheide aus einem Stück oder doch innig damit vereinigt ist. Diese beiden Vorsprünge haben offenbar den Zweck, ein Herabrutschen der Waffe zu verhindern, wenn sich der Träger dieselbe am Arme befestigen will. Zu gleichem Zwecke sind am untersten Ende der Scheide, in Fällen, wo die hölzernen Vorsprünge fehlen, Riemchen angebracht, welche mit dem Lederüberzuge in Zusammenhang stehen (Fig. 39). Gewöhnlich tragen die *Be-chuana* die Messer nicht am Arme, obgleich dies auch vorkommt, sondern hängen sie sich um den Hals. Der mit Schnitzereien verzierte Griff derselben pflegt von einfacher Form zu sein und an beiden Enden ein etwas stärkeres Stück zu tragen, um die Lage der Waffe in der Hand zu sichern.

Schnitzereien sind bei den in Rede stehenden Eingeborenen sehr beliebte Artikel, welche von ihnen auch an die Nachbarn gelangen, und wohl häufig mit Unrecht für das industrielle Product der letzteren gelten. Solche Arbeit lässt sich sehr passend bei der Anfertigung der *Kiri's* verwerthen, die von den *Be-chuana* ebenfalls geführt werden, wie von den übrigen Stämmen. Häufig wird die Waffe von dem in den Küstenländern bereits seltenen Rhinoceroshorn gemacht, welches mit den eingeschnittenen Mustern und Figuren, sauber geglättet, einen ganz zierlichen Anblick gewähren kann (Fig. 39), freilich ohne desshalb wirksamer zu werden. Auch Bogen und Pfeile führten die Krieger zuweilen, darunter auch vergiftete; ob sie solche aber selbst fertigten, ist nicht erwiesen, die meisten wurden jedenfalls den Buschmännern des Landes abgenommen und dann mehr zur Prahlerei als zum wirklichen Gebrauch mit herumgeschleppt. In der Schlacht gegen die *Mantati* bei *Lithako* 1836 sollen die *Ba-tlapi* und *Ba-rolong* sich derselben auch gegen den Feind bedient haben, ohne indessen, nach MOFFAT's Bericht, einen wesentlichen Erfolg dadurch zu erzielen[1]).

Die obigen Angaben lehren, dass das Rüstzeug von Angriffswaffen bei den *Be-chuana* unter allen Süd-Afrikanern das vollständigste ist, doch wird sie dies nicht von dem Untergange retten können. Sie setzen bereitwilliger als irgend ein anderer Stamm alle ihre furchtbaren Mordinstrumente bei Seite und greifen nach dem Feuergewehr, wenn sie auch nur sehr mittelmässige Fertigkeit in der Handhabung erlangen. Es gilt darin von ihnen wesentlich dasselbe, was schon oben bei den *Ama-xosa* angeführt wurde, aber trotzdem schleppen sie sich ausserordentlich gern mit den wunderlichsten Schiesseisen und machen trotz der kostspieligen Munition gern Uebungsschüsse nach Wild in unerreichbare Fernen.

Moshesh hatte sogar ein uniformirtes Rifle-Corps im Felde, aber die Gleichheit der Waffen hat die Ungleichheit der Racen nicht ausgleichen

[1]) MOFFAT a. a. O. p. 359.

können, und selbst in der Ueberzahl sind sie den Colonisten unterlegen.

Als Vertheidigungswaffen führen die *Be-chuana* auch Schilde von Ochsenhaut, welche indessen von denen der *Ama-zulu* eben so stark abweichen, wie die Angriffswaffen. Die nationale Gestalt des Schildes ist nie oval, sondern verhältnissmässig breit bei geringer Länge mit seitlichen flügelförmigen Vorsprüngen. Der Umriss wechselt, ist aber meistens dem in Figur 39 abgebildeten ähnlich, zeigt also zwei Paare seitlicher Vorsprünge, zwischen denen jederseits eine tiefe Ausbuchtung bleibt; bei manchen Stämmen, z. B. den *Ba-suto*, ist diese Form nicht gebräuchlich, sondern es findet sich nur ein Paar langer seitlicher Vorsprünge am oberen Ende des kleinen Schildes, die einen Kreisbogen bilden [1]. Der Stock des Schildes trägt auch hier häufig Federputz oder Fellstreifen, doch wohl selten von der Höhe, wie es CASALIS abbildet.

Ueberhaupt sind die Angaben des genannten Autors, welcher richtiger beobachtet als portraitirt hat, nur mit Vorsicht auf die *Be-chuana* als Gesammtheit zu übertragen, da die *Ba-suto* sich den reinen Typus der Ersteren weder in ihren Personen, noch in Kleidung oder Bewaffnung bewahrt haben. Die nahe Berührung mit den fremden Stämmen der Nachbarschaft, sowie die Aufnahme fremder Elemente hat sie veranlasst, sich Manches von denselben anzueignen, was ihnen ursprünglich nicht zukam, sowie Anderes umzugestalten. Sie bilden so ein Mittelglied zwischen den eigentlichen Kaffern und den *Be-chuana* und wenn es schon, trotz mancher Verschiedenheiten, unthunlich ist, die eben genannten Gruppen selbst ganz von einander zu trennen, so erscheint dies noch viel gezwungener, wenn man gerade die *Ba-suto* bei der Vergleichung speciell in's Auge fasst.

Wie die Form des *Ba-suto*-Schildes abweicht von der nationalen, so auch die Gestalt der Assegaien, welche häufig ganz mit der bei den eigentlichen Kaffern üblichen übereinstimmt. Ebenso ist der rohe aus Eisenholz oder wilder Olive gefertigte *Kiri* häufiger als der sauber geschnitzte Rhinoceros-*Kiri*, am auffälligsten ist die Annäherung an die Kaffern aber hinsichtlich der Bauart der Wohnungen.

Die typische Hütte der *Ba-suto* ist ebenfalls von der flachen Bienenkorbgestalt, wie bei den zuvor beschriebenen Stämmen, durchschnittlich sogar gedrückter als die der *Xosa*, und der bei diesen zuweilen bemerkbare kleine Vorbau mit dem Eingang ist bei jenen noch länger und niedriger, so dass man nur kriechend in das Innere gelangen kann [2]. Luft und Licht sind daher noch mehr abgeschnitten als bei der Kafferhütte, mit welcher sie sonst ausser der allgemeinen Gestalt auch in der Bauart übereinstimmt. Der Feuerplatz gegenüber dem Eingange, die hölzernen Stützen mit daran

[1] CASALIS a. a. O. p. 142.

[2] Vergl die Abbildung in CASALIS a. a. O. p. 134.

Fig. 40. Morua-χomo (Logageng), Stadt der Ba-kuéna.

hängenden Waffen, die Geräthschaften und Geschirre im Hintergrunde finden sich in der einen wie in der andern.

Es zeigt dies sehr schlagend, wie leicht man irre gehen kann, wenn man einem einzelnen Momente zu grosse Bedeutung beizulegen geneigt ist. Nach der Bauart der Hütten zu schliessen, wären die *Ba-suto* den eigentlichen Kaffern zugehörig, aber keine *Be-chuana*, während die allgemeine Betrachtung nöthigt, sie diesen einzureihen. Daraus folgt aber wiederum, dass die verschiedene Gestalt der Wohnungen, so auffallend sie auch erscheinen mag, keinen genügenden Hinderungsgrund abgiebt, zwei Stämme, welche sonst in wesentlichen Punkten Verwandtschaft erkennen lassen, derselben Völkerfamilie einzureihen, weil solche Aeusserlichkeiten wandelbarer Natur sind und besonders leicht durch die Umgebung beeinflusst werden. Es wäre daher Unrecht, auf derartige Unterschiede hin die Zusammengehörigkeit der *Ama-zulu*, *Ama-xosa* und *Be-chuana* für unzulässig zu erklären.

Die *Be-chuana*-Hütte nämlich hat eine ganz andere Bauart, als sonst in Süd-Afrika von den Eingeborenen angewandt wird, und ähnelt durchaus dem Toqul des nördlichen Afrika.

Der zunächst in die Augen fallende Unterschied von den früher beschriebenen ist, dass man bei der *Be-chuana*-Hütte zwischen Wand und Dach zu unterscheiden hat, das letztere aber konisch zugespitzt ist. Der Grundriss ist auch hier kreisförmig und von geringem, einige Meter betragenden Durchmesser, diese Fläche wird von einer Wand begränzt, welche aus Lehm und Fachwerk besteht, in der Höhe aber noch nicht 2 Meter zu erreichen pflegt. Auf die Wand ist ein Dach gesetzt, welches aus Schilfgras gefertigt wird, das man mit Streifen roher Häute niederhält und an die Sparren befestigt; als Stütze für das Dach findet sich in der Mitte ein gerader Pfeiler von Holz, welcher bis in die Spitze hinaufreicht und um dessen obersten Theil das Dach häufig eine Art Knopf bildet. An den Seiten überragt das Dach die Hauptwand so weit, dass es sich dem Erdboden bis zur halben Mannshöhe nähert und wieder von einigen dünnen hölzernen Stützen getragen ist, welche einen schattigen Gang rings um die eigentliche Hütte abgränzen. Dieser Gang wird gewöhnlich durch einen zweiten, niedrigen Lehmwall vervollständigt, der die Zwischenräume der Pfosten ausfüllt, sich aber nur etwa $^1/_2$ Meter vom Boden erhebt. Eine Lücke dient als Eingang, welcher ein ovales Loch von weniger als Mannshöhe darstellt, so dass man auch die *Be-chuana*-Hütte nur gebückt betreten kann. Eine verschliessbare Thür, Fenster oder Rauchfänge fehlen, obgleich diese Art Wohnung gegen die der Kaffern gewiss schon einen Fortschritt erkennen lässt.

Der Feuerplatz befindet sich auch hier gegen den Eingang hin im Fussboden als flache, schüsselförmige Vertiefung mit etwas erhabenem Rande. Der Rauch muss sich seinen Weg durch den Eingang suchen und

wenn dieser, wie gewöhnlich in der Nacht, mit einem geflochtenen Deckel zugesetzt wird, so bildet sich in dem engen, dicht bewohnten Raume eine schreckliche Luft.

Gewöhnlich enthält die Hütte nur ein gemeinsames Gemach, doch findet man bei den Wohlhabenderen zuweilen eine quere oder wieder kreisförmige Wand aufgerichtet, welche den innersten Raum als Allerheiligstes ganz oder theilweise absperrt, der dann als Schlafgemach zu dienen pflegt. Um die Hütten ziehen sich Dornengehege von mehr als Mannshöhe, die entweder nur eine umgränzen, oder es stehen mehrere, die einer Familie zugehören, in derselben Umzäunung. Ist das Letztere der Fall, so wird auch der Hofraum öfters durch radiär gestellte Zäune, welche bis an die Hauptthütte heranreichen, in einzelne Abtheilungen getrennt, als Wohnungen der Frauen, als Vorrathsbehälter u. s. w. Die Zugänge sind nur schmal und unregelmässig je nach Laune gestellt, so dass durch das weitere Anlagern ähnlicher Hüttencomplexe das Ganze ein solches Labyrinth von engen Zugängen wird, dass sich der Unkundige in ihnen nur mit Mühe zurechtfindet (Figur 41 zeigt eine derartige Strasse in der *Ba-kuéna*-Stadt).

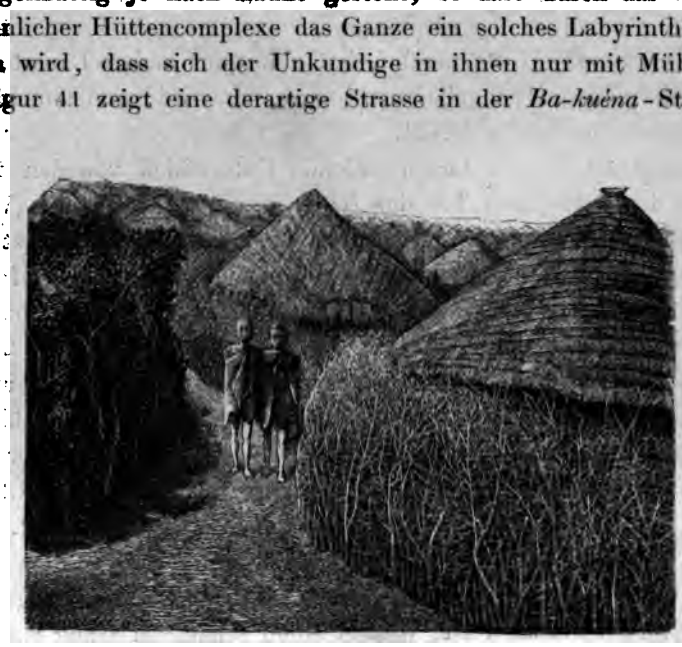


Fig. 41. Strasse einer Ba-kuéna-Stadt.

Bei den *Be-chuana* pflegt der Viehplatz von keiner so bedeutenden Ausdehnung zu sein, er bildet aber auch die Mitte des ganzen Ortes, und seine Begränzung zeichnet sich von der gewöhnlichen Hecke nur durch grössere Solidität und Dichtigkeit aus (die hintere vollständige Rundung in Fig. 40; in Fig. 49 bildet der Zaun des Viehkraales den Hintergrund des Bildes). An dieses Rundel schliesst sich ein zweites mit breiten, offenen Zugängen, der Rathsplatz (*Khotla*), welcher in Fig. 40 theilweise durch ein etwas grösseres Gebäude verdeckt wird, dessen europäische Abstammung man schon an der viereckigen Form und dem kleinen Fenster erkennen

Fig. 42. Gamoshopa, Stadt der Ba-khatla.

kann; es stellt nämlich eine Kirche dar, wie sie LIVINGSTONE diesen Stamm bauen gelehrt hatte. Er war zwar schon lange nicht mehr bei den *Ba-kuéna*, als diese ihren Wohnsitz an dem hier abgebildeten Orte aufschlugen, aber es fanden sich andere Europäer, bei denen sich die Eingeborenen Raths erholen konnten. Der Häuptling des Stammes, *Sechèli*, welcher von LIVINGSTONE in *Liteyana* veranlasst worden war, sich ein europäisches Haus zu bauen, ist in *Logageng* wieder zur nationalen Form zurückgekehrt. Die beiden etwas grösseren Hütten rechter Hand waren für ihn bestimmt.

Die Abbildung, welche von einem Hügel der Nachbarschaft photographisch aufgenommen ist, giebt einen guten Ueberblick über das Wirrsal von Dornenhecken einer *Be-chuana*-Stadt und die regellose Vertheilung der endlosen, spitzen Dächer, zwischen denen nur einzelne breitere Wege existiren, um einem Wagen den Zugang zu ermöglichen. Die *Ba-kuéna*-Stadt mochte zur Zeit meiner Anwesenheit im Orte mit den Seitentheilen, welche sich wie Vorstädte darum lagerten, wohl über 1000 Hütten betragen.

Die nächste Abbildung (Fig. 42) stellt *Gamoshopa*, den Hauptort der *Ba-khatla*, dar, doch erlaubt die grössere Ferne keinen vollen Ueberblick mehr; man erkennt aber noch die Stelle der *Khotla* an dem grossen Baum in der Mitte, in dessen Nähe sich die Hütte des Häuptlings erhebt. Charakteristisch ist in der Figur das Netz von Fussstegen, welche zu den engen Eingängen des Ortes führen, und die unregelmässigen, ebenfalls von Dornhecken eingezäunten Culturflächen im Mittelgrunde (zur Zeit waren sie abgeärndtet).

Die Vergleichung der verschiedenen, hier eingeschalteten Figuren lehrt, dass hinsichtlich der Grösse und mehr oder weniger sorgfältigen Construction der Hütten mannigfache Unterschiede vorkommen, nirgends bemerkt man aber so geräumige Gebäude, wie CAMPBELL[1] ein solches in seinem Reisewerke abbildet.

Der genannte Autor nahm es mit seinen Darstellungen nicht sehr genau [2], und da specielle Beschreibungen nicht beigefügt sind, ist es schwer, die Fehler zu übersehen. Auf der citirten Abbildung finden sich im Innern der Hütte an den Wänden und am Mittelbau rohe Thiergestalten, wie sie in der That von den *Be-chuana* zur Ausschmückung der Wände benutzt werden. Dies ist aber, ungeschickt wie die Figuren sind, der höchste Aufschwung ihrer Phantasie, meist begnügen sie sich mit weissen, rothen oder schwarzen Verzierungen, die abwechselnde Felder, Linierungen und ähn-

[1] C. a. a. O. I. p. 269.

Es scheint, dass die Verhältnisse bedeutend übertrieben sind und es ist möglich, dass überhaupt gar kein Wohnhaus vorgelegen hat, sondern nur ein überdachtes Vorrathsmagazin von Getreide, welches der eigenthümliche runde Mittelbau jedenfalls darstellen soll; es fehlt zur Wohnhütte der sonst nie vermisste Feuerplatz.

[2] Vergl. die Abbildung des Einhorn. C. a. a. O. I. p. 291.

liche einfache Zeichnungen darstellen. Solche finden sich gewöhnlich auch nur in den Hütten der Vornehmeren, besonders der Häuptlinge; dem gemeinen Mann fehlt der Sinn für dergleichen überflüssige Zierrathen.

Auch BURCHELL[1]) hat Abbildungen der *Be-chuana*-Hütte und den Grundriss einer solchen gegeben, welcher zwar sicherlich nach der Natur entworfen ist, aber ebenfalls einen grossartigeren Eindruck von dem zugehörigen Gebäude erweckt, als gewöhnlich der Fall ist.

Eigenthümlich sind den *Be-chuana* die Vorrathshütten, deren Zweck lediglich ist zum Schutze eines riesigen aus Thon gefertigten Gefässes zu dienen, in welchem das eingeärndtete Getreide aufbewahrt wird. Während die eigentlichen Kaffern ihre Vorräthe in Gruben verbergen, die meist in einem Winkel des Viehkraales angelegt sind, und über dem engen, durch einen flachen Stein verwahrten Zugang wieder mit Mist aufgefüllt werden, liegen diese Magazine bei den *Be-chuana* über der Erde und haben gewöhnlich die Gestalt von riesigen Töpfen mit enger Mündung. Je nach Bedürfniss werden diese grösser oder kleiner gemacht, die grössten verlangen schon eine geräumige Hütte als Bedachung. Ein solches Vorrathsgefäss ist der sonderbare Aufbau in der CAMPBELL'schen Abbildung vermuthlich gewesen. CASALIS'[2]) Durchschnitt einer *Ba-rolong*-Hütte, die der Wirklichkeit schon eher entspricht, enthält solchen irdenen Getreidebehälter, wie er sehr häufig vorkommt. Er bildet gleichzeitig auch andere ab, welche kugelförmige Gestalt haben und von Flechtwerk sind, solche mögen bei den *Ba-suto* wohl häufiger sein, im Allgemeinen ist den *Be-chuana* das Flechten nicht gleich geläufig wie den *Zulu* und *Xosa*.

Nebenstehende Figur giebt eine Reihe der gewöhnlichsten Geschirre, wie sie bei den *Be-chuana* in Gebrauch sind, aber auch in ähnlicher Gestalt bei den verwandten Stämmen zur Anwendung kommen. Man erkennt daraus, dass die irdenen Getreidebehälter[3]) auf Füssen stehen, was den Zweck hat, die Angriffe der weissen Ameisen, Kornwürmer und ähnlicher Räuber möglichst zu erschweren. Die obere Oeffnung wird durch Aufstülpen einer flachen, irdenen Schüssel verwahrt und der Verschluss durch Verschmieren der Ritzen noch dichter gemacht.

In ähnlicher Weise verfährt man mit den grossen Kochgefässen (in der Figur befindet sich eins im Hintergrunde links, welchem der Deckel aufgepasst ist), während die Wasser- und Biergefässe offen stehen bleiben (in der Mitte der Figur).

Löffel, Holzschüsseln, Melkeimer, Kalabassen werden von den *Be-chuana* in gleicher Weise angewendet, wie bei den eigentlichen Kaffern, die Figur kann daher in dieser Hinsicht für beide Stämme gelten. Eigen-

---

[1]) B. a. a. O. II. p. 515 »Section a. Plan of a Bachapin-House«.

[2]) C. a. a. O. p. 133.

[3]) Das grosse Gefäss im Hintergrunde stellt ein solches dar.

thümlich scheint nur unter den südafrikanischen *A-bantu* für die *Be-chuana* der Holzmörser mit der doppelten Keule zu sein, welcher zum Stampfen des halbweich gekochten Kafferkornes, oder Mais, dient. Er ist gewöhnlich

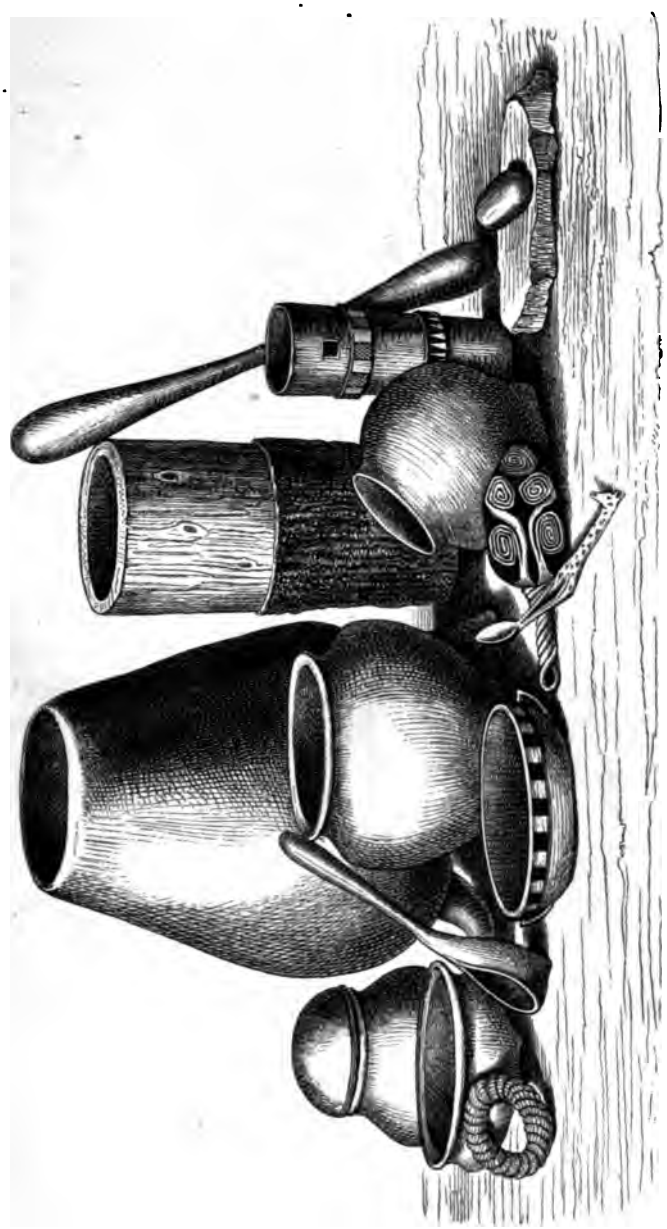


Fig. 43. Geschirre der Be-chuana.

aus einem Stück Baumstamm gefertigt, den man bis zu einer gewissen Tiefe aushöhlt; die Aussenseite wird entweder leicht bearbeitet oder bleibt wohl auch ganz roh. Handmühlen in Gestalt flacher Steine mit einem kleineren walzenförmigen finden sich hier wie bei den andern Stämmen (vergl. Fig. 43 rechts).

Dies sind die wesentlichsten Geräthschaften für das Haus, von Meubeln gebraucht der *Mo-chuana* nicht mehr wie der *Xosa* oder *Zulu*. Als Sitze dienen für gewöhnlich nur erhöhte Stellen des Fussbodens, wenige Zoll über der Lehmtenne erhaben, doch werden auch hier als Luxusmeubel kleine dreifüssige Schemelchen gefertigt, wie ein solches bereits in Figur 17 abgebildet ist. Eben so findet sich das durch ganz Afrika verbreitete hölzerne Kopfkissen mit niedrigen Füssen oder aus solidem Holz im *Be-chuana*-Lande wieder, welches wir bereits oben zu erwähnen hatten.

Die besondere Sorgfalt in der Aufbewahrung des Getreides, die mächtigen, dafür hergerichteten irdenen Gefässe (*Matlouli*) und eigens darüber construirte Hütten lassen schon darauf schliessen, dass der Ackerbau bei diesen Stämmen stärker im Schwange ist als bei den *Ama-xosa* und *Zulu*. Dessenungeachtet sind die dafür im Gebrauch befindlichen Werkzeuge keineswegs weniger primitiv als bei diesen.

Fig. 41.

Beistehende Figur stellt die Feldgeräthe der *Be-chuana* dar, darunter die ovale Hacke mit dem am Ende kolbig verdickten Stiel, das einzige Werkzeug zur Bestellung des Feldes. Daneben den patriarchalischen Wanderstab, den bereits beschriebenen Milchsack (*Le-kuka*) aus starken Häuten, in welchen auf den Viehposten die Milch gesammelt und von den Hirten nach der Wohnung des Herrn gebracht wird. Ausserdem befindet sich darauf der kleine Quersack aus dem unzertrennten Fell kleiner Säugethiere durch Abbalgen über den Hals gefertigt, der gewöhnliche Reisebegleiter eines Mannes, nicht nur dieser, sondern auch verwandter Stämme, welcher seine ganzen Reichthümer enthält, und die lederne Tasche mit blanken Knöpfen für Taback.

Damit dürften die hauptsächlichsten Stücke des Inventarium auch bei den *Be-chuana* erschöpft sein, und wir kämen nun dahin, zu untersuchen, wie sich das Leben der genannten Eingeborenen in dieser Umgebung gestaltet.

3. Sitten und Gebräuche der Be-chuana.

Die bereits angedeutete friedliche Natur des *Mo-chuana* verleugnet sich auch in seiner Lebensweise nicht. Der wilde Kriegsruf des *Xosa*, welcher wohl noch lange nicht für immer verhallt sein wird, die dichte Phalanx des unbändigen *Zulu* widerstrebt seinem weicheren Gemüth. Wenn auch diese Nation nicht ganz unkriegerisch zu nennen ist, so erscheint sie mit wenigen Ausnahmen doch in der Regel defensiv und hat nie einen bedeutenden Kriegsruhm besessen. Kleine Neckereien der Nachbarn und damit verbundene Viehräubereien kommen freilich häufig genug vor, führen aber nur selten zu bedeutendem Blutvergiessen.

Die Arbeitstheilung der Geschlechter ist im Wesentlichen ganz wie bei den *Ama-zulu*, d. h. dem Manne ziemt Krieg, Jagd und das Warten des Viehes, den Frauen die leichteren Arbeiten des Hausbaues, die Feldbestellung und die Bereitung der Nahrungsmittel. Aber diese so harte und ungalante Sitte wird nicht in gleicher Strenge durchgeführt als bei den *Zulu* und *Xosa*.

Besondere Künste in der Kriegführung lassen sich von den *Be-chuana* begreiflicher Weise nicht berichten; dagegen sind sie in der That mit der Jagd recht vertraut und geschickter darin als die zuvor Genannten. Es scheint, dass die geringere Aussicht, welche sie hatten, sich durch Beutezüge Vieh und somit Fleischnahrung zu verschaffen, in ihrem an mannigfachem Wild noch heute reichen Lande sie besonders dazu antrieb, sich der Jagd hinzugeben. Hier war es ebenso bequem als lohnend, Kesseltreiben zu veranstalten, zu welchen sich die ganze heranwachsende, männliche Jugend vereinigte, um in dem meist ebenen, aber etwas buschigem Terrain Wild einzukreisen und durch allmäliges Einengen in den Bereich der Wurfspiesse zu bringen. Zuweilen wurden hier auch jene bereits oben beschriebenen Massenschlächtereien aufgeführt, *Hopo* genannt, wo die eingeschlossenen Thiere mit Hülfe zweier nach Art eines V zusammenlaufender Dornenzäune gegen eine offene Fallgrube im Winkel des V hingetrieben werden, bis diese endlich zum Rande gefüllt ist[1].

Heut zu Tage sind diese Jagden seltener geworden und beschränken sich mehr auf kleineres Wild, dagegen hat die Einführung des Feuergewehres und der Gebrauch der Pferde der Jagd auch für die Eingeborenen einen neuen Charakter verliehen.

Die *Be-chuana* sind ebenso wenig als die übrigen südafrikanischen *A-bantu* gute Reiter und Schützen, aber ihr Eifer, den Europäern die Künste

[1] Vergl. LIVINGSTONE's Abbildung eines solchen *Hopo*.

abzulernen, deren grosse Wirkung sie zugeben mussten, brachte sie doch zu einem höheren Grad der Geschicklichkeit, als die Uebrigen bei ihrem hartnäckigen Festhalten am Alten erreichen konnten. Besonders haben sich die *Ba-suto* unter ihrem intelligenten Häuptling *Moshesh* schnell in den Besitz von Pferden gesetzt, und wenn auch im Kriege von 1856 die *Ba-suto*-Kavallerie bei einem beabsichtigten Angriff zum grossen Jubel der Boeren fast zur Hälfte die Sättel räumte, so haben sie sich doch allmälig mehr an den Gebrauch der Pferde gewöhnt.

Die *Ba-suto* jagten mit Hülfe der Pferde in den, ihren gebirgigen Wohnplätzen benachbarten Flächen, bis die unglücklichen Kriege sie zwangen, sich aus denselben zurückzuziehen.

Im unabhängigen *Be-chuana*-Gebiet, an den Gränzen der *Kalahari*, gilt das Pferd als das kostbarste Besitzthum, aber die klimatische Krankheit rafft dort diese Thiere jedes Jahr mit einer so unerbittlichen Strenge dahin, dass die beständige Erneuerung derselben zu einer Hauptquelle der Verarmung vieler Stämme geworden ist. Der Leichtsinn der Leute veranlasst sie, grosse Summen für ein gutes Jagdpferd anzulegen, obgleich sie es wahrscheinlich nur für wenig Monate am Leben halten können, es sei denn, dass es »*gezout*« (gesalzen) ist, d. h. durch einmal überstandenen Anfall immun gegen die Krankheit geworden. Solche Thiere stehen so hoch im Preise, dass nur die Häuptlinge im Stande sind, sich einen derartigen Luxus zu erlauben.

Anders verhält es sich mit Gewehren. Hierbei nöthigt die mannigfache Concurrenz den Händler, die Feuerwaffen nicht zu hoch zu halten, und je mehr er davon in die Hände der Eingeborenen liefert, um so eher kann er hoffen, dass Elephanten oder Strausse erlegt werden, deren Producte, Elfenbein und Federn, wieder in seinen Besitz gelangen können.

Andererseits liegt es auch im Interesse des Häuptlings, möglichst viel Gewehre in den Händen seiner Anhänger zu wissen, deren Jagdbeute zum Theil ihm als Prärogativ zufällt, während das Bewusstsein, über so und so viele Feuergewehre zu commandiren, ihm im Hinblick auf äussere und innere Feinde mehr Sicherheit verleiht. Die Häuptlinge kaufen daher selbst nach Möglichkeit Schiesswaffen für ihre Untergebenen, und es ist dann höchst drollig mit anzusehen, wie der glückliche Empfänger des Gewehres seine Laufbahn als Schütze beginnt, indem er sich sofort davon überzeugt, dass es auch losgeht und gehörig knallt.

Wenn wir in der Nachbarschaft einer *Be-chuana*-Stadt einige Büchsenschüsse nach der Scheibe abgaben, hatten wir sicher bald eine Menge Bewohner des Ortes um uns, welche theils durch das Interesse an dem Vorgang selbst herbeigelockt wurden, theils durch die Hoffnung, dabei Blei aufsammeln zu können, theils auch, um sich selbst an den Schiessversuchen zu betheiligen. Es ist wunderbar zu sehen, wie leichtsinnig der *Mo-chuana* mit der kostbaren Munition umgeht, die doch nur mit Mühe für ihn zu

ersetzen ist, um so mehr, als er mit anderen Dingen so haushälterisch verfährt. Wenn die Gewehre lustig knallen, kommt er in eine fröhliche Aufregung, die ihn offenbar die weise Aufsparung des kostbaren Materials vergessen lässt. So ist es die Gewohnheit der Leute, bei freudigen Gelegenheiten, besonders beim Zurückkommen von guten Freunden, die in der Fremde waren, als Begrüssung von beiden Seiten ein Pelotonfeuer los zu lassen, dessen Lebhaftigkeit proportional ist der Freude, welche die Leutchen beim Wiedersehen empfinden.

Auf der Reise begleitet den *Mo-chuana* stets die Muskete als treue Gefährtin, und wenn sich »*Polocholl*« (Wild) irgend welcher Art in der Nachbarschaft zeigt, werden meist unfruchtbare Schiessversuche darnach angestellt, so lange noch ein Körnchen Pulver in dem dafür zugerichteten Kuhhorn befindlich ist.

Der Ertrag der Jagd ist den *Be-chuana*, abgesehen von dem begehrten Fleisch und den verkäuflichen Producten, Elfenbein und Straussenfedern, auch desshalb erwünscht, weil gerade bei diesen Stämmen die Häute eine sehr ausgedehnte Verwendung finden. Sie verstehen das Präpariren derselben und die Herstellung von Fellmänteln aus ihnen besser als irgend ein andrer Stamm in Süd-Afrika. Die sehr umständliche, mühevolle Procedur, bei der auch heftige Körperbewegung unvermeidlich ist, wird mit einem Eifer und einer Energie ausgeführt, wie er den Eingeborenen bei keiner anderen Gelegenheit eigen zu sein pflegt. Die anstrengende Arbeit, an der sich bei grösseren Häuten mehrere Personen zu betheiligen pflegen, wird ihnen zu einem geselligen Vergnügen und das taktmässige Walken mittelst der Hände oder Füsse begleiten sie mit einem eigenthümlichen, einförmigen Summen, wodurch das Vergnügen wesentlich erhöht zu werden scheint. Zwischen dem mechanischen Bearbeiten werden die Felle wieder zeitweise mit adstringirenden Baumrinden behandelt oder mit Fett eingerieben, bis der gewünschte Grad von Weichheit erreicht ist.

Nun folgt erst das Zusammenfügen und Ausbessern, welches noch mühevoller ist als das Gerben, besonders wenn es sich um kostbarere Felle handelt Leopard, Silberschakal, rothe Katze. Schon beim Tödten der wilden Thiere machen die Eingeborenen in ihrer Jagdaufregung mehr Löcher in die Haut, als unumgänglich nöthig wäre, beim Abbalgen und noch mehr beim späteren Ausschaben derselben kommt auch ein oder das andere Loch hinein, sodass das gegerbte Fell mitunter starker Ausbesserung bedarf. Diese Arbeit machen die *Be-chuana* aber so sorgfältig und geschickt, indem sie die Ränder der Löcher glatt schneiden und entsprechend gefärbte Stücke einsetzen, dass von der haarigen Seite der Felle kaum etwas zu bemerken ist. Die Ränder werden genau an einander gelegt, mit den langen, dünnen Ahlen jederseits ein feines Loch vorgebohrt und dann die verbindenden Fäden, welche man durch Zerspalten der leicht getrockneten Rückensehnen verschiedener Thiere gewinnt, hindurch gezogen. Die sehr zeitraubende

Beschäftigung fällt besonders den älteren Männern zu, welche stundenlang, ohne aufzusehen, um die Felle am Boden hocken, indem jeder an einer Ecke dies Vernähen besorgt. Beistehende Figur stellt eine Gruppe solcher Arbeiter in der *Khotla* von *Logageng* dar, beschäftigt Tiger-(Leoparden-) *Karosse* für den Häuptling herzustellen.

Seltener schon sieht man die Männer mit Schnitz- oder Schmiedearbeit beschäftigt, was gewöhnlich in den Händen von einzelnen besonders Geschickten ruht. Das Warten des Viehes und Melken kommt hier wie bei den eigentlichen Kaffern den jüngeren Männern zu; an diese Beschäftigungen reiht sich das Abrichten der Ochsen zum Ziehen, Reiten oder Lasttragen, eine Verwendung derselben, welche um so häufiger wird, je ungesunder eine Gegend für Pferde ist. Den Reit- und Packochsen durchbohrt man

Fig. 45. Männer, Karosse nähend.

die knorpelige Nasenscheidewand und steckt ein kurzes Stöckchen quer hindurch, an dessen Enden die als Zügel dienenden Stricke befestigt werden. Ein dickes Schaffell dient als Sattel, auf dem der Reiter wohl weich, aber wenig sicher sitzt, da das Fell den Ochsen nur locker anhaftet und bei der Bewegung hin und her rutscht.

Damit sind die wesentlichsten Beschäftigungen der Männer erwähnt, das Uebrige fällt wiederum den Frauen anheim. Hierher gehört besonders der Aufbau der Hütte, welcher fast ausschliesslich dem weiblichen Geschlecht zur Last fällt. Hat der Mann beim Fällen, Herbeischaffen und Aufrichten der stärksten Hölzer hülfreiche Hand angelegt, so glaubt er seine Pflicht mehr als hinlänglich erfüllt zu haben. Sache der Frauen ist es alsdann, den Thon herbeizuschaffen und zu kneten, aus dem der Fussboden gemacht wird; das Fachwerk der Hauptwände aufzusetzen und mit dem zähen Lehm zu verschmieren. Sie machen auch das Dach, indem sie auf demselben

hocken und allmälig ein Büschel des Schilfgrases nach dem andern auflegen und befestigen; endlich müssen die Frauen auch das Aufrichten und Verflechten der äusseren Umzäunung besorgen, welche den kleinen Hofraum um die Hütte mit den Nebengebäuden abgränzt. Die auch bei den *Bechuana* herrschende Sitte der Polygamie vereinigt eine grössere Anzahl von Händen zu diesen Arbeiten, bei monogamischen wäre etwas Aehnliches wohl kaum durchzuführen; aber auch so leiden die Frauen unter der harten Arbeit recht erheblich.

Fig. 16. Frauen beim Zaunflechten.

Beistehende Figur zeigt mehrere Frauen bei einer solchen Arbeit beschäftigt; der Zaun ist fast vollendet und man erkennt hinter dem schmalen Eingang die Hütte mit der dunklen Veranda und der niedrigen, etwas abgerundeten Eingangsthür.

Die Beschäftigungen im Felde lasten bei den *Be-chuana* noch schwerer auf dem weiblichen Geschlecht als bei den *Xosa* und *Zulu*. Es liegt dies in dem Umstande, dass die Ersteren ihrer ganz friedlichen Natur gemäss mehr Neigung zum Ackerbau haben als die Letzteren. Man findet im *Bechuana*-Gebiet viel ausgedehntere Culturen als es sonst in den Eingeborenen-Districten der Fall zu sein pflegt und würde sicherlich noch mehr antreffen, wenn der geringe Wasservorrath des Landes nicht einen Anbau in grösserem Maasstabe untersagte.

In dieser Beziehung ist das *Ba-suto*-Land mit den Abfällen des »*Mont aux sources*« günstiger gestellt als sehr viele andere Gebiete Süd-Afrika's, und die relativ dichte Bevölkerung desselben lebte grossentheils von den Erträgen des Bodens. Casalis, welcher so lange unter den *Ba-suto* wohnte,

hat daher auch über den Ackerbau derselben reiche Notizen gegeben und seine oben citirte Venus ist mit der Hacke in der Hand abgebildet; auf einer anderen Darstellung desselben Autors [1]) arbeiten Männer und Frauen untermischt in langer Reihe, dies ist aber bei anderen Stämmen als Regel nicht im Gebrauch und erklärt sich im vorliegenden Falle wohl so, dass dem Häuptling zu leistende Frohndienste dadurch veranschaulicht werden sollen. Der Autor meint zwar, dass auch die gemeinen Leute sich gegenseitig in gleicher Weise unterstützten, aber dies dürfte kaum in umfangreichem Maasse geschehen, oder, wenn auch bei den *Ba-suto* wegen der Ausdehnung der Felder das Zugreifen der Männer mitunter nothwendig werden mag, so gilt dies doch nicht von den andern Stämmen, wo ich nie einen Mann mit der Hacke im Felde thätig gesehen habe.

Wegen des langen, elastischen Stieles ist die Hacke in der That ein recht geeignetes Werkzeug, mit dem man lange arbeiten kann, ohne zu ermüden, aber das männliche Geschlecht hält sich durchschnittlich für zu gut und das schwächere Geschlecht muss wohl oder übel die Hauptlast der Feldarbeiten tragen. Das Verfahren ist überall wesentlich gleich, d. h. der Same wird auf den, einige Zeit vorher vom Unkraut gereinigten und leicht angefrischten Boden vor den Arbeitenden ausgestreut, welche ihn alsbald, in einer Linie vorrückend, unterhacken. Es folgt nun wieder das Umzäunen der Felder mit Dornen und das mühevolle Bewachen der sprossenden Saaten, wie es schon oben (pag. 88) beschrieben wurde. Das so weit verbreitete Kafferkorn (*Sorghum caffrum*) ist auch hier die beliebteste Feldfrucht, indem der durch die Europäer eingeführte Mais erst allmälig an Verbreitung zu gewinnen beginnt, von anderen Bodenerzeugnissen aber kaum etwas allgemeinere Anwendung findet als Zuckerrohr (*Holcus saccharatus*), Kürbiss, Bohnen und Taback.

Die reifen, schon ziemlich dürren Aehren des Kafferkorns werden noch für kurze Zeit zum Trocknen aufgehängt und dann in vorläufige aus Lehm und Spreu aufgeführte Vorrathstöpfe gepackt, welche die Frauen an Ort und Stelle errichten. Diese verschieden gestalteten Magazine haben am oberen Ende eine unregelmässig viereckige Oeffnung, um durch dieselbe das Getreide hinein und heraus zu befördern; ist das Gefäss voll, so verschliesst man dasselbe, bis hinreichende Musse da ist, das Getreide nach den Hütten zu schaffen und dort weiter zu bearbeiten. Nachstehende Figur (47) zeigt abgeärndtete Felder mit den beschriebenen Vorrathstöpfen, kurz vor der neuen Bestellung im Anfang September aufgenommen. Das Feld war schon wieder gereinigt, die Steine auf bestimmte Plätze zusammengetragen, neue Dornenhecken errichtet und drei Tage nach der Aufnahme waren, als ich die Stelle wieder besuchte, auch die von der vorigen Aerndte herrührenden Magazine verschwunden.

---

[1]) C. a. a. O. p. 171.

Die von den Feldern glücklich hereingebrachten Aehrenbüschel werden von den Frauen auf festen Lehmtennen, die in den Höfen angebracht sind, ausgebreitet und die Körner mit Stöcken ausgeschlagen. Auf Figur 40 bezeichnet der helle, etwa viereckige Fleck im Hofraum des Häuptlings eine solche Tenne, deren geglättete Oberfläche das Licht stärker reflectirte als die Umgebung. Das nach dem Dreschen unter Benutzung des Windes von der Spreu gereinigte Getreide wird dann in den riesigen, sorgfältiger gearbeiteten Vorrathstöpfen bewahrt, welche sich in den Hütten befinden, oder über denen man, wie es vorzüglich bei den östlicheren Stämmen üblich zu sein scheint, besondere Hütten errichtet.

Das Zubereiten der Speisen aus dem Kafferkorn ist bei den *Be-chuana* dasselbe wie bei den eigentlichen Kaffern; man isst die gekochten Körner ganz, oder stampft sie zu einem dicken Brei in den Holzmörsern, oder sie werden auf den Handmühlen zu Grütze gemahlen. Die in Rede stehenden Stämme sind in der Zubereitung der Speisen sehr reinlich und es kostete mir nicht die geringste Ueberwindung, solche Grütze in sauberer Holzschüssel mit dicker Milch dargereicht aus den Händen einer *Mo-chuana*-Frau anzunehmen.

Auch hier wird aus dem Kafferkorn von den Frauen eine Art Bier bereitet, *Boyaloa*[1] genannt, welches sehr beliebt ist, aber durchschnittlich nicht so stark getrunken wird als bei den eigentlichen Kaffern.

Ist das Gebräu auch weniger stark, und wirkt es nur in grösseren Quantitäten berauschend, so lieben es die Eingeborenen doch sehr und versammeln sich mit vielem Behagen um die grosse irdene Bowle, aus deren gerundetem Bauch die trübe, röthlichgraue Flüssigkeit mittelst kleiner Kalabassen geschöpft und im Kreise herumgereicht wird. Bei solchen Vereinigungen sind sie ganz bei der Sache, sie sind der Gipfelpunkt ihrer geselligen Vergnügungen, und, so lange bis der Boden im Topfe erscheint, pflegen sogar die geschwätzigen Zungen weniger eilig zu plappern.

Im Allgemeinen sind die Vergnügungen der *Be-chuana* auf ein noch bescheideneres Maass beschränkt als bei den *Xosa* und *Zulu*. Ihrer sanfteren Natur nach sind die lärmenden Soireen in den Hütten, wie sie oben beschrieben wurden, weniger häufig, und auch grosse Kriegstänze, nach Art derjenigen bei den *Zulu*, kommen seltener vor. Es gehört dazu das nationale Bewusstsein einer kriegerischen Nation und die Person eines angesehenen Häuptlings als Kriegsherr, was den meisten *Be-chuana*-Stämmen bereits abgeht; Beides fand sich noch am besten bei den *Ba-suto* vertreten, wo denn auch grosse Tänze öfters ausgeführt wurden, unter anderen Stämmen vereinigte man sich meist nur bei ganz besonderen Gelegenheiten zu allge-

---

[1] Die Form: »*Outchoualla*«, wie sie sich in manchen Autoren findet, ist für das *Se-chuana* entschieden falsch. Im *Xosa* heisst es »*Utyalwa*«, ein Wort, das offenbar dem »*Boyaloa*« sehr verwandt ist.

meinen Tänzen. So führten die *Ba-rolong* bei der Anwesenheit des Prinzen ALFRED in *Bloemfontein* einen grossen Kriegstanz aus, durch die Colonisten selbst dazu bewogen, welche dem Gaste eine interessante Schaustellung bereiten wollten. Getanzt wird natürlich doch, denn die *Be-chuana* wären keine richtigen Afrikaner, wenn sie die mimischen Tänze verschmähten, welche durch den ganzen Continent verbreitet sind, doch geht es bei ihnen ohne solch imposantes kriegerisches Gepränge ab, wie es die *Ama-zulu* lieben. An Stelle desselben spielt das musikalische Element eine grössere Rolle und zwar wird die Musik erzeugt durch kleine Rohrflöten, ganz ähnlich denjenigen, welche bei uns von Kindern zum Spielzeug gefertigt werden. Dies einfache Instrument wird von den Tanzenden selbst mit grosser

Fig. 47. Abgeärndtete Felder mit den Vorrathstöpfen im Ba-kuéna-Gebiet.

Andacht geblasen und giebt in seiner einfachen Tonfolge mehr den Rhythmus als irgend welche Melodie an. Trotzdem versetzt der blosse Gedanke an ein solches »Rohr«, wie der ganze Tanz wegen der Anwendung der Rohrflöten genannt wird, die meisten *Be-chuana* in grosse Aufregung.

Musik übt überhaupt in jeder Form auf diese Stämme eine besondere Anziehung und sie haben daher auch die anderen Instrumente der Eingeborenen in Gebrauch, das weit verbreitete, auf Seite 133 beschriebene *Gubo* der Kaffern, *Tumo* im *Se-chuana*, ebenso wie ein weiter unten bei den *Koi-koin* zu beschreibendes, die *Gcurra* (*Lesiba*), welches fast von allen Stämmen angenommen worden ist.

Ausserdem benutzen sie zuweilen europäische Instrumente unter denen sie nicht die Fidel bevorzugen, welche unter den afrikanischen Sclaven in Amerika eine so grosse Rolle spielt, sondern die Zieh- und Mund-Harmonika. Es scheint, dass die getragenen, schwebenden Töne solcher Harmonika's ihrem Geschmack am meisten zusagen. Besonderes Talent verräth sich nicht bei ihren musikalischen Productionen, doch sind sie im

Stande, eine einfache Melodie aufzufassen und sie einigermassen kenntlich wiederzugeben.

Die Missionare im *Be-chuana*-Lande haben daher gewiss mit Recht der religiösen Musik in ihren Andachtsübungen einen bedeutenden Platz eingeräumt und es gelingt ihnen auch, die Eingeborenen zur Betheiligung am Gesange zu bewegen. Ich selbst hatte für längere Zeit einen *Mo-chuana* im Dienst, welcher mir mit grosser Andacht auf der Mund-Harmonika Psalmen vorblies, die er sich selbst einstudirt hatte; wenigstens erklärte er die wirre Folge von getragenen Tönen, die nur an sehr vereinzelten Stellen etwas Gesetzmässiges erkennen liessen, für solche Musik. Tanzstücke wollte er nicht spielen, indem der fromme Mann solche in seinem holländischen Jargon als »*Zatan zijn goed*« bezeichnete.

Auch die Frauen führen nächtlicher Weile nach Beendigung der schweren Tagesarbeit noch Tänze auf, wobei sie sich nach eintönigen, ge-

Fig. 48. Be-chuanafrauen beim Plaudern.

sungenen Melodien unter taktmässigem Zusammenschlagen der Hände in Reihen bewegen, während immer eine als Vortänzerin einige Schritt vor den Uebrigen ihre Pas ausführt, bis sie, ermüdet, einer andern Platz macht.

Es ist wunderbar genug, dass die Frauen, trotz ihrer gedrückten Stellung, sich noch so munter und zuweilen sogar vergnügt zeigen. Sie erscheinen gar nicht so mit Arbeit überladen, als sie wirklich sind und ihre Geschwätzigkeit haben sie gewiss unter dem Druck nicht verloren.

Gewöhnlich ziehen sie schon in Trupps, mit den grossen, bauchigen Gefässen auf dem Kopfe zum Wasser, selbst durch das Balanciren der schweren Last nicht am Schwatzen verhindert, und an Ort und Stelle sieht man sie ebenfalls gern in Gruppen zusammenstehen, die Gefässe neben sich, um die Tagesneuigkeiten auszutauschen. Figur 48 (nach einer CHAPMAN'schen Photographie) zeigt uns drei Frauen in dieser angenehmen Beschäftigung, und wäre das Ensemble nicht zu afrikanisch, so könnte man es für ein beliebtes Motiv unserer Maler, »Mägde am Brunnen«, halten.

Die Zungen sind es allein, welche gegen den auf das weibliche Geschlecht ausgeübten Druck zu rebelliren scheinen, sie allein ist es nicht gelungen zu zähmen; sind sie im Gange, zollt man gewiss der Geläufigkeit sowohl, wie der Kraft und Deutlichkeit der gewählten Ausdrücke alle Anerkennung. Die Männer pflegen sich bei solchen Scenen passiv zu verhalten, bis die Gefahr weiterer Ausschreitungen sie zwingt, den Streit durch einige freundliche Winke mit dem *Kiri* beizulegen.

Auch bei den *Be-chuana* ist Polygamie üblich, jedoch ist diese nicht so ausgedehnt im Gebrauch wie bei den *Ama-xosa*. Selbst die Häuptlinge pflegen nicht sehr viel Frauen zu haben mit Ausnahme von *Moshesh*, der allerdings auch gegen 90 besitzen soll. Es scheint sich darin die bereits betonte Hinneigung zu den Sitten ihrer östlichen Nachbarn bemerkbar zu machen, was sich auch in dem Umstand erkennen lässt, dass die Frauen der *Ba-suto*, wie bei den eigentlichen Kaffern, durch directen Kauf von dem Vater oder erbberechtigten männlichen Verwandten erworben werden. Die West-*Be-chuana* wollen nicht Wort haben, dass sie die Weiber kauften, sondern sie erwerben sie durch Geschenke, die theils an die Aeltern, theils an die Zukünftige selbst gehen und die ausser Vieh auch in Schmuckgegenständen und Dingen des täglichen Gebrauches bestehen.

Unter diesen Verhältnissen verliert die ganze Transaction den unangenehmen Charakter des Schachers, der die Frauen den Sclaven gleichstellt, die Person wird nicht wie ein Stück Vieh abgeschätzt und ihr Preis wie bei jedem andern Kauf beigetrieben; spielen doch Geschenke auch bei civilisirten Nationen eine grosse Rolle in Brautbewerbungen. Persönliche Neigungen kommen bei den *Be-chuana* offenbar mehr in Frage, und abgesehen von der schweren Arbeit stehen sie wohl alle nach der Verheirathung in höherem Ansehen als bei den *Xosa*.

Wenigstens habe ich selbst öfter Gelegenheit gehabt, im *Be-chuana*-Lande Frauen an der Seite ihrer Männer zu sehen [1], als in Kaffraria und unter den *Ama-zulu*, wenn sie es auch vermeiden, sich öffentlich zusammen zu zeigen, und in anderen Reiseberichten figuriren ebenfalls Frauen dieser Stämme mehrfach in hervorragender Weise [2]. Der Häuptling der *Ba-wanketsi*,

---

[1] Vergl.: Drei Jahre in S.-Afrika p. 304.

[2] CAMPBELL a. a. O. II. p. 138 u. Titelkupfer. BURCHELL II. p. 484 u. 494.

welcher besonders viel auf seine Lieblingsfrau, *Motuane* (Taf. XIX, Fig. 1) hielt, und mir bereitwillig gestattete, ihr Bild aufzunehmen, kam nie mit ihr zugleich zu meinem Wagen, sondern schickte sie allein.

Auch bei den *Be-chuana* pflegen die Frauen ihre besonderen Hütten zu haben, die in derselben Umzäunung mit der Wohnung des Mannes stehen, meist aber durch quere Hecken, wenigstens zum Theil, abgegränzt sind. Der Einfluss der Missionare macht sich hier schon entschiedener geltend, indem man bei den Reicheren, besonders den Häuptlingen, weibliche Personen findet[1]), welche den Rang von Frauen gar nicht beanspruchen, und nur dazu da sind, den wenigen Frauen an die Hand zu gehen, die Aermeren aber sich nicht selten mit einer Frau behelfen, die auch öfters in derselben Hütte wohnt.

Eine durch die Sitte genau charakterisirte Stellung von Concubinen, entsprechend den »*Ishweshwe*« der *Xosa* giebt es nicht bei den *Be-chuana* und wohl auch nicht bei den *Ba-suto*, obgleich Casalis wiederholentlich deren erwähnt. Er unterscheidet sie von der »grossen Frau«, meint also wohl die Frauen niedrigeren Ranges, die er nicht Concubinen nennen sollte, da er anders doch nicht logischer Weise von Polygamie sprechen kann.

Die »grosse Frau«, welche wir schon früher bei den *Xosa* eingehend zu besprechen hatten, findet sich auch bei den *Be-chuana* wieder, sie soll die erste sein, welche der Mann nimmt, es scheint aber zuweilen in Uebereinstimmung mit dem Stamm ein besonderes Abkommen darüber getroffen zu werden, welcher dieser Rang zukommt.

Die Wahl der grossen Frau ist stets eine wichtige Sache, zumal für den zukünftigen Häuptling, und da die Eingeborenen überhaupt sehr auf ihren Vortheil bedacht sind, so geht eine Verheirathung nicht ohne ein langes Hin- und Herverhandeln ab, wobei die beiderseitigen Familienältesten, unterstützt von einem zahlreichen Gefolge, ihr Interesse zu wahren suchen. Die Art des Verhandelns ist die nämliche, wie bei irgend welchen andern Geschäften, wo Jemand sich zu Anerbietungen veranlasst sieht, und diese auf ein möglichst geringes Maass beschränkt sehen will. Die Parthei, welche sich in einer derartigen Lage befindet, hier also die Familie des zukünftigen Bräutigams, erscheint wie zufällig vor der Hütte der erwählten Braut und lässt sich dort nieder, indem sie jetzt auch von der andern Seite ein Entgegenkommen erwartet, was dadurch geschieht, dass der Vater oder Vormund der Braut ebenfalls mit Gefolge erscheint und die Gekommenen begrüsst.

Es folgen nun zwischen beiden Partheien unter allerhand Winkelzügen die Verhandlungen über die in Aussicht stehende Familienverbindung, das als Brautgabe bestimmte Vieh erscheint auf der Bühne, ebenso bekrittelt

[1]) Meist aus den *Kalahari*-Stämmen, den sogenannten »*Vaalpenz*« genommen.

von der Parthei des Mädchens wie gelobt von der anderen Seite, und verschwindet wieder, wenn keine Vereinigung zu erzielen ist; anderenfalls wird es entgegengenommen und damit die Zustimmung zur Hochzeit gegeben.

Die glücklich arrangirte Verheirathung ist wie ein anderes erfolgreiches Geschäft stets ein hinreichender Grund zu festlichen Gelagen wie sie der geselligen Natur der Eingeborenen so sehr zusagen, von eigentlichen Hochzeitsfeierlichkeiten als solchen mit besonderen Ceremonien kann man wohl nicht sprechen.

Wie Wood bei den *Ama-zulu*, beschreibt auch Casalis bei den *Basuto*[1]) in umständlicher Weise solche Ceremonien, da aber die ausführlichen Werke von Moffat, Campbell, Burchell und andere nichts Aehnliches enthalten, und ich auch selbst Nichts davon gesehen habe, so ist wohl anzunehmen, dass die Beschreibung etwas herausgeputzt ist.

Die geringere Zahl der Frauen macht bei den *Be-chuana* das Abhängigkeitsverhältniss der Häuser nicht so complicirt als bei den *Xosa*. Ausser dem Hause der grossen Frau rangiren die übrigen wesentlich gleich in ihrer Unterordnung unter jenes, aus welchem bei Häuptlingsfamilien der Thronfolger genommen wird. Die Erbfolge ist dieselbe wie bei den *Ama-xosa*.

Auch hier gründet sich das ganze öffentliche Leben auf die Familie. Das Oberhaupt der Familie übt seine patriarchalische Gewalt über alle übrigen Mitglieder aus, die Familien jeder Gemeinde stehen unter einem Manne von höherem Ansehen, der *Monemotse* genannt wird, alle diese wieder unter dem Oberhaupt des ganzen Stammes, der seine Autorität unumschränkt geltend machen kann. Er thut dies aber immer auf seine Gefahr; denn erbittert er seine Unterthanen zu sehr, so erwächst ihm ein Nebenbuhler für die höchste Gewalt aus seiner eigenen Familie. Die Stimme der angesehensten Männer des Stammes (die »*Ba-tala*«, entsprechend den *Ama-pakati* der Kaffern) ist stets für ihn von grosser Wichtigkeit, wenn er auch in dem einen oder anderen Falle ihnen zu trotzen wagt.

Zur Erledigung aller wichtigen Regierungsangelegenheiten dient der Rathsplatz, die *Khotla*, wo der Häuptling sich täglich für einige Zeit aufzuhalten hat, um den Bitten oder Klagen jedes Einzelnen seiner Unterthanen zugänglich zu sein. Es brennt hier gewöhnlich den grössten Theil des Tages und der Nacht über ein kleines Feuer, um welches sich stets einige vom Gefolge des Häuptlings aufhalten, um ihn beim Eintreffen wichtiger Meldungen oder Fremder sofort zu benachrichtigen. Er erscheint dann eventuell selbst, um sie zu begrüssen und nach ihrem Begehren zu fragen; der Austausch der Neuigkeiten, eine Bewirthung mit *Boyaloa* oder *A-mashi* (dicker Milch) schliesst sich unmittelbar an und es werden wohl auch Geschenke ausgetauscht.

---

[1]) A. a. O. p. 207.

In den Mittagsstunden ist die *Khotla* am einsamsten, meist höchstens ein paar jüngere Leute, im Sande ausgestreckt, dort ihre Siesta halten, aber beim Sinken der Sonne gewinnt der Platz neues Leben. Dann gruppiren sich gewöhnlich eine Menge Leute aus allen Theilen seines Gebietes um den Häuptling, in dessen unmittelbarer Nähe sich die angesehensten Stützen seines Thrones niederlassen. Es werden alle besonders Rechtsfragen erledigt, deren Verhandlung in ähnlicher Weise vor sich geht, wie bei den *Xosa* beschrieben wurde; auch hier wird, nachdem die Parteien das Für und Wider einer Sache mit aller Gemächlichkeit erörtert haben, vom Häuptling die Entscheidung ausgesprochen, von welcher es keine Appellation giebt, und die Entschädigung oder Strafe besteht als Regel in der Erstattung von so und so viel Stück Vieh, von welchen ein Theil dem Häuptling zukommt. Es fehlt aber nicht an Beispielen, dass gewaltthätige Despoten mitunter wegen kleinerer Vergehen selbst die Todesstrafe verhängten.

Auch bei dem scheinbar so friedfertigen *Be-chuana* kommt die innewohnende Barbarei zuweilen plötzlich zu Tage, und Moffat hatte wohl Recht, wenn er darauf hinwies, man möge nicht zu viel auf die glatte Aussenseite vertrauen, wie es Lichtenstein z. B. gethan hat. Das Menschenleben gilt bei den Eingeborenen unendlich wenig und es kostet daher dem Häuptling nicht die geringste Ueberwindung, eine Anzahl seiner Unterthanen, sei es wegen eines kleinen Diebstahls, einer Vernachlässigung seines Viehes, wodurch vielleicht ein Stück verloren gegangen ist, oder selbst auf einen thörichten Verdacht hin einem grausamen Tode zu überantworten. So liess der Vater des Häuptlings *Gasasiee* mehrere Personen wegen Diebstahls von einem steilen Felsen in der Nachbarschaft von *Khanije* herabstürzen, und der *Ba-mangwato*-Häuptling *Sekhomi* vernichtete unter beliebigem Vorwande angesehene Führer einer Parthei, die er sich feindlich wusste. Wohl Jeder, der länger unter den *Be-chuana* weilte, hat dies plötzliche Hervorbrechen von Barbarei durch die Decke von Gutmüthigkeit beobachtet, welche sonst diesen Eingeborenen eigenthümlich ist[1]

Der umstehende Holzschnitt, den *Ba-wanketsi*-Häuptling in der *Khotla* von *Khanije* darstellend, wie er, den Kopf in die Hand gestützt vor sich hinstarrt, während sein Gefolge in den möglichst bequemen Stellungen um ihn lagert, zeigt diese Leute in ihrer behaglichen Stimmung, wo man recht gut mit ihnen verhandeln kann. Der Häuptling und ein Bruder von ihm sassen auf Schemeln, für mich als Europäer war ein Stuhl mit Lehne hingestellt.

Weder hier noch bei den anderen Stämmen hatte ich mich über das Benehmen der Leute gegen mich zu beschweren, wozu wohl der Umstand viel beitrug, dass ich ihnen in meiner Eigenschaft als Doctor bekannt war.

[1] Moffat a. a. O. p. 361.

Dies führt uns hinüber zu dem System von Aberglauben, welches wir bei den *Be-chuana* in ähnlicher Weise entwickelt finden als bei den *Amaxosa* und *Zulu*.

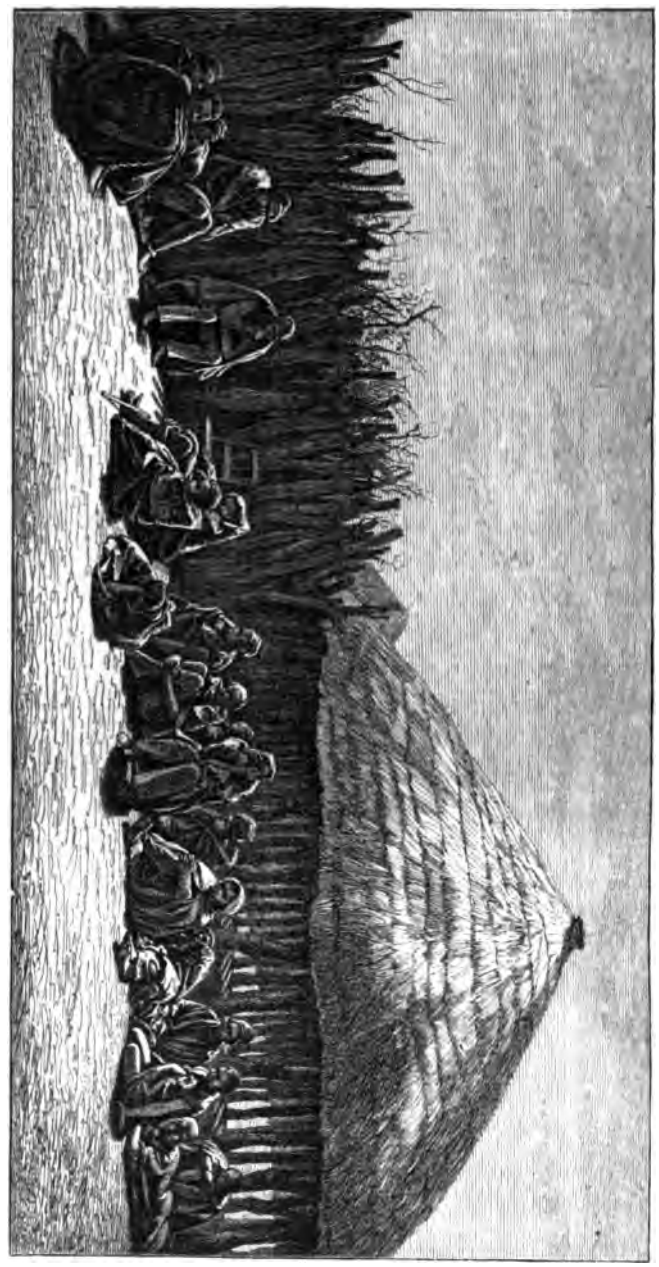


Fig. 49. Der Ba-wanketsi-Häuptling und sein Gefolge in der Khotla von Khamjé.

Nächst den Häuptlingen sind unter den hier in Rede stehenden Stämmen die Doctoren die einflussreichsten Personen. Erweckte es schon bei den *Xosa* falsche Vorstellungen solche Männer »Priester« zu nennen, so ist

es hier noch viel weniger zulässig. Ich glaube diese Behauptung um so schärfer hinstellen zu können, als ich eine so namhafte Autorität wie MOFFAT dabei auf meiner Seite habe. Ein »*Nyaka*« der *Be-chuana* ist ein richtiger Zauberdoctor; denn um den Namen eines Priesters zu verdienen, müsste doch eine Idee der Gottheit im Volke vorhanden sein, deren Cultus er dient. Dass eine solche unter diesen Eingeborenen fehlt, kann selbst CASALIS nicht umhin anzuerkennen, wenn er auch aus den abergläubischen Gebräuchen schliessen zu müssen glaubt, dieselbe sei nur verloren gegangen[1]. Am sachlichsten und genausten wird hinsichtlich der *Be-chuana* dieser Punkt von MOFFAT behandelt, welcher ausser dem bereits oben p. 98 angeführten Ausspruche des Missionars VAN DER KEMP einen anderen von CAMPBELL herrührenden citirt, wodurch es ausser Zweifel gestellt wird, dass auch dieser die Ansicht vollständig theilte[2].

Der erfahrene Missionar weist nach, dass der »*Mo-rimo*«, welcher von unkundigen Leuten immer wieder herbeigezogen wird, um den Eingeborenen die Idee der Gottheit zu vindiciren, in der Meinung der Leute ursprünglich Nichts gewesen ist, als eine Art Kobold *bugbear* der Zauberdoctoren, ein kleines übelwollendes Ding, welches Unfug trieb, das aber weder mit göttlicher Macht ausgestattet, noch als von Uranfang bestehend gedacht wurde, sondern mit den Menschen und Thieren zugleich aus einer Höhle in dem *Ba-koni*-Lande hervorging und seitdem existirt. Die Fussspuren des *Morimo*, sowie der gleichzeitig erschienenen Menschen sollen noch an Ort und Stelle zu sehen sein.

Es ist auch unverträglich mit dem Geist des *Se-chuana* »*Mo-rimo*« mit »der Himmlische« zu übersetzen, da dies »*Mo-gorimo*« (*Le-gorimo* = Himmel) heissen müsste. MOFFAT führt gleichzeitig an, was mir ebenfalls bekannt geworden ist, dass bei manchen Stämmen der Plural obigen Wortes, *Ba-rimo*, gleichbedeutend ist mit »*Liriti*« die Schatten der Verstorbenen; es finden sich also im *Se-chuana* zwei Wörter, welche sich ähnlich zu einander verhalten wie im *Zulu* »*Isi-tunzi*«, die Schatten, zu »*Ama-hlozi*«, die Geister der Verstorbenen.

In wie weit darin die Stämme sich gegenseitig beeinflusst haben, lässt sich schwer feststellen, man darf aber behaupten, dass die *Be-chuana* sich noch weniger Ideen über eine Fortdauer nach dem Tode und überirdische

---

[1] C. a. a. O. p. 251. »Ces peuples avaient entièrement perdu l'idée d'un Dieu créateur«.

[2] CAMPBELL's Antwort auf MOFFAT's Frage Wie er über die Religiosität der *Be-chuana* dächte? soll gelautet haben: »A, sir, the people in England would not believe that men could become like pigs, eating acorns unter the tree, without being capable of looking up to see from whence they came. People who have had the Christian lullaby sung over their cradles, and sipped the knowledge of Divine things with their mothers milk, think all men must see as they do«.

Vergl. MOFFAT a. a. O. p. 266

Dinge gemacht haben als die *Zulu*. Ein Verstorbener ist ihnen ein Gegenstand der Furcht, sie lassen ihn daher mit den unheimlichen *Ba-rimo*, in denen wenigstens ein Theil der Stämme die Schatten der Abgeschiedenen erkennt, in Beziehung treten und antworten, wenn man frägt, was aus den Menschen nach dem Tode würde? »*Ba-rimo*«. Dass damit gesagt sein sollte, die Menschen gingen nach dem Tode zum *Mo-rimo*, als einem persönlichen Wesen, oder gen Himmel, wird Niemand behaupten, der die einschlägigen Verhältnisse einigermassen kennt.

So bringen es die Eingeborenen auch mit den *Ba-rimo* (dem »bösen Ding« unserer Ammenmärchen) in Verbindung, wenn Jemand von unerklärlichen Krankheiten, besonders Geistesstörungen, befallen wird.

Als MOFFAT in das Land kam, hörte er niemals etwas davon, dass der *Mo-rimo* Gutes thue, oder auch nur fähig sei, dies zu thun, und ich glaube daher, man muss ihm beipflichten, wenn er es dem Einfluss der Missionare zuschreibt, dass neuere Nachforschungen hier und da die Ansicht auffinden lassen, der *Mo-rimo* könne den Menschen auch nützen. Unedel und niedrig, wie die Vorstellungen der *Be-chuana* von dem *Mo-rimo* waren, so hielten es die frommen Herren doch für geeigneter, an etwas Bestehendes anzuknüpfen, als den Versuch zu wagen, eine ganz neue Idee in den Geist ihrer Zuhörer zu verpflanzen. Es war hier die weitere Fortbildung und Veredlung der nationalen Anschauungen möglich, weil sich kein so ausgeprägter, allgemein verbreiteter Cultus der abgeschiedenen Geister mit dem Namen der *Ba-rimo* verband und ihnen selbst der Singular »*Morimo*«, obgleich zuweilen im Hocuspocus der Zauberdoctoren und Regenmacher auftauchend, keineswegs eine sehr bestimmte Vorstellung erweckte [1]).

An Aberglauben und abergläubischen Gebräuchen ist auch bei diesen Stämmen kein Mangel, obgleich der religiöse Charakter dabei noch mehr zurücktritt als bei den *Xosa*, und es lehrt dies zugleich, wie wenig ein solcher erforderlich ist. Zwar spielen die Vorfahren auch bei ihnen eine gewisse Rolle, es wird ihrer gedacht, die Leute schwören bei ihrem Namen, aber ohne von der persönlichen Fortdauer derselben positiv überzeugt zu sein, man ruft sie nicht in so feierlicher Weise an und bringt ihnen keine eigentlichen Opfer.

Selbst bei den *Ba-suto*, welche auch in diesem Punkte etwas durch ihre Nachbarn beeinflusst scheinen, kommen zwar Anrufungen der Ahnen vor, wie CASALIS [2]) bezeugt, doch haben sie ihren Anschauungen über die Unsterblichkeit der Seele keineswegs eine bestimmte, consequent durch-

---

[1]) Vergl. MOFFAT a. a. O. p. 267.

[2]) CASALIS a. a. O. p. 257. Dire d'une manière absolue qu'ils croient à l'existence, à l'immortalité de l'âme serait peut-être faire usage d'expressions d'une trop grande portée. Ils n'ont pas donné à leurs idées, là-dessus, la forme arrêtée et rigoreuse d'un dogme.

dachte Form gegeben. Bei den westlichen Stämmen sind mir keine solche Gebete zu den Geistern der Verstorbenen bekannt geworden und auch MOFFAT bestreitet sie, indem er gleichzeitig den religiösen Charakter der Ceremonien in Abrede stellt, wobei Vieh in besonderer Weise geschlachtet wird, und die häufig als Opfer beschrieben werden.

Die verhältnissmässig grosse Trockenheit der *Be-chuana*-Gebiete macht diesen Eingeborenen den Regen zu einer noch grösseren Wohlthat als den meisten Uebrigen. Viel Regen ist ihnen gleichbedeutend mit Reichthum und Wohlleben; denn Vieh und Aecker gedeihen unter demselben in herrlichster Weise; ein Zuviel giebt es darin nicht für die inneren Landstriche. Daher ist ihnen der Ausdruck »*Pula*« (Regen) ein so wichtiges, bei den verschiedensten Gelegenheiten angewandtes Schlagwort, und zugleich unter den Zauberdoctoren diejenigen, welche auf die Wolken Einfluss zu haben vorgeben, die einflussreichsten Personen. Bei den mannigfachen, von den verschlagenen Betrügern ersonnenen Ceremonien, um die himmlische Feuchtigkeit auf die verdorrten Felder herabzubeschwören, kommen stets Tödtungen von Vieh vor, aber nicht als Darbringungen für ein höheres Wesen, das Einfluss auf die Wolken ausübte und günstig gestimmt werden sollte, sondern vorgeblich um den Körpern der getödteten Thiere bald dieses, bald jenes für die Beschwörung nöthige Organ zu entnehmen, in Wahrheit aber, weil der Regendoctor gemächlich von dem ihm überlassenen Fleische leben will. Für die Spender, die sich einen Theil ihres werthvollsten Besitzthums von der Seele reissen, bekommen die abenteuerlichen Unternehmungen des Betrügers dadurch eine grössere Bedeutung und traurige Wichtigkeit, wie es gerade für jenen erwünscht ist. Die Leute ersticken ihren Gram durch die Hoffnung auf baldigen Ersatz vermöge der erhöhten Fruchtbarkeit des Landes, und verfolgen mit ängstlicher Spannung, aber auch mit unglaublicher Einfalt die Winkelzüge und Ausflüchte des Regendoctors. Hier wie bei den vorher beschriebenen Stämmen handelt es sich stets darum, die Geduld der Leute möglichst hinzuhalten, und schlägt dies fehl, so wendet sich der Grimm und die Rache unerbittlich gegen den vom Glück verlassenen Regenmacher. Es zeigt sich auch darin, wie wenig der priesterliche Charakter auf solche Zauberdoctoren passen will, da keine Spur einer gewissen Verehrung oder selbst Achtung für sie im Volke lebt, wie es die Träger einer göttlichen Idee wohl ausnahmslos auch bei den wildesten Völkern finden. So lange sie glücklich sind, werden sie respectirt, man fürchtet und hasst sie aber gleichzeitig, sowohl wegen der abergläubischen Vorstellungen von ihrer Macht zu schaden, als auch wegen des Einflusses, den sie durch ihren Hocuspocus auf das ganze Volk haben.

MOFFAT hat während seines vieljährigen Aufenthaltes unter den *Bechuana* reiche Erfahrungen darüber gesammelt und erzählt in dem bereits mehrfach citirten Werke die Laufbahn eines solchen Regenmachers in sehr

eingehender Weise[1]). Als ich selbst bei den *Ba-kuéna* behufs photographischer Aufnahmen mit der Camera auf den benachbarten Bergen herumstieg, kam ein Händler auf den Einfall, den Leuten vorzuerzählen, ich mache Regen, und als darauf wirklich einige Tropfen Regen fielen, glaubten die Leute sofort, es wäre dies meinem Einfluss zuzuschreiben.

Auch an Zaubermedizinen und sympathetische Mittel der mannigfachsten Art glauben diese Stämme wie die übrigen *A-bantu* mit grosser Andacht, ohne dass sich die Anwendung derselben immer mit der Person des Doctors verknüpfen müsste. So tragen die Leute aus dem Volke vielfach ihre Zauberwürfel (*Litaala*) bei sich, wie dieselben bereits oben (pag. 105) beschrieben wurden, um verborgene Dinge zu erforschen, so kauen sie an bestimmten Wurzelstückchen oder Hölzern, um sich gegen üble Einflüsse zu schützen und Aehnliches mehr.

Besondere Erwähnung verdient noch eine abergläubische Sitte, deren Bedeutung unter den *A-bantu* fast vollständig verloren gegangen scheint; deren Spuren aber besonders dauernd sind. Ich meine nämlich die eigenthümliche Gewohnheit, welche unter den *Koi-koin* (*Heitsi-Eibib*-Gräber) von grosser Verbreitung ist, an bestimmten Stellen am Wege Steine zusammen zu häufen, indem jeder Vorübergehende einen zu der Masse hinzufügt; solche Steinhaufen sieht man öfters auch in den *A-bantu*-Ländern, aber es gelingt in der Regel nicht, über die Bedeutung der Sitte von diesen Eingeborenen etwas zu erfahren. Casalis, der mit grossem Fleiss eine Menge der abergläubischen Gebräuche zusammengestellt hat, giebt eine Erklärung für das Zusammenhäufen der Steine, welche in Ermangelung einer besseren anzunehmen sein dürfte. Er führt nämlich an, dass die Wanderer durch das Hinzufügen eines Steines, auf welchen sie vorher spucken, zu dem Haufen am Wege, sich in der gastlichen Hütte, welcher sie zustreben, eine gute Aufnahme zu sichern glauben[2]). Es dürfte schwer sein, in dieser Handlung irgend eine Beziehung zu demjenigen aufzufinden, was sie bewirken soll, der Eingeborene beruhigt sich aber dabei, auch wenn er keinen Grund für seine Handlungsweise angeben kann, er macht gedankenlos das nach, was er von Anderen gesehen hat[3]).

Casalis bemüht sich, bei einer grossen Zahl von abergläubischen Gebräuchen den symbolischen Charakter festzustellen, ob mit Recht, möchte ich dahin gestellt sein lassen; jedenfalls müssen die *Ba-suto* die übrigen

---

[1]) A. a. O. p. 305.

[2]) Casalis a. a. O. p. 288.

[3]) Vielleicht haben die *A-bantu*-Völker es nur von den *Koi-koin*, wo die Sitte ihre volle Bedeutung behalten hat, angenommen, wie auch andere abergläubische Gebräuche sich weit über ihre ursprünglichen Gränzen verbreitet haben. Ich glaube man geht zu weit, wenn das Vorkommen solcher Steinhaufen in einer bestimmten Gegend als ein Beweis betrachtet wird, sie sei einst von Hottentottenstämmen bewohnt gewesen, da doch sicher erwiesen ist, dass die *A-bantu* dieselbe Sitte befolgen, wenn auch, ohne sich viel dabei zu denken.

Be-chuana darin übertreffen. Nach seinen Angaben bringen sie, wie die *Xosa*, den Geistern der Verstorbenen wirkliche Opfer dar, wobei sehr umständliche Ceremonien vorkommen, und er sieht auch in den Anschauungen der Eingeborenen über Verunreinigung und die Anwendung von Zaubermitteln zur Reinigung religiöse Beziehungen. Der Gedanke, dass die Berührung von Todten und Sterbenden, sowie Alles, was mit dem Tode zusammenhängt, verunreinige, findet sich auch bei den *Be-chuana* und sie unterwerfen sich, wenn sie einen Leichnam angefasst, ein Grab gegraben haben, oder wenn sie auch nur nahe Verwandte des Verstorbenen sind, bestimmten Abwaschungen, nehmen neue Gewänder und scheeren das Haar, oder reinigen sich durch den Rauch eines Feuers, in welches Zaubermittel geworfen sind. Selbst die aus dem Felde zurückgekehrten Krieger waschen sich und ihre Waffen in feierlicher Weise. Hierbei ist die Vorstellung einer Reinigung gar nicht zurück zu weisen, ebensowenig wie bei der Entsühnung eines vom Blitz getroffenen Ortes, es ist aber Unrecht, jede beliebige Anwendung eines Zaubermittels als »Opfer oder Reinigung« zu bezeichnen und ihr einen religiösen Charakter zu vindiciren. Casalis hält es für eins von beiden, wenn die Eingeborenen bestimmte Geheimmittel anwenden, um schädliche Einflüsse von einer neu errichteten Stadt, von der frisch emporsprossenden Saat abzuwenden, als wenn der jungfräuliche Boden oder das neue Grün unrein erscheinen könnte; ferner, wenn bestimmte Medizinen die eigenen Krieger muthig und siegreich, den Feind verzagt und schwach machen sollen, wenn durch andere wiederum das Vieh vor Schaden bewahrt und fruchtbar gemacht wird, ohne näher anzugeben, wie er sich den behaupteten Zusammenhang denkt[1].

Viel mehr als »Reinigen« würde in den meisten Fällen der Ausdruck »Feien« für diese Gebräuche passen. Wie die Krieger gefeit werden sollen gegen die feindlichen Waffen, so auch die Saaten gegen die Ueberfälle der mannigfachen Räuber, besonders der Heuschrecken, gegen schädliche Witterungseinflüsse u. s. w. Zu solchem Zwecke zündet man in den Feldern kleine Feuer an, wohinein allerhand wunderliche Ingredienzien geworfen werden, und schreibt dem Rauche, welcher sich über das Getreide verbreitet, die feiende Wirkung zu. Dieses Ausräuchern der Felder, *Meseletse* genannt, ist ganz allgemein verbreitet und gilt als unerlässlich, wenn man eine gute Aerndte erwarten will.

Hierbei ist überall das Zaubermittel (*Molèmo*) als solches die Hauptmacht, an die der *Mo-chuana* glaubt und die er fürchtet, die Geister spielen im Vergleich damit eine untergeordnete Rolle. Als Regel verbindet sich mit demselben weder ein religiöser Gedanke, noch überhaupt einer, es entspricht dem Charakter des *Molèmo*, dass es hilft durch die räthselhafte eigene Kraft ohne Einfluss einer höheren Macht. Der Aberglaube wählt

[1] Casalis a. a. O. p. 272

daher mit Vorliebe absonderliche Dinge, die schwierig zu beschaffen sind, ohne auf bekannte, den Substanzen inne wohnende Kräfte zu rechnen; auch die Krankheiten werden mit *Molèmo* kurirt, die Eingeborenen nehmen aber doch sehr gern »des weissen Mannes Medizin«, obgleich der grösste Theil derselben unter die Klasse von Stoffen gehört, welche sie als »*Palias*« (Gift) bezeichnen und in den Händen ihrer Stammesgenossen ganz besonders fürchten. Schon das blosse Führen von *Palias* irgend welcher Art gilt als ein todeswürdiges Verbrechen und unsere Materia medica würde sich unter diesen Umständen schwer bei ihnen Eingang verschaffen.

Ein kräftiges Zaubermittel steht in ihrem Glauben über dem Gift und muss dasselbe unschädlich machen können, sei es, dass ein solches die Wirkung des bereits genommenen aufhebt oder als Palliativ vorher genommen wird. So verlangte der *Ba-wanketsi*-Häuptling von mir, obgleich ich erst kurze Zeit im Orte verweilte, heimlich *Molèmo*, das ihn giftfest machen sollte, da er fürchtete, die eigenen Stammesgenossen möchten ihm *Palias* beibringen: er traute also dem fremden Manne mehr als seinen eigenen Unterthanen.

Bei dem starken Glauben, welchen die Eingeborenen in ihre Zaubermittel setzen, ist es begreiflich, dass sie sich auf jede Weise solche zu verschaffen suchen und sie sorgfältig aufbewahren; besonders werden die Häuptlinge darnach streben, mit *Molèmo* gut versehen zu sein und sie verwahren dies wohl auf eine auch sonst häufig angewendete Art in einem Kuhhorn. Ein derartiges Horn beschreibt Casalis sehr ausführlich nach seiner äusseren Beschaffenheit, wie nach dem Inhalt und nennt es mit Rücksicht auf seine Reinigungsidee »*Corne lustrale*«[1], was ich aus den oben angeführten Gründen für unzulässig halten muss.

Die Meinung der Leute, dass ein Häuptling im Besitz starker Zaubermittel sei, ist ein Schutz für ihn selbst gegen Angriffe feindseliger Nachbarn. So trug z. B. der von Livingstone bekehrte *Ba-kuéna*-Häuptling *Sechèli* mir eine Botschaft auf an das Oberhaupt der *Ba-mangwato*, *Sekhomi*, mit welchem er auf dem Kriegsfusse stand, des Inhalts: Wenn *Sekhomi* ihn angreifen wolle, möge er kommen, er würde sich zu vertheidigen wissen, dass aber die *Ba-kuéna* die *Ba-mangwato* nicht in ihrem eigenen Lande bekriegten, unterbliebe, weil *Sechèli* sich vor dem starken *Molèmo* seines Gegners fürchte, nicht aber vor ihm selbst oder seiner Armee. Wo tritt bei solchen Anschauungen die Idee einer religiösen Reinigung hervor?

Der Häuptling bringt vor dem Ausziehen der Krieger gegen den Feind seine Mannschaften unter den unmittelbaren Einfluss seiner Zaubermittel, indem er ihnen durch den *Nyaka* des Stammes bereitete Aufgüsse davon zu trinken giebt, oder sie damit anspritzt, oder die Asche der verbrannten

---

[1] A. a. O. p. 270.

Substanzen in Hauteinschnitte einreiben lässt u. s. w., wie es beim *Ukukafula* der *Xosa* geschieht.

Es wiederholen sich so mit geringen Abweichungen, wie sie die Zeit und die Laune des Einzelnen mit sich bringt, mannigfache abergläubische Gebräuche bei den *Be-chuana*, bei welchen es wohl hier und da gelingt, sinnige Beziehungen hinein zu construiren, doch stimme ich MOFFAT vollständig bei. wenn er behauptet, dass die Gesammtmenge des Volkes nicht mehr darunter sucht als räthselhafte Einflüsse, deren Natur den Menschen unbekannt ist.

Fehlt es doch auch bei uns keineswegs an einer Menge von Aberglauben, der streng von Vielen beobachtet wird, ohne dass religiöse Beziehungen dabei vorlägen: z. B. ein gefundenes Hufeisen als glückbringend auf die Schwelle zu nageln, wenn man zur Jagd geht nicht nach einem vergessenen Gegenstand umkehren, den abgeschnittenen Finger eines gehenkten Diebes in der Tasche zu tragen, oder das Schafhäutchen eines ungeborenen Kindes über den Kopf zu ziehen, um vor Entdeckung sicher zu sein, und Hunderte von ähnlichen Glaubensartikeln, welche wie die letzterwähnten ganz im Geschmacke der Kaffern sind. Ob die *Be-chuana*, was CASALIS annimmt, sich jemals mehr bei dem Hocuspocus gedacht haben, erscheint gewiss sehr zweifelhaft, ein zwingender Grund zu einer derartigen Annahme liegt nicht vor.

Für ein wirkliches Zurückgehen der Stämme in geistiger Beziehung, ein Versinken in Roheit und Uncultur, nachdem sie bereits in der Civilisation Fortschritte gemacht hatten, finden sich keine genügenden Beweise, jedenfalls dürfte die erreichte Culturstufe keine sehr hohe gewesen sein.

Es sei hier schliesslich einer Sitte Erwähnung gethan, welche von sanguinischen Autoren zuweilen herbeigezogen worden ist, um die Vermuthung aufzustellen, die *Be-chuana* hätten früher möglicherweise eine Schriftsprache besessen, als deren Ueberrest sie das sogenannte *Lo-kualo* hinstellen. Dies *Lo-kualo* ist nämlich ein Zeitvertreib der Hirtenknaben unter diesen Stämmen, welche bei ihrem Lagern im Felde mit härteren Steinen auf weichere von flacher Form allerlei Figuren und verschlungene Linien eingraben, die weder in der Gestalt noch Anordnung irgend welche Bedeutung oder System erkennen lassen. Es liegt lediglich die Absicht vor, den müssigen Händen eine Beschäftigung zu geben und die phantastischen Formen sind dieselben, wie sie sich auf den Gefässen, den Löffeln oder den Hüttenwänden befinden, nur von kindlichen, ungeschickten Händen ausgeführt und darum noch verworrener und unregelmässiger. Will Jemand daraus den Ueberrest einer Schriftsprache machen, so ist freilich Alles möglich.

Doch folgen wir dem Lebenslauf des Einzelnen in den hauptsächlichsten Epochen seines Daseins.

Das Kind erblickt das Licht der Welt in der engen, dunklen Hütte, in welche sich die Wöchnerin zurückzieht, kaum unterstützt durch eine oder die andere alte Frau ihrer Bekanntschaft, da die Personen in dieser Zeit selbst, sowie Alles, was mit ihnen in Berührung kommt, für unrein gelten. Die Hütte, welche eine Wöchnerin enthält, wird daher auch äusserlich kenntlich gemacht und jeder männlichen Person, selbst ihren einheimischen Doctoren, ist der Eintritt verwehrt; das aussen angebrachte Zeichen besteht in einem Büschel Röhricht und darin sieht CASALIS, seiner Neigung für symbolische Beziehungen entsprechend, eine Anspielung auf die Sage der Kaffern von der Herstammung des Menschengeschlechtes aus dem Rohr. Bereits oben auf Seite 138 wurde über diese Sage, sowie die doppelsinnige Bedeutung des Wortes »*Mangeni*«, wodurch eine solche Auffassung möglich wird, gesprochen, und die Gründe, welche die Uebersetzung »Urstamm« richtiger erscheinen lassen, angegeben. Immerhin wäre es möglich, dass sich unter manchen Stämmen die Auffassung von »Röhricht« als einen bestimmteren, realeren Anhalt bietend, mehr eingebürgert hätte; aber auch dann ist es unverträglich mit der Denkweise der Eingeborenen, eine solch sinnige, weit hergeholte Beziehung in ein Warnungszeichen zu legen. Soll bei uns in Europa auf eine unsichere Stelle des Weges, ein Loch in einer Brücke aufmerksam gemacht, oder überhaupt beim Verkehr auf dem Lande vor irgend etwas gewarnt werden, pflegen wir auch einen Strohwisch aufzurichten, ohne an Ammenmährchen zu denken, warum sollte dasselbe Zeichen bei den *Be-chuana* nicht auch eine Warnung ausdrücken können?

Eigenthümlich ist die Leichtigkeit des Gebärens bei den *Be-chuana*, wie bei den übrigen *A-bantu*, zumal mit Rücksicht auf die keineswegs besonders günstigen Beckenverhältnisse; es scheint dieselbe theilweise ihren Grund zu haben in der relativen Niedrigkeit des kleinen Beckens, der dadurch bedingten Kürze des Geburtskanales, und in dem im Vergleich zum Eingang geräumigen Beckenausgang, vermuthlich trägt auch die Stenocephalie und das prominirende Hinterhaupt dazu bei, das Durchtreten des Kopfes zu erleichtern. Endlich ist die Leichtigkeit in gewissem Sinne wohl nur scheinbar, in so fern die Empfindlichkeit der Frauen durch das harte Leben unter uncivilisirten Verhältnissen bedeutend abgestumpft ist und weniger stark auf die unvermeidlichen Reizungen reagirt.

Das Vorhandensein einer gewissen Indolenz verräth auch der Umstand, dass die Personen gar kein Wochenbett abzuhalten pflegen, sondern schon in den nächsten Tagen herumlaufen und vielleicht bereits schwere Arbeiten verrichten. Der Säugling geht aus dem Schooss der Mutter in das Tragetuch über, welches sich mit der Tasche bei den Beutelthieren vergleichen liesse, so consequent wird der neue Weltbürger darin umhergeschleppt und begleitet die Mutter auf allen ihren Wegen.

Die Benennung der Kinder ist bei den *Be-chuana* sehr auffallend, da es eigentlich nur Beinamen sind, hergenommen von irgend einer Besonderheit

des Neugeborenen; zuweilen sind es ganze Sätze, die zusammengezogen werden. So ist ein häufiger Name »*cuenyane*« (kleines Aeffchen), nach dem Eindruck, den das Kind den Aeltern machte, ein andrer, unter den Portraits verzeichnet: »*meme*« bedeutet »Kniee«, wo dieser Körpertheil eine besondere Bildung verrieth, ein Knabe mit grosser Nase führte den Namen »*cukuru*«, Nashorn), »*mahura*« (Fett) ein besonders wohl genährter u. s. w. Ein *Mochuana*, der seine Frau im Verdacht der Untreue hatte, begrüsste das Kind mit den Worten: »Nicht mein!« und dasselbe hiess fortan Nichtmein sein Lebenlang; eine schwangere Frau, welche wegen allzu schlechter Behandlung ihrem Manne entlief und in der Fremde gebar, nannte das Kind: »Mit dem ich davonlief«. Noch andere Namen, welche unseren Anforderungen mehr entsprechen, drücken Hoffnungen oder Erwartungen für die Zukunft aus, wie z. B.: »*malicabe*« (Mutter von Stämmen).

Ausser der Mutter kümmert sich auch bei den *Be-chuana* Niemand sehr um das Heranwachsen des jungen Sprösslings, der nach einem Jahre anfängt dem Tragetuch zu entwachsen, und sich unter der aufstrebenden Generation des Ortes bemerkbar zu machen. An solcher fehlt es in den wenigen etwas breiteren Strassen und Plätzen einer *Be-chuana*-Niederlassung selten, die kleinen Kobolde von zwei bis sechs Jahren lieben es sehr, sich herumzutreiben und die klimatischen Verhältnisse machen auch den Aufenthalt im Freien zu einem besonders angenehmen. In diesem Alter gewähren die Kinder den muntersten und intelligentesten Anblick; sie erfassen schnell und leicht die einfachen Verhältnisse ihrer Umgebung, wozu der Verkehr im Oeffentlichen viel beitragen mag. Die Aeltern richten sie auch bald zu kleinen Diensten ab, wie Wasser und Holz holen, Milch zum Verkauf zu tragen, wilde Früchte zu sammeln, und zu ähnlichen, leichteren Arbeiten. Die Wagen der Händler sind daher stets umlagert von Schaaren dieser hoffnungsvollen Jugend, welche theilweise den Fremden mit ihren wichtigen Geschäftsanträgen bestürmen, theilweise Unfug und Narrenspossen treiben.

Lange dauert aber die ungebundene Freiheit der Kinder bei den *Be-chuana* nicht. Wenn die Zeit der geschlechtlichen Entwickelung heranrückt und damit zugleich die Aufforderung zur feierlichen Ausführung der hier ebenfalls üblichen Beschneidung, so kommen die etwa gleichaltrigen Knaben eines Ortes unter die besondere Obhut bestimmter Erzieher, welche die Aufgabe haben, ihnen die Pflichten ihres zukünftigen Lebens klar zu machen. Die Eingeborenen gehen dabei von dem Grundsatz aus, dass sich Nichts so gut einprägt, als was sich in der Erinnerung mit einem körperlichen Schmerz verbindet, und bläuen daher den Knaben ihre Lehren der Weisheit im wahren Sinne des Wortes ein. Es geschieht dies, indem die Instructoren den vor ihnen stehenden Knaben ihre Ermahnungen geben und dieselben stets mit einem kräftigen Gerten-Hieb über den entblössten Körper des Zöglings begleiten. Sie verbinden damit zugleich den Gedanken, die Knab-

an das Ertragen von Schmerzen zu gewöhnen; denn es ist den Gegeisselten auf Strengste untersagt, durch irgend ein Zeichen ihren Gefühlen Ausdruck zu geben. Unter den Pflichten steht auch hier der Gehorsam gegen den Häuptling obenan, nächstdem aber männliches Betragen, Beobachtung der Stammessitten, Tapferkeit gegen den Feind und Aehnliches mehr. Gleichzeitig werden die Novizen auch in der Führung der Waffen unterwiesen, sie lernen den Speer werfen und die Wurfkeule regieren.

Diese mit der Beschneidung, im *Se-chuana Boguera* genannt, im Zusammenhang stehenden akademischen Studien werden, wie bei den *Xosa* die *Ubu-kweta*, an einsamen Orten der Nachbarschaft vorgenommen, wohinaus die Knaben zur bestimmten Zeit gemeinsam entfliehen; es werden ihnen dort in gleicher Weise eigene Hütten errichtet, in welchen man die Ceremonien vornimmt, *Mopato* (Geheimniss) genannt, weil den Ort weder Frauen noch Fremde, oder unreife Knaben betreten dürfen. In diesem *Mopato* verharren die Novizen für mehr als ein halbes Jahr, und wenn sie für würdig befunden sind, in den Stamm als Männer aufgenommen zu werden, so verbrennen sie die Hütten und kehren, neu gewaschen und mit frischen Gewändern angethan, nach der Stadt zurück; doch bleibt auch bei diesen Stämmen unter den gleichzeitigen Bewohnern des *Mopato* eine gewisse Verbrüderung zurück, sie bilden im Felde einen besonderen Heerbann (*Taka*) unter den directen Befehlen des Häuptlingssohnes, welcher mit ihnen zugleich der Ceremonie unterworfen wurde.

Die Beendigung der *Boguera* wird ebenfalls festlich begangen unter Schmausereien und nächtlichen Tänzen, aber die berüchtigten lasciven Umzüge der Novizen wie bei den eigentlichen Kaffern scheinen nicht im Gebrauch zu sein, man findet in den Autoren wenigstens Nichts darüber erwähnt, auch habe ich selbst keine einschlägige Beobachtung gemacht.

Von der Zeit der *Boguera* an verschwindet aus dem Benehmen der jungen Leute die harmlose Fröhlichkeit, welche die Kinder zeigen, die eindringliche Ermahnung an den Ernst des Daseins, welche sie erhalten haben, bleibt ihnen für den Rest des Lebens unvergessen und gleichzeitig bildet sich mehr und mehr die erkünstelte Würde des Auftretens in der Oeffentlichkeit aus, welche zum unvermeidlichen Attribut des erwachsenen Mannes aller südafrikanischen *A-bantu* gehört.

Eigenthümlich scheint den *Be-chuana* die Ausbildung einer dem *Boguera* analogen Sitte für das weibliche Geschlecht zu sein, *Boyale* genannt, welche bei den andern Stämmen nur angedeutet ist. Die heranwachsenden Mädchen müssen nämlich, bevor sie als heirathsfähig in den Stamm aufgenommen werden, auch eine strenge Unterweisung in ihren zukünftigen Pflichten durchmachen, welche ebenso geheimnissvoll betrieben wird als die der Knaben und mehrere Wochen andauert. Dazu vereinigen sich die Novizen in kleinen Trupps von etwa sechs und ziehen unter eigenthümlichen monotonen Gesängen hinter einander her trabend, hinaus in die

Wildniss, wo sie von einer besonders dazu bestimmten Matrone unterwiesen werden.

Um sie als dem *Boyale* angehörig zu kennzeichnen, bemalen sich die Mädchen mit weissem Thon und kleiden sich in eine phantastische Umhüllung von Röhricht und Schnüre von getrockneten Kürbiskernen. Die Rohre werden zu Schürzen zusammengefügt um die Lenden, sie umziehen den blossen Leib in dicken Wülsten, hängen locker um den Hals und die Schultern herab und selbst der Kopf trägt noch einen Aufbau von demselben Material. Die Schnüre von trockenen Kernen, welche dazwischen hängen, verursachen mit den Schilfstengeln zusammen bei jeder Bewegung ein eigenthümliches Rascheln, und wenn ein ganzer Zug so verkleideter Mädchen eiligen Laufes daher kommt, hört man dies Geräusch für grössere Entfernungen. Eine derartige Anmeldung scheint beabsichtigt zu sein; denn es ist nicht erlaubt, dieselben zu stören und besonders die Männer haben sich entfernt zu halten, widrigenfalls die Mädchen von den langen Stöcken, welche sie in den Händen tragen, ungestraft den freiesten Gebrauch machen.

An einem einsamen Orte der Nachbarschaft geht dann die Unterweisung durch eine alte Frau vor sich, wobei es wiederum darauf ankommt, die Novizen an die Leiden und Mühen des harten Lebens, das sie erwartet, zu gewöhnen und sie mit den Pflichten gegen den zukünftigen Herrn und Gebieter vertraut zu machen. Sie müssen Wasser und Holz unter schwierigen Verhältnissen zusammenschleppen, Feuer anmachen, erhitzte Gegenstände anfassen, um die Haut der Hände abzuhärten, sowie körperliche Misshandlungen ertragen lernen.

Wie bei der *Boguera* der Knaben, nimmt die ganze Einwohnerschaft des Ortes lebhaften Antheil an dem Verlauf des *Boyale*, und nahen die Unterweisungen sich ihrem Ende, so wird ein grosses Fest veranstaltet. Die Frauen spielen dabei die Hauptrolle, sie versammeln sich zum Schluss der Ceremonien nächtlicher Weile bei der *Khotla* und führen unter Singen und Händeklatschen feierliche Tänze auf, während die Mädchen ihre Verhüllungen von Rohr auf grosse Haufen zusammentragen und den Flammen übergeben. Um diese Freudenfeuer drehen sich alsdann die wilden Reihentänze der dunklen Mänaden, bis die allgemeine Ermüdung dem Feste Gränzen setzt. Am nächsten Morgen kommen alsdann die neuerdings unter die Zahl der Frauen aufgenommenen Mädchen zum nächsten Wasser, waschen sich den ganzen Körper und bemalen sich darauf mit rother Ockererde und Fett, den Haarschopf des Scheitels aber und die rasirten Seiten des Kopfes mit der glitzernden Pommade aus Eisenglimmer und Fett, *Sibilo* genannt [1]), wie sie es für ihr übriges Leben zu thun pflegen.

Die Mädchen sind damit heirathsfähig geworden und pflegen auch meist sehr jung in den Besitz eines Mannes überzugehen. Zwölf oder drei-

[1]) Auf Seite 170 ist statt Titaneisen: »Eisenglimmer« zu lesen.

zehn Jahr ist wohl ein ganz gewöhnliches Alter für die Verheirathung, doch lässt sich dasselbe selten genau feststellen.

Zum erwachsenen Manne gehört nach den Vorstellungen der Eingeborenen unstreitig der Besitz einer Frau und die Aeltern denken daher alsbald nach Beendigung der *Bogwera* an die Verheirathung des Sohnes, während auch die, welche sich im Besitz von Mädchen befinden, wegen der zu erwartenden Brautgeschenke nicht abgeneigt sind, sie zu vergeben. Bis es gelingt, eine passende Verbindung zu schliessen, pflegen sich die jungen Männer in der Nähe des Häuptlings zu halten, dessen Trabanten sie alsdann bilden; sie übernehmen die Wache in der *Khotla*, besorgen Botschaften nach ausserhalb und beaufsichtigen das Vieh des Herrschers im Felde. Nach der Verheirathung unterbricht ihr einförmiges Leben nur ab und zu ein Jagdzug in die Nachbarschaft, oder in selteneren Fällen eine kriegerische Unternehmung.

Die Entscheidung über so wichtige Ereignisse wie ein Feldzug oder die Ausgleichung innerer Zwistigkeiten von grösserer Bedeutung wird in allgemeinen Rathsversammlungen erledigt, »*Pico*« (spr. *Pitsho*) von den *Be-chuana* genannt, die einzige Gelegenheit, bei welcher auch die nicht zu den *Batala* gehörigen waffenfähigen Männer in der Lage sind, in die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten einzugreifen. Zu solchem *Pico* vereinigen sich die erwachsenen Männer des Stammes mit voller Bewaffnung in der *Khotla* und ordnen sich dem Häuptling gegenüber in dichten Reihen auf dem Boden niedergekauert, die Speere neben sich, in der Hand den ausgeschweiften Schild. Es folgen nun lebhafte Erörterungen, indem bald dieser, bald jener aus den Reihen aufspringt, um die Menge unter energischen Beifallsäusserungen oder Missbilligungen anzureden. Dabei herrscht die grösste Redefreiheit in den Versammlungen, welche nach Art eines Sicherheitsventils zu wirken scheinen, um den Unterthanen den Druck des Despoten weniger fühlbar zu machen. Häufig wird der Häuptling auf das härteste angegriffen und geschmäht, ohne dass er etwas Anderes dagegen zu unternehmen wagte, als die zu seiner Vertheidigung laut werdenden Stimmen zu ermuthigen und ihnen Beifall zu spenden. Nachdem die Leute auf diese Weise ihrem Herzen Luft gemacht haben, wird näher auf den eigentlichen Grund der Zusammenkunft eingegangen, wenn die Stimmung der Versammlung sich hinlänglich klar ausspricht, so greift der Häuptling mit ein und führt seine eigene Ansicht, die er der Stimmung nach Möglichkeit anpasst, in feuriger Ansprache aus, und unter tobender Acclamation der Versammlung endigt alsdann die Berathung. Gesticulationen und mimische Tänze der älteren Krieger spielen am Eingang wie zu Ende des Ganzen eine bedeutende Rolle und auch die einzelnen Redner pflegen ihre Ausführungen unter dem beifälligen Toben ihrer Freunde durch wilde Capriolen einzuleiten. Moffat schildert in seinem bereits öfters citirten Werke den Verlauf einer solchen Rathsversammlung unter den *Ba-rolong*

und *Ba-tlapi* in sehr lebendiger Weise, und erwähnt im Auszuge die gehaltenen Reden [1], welche auch für die Denkweise dieser Eingeborenen eine charakteristische Illustration geben.

Solch aufregende Unterbrechungen des einförmigen Lebens sind nur selten, gewöhnlich gleichen sich die Tage wie ein Ei dem andern, indem die kleinen Sorgen für das Vieh beim Manne und die Feldbestellung und häusliche Arbeiten bei der Frau den Haupttheil der Zeit in Anspruch nehmen. Mitunter bringen sie fast mit Gewalt eine gewisse Abwechselung in ihr Leben, indem sie auf irgend einen geringfügigen Grund hin, wie z. B. Todesfälle in der Häuptlingsfamilie, die Furcht der Ort sei behext, unbequeme Lage des Wassers oder Geringerwerden desselben, ihre Wohnsitze aufgeben und weiter ziehen, um sich irgendwo in der Nachbarschaft wieder anzusiedeln. Alsdann kommt eine ungewöhnliche Rührigkeit in die Leute, wie bei einem Bienenstock, der schwärmen will; ist der neue Wohnplatz erwählt, so zieht Alles aus, um den Boden zu ebnen, Holz zu fällen und die Viehkraale zu errichten. Ist dies geschehen, so sind sehr bald die wenigen Utensilien auf Packochsen geladen oder in grosse Bündel verpackt, um von den Frauen auf dem Kopfe getragen zu werden, und dahin geht der Zug der neuen Heimath zu, während die eben noch so belebte Stadt still und einsam dasteht, nur noch bewohnt von wilden Tauben, Perlhühnern und anderem Gethier.

So haben die *Ba-kuéna* in wenigen Jahren drei Mal den Wohnplatz gewechselt, indem sie der Sicherheit wegen auf einem steilen Plateau bei Liteyana wohnten, alsdann sich unten im Thal anbauten und nach kurzer Zeit auch diesen Wohnplatz aufgaben, um sich in *Logageng* anzusiedeln. Daher kommt es auch, dass die Namen von Ortschaften, welchen die Reisenden eine gewisse Bedeutung beilegten, verklingen und neue auftauchen, als wenn in dem öden Lande Stadt an Stadt läge. So ist *Kolobeng*, Livingstone's Station, verschollen, so *Melita*, die alte Residenz der *Ba-wanketsi*, *Kurechane*, die Stadt der *Ba-hurutse*, *Mosega*, einst von den *Matabele* bewohnt und vielleicht existiren auch die hier genannten Niederlassungen schon nicht mehr. Ein Grund, welcher zwingend werden kann zur Aufgabe eines Ortes, ist der Wassermangel, und solcher Mangel tritt wirklich öfters ein; es ist eine eigenthümliche Thatsache, dass ein Bach oder eine starke Quelle, deren Nachbarschaft die Eingeborenen sich zum Wohnplatze ausersehen, meist schwach wird und häufig sogar ganz versiegt. Wahrscheinlich ist es die ungeregelte Abholzung der ganzen Umgebung und dadurch bewirkte Entblössung des Bodens, welche ein derartiges Ereigniss im Gefolge hat.

Bei der allgemeinen Wasserarmuth des *Be-chuana*-Landes nehmen die Sorgen um die Beschaffung dieser Gottesgabe einen Hauptplatz in den Ge-

[1] A. a. O. p. 347.

danken der Leute ein, und das Auffinden oder die Benutzung einer Quelle ist ein Ereigniss von politischer Bedeutung. Liegt ein solcher Ort schon den Gränzen der Nachbarstämme nahe, so wird der Besitz leicht streitig, weil sichere Gränzmarken nach Art anderer Länder nicht existiren, und es ist damit Gelegenheit zu diplomatischen Verhandlungen, im schlimmsten Fall für einen Casus belli gegeben, wie es zur Zeit meines Aufenthaltes mit einer Quelle auf der Gränze des *Ba-kuéna*- und *Ba-mangwato*-Gebietes geschah.

Dies sind in der Kürze die wichtigsten leitenden Gesichtspunkte, welche die Seele des *Mo-chuana* bewegen; über seine Beschäftigungen in Mussestunden, die Schnitzereien, das Bearbeiten der Felle und die geselligen Vergnügungen wurde bereits oben gesprochen und es bleibt somit nur noch übrig sein Abscheiden aus dem Leben zu betrachten.

Wie bei den *Xosa* und *Zulu* herrscht auch bei den *Be-chuana* eine grosse Abneigung gegen Alles, was mit dem Tode zusammenhängt. Die alten Leute werden als eine überflüssige Last betrachtet, man bezeichnet sie als »Nierenfresser«, da die Nieren aus Aberglauben von Männern, die noch auf Nachkommenschaft rechnen, verschmäht werden, und entledigt sich ihrer gern auf irgend eine Weise.

Naht sich der Tod dem Schwachen oder Kranken, so wirft man ein Netz oder Tuch über den Körper, welches man so zusammenzieht, dass der Körper in einer sitzenden Position verharrt, und schafft ihn, womöglich ehe der letzte Hauch entflohen ist, in das Freie. Dazu benutzt man aber nicht die Thür der Hütte oder der Umzäunung, sondern durchbricht zu diesem Zwecke die Wand und trägt ihn hindurch, während alsbald von den Frauen der Nachbarschaft eine laute, heulende Wehklage erhoben wird. Unfern der Wohnung wird ihm sofort das Grab ausgeworfen, in der Regel aus einem senkrechten Schacht von geringer Tiefe bestehend, von dem aus eine seitliche Aushöhlung gemacht wird, in welche man den Leichnam in sitzender Stellung mit dem Gesicht nach Norden placirt. Es wird dadurch, auch wenn man das Grab kennt, das Auffinden des Körpers erschwert und mit dem nach Norden Richten des Gesichtes verbinden die Eingeborenen wohl den Gedanken, ihn der Sonne zuzukehren.

Das Grab wird alsdann zugeworfen, oben mit einigen grossen Steinen beschwert, und wenn der *Nyaka* des Stammes die beim Begräbniss Betheiligten mittelst seiner Zaubermittel gereinigt hat, so ist der Erdenbürger, welcher sein freudenarmes Dasein geendet hat, bald völlig vergessen, da auch sein Grab scheu von den Ueberlebenden gemieden wird.

IV. Die O va-herero.

An die Stämme der *Be-chuana* schliesst sich als am weitesten nach Nordwesten vorgeschoben ein Volk, welches die coloniale Bezeichnung *Damara* führt, sich selbst aber *O va-herero* nennt. Dieser allgemeine Name umfasst zwei Abtheilungen, von denen die eine, welche im Westen an der Küste wohnt, sich denselben speciell beilegt, die andere aber, früher im Nordosten davon wohnend und jetzt fast ganz aufgerieben, im Gegensatz dazu *O va-mbantieru* genannt wird. Die Bezeichnung *Herero* hängt zusammen mit dem Adjectiv »*herera*«, welches »froh« bedeutet. *O va-herero* hiesse demnach also »das fröhliche Volk«, während *O va-mbantieru* nach J. Hahn's Angabe eigentlich ein Schimpfname, mit »Betrüger« übersetzbar, sein soll.

Die Stämme unterscheiden sich auch nach einem von der Hautfarbe genommenen Merkmal in *O va-thorondu* (die Schwarzen) und *O va-therandu* (die Rothen).

Der Ausdruck »*Damara*« ist nicht ein Schimpfwort, wie manche Autoren angeben, sondern rührt nach Dr. Bleek's[1]) Angabe her von dem *Namaqua*-Worte *Kamagha Daman*, welches von den Colonisten in die Bezeichnung Vieh-*Damara* übertragen wurde, indem man die dem *Nama*-Dialecte zukommende Endung *ra* des Commune plur. anhängte. Durch die Beisetzung des Wortes »Vieh«, wird das Volk von einem anderen Stamm unterschieden, den Berg-*Damara*, deren Natur nie recht festgestellt worden ist, welche ursprünglich aber sicherlich Nichts mit den Ersteren gemein hatten, wenn auch allmälig manche ausgestossene Elemente derselben sich mit ihnen vereinigt haben mögen. Die Berg-*Damara* nennen sich selbst *Hau-koin* (rechte Menschen, ein Hottentottenwort, und sprechen auch einen dem *Nama* zugehörigen Dialect, waren aber ursprünglich ebensowenig Hottentotten, wie sie *Herero* waren.

Es erscheint nicht unwahrscheinlich unter gehöriger Berücksichtigung der allgemeinen, örtlichen Verhältnisse, sowie der Notizen, welche über die

[1]) S. George Gray's Library p. 167.

heutige Beschaffenheit dieses Volkes vorliegen, dass es überhaupt nie auf nationale Originalität hat Anspruch machen können. Indem die Strömungen der südafrikanischen Stämme im Osten der *Kalahari* südwärts gingen, im Norden der Wüste westlich, vom Süden her durch die von den Europäern veranlasste Stauung wieder nordwärts, so bildeten die Gränzdistricte der *Kalahari*, als Centrum dieses Völkerwirbels, eine Art Asyl für *Refugiés* aller Arten von Stämmen, die nicht, wie die Buschmänner, in der Wüste selbst zu leben vermochten. Doch auch mit diesen konnten natürlich Vermischungen nicht ausbleiben, und es entstand so jener eigenthümliche, schwankende Habitus, wie ihn die Berg-*Damara* zeigen.

Auch wenn die hier vertretene Ansicht nicht allgemeineren Beifall finden sollte, so wird wenigstens das nicht bestritten werden können, dass die Erwartungen, in ihnen ein besonders interessantes Volk, womöglich die eigentlichen Repräsentanten der Ureinwohner zu sehen, nach unserer heutigen Kenntniss der Verhältnisse nicht mehr gehegt werden dürfen. ANDERSSON, der bereits mehrfach erwähnte äusserst thätige Reisende, hält in seinem Werke *Lake Ngami*[1]) noch an der Ansicht fest, dass sie aller Wahrscheinlichkeit nach die Ureinwohner darstellten. Er hat aber nicht vermocht, andere Beweise für seine Vermuthung beizubringen, als dass die *O va-herero* beim Eindringen in ihre jetzigen Wohnsitze das Land besetzt fanden mit Berg-*Damara* und Buschmännern, wonach also die letzteren wenigstens eben so gut die Ureinwohner repräsentiren könnten.

JOSAPHAT HAHN[2]) erklärt sie in seinem Aufsatz über die *O va-herero* geradezu für ein Negervolk, und es ergäbe sich also, hätten beide Autoren Recht, die wunderbare Thatsache, dass in dieser Ecke auf einmal Neger (?) als Ureinwohner aufträten, während im ganzen übrigen Süd-Afrika braungelbe Stämme erwiesener Weise die ältesten Einwohner sind.

Der nachstehende Holzschnitt (Fig. 50), nach einer CHAPMAN'schen Photographie, eine Gruppe solcher Eingeborenen darstellend, ist ganz charakteristisch gerade durch den Mangel eines bestimmten Charakters und es lässt sich darüber viel mehr Negatives als Positives aussagen. Ebensowenig als es *O va-herero* sind, können sie als *Owambo*, Hottentotten oder Buschmänner bezeichnet werden. Stellt man dagegen farbiges Gesindel aus Gegenden zusammen (Colonie oder Freistaaten), wo die Reste der genannten Racen der Bevölkerung beigemischt sind, so erhält man ganz ähnliche Bilder.

Auch in den neueren, ausführlicheren Berichten über die Berg-*Damara* ist so gut wie gar Nichts mit Sicherheit festgestellt, was man als charakteristisches Merkmal bezeichnen könnte. Die Aussagen vereinigen sich dahin, dass sie ein Volk sind von sehr schwankender, meist unvortheilhafter Leibesgestalt, Durchschnittsgrösse unter dem Mittel, von dunkler, ebenfalls sehr

[1]) A. a. O. pag. 218.

[2]) Die *O va-herero* Zeitschr. d. Gesellsch. f. Erdkunde. Berlin 1869. Bd. IV. Hft. II.

variirender Hautfarbe, durch Schmutz entstellt. Ihre Gesichtszüge ähneln bald diesem, bald jenem der Stämme, die Sprache ist ein Dialect des *Namaqua* mit Elementen der Buschmannsprache und *O tyi-herero* vermischt.

Die Lebensweise ist ihrer Natur angemessen; in den felsigen, schwer zugänglichen Schlupfwinkeln lauern sie auf Beute, welche hauptsächlich in dem Vieh benachbarter Stämme besteht, und bemächtigen sich derselben durch plötzliche, räuberische Ausfälle, sich vor den Verfolgern schleunigst wieder in ihre Felsen zurückziehend. Während der Buschmann den Viehdiebstahl aus Liebhaberei oder zuweilen auch aus Noth betreibt, sonst aber der Jagd nachgeht, scheinen die Berg-*Damara* sich wesentlich auf den ersteren Erwerbszweig zu beschränken, und es ist schon desshalb anzunehmen, dass sie gleichzeitig mit Viehzucht treibenden Stämmen ihre Wohnsitze inne hatten.

Nach dieser kurzen Besprechung eines Volkes, welches, obwohl nicht eigentlich hierher gehörig, doch auch nirgend anders hinpasst, und durch den Namen wenigstens mit den eigentlichen *Damara* zusammenhängt, kehren wir zu den letzteren zurück.

---

1. Aeussere Erscheinung und geistige Entwickelung.

Die wirklichen *Damara* sind ihrer äusseren Erscheinung nach, wie in den übrigen Kennzeichen wohl charakterisirt und den besprochenen Bergbewohnern sehr unähnlich. Die Berichte der Reisenden und Missionare des *Herero*-Landes stimmen in den meisten Punkten überein, nur leuchtet bei den Beschreibungen dieses Volkes, wie so vieler anderer, die Schwierigkeit hervor, welche die Autoren gefunden haben, die physischen Charaktere durch bestimmte Ausdrücke genau zu umgränzen, und man muss sich desshalb mit allgemein gehaltenen Bemerkungen begnügen. Da Verfasser nur wenig *Damara* selbst zu sehen Gelegenheit hatte (er wurde durch die noch bis vor Kurzem bestehenden Kriege von dem projectirten Besuch des *Damara*-Landes abgehalten), so ist er nicht im Stande, die Lücke in entsprechender Weise auszufüllen, obgleich eine eingehende Vergleichung auch so viele Punkte ausser Frage stellen dürfte.

Zunächst sind alle Autoren Lobes voll über die gute Entwickelung des Körpers bei den *O va-herero*, indem die durchschnittliche Grösse eine beträchtliche ist, häufig sogar der Wuchs auffallend hoch erscheint. Die Figur ist dabei schlank und ebenmässig, aber die bei den *Ama-xosa* beschriebenen Merkmale des Körperbaues der *Nigritier* dürften sich, wenn auch vielleicht in geringerem Grade, bei den *O va-herero* ebenfalls finden.

Gute Abbildungen existiren wenig, da die im ANDERSSON'schen Buche unverkennbar den Stempel tragen von einem unkundigen, europäischen Zeichner ausgeführt worden zu sein, während die BAINES'schen, obgleich der Autor zugleich Maler ist, doch zuweilen den Charakter der Carricatur an sich haben, auch überhaupt typische Formen der *Damara* gar nicht zur Darstellung gekommen sind. Das brauchbarste Material in diesem Gebiete hat unzweifelhaft CHAPMAN durch Photographien geliefert, welche freilich wegen localer Schwierigkeiten an technischen Unvollkommenheiten leiden und deshalb wohl von ihm selbst zur Illustrirung der Reise nicht verwandt wurden.

Die hier eingefügten Schnitte sind nach Originalphotographien, welche Verfasser der Güte des genannten Reisenden verdankt und werden, wenn auch nur in dürftigem Maassstabe der Vorstellung einigen Anhalt gewähren.

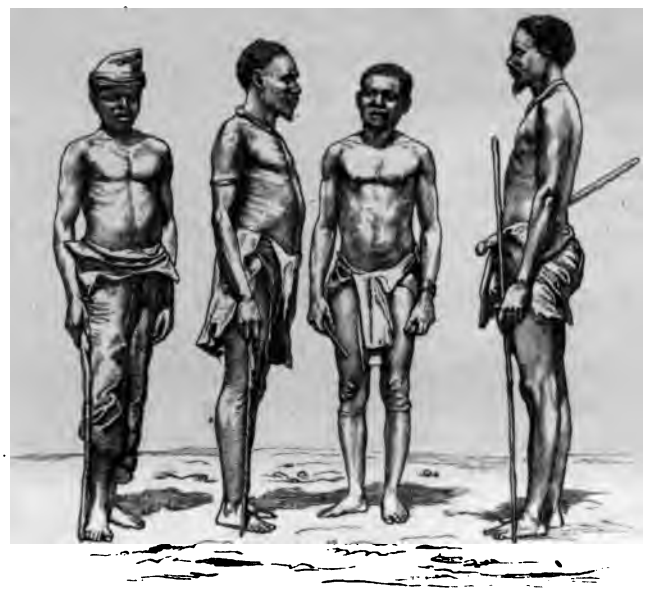


Fig. 50. Berg-Damara.

Die genauere Kenntniss der Formen, welche die ausführenden Künstler durch das für die vorliegende Arbeit bestimmte, umfangreiche Material erhielten, machte es möglich, Undeutlichkeiten der Originale in geeigneter Weise aufzuklären.

In der Abbildung Nr. 51 ist eine Gruppe von *O va-herero* dargestellt, in welcher die männliche Figur links als ein typisches Individuum für die langen Gestalten betrachtet werden darf. Obgleich der Wuchs regelmässig ist und nicht eigentlich unproportionirt aussieht, fehlt doch eine gewisse Eleganz der Formen; der Rumpf sowohl wie die Glieder sind sehr schlank, und verrathen durch ihre Bildung keine besondere Kraft, wohl aber Aus-

dauer. Die Photographie liess dies deutlicher erkennen als der Holzschnitt, wo der Zeichner sich durch die Vorlage doch nicht stark genug gebunden fühlte, um nicht die den Gliedmassen abgehende Rundung etwas zu ergänzen.

Bei dem Manne auf Fig. 52 war der Umriss markirter und hat daher mehr von charakteristischen Eigenthümlichkeiten behalten; dieser erreichte weder an Grösse noch Regelmässigkeit der Gestalt den ersteren ebenso wenig wie der sitzende Musiker auf Figur 53, wesshalb ANDERSSON's Angabe, ihre Erscheinung verriethe grosse Körperkraft, in Frage gestellt werden muss, bis andere Beweise dafür beigebracht werden. Da der genannte Autor selbst angiebt, dass sie an Kraft mittelmässig starken Europäern nicht gleichkommen, so erscheinen die hier abgebildeten Männer wohl normal zu sein, und seine Beschreibung ist nur ein neues Beispiel der beliebten Schönfärberei, welche sich schon durch die landläufigen Ausdrücke »*exceedingly fine race of man*«, — »*many might serve as perfect models of the human figure*« etc. kenntlich macht[1].

Fig. 51. Herero-Gruppe.

Die an dieser Stelle des erwähnten Buches eingefügte Illustration ist hinsichtlich des Mannes wohl wenig charakteristisch, die Figur der Frau dagegen dürfte die beste Darstellung eines *Herero* sein, welche existirt. Es ist wunderbar genug, solche Gesichtszüge, wie die Abbildung des Mannes sie zeigt, als ideal hinzustellen, indem man glauben möchte, dass der Zeichner in Rücksicht auf Plumpheit derselben, seine Instructionen sogar überschritten hat.

Fig. 52. Herero-Mann und Frau.

Bei der Kleinheit der Originalaufgaben und der Dunkelheit der Züge ist die Sicherheit, welche die Photographie in diesem Falle bietet, auch nur unvollkommen, doch dürfte das Gesicht auf Fig. 51 der Wirklichkeit ziemlich nahe kommen. Es lässt auch erkennen, dass die Haare das Gesicht buschig umgeben und in keine so künstlichen Frisuren gebracht sind, wie sie bei den *Ama-zulu* gewöhn-

[1] A. a. O. p. 19.

lich angewandt werden. Sie sind in ihren wesentlichen Merkmalen denen der Kaffern ähnlich, doch werden sie von den *O va-herero* lang getragen und die Neigung derselben, sich zu einzelnen verfilzten Strähnen zu ordnen, durch Hineinschmieren von Fett und Ockererde begünstigt[1]), wodurch sie um den Kopf einen dichten, frangenartigen Behang bilden.

Die Hautfarbe spaltet sich nach zwei Richtungen, in ähnlicher Weise wie bei den *Ama-zulu*, nur dass hier die rothe Varietät viel bedeutenderen Boden zu haben scheint, da eine ganze Abtheilung des Volkes, die *O va-therandu*, darnach im Gegensatz zu den schwarzen, den *O va-thorondu*, benannt werden. Die Ersteren sollen wesentlich mit den Stämmen der *O va-mbantieru* zusammenfallen, wenn sie auch nicht ausschliesslich darauf beschränkt sind. Der Beschreibung nach muss diese Farbe dem auf Feld Nr. 2 der Farbentafel angegebenen Ton sehr nahe kommen. Die dunkle Varietät zeigt entweder schwarzbraune Pigmentirung, wie sie die Kaffern durchschnittlich erkennen lassen (Feld Nr. 1), oder die Färbung nimmt einen matteren, mehr schiefergrauen Ton an wie Feld Nr. 9 angiebt. Die letztere war unter den Individuen, welche ich zu sehen Gelegenheit hatte, die gewöhnliche.

Die Frauen der *O va-herero* erscheinen in gleicher Weise wie die der übrigen südafrikanischen *Nigritier* im Vergleich mit den Männern unbedeutend und selbst Andersson, obgleich er betont, dass sie oft äusserst zart (*of the most delicate forms*) und symmetrisch gebaut seien, bei vollen, gerundeten Gliedern, giebt doch zu, dass Viele in einem etwas vorgerückteren Alter zu den abschreckendsten menschlichen Wesen gehören[2]).

Die ausserordentliche Zartheit dürfte nun unter allen Umständen in Frage zu stellen sein, zumal da dieser Begriff sich mit vollen, gerundeten Formen kaum gut verträgt; es scheint aber nach dem allgemeinen Urtheil der Autoren das letztere Moment allein charakteristisch zu sein. Baines[3]), der seiner umfangreichen Publication auffallender Weise nur sehr aphoristische Notizen über die Körpergestaltung der *O va-herero* eingeflochten hat, muss die Neigung zu einer gewissen Körperfülle wohl ebenfalls auffallend gefunden haben, da er seine Abbildung einer *Herero*-Frau von der Kehrseite giebt, man muss daraus aber ausserdem abnehmen, dass er den Behang der Kopfbedeckung leider für wichtiger gehalten hat, als die Gesichtszüge, sonst hätte er doch eine derartige Stellung kaum gewählt. Eine andere Figur desselben Werkes (pag. 56) zeigt in gleicher Weise volle, plumpe Formen und giebt wenigstens das Profil des Gesichtes, welches einen charakteristischen Eindruck macht. Die Chapman'schen Photographien lassen wegen der Verhüllung des Kopfes durch die nationale Haube von der

---

[1]) Analogie mit den *Somali*, *Galla* und *Bedja* Nord-Afrika's.

[2]) A. a. O. p. 50.

[3]) B. Explorations in South-West-Africa p. 46.

Bildung der Züge nur wenig erkennen; am deutlichsten erscheinen darunter noch diejenigen, welche den Figuren 52 und 53 zu Grunde gelegt sind und die doch eine gewisse Anschauung von dem Charakter der Gesichtsbildung geben. Darnach zu urtheilen ist es wohl zu verstehen, dass jüngere Personen wegen der ziemlich regelmässigen Züge und dem sanften Gesicht einen ganz angenehmen Eindruck machen können, ohne dass man so für die Reize derselben zu schwärmen braucht, wie ANDERSSON. Abgesehen davon, dass der genannte Reisende, welchen ich noch persönlich kennen und schätzen zu lernen das Glück hatte, in der That von einer gewissen Vorliebe für die *Herero* nicht freigesprochen werden kann, so kommt dazu, dass überhaupt jeder Reisende, der längere Zeit unter den wilden Stämmen verweilt, hinsichtlich weiblicher Schönheit bedeutend in seinen Idealen herunter zu gehen und einen geringeren Maassstab anzulegen pflegt. Andere Forscher, welche nur kürzere Zeit unter diesen Eingeborenen weilten, und denen die Züge weisser Schönheiten noch frischer im Gedächtniss waren, haben nicht so sanguinische Ausdrücke zur Beschreibung der Reize gewählt. Nächst ANDERSSON sind als Verehrer der *Herero* besonders HUGO und JOSAPHAT HAHN (Vater und Sohn) aufgetreten, welche durch langjährigen Aufenthalt unter ihnen sich sehr genaue Kenntnisse über ihre Eigenthümlichkeiten erworben haben. Eine ausführliche Publication, welche der Sohn 1869, gestützt auf die Notizen seines Vaters, ausschliesslich über diese Stämme veröffentlicht hat, enthält viele interessante Data, besonders hinsichtlich ihrer Sitten und Gebräuche, und verdient daher auch hier eingehende Berücksichtigung, doch sind die Herren unverkennbar Parthei zu Gunsten der *Herero* und haben sich mit Rücksicht auf religiöse Anschauungen zu Behauptungen hinreissen lassen, welchen man unmöglich beipflichten kann.

Ueber die physische Beschaffenheit sind die Angaben auch in der Arbeit des JOSAPHAT HAHN ziemlich sparsam und allgemein gehalten, so dass man in diesen Punkten nicht mehr von ihm lernen kann als die anderen Autoren schon gegeben hatten, welche von HAHN unter ausdrücklicher Weglassung der nicht mit seinen Angaben übereinstimmenden Behauptungen citirt werden [1]).

Aus allen lässt sich indessen trotz der verschiedenen Färbung ein gewisses Resumé ziehen, worin die Ansichten überein stimmen, und dem ich mich selbst anschliessen kann, wenn man geneigt ist, aus den Thatsachen die weiteren Schlüsse consequent abzuleiten. JOSAPHAT HAHN ist hierbei am meisten fortgeschritten, indem er mit dürren Worten aussagt: »Die *Herero* gehören zur Negerrace«. Ich habe es vermieden, in diesem Werke den Ausdruck »Neger« anders als citirend zu gebrauchen, weil die Vorstellungen,

[1]) Hierbei ist auch eine sprachliche Ungenauigkeit zu vermerken, indem HAHN ANDERSSON's enthusiastischen Ausdruck »of the most delicate forms« mit »meist fein gebaut« übersetzt a. a. O. p. 256.

die damit verbunden werden, so unsicher und wechselnd sind. Die eben angeführte Bemerkung, die ich in der ausgesprochenen Form allerdings nicht acceptiren könnte, schliesst das ein, was ich selbst behaupte, wenn ich auch nicht weiss, ob J. HAHN sich der Consequenzen seines Ausspruches völlig bewusst gewesen ist. Indem nämlich ausserdem von ihm die nahe Verwandtschaft der *Herero* mit den übrigen südafrikanischen *A-bantu* betont wird, fällt auch logischer Weise die künstliche Trennung, welche ein grosser Theil der Autoren und besonders LIVINGSTONE zwischen sogenannten »Negervölkern« und den Kaffern nebst ihren Verwandten haben aufrichten wollen.

Ich betrachte es in der That als ein Hauptverdienst unserer neueren Forschungen, dass diese Trennung unhaltbar wird, obgleich LIVINGSTONE

Fig. 53. Herero-Frauen bei der Toilette.

mit merkwürdiger Sicherheit den einen Stamm hier, den andern da einreiht, und die Möglichkeit einer Vereinigung als etwas ganz Undenkbares betrachtet zu haben scheint.

Die Schwierigkeiten, welche die gewohnheitsgemässe enge Umgränzung des Begriffes »Neger« unvermeidlich mit sich bringt, hat HAHN wohl gefühlt, indem er unmittelbar fortfährt: »obwohl sie (die *Herero*) selten die charakteristischen Grundformen der Neger in ihren Physiognomien haben«. Auch das ist gewiss richtig, und zwar haben die eigentlichen Kaffern, welche durchaus keine »Neger« sein sollen, durchschnittlich mehr von dem dafür angenommenen Typus, als die *Herero*, die wieder in anderen Beziehungen manchen allgemein als »Neger« bezeichneten Stämmen nachweisbar verwandt sind. THEOPHILUS HAHN[1]) steht ganz auf Seite derjenigen, welche die Abtrennung der Kaffern und der ihnen verwandten Stämme von den »Neger-

[1]) Beiträge z. Kenntniss d. Hottent. Nachtrag. — Zeitschrift f. Erdkunde. Dresd. 1869.

völkern« als bedeutende Errungenschaft begrüssen. Man kann diese Ansicht vertreten, aber nur in dem Falle, dass man den typischen Bau des Negers, wie er scholastisch festgestellt wurde, bei ihnen sucht und natürlich nicht findet.

»Auffallend kaukasische« Gesichtsbildung, wie Jos. HAHN für die meisten *Herero* beansprucht, habe ich bei keinem von beiden Geschlechtern bemerkt; weder die hier nach Photographien gegebenen Abbildungen, noch die der oben citirten Autoren zeigen solche, noch auch lässt der auf Tafel XXXII abgebildete Schädel eines besonders wohlgebauten Mannes eine derartige Möglichkeit zu. Dagegen glaube ich sehr gern, dass eine Annäherung an den kaukasischen Typus bei den *Herero* häufiger sein mag, als bei den meisten andern Süd-Afrikanern, die *Ama-zulu* nicht ausgenommen. Es liegt dies in der besseren Entwickelung der Nase (wie auch der Schädel erkennen lässt), an der hohen Kopfform, wogegen die Kieferpartie weniger massiv erscheint und den in der Regel mässig aufgeworfenen Lippen. J. HAHN hat aber selbst bemerkt, dass der Ausdruck des Gesichtes häufig etwas Rohes an sich trägt, andere Beobachter bezeichnen ihn wohl noch treffender als stumpf und indolent, obgleich die Verehrer der *Herero* das Letztere durchaus nicht zugeben wollen. Die dunklen Augen sind, so lange das Weiss sich noch ziemlich rein erhält, von angenehmem Aussehen, die Backenknochen treten nur mässig hervor, das Kinn ist markirt ohne auffallend zugespitzt zu sein, der Mund ist gross und wenn die Lippen auch nicht stark aufgeworfen sind, so entbehren sie doch in der Regel eines anmuthigen Schwunges.

Gesichtszüge wie die eben beschriebenen auf grossen, proportionirten Gestalten von aufrechter Haltung können gewiss einen sehr vortheilhaften Eindruck machen, und es ist begreiflich, dass sich eine Menge Lobredner für sie gefunden haben. Aber wie das Gesicht wenig Energie und Intelligenz verräth, so lassen auch die etwas leicht (J. HAHN nennt es »zierlich«) gebauten Körper kein bedeutendes Maass von Kraft erkennen.

Ohne schlechter begabt zu sein als die übrigen *A-bantu* Süd-Afrika's werden sie doch an Thatkraft und Zuverlässigkeit von allen andern übertroffen. Dafür ist bezeichnend, dass die Männer, welche am meisten Vorliebe für sie zeigten und in ihren Schriften bekundeten, die schlimmsten Erfahrungen an ihren Schutzbefohlenen machen mussten. Unter diesen ist besonders ANDERSSON zu nennen, ein Mann, der begeistert durch eine edle, aber übel angebrachte Schwärmerei, Leben und Existenz daran setzte, um das Volk der *Herero* aus der Knechtschaft der *Namaqua* zu befreien und darin erfolgreich war, bis die Charakterlosigkeit seiner Schützlinge die aufopfernde Thätigkeit vieler Jahre vereitelte. Als die wieder kühn gewordenen *Namaqua* die *Herero* aufs Neue mit Krieg überzogen, erhielt ANDERSSON an der Spitz derselben kämpfend und sie zum Siege führend, eine Kugel in den Unterschenkel, die das Schienbein zerschmetterte. Obgleich siegreich, liessen die treulosen Kampfgenossen ihren langjährigen Führer hülflos im

Felde liegen, und erst der mehrere Stunden später wieder zur Stelle gekommene Freund desselben, GREEN, zwang sie mit bewaffneter Hand umzukehren und mit ihm zusammen den Verwundeten in Sicherheit zu bringen. Mit seiner Verwundung war der Zauber, welcher ihn in den Augen der Eingeborenen umgab, gebrochen, und nie vermochte ANDERSSON wieder einen nennenswerthen Einfluss über sie zu erringen.

Auch der Missionar HUGO HAHN, obwohl er dem Princip zu Liebe die schlechten Seiten seiner Pflegebefohlenen nach Möglichkeit verdeckt, hat es doch nicht vermeiden können, die geringe Zuverlässigkeit derselben durchblicken zu lassen, er bürdet einem Häuptling, *Kamaherero*, die Hauptschuld seiner üblen Erfahrungen auf, aber wenn man zwischen den Zeilen zu lesen versteht, erkennt man in dem von seinem Sohn veröffentlichten Briefe leicht die Verzweiflung des Mannes, die *Herero* dauernd auf guten Wegen zu erhalten[1]; über die »träge Ruhe« sowie »heidnisch reaktionäre« Bewegungen unter ihnen wird ausdrücklich geklagt. Auch *Kamaherero* mit seinem Anhange hatte sich, beeinflusst durch die Zauberer, von den Missionaren, welchen sie sehr viel zu danken hatten, wieder abgewandt.

Wenn der Sohn des HUGO HAHN selbst anführt, die *Herero* besässen zwar in ihrer Sprache (wie im *Kafir*) kein Wort für Dankbarkeit, sie schätzten aber diese Tugend doch sehr hoch, so ist dies gegenüber solchen Thatsachen wohl mit Recht als Schwärmerei zu bezeichnen. Der Reisende CHAPMAN, welcher allerdings auf Seiten der *Namaqua* stand, aber selbst lange Zeit *Herero* im Dienst hatte und zwar nicht die schlechtesten, da sie bei ihm aushielten, bis der Speer der *Matabele* ihrem Leben ein Ende machte, hatte eine ganz andre Meinung von dem Durchschnittscharakter des Volkes und warnte seinen Freund ANDERSSON öfters vergeblich vor der Treulosigkeit und Unzuverlässigkeit seiner Schützlinge.

In den Hauptpunkten entfernen sich die *Herero* hinsichtlich ihrer geistigen Fähigkeit und ihrer Gemüthsrichtung nicht wesentlich von den übrigen *A-bantu*. Die Neigung zu harmloser Fröhlichkeit ist, wie oben angedeutet, bei ihnen sogar in den Namen aufgenommen, und diese Leichtlebigkeit, verbunden mit Schlaffheit, macht sie unzuverlässig und treulos, nicht eigentliche Bosheit oder Heimtücke, welche letzteren Fehler nur ausnahmsweise unter den *A-bantu* vorkommen. Wie die übrigen sind auch die *Herero* leicht beleidigt und erzürnt, doch geht die zornige Erregung vorüber, wie ein Wirbelwind über die sonnigen Steppen ihrer Heimath zieht, sie hinterlässt keinen bleibenden Eindruck.

Grosse Tiefe des Gefühls möchte ich kaum bei ihnen suchen, darum erscheint es mir ausserordentlich auffällig, dass J. HAHN ihnen eine so mächtige Kindesliebe zuschreibt, dass sie sich öfters beim Verlust ihrer Kinder selbst entleiben sollen. Da dem genannten Autor gerade hinsichtlich

[1] A. a. O. p. 242.

dieser Stämme reichere Erfahrungen zur Seite standen als mir, so muss ich mich damit begnügen, ausdrücklich zu betonen, dass ich diese Notiz mit vielem Erstaunen gelesen habe, da überhaupt unter allen *Bantu*-Völkern der Selbstmord zu den allergrössten Seltenheiten gehört.

Im Allgemeinen spricht J. Hahn [1]) den *Herero* reiche Anlagen zu besonders für Sprachen, und viel mechanisches Talent, aber wenig Ortsinn, während gerade dieser Sinn bei den *Be-chuana* sehr gut entwickelt zu sein pflegt. Er nennt sie in ihrer Lebensweise solide und haushälterisch, worin sie also auch mit den übrigen *A-bantu* übereinstimmen würden, ebenso wie in den von ihm gerügten Fehlern: Lüge und Sinnlichkeit. Ausserdem sollen sie, wie alle Negervölker (!), gering von sich denken und desshalb auch nicht prunksüchtig sein. Nach meinen Erfahrungen sind sämmtliche Eingeborene, welche man unter obiger Bezeichnung begreift, auf ihre Erscheinung eitel und geneigt, sich gegenüber ihren Stammesgenossen zu überheben, wie oben schon ausgeführt wurde. Von der Macht und dem Reichthum der Weissen haben sie indess so übertriebene Vorstellungen, dass sie es nicht wagen, sich auch über diese zu setzen. Wären J. Hahn's Angaben in diesem Punkte zutreffend, so würden die *Herero* eine Ausnahme bilden, fasst man aber den unbequemen, gleich zu beschreibenden Putz beider Geschlechter in's Auge, so erscheint es wahrscheinlich, dass sie eben so eitel sind wie die andern auch.

In ihren religiösen Vorstellungen ist ein ausgebildetes Ceremonienwesen die Hauptsache und es wird also weiter unten ausführlicher darauf einzugehen sein; wahre Religiosität, oder auch nur grosse und edle Gedanken höherer Art kann ich in ihrem Cultus der Vorfahren, der in den Grundanschauungen dem der *Xosa* analog ist, nicht sehen.

2. Kleidung, Bewaffnung, Geräthe und Wohnungen.

Wie die Figuren 51 und 52 erkennen lassen, zeichnet sich auch unter den *O va-herero* die Tracht der Männer nicht durch grosse Reichhaltigkeit aus, doch finden sich an ihr gewisse Besonderheiten, welche den andern

[1]) A. a. O. p. 486. J. Hahn, dessen Charakteristik der *Herero* sowie die Beschreibung ihrer Sitten einen unverkennbaren Stempel von Original-Beobachtungen (grossentheils allerdings von seinem Vater herrührend) trägt und reich ist an interessanten Einzelheiten, mag überall als treffend bezeichnet werden, wo tendenziöse Auslegung seinen Blick nicht umflort hat. Für andere Stämme kann er aber keinesfalls als Autorität gelten, zumal da er bei fehlender eigener Beobachtung auch die authentischen Quellen, bei denen er sich Raths erholen konnte z. B. die Cape-Records vielfach unberücksichtigt gelassen hat.

Süd-Afrikanern fremd sind. Das Hauptkleidungsstück des männlichen Geschlechtes ist ein Fellschurz von unregelmässiger Gestalt, welcher den mittleren Theil des Körpers nothdürftig verhüllt; dieser Schurz wird in seiner Lage gehalten durch einen sonderbaren Gürtel um die Lenden, der aus feinen, künstlich zusammen geflochtenen Riemchen von endloser Länge besteht, indem sich die zopfartigen Geflechte immer wieder durch einander schlingen, bis das Ganze einen dicken Wulst bildet (vergl. Fig. 52). Die Männer tragen so das wichtigste Material für einen Theil der Arbeiten im Felde als Kleidung bei sich und können im Fall der Noth leicht ein Stück der Riemchen loslösen und gebrauchen; auch dient der Gürtel, in ähnlicher Weise wie der *Hissam* des Orientalen zur Aufnahme der kleineren Waffen u. s. w.

Der obere Theil des Körpers wird für gewohnlich unbedeckt getragen und nur bei besonders ungünstigem Wetter hängt sich der *Herero* einen Fellmantel um die Schultern. Um die Beine, welche im Uebrigen ebenfalls entblösst sind, schlingt man unterhalb der Kniee nach Art von Strumpfbändern Schnüre, die mit langen Gehängen von Glaskorallen und ähnlichen Gegenständen verziert sind; doch ist diese Tracht wohl weniger zur Kleidung als zum Schmuck zu rechnen. Das Hauptstück für diesen ist eine lange Schnur von Kugeln aus Elfenbein geschnitzt, deren Grösse von der einer kleinen Nuss bis zu der eines mässigen Billardballes allmälig ansteigt. Das Tragen eines solchen Schmuckes, welcher vom Nacken her über den Rücken zuweilen bis in die Gegend der Kniekehlen herabhängt, ist natürlich sehr unbequem und wird nur von den Wohlhabenden geführt in wechselnder Länge und Schwere. Das immerhin häufige Vorkommen derartiger Zierrathen bei einem Gesammtgewicht von mehreren Pfunden lässt gewiss mit Recht auf eine nicht unbedeutende Eitelkeit der Träger schliessen, welche sich einer so lästigen Bürde nicht unterziehen würden, geschähe es nicht, um damit zu kokettiren und vor den Leuten mit ihrem Reichthum zu prunken.

Auch Schnüre mit kleinen eisernen oder kupfernen Kugeln dienen als Schmuck der Männer, sei es, dass sie dieselben als Halsbänder tragen, oder am Oberarm befestigen, oder eine Schnur dient als Stirnband und ist in der Mitte mit einer Muschel verziert. Sandalen von rohen Häuten in ähnlicher Weise zugeschnitten wie bei den *Be-chuana*, doch vorn und hinten schnabelförmig zugespitzt, sind auch unter den *Herero* im Gebrauch; man trägt dieselben aber mehr in der Heimath und unter gewöhnlichen Verhältnissen, als ausserhalb oder auf der Reise.

Die Tracht der Frauen ist nicht ganz so dürftig als die der Männer. Am meisten in die Augen springend erscheint die eigenthümliche, nationale Haube, welche in den vorstehenden Figuren mehrfach abgebildet ist. Diese Haube besteht aus einer festen Kappe aus starkem Leder, vorn mit einem weichen Leder versehen, welches gewöhnlich aufgerollt getragen wird und

so das Gesicht oben als ein dicker Wulst umgiebt, während es aufgelöst, nach Art eines Schleiers herabhängt. Im Nacken ist ein flaches Geflecht von Lederstreifen angefügt, welches bis zur Taille etwa herabreicht, und mit Blechstreifen, Glaskorallen oder ähnlichen Gegenständen verziert ist; das sonderbarste an dem Kleidungsstück sind aber zwei oder auch drei lange Ohren, ebenfalls aus starken Thierhäuten geschnitten, die sich vom oberen Theil der Kappe senkrecht erheben. Dass hier Nachahmung der Natur zu Grunde liegt, ist wohl nicht zu bezweifeln, wenn man die sonderbare Form in's Auge fasst, welche so lebhaft an die aufgerichteten Ohren einer Antilope oder eines Maulthieres erinnert, es ist nur schwer zu erklären, warum ihnen solche Ohren ein so merkwürdiges Wohlgefallen verursachen, sie künstlich nachzubilden.

Ein anderer Bekleidungsgegenstand, der zugleich Schmuck sein soll, ist eine Art Mieder oder Leibchen, welches ganz aus runden, in der Mitte durchbohrten Stückchen von Strausseneierschalen besteht, die reihenweise so zusammengefügt sind, dass die Reihen an die benachbarten anschliessen und mit den dazwischen geflochtenen Riemchen ein Ganzes bilden.

Das Anlegen wie das Tragen dieses sonderbaren Mieders ist sehr unbequem, man sieht es daher auch nicht regelmässig, sondern nur bei den Reicheren, die hinreichende Zeit auf ihren Putz verwenden können.

Ein Fellschurz um die Lenden, auch mit Riemchen oder Perlschnüren verziert, und der lederne *Kaross* um die Schultern vollenden das Kostüm der *Herero*-Frauen; von letzt erwähntem Kleidungsstück zeigt die Dame linker Hand in Fig. 52 das am sorgfältigsten gearbeitete Modell. Niemand dürfte indessen eine solche Toilette für allzu statiös bezeichnen, wenn ihre Herstellung auch viel Zeit und Mühe in Anspruch nimmt; Fig. 53 zeigt zwei Frauen der *Herero* bei der angenehmen Beschäftigung, sich gegenseitig zu putzen, und umgiebt sie auch kein glänzendes Boudoir mit schimmernden Trumeaux, so sehen sie gewiss mit keiner geringeren Befriedigung auf ihr Werk, als die stolze Schöne europäischer Salons. Ohne eine gewisse Anzahl von Büchsen und Büchschen geht es auch bei den *Herero*-Damen nicht ab, an Stelle von *Cold-cream* und *Lilionnaise* enthalten dieselben aber Hammeltalg und Ockerde. Von anderweitigen Schmuckgegenständen sind dicke Schnüre zusammengeflochtener Glasperlen und Stränge metallener Kugeln recht häufig und werden trotz der Unbequemlichkeit gern getragen. Besonders auffallend und zugleich lästig erscheinen die Stränge um die Knöchel, welche bis auf die Ferse und das Fussblatt heruntersinken und dadurch einen schleppenden Gang verursachen, während bei den *Be-chuana*-Frauen derselbe Schmuck sich dem Unterschenkel knapp anfügt und so weniger hinderlich wird.

Die Bewaffnung der *Herero*-Krieger ist recht abweichend von der der übrigen *A-bantu* Süd-Afrika's und lässt auf ihre geringe Streitbarkeit sowie entferntere Verwandtschaft mit den eigentlichen Kaffern schliessen.

Der graciöse, leichte Wurfspiess der *Xosa* hat sich bei ihnen in eine eigenthümlich plumpe Waffe verwandelt, an welcher die flache, blattförmige Spitze von unverhältnissmässiger Grösse am meisten in die Augen fällt. Dazu kommt, dass zuweilen der Stiel mit der Spitze aus einem Stück, also ebenfalls Eisen ist und dadurch für den Wurf fast ganz ungeeignet wird; in anderen Fällen ist ein hölzerner Schaft angefügt, welcher zur Zierde gegen das obere Ende hin mit einem Büschel langer Haare, gewöhnlich der Quaste eines Ochsenschwanzes, umgeben ist, aber auch in dieser Gestalt lässt sich die unbehülfliche Waffe höchstens zum Stoss gebrauchen.

Ausser diesem Speer, welcher etwas an die Saufedern unserer Schweinsjagden erinnert, führen die *Herero* noch Pfeil und Bogen, sowie die überall wieder auftauchende Wurfkeule. Unter den hier beschriebenen Stämmen der *A-bantu* sind es die *Herero* allein, welche Pfeil und Bogen wirklich regelmässig benutzen. Man sieht solche Waffen nur zuweilen, wie erwähnt, in den Händen der *Be-chuana*, und sehr selten in den Händen eines *Zulu* oder *Xosa*, welche eine entschiedene Abneigung oder besser Verachtung gegen dieselben an den Tag legen, als lediglich für unkriegerische, gering geschätzte Stämme, wie für Buschmänner passend. Die *Herero* aber führen Pfeil und Bogen als Regel, doch leisten sie damit nicht so viel wie die letzt erwähnten Eingeborenen, denen sie auch in der Bereitung der Gifte nicht gleichkommen. Sie tauchen zwar die Spitzen ihrer Pfeile in den Saft der Euphorbia, wie Andersson angiebt, doch ist dies Gift kaum stark genug, um für sich allein als Pfeilgift gute Dienste zu leisten.

J. Hahn bezeichnet sie, gewiss mit Recht, als schlechte Bogen-Schützen, die über 30—40 Schritt (Andersson nimmt dafür nur 12—20 an) hinaus wenig mit ihren Pfeilen auszurichten vermögen, lobt dagegen ihre Sicherheit mit dem Feuergewehr, was sonst in den Händen der *A-bantu* nur ausnahmsweise geschickt behandelt wird. Möchte ich auch geneigt sein, an ihre Geschicklichkeit im Schiessen zu glauben, so erscheinen Hahn's Bemerkungen hinsichtlich des Gebrauchs der Wurfkeule unzweifelhaft übertrieben, wenn er angiebt, »der *Herero* schmettere aus weiter (?) Entfernung seinen Feind durch einen Wurf des *Kiri* zu Boden«. Handelt es sich um Hasen, so mag die Behauptung wohl gelten, aber ein kräftiger Mann wird in weiter Entfernung durch einen solchen Wurf als Regel gewiss nicht aufgehalten; höchstens könnten besonders unglückliche Verletzungen der Schläfe eine derartige Wirkung erzielen. Gegen die Geschicklichkeit der *Herero* im Werfen des *Kiri* ist Nichts einzuwenden, die Eingeborenen erlangen, wie schon bei den *Ama-xosa* erwähnt wurde, gerade im Gebrauch dieser Waffe eine grosse Sicherheit, die aber mehr gegen die kleineren Thiere des Feldes als gegen Menschen zur Geltung kommt.

Ausser den genannten Waffen tragen viele der *Herero* auch Dolchmesser, welche denen der *Be-chuana* ähnlich sind, zum Theil wohl diesen Eingeborenen überhaupt ihre Entstehung verdanken.

Schilde scheinen die *Herero* gar nicht zu führen, die meisten Autoren übergehen diesen Punkt ganz mit Stillschweigen, und CHAPMAN betont ausdrücklich, sie hätten keine; die ganze Ausrüstung wird dadurch noch dürftiger und lässt wiederum die geringe Streitbarkeit dieser Stämme erkennen.

Auch die übrigen Geräthe und Utensilien sind keineswegs üppig zu nennen. Als Viehzucht treibendes Volk brauchen sie eine Anzahl Gefässe zur Aufnahme der Milch und zum Sauer-werden-lassen derselben, also Melkeimer und Schüsseln, welche sich nicht auffallend von denen der *Be-chuana* unterscheiden. Ein oder der andere roh gearbeitete irdene Topf, eine Anzahl Kalabassen, als Flaschen oder Becher verarbeitet, hölzerne Löffel und Strausseneier als Wasserbehälter stellen die wesentlichsten Utensilien des täglichen Gebrauches dar.

Ferner taucht bei den *Herero* die unvermeidliche Dachapfeife wieder auf und zwar in einer rudimentären Form, indem anstatt des Rohres eine kurze Thonpfeife gegen die Spitze eines Antilopenhornes, am liebsten Kudu, seitlich eingefügt ist, welche mit dem Innenraum communicirt. In dieser Form lässt sich nur wenig Wasser in das Horn giessen, da man es nicht ganz neigen darf, aber Jos. HAHN ist irrig berichtet, wenn er meint, die Raucher stopften die Oeffnung des Hornes zu und machten eine andere durch die Spitze, an welche sie den Mund anlegten. Er scheint auch die Verwendung des Wassers dabei zum Kühlen des Rauches nicht gekannt zu haben, während ANDERSSON den Gebrauch der Pfeife bei den Berg-*Damara* ebenso angiebt, wie er durch ganz Süd-Afrika verbreitet ist, und von den *Herero* gleichfalls angewendet wird. Ausser dieser Wasserpfeife finden sich auch europäische Thonpfeifen gewöhnlicher Construction bei ihnen in grosser Anzahl, da sie durchgängig den Taback sehr lieben.

In ähnlicher Weise vereinfacht, aber nicht verbessert wie die Wasserpfeife ist bei den in Rede stehenden Eingeborenen das musikalische Instrument der *A-bantu* Süd-Afrika's, welches weiter oben bei den *Xosa* unter dem Namen »*Gubo*« beschrieben wurde. Der *Herero* benutzt dazu einen Bogen, dessen Sehne er in der Mitte fest gegen das Holz anzieht, und fasst beim Spielen diese Stelle zwischen die Zähne (vergl. Fig. 53); er ersetzt also durch seine Mundhöhle den Schallraum, welchen der Kaffer durch Anfügen einer Kalabasse herstellt. Die angezogene Sehne wird darauf mittelst eines Stäbchens geschlagen, während die andere Hand die Spannung zu reguliren sucht und gleichzeitig der Musiker summende Töne ausstösst: eine zwar keineswegs melodische Musik, die aber doch stundenlang mit der grössten Andacht fortgesetzt wird.

Die *Herero* wohnen, wie die eigentlichen Kaffern, in halbkugeligen Hütten, deren Bauart jedoch in einigen Punkten abweicht, wenn auch die

---

1 A. Lake Ngami p. 80.
H. a. a. O. p. 251.

Grundlage dieselbe ist, nämlich eine Anzahl Stöcke, im Kreise eingepflanzt, nach der Mitte heruntergebogen und zusammengebunden. In der weiteren Ausführung sind die Kaffern aber sorgfältiger; bei den *Herero* ist die Hütte noch mehr temporär und da die wesentlichen Theile beim Ortswechsel mitgenommen werden, so ist Alles sehr schwach und leicht zusammen gefügt. Zur Ausfüllung der Lücken des Gerüstes benutzt man Buschwerk und Gestrüpp, welches möglichst eng in einander geflochten, dann mit Lehm oder in Ermangelung dessen mit Kuhmist gestrichen wird, und die Oberfläche zeigt also nicht die parallelen Streifen der Kaffernhütte, sondern das Ganze hebt sich von dem Gestrüpp der Umgebung nur wenig ab. Auf Figur 53 ist eine solche Behausung dargestellt, welche eine Vorstellung von den Dimensionen geben wird; die niedrige Thür, durch die man nur kriechen kann, befindet sich an der linken Seite, doch ist die Stelle nur leicht angedeutet. Ist das Gefüge der Bedachung nicht dicht genug für die Anforderungen der Bewohner, so deckt man noch Ochsenhäute darüber, die je nach Gefallen auch wieder gelüftet werden können.

Zu einer Niederlassung der *O va-herero* gehören ausser den Hütten, welche keine besondere Ordnung einzunehmen pflegen, natürlich auch Viehkraale, deren Anfertigung derjenigen anderer *Bantu*-Stämme ähnlich ist.

---

3. Sitten und Gebräuche der O va-herero.

Auch bei den *Herero* ist der Charakter des Hirtenvolkes deutlich ausgesprochen und sogar noch stärker als bei den vorher beschriebenen Stämmen. Viehzucht ist ihre wichtigste Beschäftigung und liefert den hauptsächlichsten Unterhalt; Ackerbau tritt dagegen noch mehr in den Hintergrund als sonst, und sie heissen daher mit Recht Vieh-*Damara*. Die schwärmerische Zuneigung der Leute zu ihren lieben Ochsen ist mindestens eben so gross als bei den Kaffern, es dreht sich ihr Gespräch mit besonderer Vorliebe um diesen Gegenstand, und ihre Gedanken sind am häufigsten bei denselben.

Im Vergleich mit den östlichen *Bantu*-Völkern sind sie noch unstäter und weniger organisirt. Wie sie in verhältnissmässig später Zeit von Nord-Osten her in ihre jetzigen Wohnsitze eingewandert zu sein scheinen, so binden sie sich auch jetzt noch wenig an die Scholle, welche sie gerade bewohnen, sondern wechseln häufig den Aufenthalt, wie es die Rücksicht auf die Heerden wünschenswerth erscheinen lässt. Grosse Schätze haben sie nicht zu transportiren, bedeutende Anlagen in Feldern und Gärten lassen sie nicht hinter sich, »und schnell erstehen die leichten Hütten wieder«.

Es bilden sich so, je nachdem das Vorhandensein von Weide und Wasser es gestattet, kleinere Abtheilungen im Volke, deren innere Organisation patriarchalischer Natur ist, und zwar gilt das Familienoberhaupt, welches sich zuerst an dem betreffenden, zur Zeit unbesetzten Ort niedergelassen hat, als der Führer der ganzen kleinen Gemeinschaft; die später Kommenden müssen seine Erlaubniss zur Niederlassung haben, da er durch die Besitzergreifung Herr geworden ist über das Wasser.

Die Familie selbst gliedert sich in ähnlicher Weise wie bei den übrigen *Bantu*-Völkern, indem auch hier Polygamie Sitte ist, eine der Frauen aber sich vor den andern an Rang auszeichnet und als die »Grosse« bezeichnet wird. Die Zahl der Frauen ist meist nicht bedeutend, viele leben sogar monogamisch, doch ist dies kein Grund um anzunehmen, dass Monogamie die ursprüngliche Form der Eheschliessung gewesen ist, wie es J. HAHN thut, indem die Leute sich aus Armuth mit einer Frau begnügen, nicht aus Neigung, was auch unter den muhammedanischen Bevölkerungen das allergewöhnlichste Vorkommniss ist, ohne dass Jemand bestreiten dürfte, Polygamie sei Landessitte. Dass eine Frau als die Erste gilt, pflegt auch sonst in polygamischen Verhältnissen vorzukommen, und wir sehen bei den Kaffern den Rang sogar mehrfach eingetheilt. Die dritte Art der Familie, welche J. HAHN den *Herero* vindicirt, die Polyandrie, ist nur ein weiteres Zeichen dafür, dass Armuth und niedrige Gesinnung dieselben veranlasst sich irgendwie zu behelfen, die Polyandrie ist also keine Sitte, sondern eine Unsitte, welche sie sich bei der Laschheit ihrer Anschauungen nicht übel nehmen. Es hat sich für dies Verhältniss eine gewisse Form und besondere Bezeichnung eingebürgert, die Sache selbst findet sich aber auch bei benachbarten Stämmen. Dieselben haben nämlich eine Art der Verbrüderung zwischen Personen desselben Geschlechtes, welche sie dann »*Omapanga*« (*Otpanga* nach J. HAHN) nennen. Sind Männer in dem Verhältniss zu einander, so haben sie ihre Frauen gemeinsam, es findet also Polyandrie statt; handelt es sich aber um Personen weiblichen Geschlechtes, die *Omapanga* sind, so bedeutet dies, sie treiben gewohnheitsgemäss Unzucht mit einander, was mit Wissen und Willen der Aeltern geschehen kann (RATH).

Das Schwankende im Charakter der *Herero*, sowie ihre Indolenz prägt sich in allen diesen Verhältnissen aus; sie haben es daher auch zu keiner festeren Organisation gebracht, und diese Zersplitterung in einzelne kleine Abtheilungen ist ein Hauptgrund zu ihrer Unterdrückung durch die viel schwächeren *Namaqua* geworden. Während bei den *Xosa* stets ein Oberherr vorhanden ist, der erforderlichen Falls als der Führer der Nation auftreten kann und bei den *Zulu* der oberste Kriegsherr die Führung übernimmt, sind die *Herero* nicht so weit in der staatlichen Entwickelung gelangt, dass sie ein gemeinsames Oberhaupt hätten, indem höchstens für Zeit sich die Menge einem der vielen kleinen Häuptlinge unterordnete.

Die Stellung der Häuptlinge ist ganz ähnlich wie diejenige bei den *Be-chuana*, nur dass die Abtheilung des Volkes, welche den einzelnen untergeordnet zu sein pflegt, durchschnittlich noch kleiner ist und der Unterthanenverband noch lockerer als bei diesen. Der persönliche Charakter giebt zuweilen dem einen oder anderen von ihnen eine grössere Bedeutung, und es strömen alsdann dem angesehenen Führer mehr Unterthanen zu, während ein schwacher und missliebiger Häuptling sie sich verringern sieht; da die einzelnen Stämme, deren Kopfzahl von einigen Hundert bis zu ebenso vielen Tausend schwankt, sich nicht als eine abgeschlossene politische Gemeinschaft betrachten, sondern den Gedanken der nationalen Zusammengehörigkeit mit allen übrigen stets fest im Auge halten, so erscheint das Aufgeben eines Stammes für einen anderen als etwas ganz Natürliches, was sich bei beliebiger Veranlassung ohne Bedenken vollzieht.

Die Machthaber müssen sich aus diesem Grunde bei den *Herero* noch mehr als sonst hüten, die Meinung der Unterthanen gegen sich aufzubringen und neigen daher weniger zum Despotismus. Dies spricht sich auch aus in der Handhabung der Gesetze, welche das Herkommen vorschreibt, deren Vollstrecker sie aber sind. Die Strafen bestehen ausschliesslich in Vermögensstrafen, indem selbst Hexerei nicht mit dem Tode gestraft wird, und die oben erwähnten Uebergriffe der Gewalt, um die Feinde zu unterdrücken, finden daher weniger häufig statt. Unter den Angehörigen des Stammes selbst ist ebenfalls ein mildes gegenseitiges Verfahren häufiger als ein hartes; denn obgleich Blutrache herkömmlich ist, wird sie wohl höchst selten vollstreckt, sondern auch in diesem Falle ist eine gütliche Einigung und Beilegung des Zwistes durch Erstattung von Vieh das Gewöhnlichere.

Auffallend ist J. Hahn's Notiz, dass die Erbfolge der Häuptlingswürde nicht immer auf den ältesten Sohn des Verstorbenen übergeht, sondern häufig auf denjenigen seiner Schwester, welcher hinsichtlich des Vermögens in der Regel als der Haupterbe angesehen werde. Es ist dies sehr abweichend von den Verhältnissen der andern südafrikanischen *Bantu*-Völker, unter denen den weiblichen Linien nirgends eine vorwiegende Bedeutung beigelegt wird, und steht in directem Widerspruche mit Andersson's Angabe, welcher ausdrücklich betont, dass der älteste Sohn der Hauptfrau (Lieblingsfrau) des Häuptlings in seine Stelle rückte[1]).

Bestätigte sich Hahn's Angabe, so würde auch aus diesen Verhältnissen erhellen, dass in der That unter den *Herero* von allen dunkelpigmentirten Racen Süd-Afrika's das Weib die relativ höchste Stellung einnimmt, wozu die Häufigkeit monogamischer Verbindungen Vieles beitragen mag. Demgemäss erscheint auch das eheliche Leben überhaupt in einem besseren Lichte als bei den *Xosa*, Gattenliebe gehört nicht unter die ungewöhnlichen Vorkommnisse und die Frau ist nicht gänzlich zum Lastthier erniedrigt.

[1]) A. a. a. O. p. 228.

Es spricht sich dies in der abweichenden Arbeitstheilung der Geschlechter ebenfalls aus. Der Hüttenbau ist zwar auch hier hauptsächlich Sache der Frauen, doch hilft der Mann regelmässig dabei mit und nimmt manche der schwereren Arbeiten auf seinen Theil. Die Wartung des Viehes ist Sache der Männer bis auf das Melken, welches von beiden Geschlechtern verrichtet wird; die Errichtung des Dornenzaunes um die Niederlassung zum Schutz für das Vieh, das Brunnengraben, sowie Jagd und Krieg sind dem männlichen Geschlecht zugewiesen.

Bei der Besprechung der Waffen wurde bereits darauf hingewiesen, wie wenig streitbar die *Herero* im Allgemeinen sind, und ohne europäische Führung haben sie im Felde niemals viel geleistet; trotzdem fehlt es nicht an kleinen Fehden unter ihnen selbst und mit den Nachbarn, wobei von vorn herein Räubereien von Vieh als der eigentliche Zweck der ganzen Unternehmung erscheinen. Im raschen Ueberfall sucht man sich der Heerden zu bemächtigen und treibt sie, wenn der Streich gelungen ist, triumphirend heim, wo der Häuptling die Rückkehrenden feierlich empfängt und ihnen ein Fest bereitet, wobei der Kriegsgesang angestimmt wird. Um die Beraubten nicht gänzlich dem Verderben anheimfallen zu lassen, sollen die Sieger denselben auf ihre demüthige Bitte hin einen Theil des erbeuteten Viehes zurück schicken (J. Hahn), eine Gutmüthigkeit, welche sonst wenig bei den Eingeborenen in Gebrauch ist.

Eng und klein, wie die Machtentwickelung der einzelnen Häuptlinge ist, halten sie doch viel auf Würde und äusseres Decorum; denn der Hang nach Beobachtung einer gewissen Etiquette ist bei den *Herero* besonders stark erwickelt. Es prägt sich dies in manchen Eigenthümlichkeiten aus, wie z. B. den Ceremonien beim Empfang Fremder, welche geduldig ausserhalb der Umzäunung des Ortes zu warten haben, bis ihre Ankunft gemeldet und vom Häuptling die Erlaubniss zum Eintritt ertheilt ist; zuweilen geht der Häuptling dem Gast bis an den Eingang entgegen und beginnt sofort mit dem Fremdenexamen, welches durch ganz Süd-Afrika verbreitet ist, und in der leicht verzeihlichen Neugier abgeschlossen lebender Menschen seinen Grund hat. Andernfalls empfängt der Häuptling den Besuch feierlich in seiner Hütte und reicht ihm zur Bewillkommnung eine Schüssel mit saurer Milch, von welcher der Gast trotz der Kruste von Schmuz auf derselben tapfer zulangen muss.

Ganz ähnlich war mein eigener Empfang beim *Ba-wanketsi*-Häuptling *Gassisioe*, doch mit dem Unterschied, dass die Milchschüssel sich durch die grösste Sauberkeit auszeichnete, die *Herero* legen aber auf ihre Ceremonien noch einen viel grösseren Werth und dehnen sie weiter aus als die *Be-chuana*. Denn während die Letzteren nur für einzelne Stämme bestimmte Vorschriften der Lebensweise und Speisegesetze haben, finden sich solche bei den *Herero* sogar in den einzelnen Familien, welche sich durch die ceremoniellen Aeusserlichkeiten nach Art von Kasten abgränzen, ohne dass ich jedoch

diesen Ausdruck selbst einführen möchte, da keine Stufenfolge unter denselben aufgestellt wird. Die Abtheilungen, »*Eyanda*« (Herkunft) genannt, bezeichnen sich als »die Verwandten der Sonne«, des »Regens«, des »Baumes« u. s. w. und jede betrachtet eine besondere Pflanze für heilig und als Sinnbild der betreffenden *Eyanda* (ANDERSSON). Die *Eyanda* erbt von der Mutter auf die Kinder, die Vorschriften, welche verbieten, dies oder jenes Thier zu essen, sich bei bestimmten Naturerscheinungen so und so zu verhalten, gewissen irgendwie ausgezeichneten Stücken Vieh Verehrung zu zollen u. s. w., sind als eine Art »Familienherkommen« zu bezeichnen und scheinen dazu zu dienen, das Andenken an die Zusammengehörigkeit aufrecht zu erhalten, da die Mitglieder, auch wenn sie verschiedenen Stämmen eingereiht sind, doch eine gewisse Gemeinschaft bekunden [1]).

Bei dem Leben in den Familien selbst spielen Ceremonien ebenfalls eine grosse Rolle, deren Sinn nicht immer fest zu stellen sein dürfte; so gilt es als etwas ausserordentlich Beschämendes, wenn die verheirathete Frau in Gegenwart von Fremden ihre nationale Haube abnehmen wollte, während die sonstige Toilette doch wahrhaftig nicht an Ueberfluss leidet.

Wie die *Herero* in solchen Etiquettefragen an Formen hängen, so verhält es sich auch hinsichtlich des Systems von Aberglauben, welches unter ihnen verbreitet ist und gerade hier so entwickelt erscheint, dass man sich mit einiger Phantasie und gutem Willen die wunderbarsten religiösen Anschauungen herausconstruiren kann. In diesem Punkte steht JOSAPHAT HAHN unerreicht, und wenn er auch nicht durch die Identificirung des hottentottischen »*Tsui-xoab*« mit dem griechischen Zeus [2]) den historischen »Alopex« der Etymologie weit in den Schatten gestellt hätte, so bliebe des Dichterischen immer noch genug übrig.

Ein Vorwurf erwächst dem genannten Autor aus dem Umstande, dass er seinen religiösen Anschauungen zu Liebe stets nur das in Rechnung zieht, was in das Schema passte, die entgegenstehenden Angaben aber, deren er selbst eine grosse Zahl beibringt, unberücksichtigt lässt. Mit demselben Recht, womit J. HAHN den *Herero* die Verehrung eines höchsten Gottes zuspricht, kann man aus seinen (resp. seines Vaters) Angaben, sie als Fetisch-, Feuer-Anbeter oder Atheisten darstellen: so wechselnd und mannigfaltig sind die abergläubischen Gebräuche. Die Basis des ganzen phantastischen Gebäudes, die consequent durchdachten, transcendentalen Anschauungen, welche in dem citirten Aufsatz zu Grunde gelegt werden, fehlen

---

[1]) Vergl. darüber auch J. HAHN a. a. O. p. 502.

[2]) »*Tsui-‖goab*« der Autoren (‖ = dem lateralen Schnalzlaut *x*). Diese Angelegenheit, welche von seinem Namensvetter, THEOPHILUS HAHN, dem besten Kenner der *Nama*-Sprache bereits in der Zeitschrift f. Erdkunde, Berlin 1869, eben so eingehend wie treffend behandelt worden ist, gehört in das Kapitel der Hottentotten und wird dort kurz recapitulirt werden.

den *Herero*, wie sie den übrigen *A-bantu* Süd-Afrika's abgehen, es findet sich bei ihnen kein »Schuldbewusstsein« und »Erlösungsbedürfniss«, ausser die Missionare haben ihnen die Worte, wenn auch nicht die Begriffe eingelernt[1]). Es ist unmöglich, den Ausführungen von J. HAHN eingehend zu folgen, da sich innere Widersprüche in denselben finden, welche die ganze Darstellung verwirren; so steht auf derselben Seite, wo er anführt, die *Herero* verehrten ein höchstes Wesen, Schöpfer Himmels und der Erden, »*Mo-kuru*« genannt, »der religiöse Dienst bezieht sich zunächst auf die Seelen der Verstorbenen und erst in zweiter Linie auf *Mo-kuru*«; etwas weiter unten wiederum: »Neben dem Ahnencultus, aber in untergeordnetem Range, findet sich bei den *Herero* auch derjenige des Feuers«. Gleichzeitig wird auch erwähnt, dass dieselben Leute einem Baume göttliche Verehrung erwiesen und diese Gegensätze einfach durch die unerwiesene Behauptung erledigt, dass die Opfer, deren er: Schuld-, Reinigungs-, Sühn- und Todtenopfer unterscheidet, ursprünglich ausschliesslich dem *Mo-kuru* gegolten haben.

Der Umstand, dass die Vorfahren (*O va-kuru* Pl.) dieselbe Bezeichnung führen wie der alleinige Gott (*Mo-kuru*, Sing.) scheint ihm auch nicht zu dem leisesten Bedenken Veranlassung gegeben zu haben, eben so wenig er sich hat belehren lassen, dass der *U'nkulunkulu* der *Zulu* nur der »Allergrösste« der *Ama-hlozi* und »*Mo-rimo*« der *Be-chuana* nicht der »Uralte«, sondern eine Art Kobold ist, worüber weiter oben (pag. 197) bereits gesprochen wurde.

ANDERSSON betont es schon, dass jedes Dorf seinen eigenen *Mo-kuru* habe, dem die Bewohner ihre Verehrung und ihr Vertrauen zuwenden, ein weiterer Beweis, dass es sich dabei um eine Mehrheit handelt, von welcher man den Einzelnen herausgreift, den man für sich als den Geeignetsten hält. Eingehende Erörterungen über die Unterschiede oder Vorzüge des Einen oder des Andern scheinen die *Herero* so wenig anzustellen als die übrigen *A-bantu*.

ANDERSSON's Angaben[2]) über diesen Punkt stimmen hinsichtlich der religiösen Anschauungen sehr gut überein mit dem, was darüber bei den *Ama-xosa* gesagt worden ist. Es fehlt bei allen Stämmen an consequenter Durchführung des Gedankens, doch wird man durch die Vergleichung der Autoren (J. HAHN nach Abzug der tendenziösen Ausschmückungen nicht ausgeschlossen), sowie die Betrachtung der Verhältnisse bei den verwandten Stämmen mit

---

[1]) Vergl. darüber: Drei Jahre in S.-A. p. 168. Kann Verfasser hinsichtlich der *Herero* auch keine eigenen umfangreichen Beobachtungen beibringen, so ist die geistige Entwickelung der verwandten Stämme so ähnlich und J. HAHN steht mit seinen Angaben unter den Autoren so vereinzelt, dass man sich in diesem Punkte entschieden gegen ihn aussprechen muss.

[2]) Vergl. A. a. a. O. p. 222.

Nothwendigkeit dahin geführt, dass die *Herero* wie die übrigen *A-bantu* Süd-Afrika's in der That einen Ahnencultus haben, und dass zuweilen einer derselben, über dessen Natur weitere Angaben fehlen, besonders verehrt wird. Ferner ergiebt sich, dass die Leute glauben, der *Mo-kuru* oder die *O va-kuru* vermöchten nach ihrem Gefallen dem Menschen zu schaden oder zu nützen, und es somit erforderlich sei, dieselben bei guter Laune zu halten.

Zu dem Zwecke werden Opfer dargebracht in ähnlicher Weise wie bei den *Xosa* und *Zulu*, wobei einige Stücke ihnen zur Labung vorgesetzt, das Uebrige aber von den Versammelten aufgezehrt wird. In der Familie besorgt der Hausvater die Opfer, wie es der Häuptling für den ganzen Stamm thut, wobei mehrere Stöckchen, genommen von dem der betreffenden *Eyanda* heiligen Baum, die Ahnen, an welche der Opfernde sich wendet, repräsentiren. Diese häufig mit Amuletten geschmückten Stöckchen stellen also keine Götzen dar, sondern sind nur ein sinnlicher Anhalt, um die Gedanken auf die unsichtbaren Ahnen zu richten[1]).

Die Feuerstelle, um die sich das ganze Leben der Familie dreht, ist der heiligste Ort, den sie haben, und mit der Pflege desselben verknüpfen sich eine Menge abergläubischer Gebräuche, welche eben so wenig einen eigentlichen Feuerdienst darstellen können, als die feierliche Verwendung einiger Stöckchen einen Götzendienst. Die immerhin mühsame Arbeit, durch Aneinanderreiben trockener Hölzer Feuer anzumachen, legte es den Eingeborenen wohl von selbst nahe, die Flamme sorglich zu hüten, und diese Arbeit wurde den am wenigsten beschäftigten Personen, den Töchtern, übertragen. Die grösste Bedeutung hat die Feuerstelle vor der Hütte des Häuptlings (*Okuruo*), welche den Mittelpunkt der ganzen Niederlassung und damit zugleich den Hauptopferplatz darstellt. Das Verlöschen dieses Feuers würde als ein Unglück bringendes Zeichen angesehen werden, und die Tochter des Häuptlings, welche auch andere mit dem Cultus zusammenhängende Gebräuche zu vollziehen hat und in dieser Eigenschaft *Ondangere* genannt wird, ist daher mit der Wartung besonders betraut. Wechselt man den Wohnplatz, so hat dieselbe das Feuer dahin überzuführen, und der Vater giebt dem Sohne, welcher sich eine eigene Familie gründet, ebenfalls von dem Feuer seiner Hütte einen Brand für die neue Heerdstelle mit.

In der Nähe des Feuerplatzes bezeichnet ein Busch den Ort für die Opfer und auf diesen Busch werden die den *O va-kuru* dargebrachten Stücke gelegt. Es hängt dies wahrscheinlich mit der Rolle zusammen, welche ein Baum in den Mythen der *Herero* spielt, und diese Mythen werden besonders

---

[1]) ANDERSSON sagt darüber wörtlich (a. a. O. p. 229 Anm.): »Each caste has a particular tree or shrub consecrated to it. Of this tree or shrub a couple of twigs or sticks represent the deceased«. Es ist ihm also nicht eingefallen, die Stöckchen, wie J. HAHN ihm vorwirft, für Götzen zu halten.

wichtig für die Vergleichung mit den entsprechenden Sagen bei den *Zulu*. Abweichend, wie dieselben auf den ersten Blick erscheinen, lassen sie sich vielleicht ganz leicht vereinigen, wenn man die Ueberlieferungen näher in's Auge fasst. Die Mythen erzählen, dass die *Herero* von dem Baume abstammen, den sie »*Omumborombonga*« nennen, aber dass *Mu-kuru* sie daraus hervorgehen liess, diese Angabe findet sich, so viel mir bekannt, nur bei H. Hahn; die Abstammung von dem Baume ist analog der Mythe der *Zulu*, wonach die Menschen vom »Urstamm« herkommen (vergl. pag. 137), was in die Anschauungen mancher Eingeborenen als Herkunft aus dem »Röhricht« übergegangen ist; wir selbst können im Deutschen wie in manchen verwandten Sprachen nicht über die einschlägigen Verhältnisse sprechen, ohne die Worte Stamm, Stammbaum, Abstammung zu gebrauchen. Liegt es bei dieser Betrachtung nicht nahe, anzunehmen, dass die Anschauungen der *Herero* über die Herkunft von einem bestimmten Baume ebenso secundär sind, wie die entsprechenden eines Hervorbrechens aus dem Röhricht, indem die ursprüngliche vage Vorstellung einer Herkunft von dem Urstamm durch die mehrfache Bedeutung des Wortes auch in den *Bantu*-Sprachen von den Späteren, welche etwas Greifbares zu haben wünschten, hier auf einen Baum, wie dort auf das Röhricht übertragen wurde!

Sei dem, wie ihm wolle, jedenfalls beweisen die *Ova-herero* durch die abergläubische (Hahn sagt selbst »fast göttliche«) Verehrung, welche sie dem Baume zollen, den sie »Urvater« nennen (*Tate mukururume*), dass es mit ihrer Anbetung des *Mu-kuru* als Schöpfer nicht weit her sein kann, und hier ebenso wie bei den andern Stämmen die religiösen Anschauungen nirgends consequent durchgedacht sind, sondern äussere abergläubische Gebräuche den eigentlichen Kern ihrer sogenannten Religion bilden.

Interessant ist die weitere Entwickelung des Mythus, wie ihn uns Andersson[1]) erzählt: Als Menschen und Thiere von dem Baume (*the parent tree*) ihren Ursprung genommen hatten, war Alles in tiefe Dunkelheit gehüllt. Ein *Damara* machte darauf Feuer an, welches das Zebra, die Giraffe, das Gnu und die übrigen wild lebenden Thiere so erschreckte, dass sie alle vom Menschen flohen, während die zahmen Thiere, wie der Ochse, das Schaf und der Hund sich furchtlos um die züngelnden Flammen sammelten. –

Ausser den verschiedenen Opfern, welche überall dargebracht werden, wo man übernatürliche Einflüsse fürchtet, findet sich Aberglauben mannigfacher Art, der so damit verwebt ist, dass die Gränze zwischen beiden als künstlich bezeichnet werden muss. Sie glauben an Geistererscheinungen in Thiergestalt, sowie übernatürliche Wesen besonderer Art, wovon eins zumal gefürchtet ist, welches nächtlich erscheint (*Otyiruru*) und dessen Begegnung Unheil bringt; auch soll es die Milchgefässe aussaufen. Dieser Aberglauben

[1]) A. a. a. O. p. 221.

der *O va-herero* scheint sich zu den *Be-chuana* verbreitet zu haben, wenigstens bei den westlichen Stämmen glauben viele an die Existenz eines solchen gespenstigen Thieres, welches sie *Znènuru* nennen, und das in der Gestalt einem Löwen ähnelt, doch von geringerer Grösse; eigenthümlich ist ihm, dass es sich nur von dem Gehirn seiner Opfer nähren soll.

Natürlich glauben die *Herero* auch an Hexerei, deren Erfolg sie in allen üblen Zufällen erkennen, und haben ihre Zauberdoctoren (J. HAHN's »Priester der bösen Mächte«), welche die Zauberer entdecken und deren schädliche Einflüsse beseitigen müssen. Ihr Fanatismus ist in diesem Punkt indessen nicht so gross als bei den Kaffern, und in Folge dessen wird Hexerei nicht mit dem Tode bestraft.

Krankheiten, welche auch ohne Einfluss der Hexen entstehen können, werden, wie bei den verwandten *A-bantu* durch allerhand sympathetische Mittel von den Doctoren geheilt. Eine beliebte Medicin, die sich auch bei den Colonisten Eingang verschafft hat und zwar innerlich genommen, während die Zauberer sie hauptsächlich äusserlich zu verwenden scheinen, ist Hyänenkoth, colonial *Wolwenstront* genannt; aber ausserdem begleiten den *Herero* Zaubereien und Amulette durch sein ganzes Leben, auf die jedenfalls ein grösseres Vertrauen gesetzt wird als auf den *Mo-kuru*. Jeder treibt ungestraft auf eigene Hand seine kleinen Zaubereien und wendet sympathetische Mittel an, wovon ANDERSSON wie J. HAHN eine Menge Fälle anführen. So soll der glücklich von der Jagd Heimkehrende Wasser in den Mund nehmen und dreimal über seine Füsse spucken, sowie in das Heerdfeuer, um sich das Glück zu wahren; es nimmt Jemand Staub aus einer Löwenspur und streut ihn auf die Spur seines Feindes mit der Verwünschung: er möge vom Löwen gefressen werden. Der Aberglauben muss auch ihre Faulheit unterstützen, indem die *Herero* in der Voraussetzung, die Kühe würden sonst aufhören Milch zu geben, die zur Aufnahme bestimmten Gefässe niemals waschen. Die Zauberdoctoren, welche im Grunde auch Nichts anderes thun als die übrigen Stammesgenossen, nur dass ihr Hocuspocus ausgedehnter und mannigfaltiger ist als der Einzelne in Ausübung bringt, bilden sich im Stamme selbst und ihre Anschauungen stimmen mit derjenigen der Menge in den wesentlichsten Punkten so überein, dass gar keine Veranlassung vorliegt anzunehmen, sie wären es allein, welche den Glauben an den *Mo-kuru* gewaltsam unterdrückt hätten (J. HAHN).

Der Lebenslauf des einzelnen Individuums entwickelt sich nur wenig verschieden von demjenigen des *Mo-chuana*, doch hat die Jugend im *Herero*-Lande wegen des engeren Zusammenlebens der Aeltern auch einen besseren Halt in der Familie und gegenseitige Zuneigung, sowie Pietät, entwickelt sich daher in höherem Grade. Es tritt uns hinsichtlich der *Herero* wieder in den Autoren die bereits öfter bei verschiedenen dunkel pigmentirten Racen aufgestellte Behauptung entgegen, dass die Kinder weiss geboren würden, und sich erst später die Färbung der Haut einstellte. Dies beruht

jedenfalls auf einem Irrthum, oder besser gesagt, auf einer Uebertreibung; es ist mit grosser Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass die *Nigritier* sich in dieser Hinsicht gleich verhalten, und ich kann aus eigener, bei den *Ba-kuéna* gemachter Beobachtung versichern, dass das neugeborene Kind die dunkle Färbung der Haut schon während der Geburt deutlich erkennen liess, das Pigment zeigte nur nicht die Kraft, welche es später unter Einwirkung des Lichtes bei gleichzeitiger besserer Füllung der Hautcapillaren erhielt.

Der heranwachsende Knabe wird mit den Altersgenossen in feierlicher Weise der Beschneidung unterworfen und auch hier verbindet der gemeinsam durchgemachte Ritus die Jünglinge für den Rest ihres Lebens zu einer engeren Verbrüderung. Bei dieser Feierlichkeit werden ihnen als ein besonderes Zeichen der Aufnahme unter die erwachsenen Männer die beiden mittleren Schneidezähne des Unterkiefers ausgebrochen, während man die oberen in Form einer umgekehrten römischen Fünf ausfeilt vergl. den *Herero*-Schädel Taf. XXXII.

Auch das Mannbarwerden der Mädchen wird durch ein Fest gefeiert, und dabei die Zahnoperation in gleicher Weise an ihnen vollzogen. Diese eigenthümliche Sitte, welche in bestimmten Modificationen bei centralafrikanischen Stämmen ebenfalls vorkommt, hat einen merklichen Einfluss auf die Sprache der *Herero* und bewirkt, dass der Accent einen lispelnden Charakter annimmt.

Die Verheirathung der heranwachsenden jungen Leute findet in gleich jungen Jahren statt wie bei den übrigen *A-bantu*, indem das Mädchen nicht älter als 12 zu sein braucht, der Jüngling wenige Jahre mehr zählt; auch hier wird die Braut durch Geschenke an Vieh von den Aeltern erworben. Verlobungen sollen zuweilen in ganz kindlichem Alter stattfinden.

Das spätere Leben fliesst ihnen dann gleichmässig dahin, indem die beständige Sorge um den Lebensunterhalt die einzige Plage, die Wartung des lieben Viehes ihre Freude und Stolz, gesellige Unterhaltungen verschiedener Art ihre Erholung darstellen. In den letzteren sind sie besonders stark und verdienen dadurch wirklich den Namen der Fröhlichen. Sie sind nicht verlegen um Veranlassungen zu Festen, wobei in ähnlicher Weise wie bei den Kaffern geschmaust und getanzt wird, doch nehmen die Frauen daran einen activeren Theil als bei diesen, und die Tänze zeichnen sich zuweilen durch Lascivität aus. Im Allgemeinen sind sie auch hier mimischer Natur, Krieg und Jagd spielen aber keine so grosse Rolle wie bei den *Zulu* oder *Xosa*, darum verherrlichen sie lieber ihr theueres Vieh, dessen Benehmen und Bewegungen sie bei den Tänzen nachzuahmen pflegen. Indessen verstehen sie auch ohne Feste fröhlich zu sein, sei es, dass sie sich in der oben angegebenen Weise musikalische Unterhaltungen verschaffen, oder sich nur die Zeit durch Erzählungen vertreiben, wobei sie um den Stoff nicht

verlegen sind, sondern Wahrheit und Dichtung nach der Eingebung ihrer Phantasie mischen.

Stirbt der *Herero*, so wird er von seiner Familie lebhaft betrauert. Die Klageweiber erheben eine laute, anhaltende Wehklage; die Angehörigen legen die Schmucksachen ab, die Männer tragen als Zeichen der Trauer eine conische Mütze von dunklen Fellen, um den Hals aber ein Riemchen, welches an den Enden Stückchen von Strausseneierschalen trägt, und scheeren das Haupthaar, was für mehrere Monate, zuweilen sogar für Jahre fortgesetzt wird. Dem Sterbenden wird, wie bei den *Be-chuana*, ein Tuch über den Kopf geworfen (auch soll man ihm, nach ANDERSSON's Angabe, die Wirbelsäule mittelst eines Steines brechen), er wird in eine sitzende Stellung gebracht, mit Fellen umhüllt und mit dem Gesicht nach Norden, — um die Richtung anzudeuten, aus der sie gekommen seien — in einem engen Grabe beigesetzt.

Auch die *O va-herero* haben die Vorstellung, dass die Berührung der Todten verunreinige und entsühnen sich nach der Beerdigung, indem sie dem Verstorbenen Vieh schlachten, wovon die Gehörne über dem Steinhaufen, der das Grab bedeckt an einem Baumstamm aufgehängt werden (vergl. ANDERSSON's Skizze eines solchen Grabes a. a. O. p. 227). Ist der Verstorbene der Häuptling des Ortes gewesen, so verlässt der Stamm die Gegend, um erst nach längerer Zeit wieder zurück zu kehren; bei der Rückkehr bringt der Nachfolger dem Verstorbenen am Grabe wiederum Opfer dar, um ihn günstig zu stimmen, er bittet ihn, gnädig zu sein und ihnen zu gewähren, was von den Gütern dieser Erde den *Herero* erfreuen kann. Nachdem dies geschehen, wird der Feuerheerd und der Opferplatz an demselben Platze hergestellt, wo er ehedem gewesen, und auch alles Uebrige wieder in gleicher Weise eingerichtet.

Zuweilen sollen Häuptlinge auf ihren dahin geäusserten Wunsch hin nicht begraben, sondern in ihrer Hütte auf einem zu dem Zweck besonders errichteten Gerüst beigesetzt werden. Man sucht alsdann durch Abschliessen des Ortes und Errichten von Dornenzäunen die wilden Thiere sowie anderweitige Störenfriede vom Grabe fern zu halten; auch um die Steinhaufen der Gräber im Felde errichtet man zu gleichem Zwecke dichte Dornhecken.

Wie bei den übrigen Stämmen werden auch bei den *O va-herero* den Verstorbenen Gegenstände des täglichen Gebrauches, welche sie benutzt haben, in ihre letzte Ruhestätte mitgegeben, oder man hängt sie an dem über dem Hügel errichteten Stamme auf.

V. Kurze Charakteristik

der

südafrikanischen Eingeborenen-Sprachen

nach

Dr. BLEEK [1]).

Genealogische Tafel von 78 afrikanischen Sprachen und Dialekten[2]).

A. Suffix-pronominale Sprachen.

Das Geschlecht anzeigende Familie.

Südafrikanische Abtheilung.

1. Hottentot-Sprache.
   - *a.* Nama-Dialekt.
   - *b.* Kora- -
   - *c.* Oestlicher -
   - *d.* Cap'scher -
2. Buschmann-Sprache.

Nordafrikanische Abtheilung.

Semitischer Zweig.

1. Westliche Gruppe.
   - *a.* Haussa-Sprache.
   - *b.* Temashirt (Berber).
2. Ostafrikanische Gruppe.
   - *a.* Galla-Sprache.
   - *b.* Dankali- -
   - *c.* Somali- -
   - *d.* Harari- -
3. Semitische Gruppe.
   Südliche Species.
   - *a.* Amhâra-Sprache.
   - *b.* Arabische -

Nicht classificirte Geschlecht anzeigende.

Irloigob-Sprache.
- *a.* Kuafi-Dialekt.
- *b.* Masai- -

---

[1]) Mit Rücksicht auf die nur oberflächliche Kenntniss der Eingeborenen-Sprachen, welche der Verfasser allein zu erwerben Gelegenheit fand, hielt er es für ungeeignet, selbst einen Abriss derselben zu geben, sondern stützte sich lieber auf eine unserer ersten Autoritäten in diesem Gebiet, Dr. BLEEK, zur Zeit in der Capstadt, von welchem mehrere einschlägige Publicationen existiren, die umfangreichste darunter: A comparative Grammar of S. Africain Languages. Dieser ist die beistehende genealogische Tafel der Sprachen entlehnt; die folgenden Grundzüge sind aus einem früheren Werk, betitelt: »Sir GEORGE GRAY'S Library«, übersetzt, und mit Erlaubniss des Verfassers, welcher die Güte hatte, die Uebersetzung selbst zu revidiren, hier abgedruckt. Es wurde daher in diesem Kapitel auch die Orthographie des genannten Autors, welche in manchen Punkten von der im übrigen Text gewählten abweicht, beibehalten, doch wird der Leser keine Schwierigkeit finden, die Namen zu identificiren.

[2]) Comparat. Gramm. of S.-Afr. Lang. p. 4. Das Original wurde mit möglichster Treue wiedergegeben, obgleich die Orthographie späterer Publicationen Dr. BLEEK's, wie bereits oben erwähnt, auch manche Abweichungen zeigt, um durch einseitige Veränderungen die Verwirrung nicht zu vergrössern.

Mande-Teda-Sprachen.

I. Westafrikanischer Zweig.

1. Vei-Sprache.
2. Susu- -
3. Mandinga-Sprache.

II. Nordafrikanischer Zweig.

Bornu-Sprache.

B. Prefix-pronominale Sprachen.

Bántu-Familie.

Südafrikanische Abtheilung.

I. Südöstlicher Zweig.

1. Kafir-Species.
   - *a.* Kafir-Sprache.
   - *b.* Zulu- -
   - *c.* Ma-swazi-Dialekt.
2. Se-tshuana-Species.
   - *a.* Se-suto-Dialekt.
   - *b.* Se-rolong- -
   - *c.* Se-hlapi- -
3. Tegeza-Species.
   - *a.* Ma-ncolosi-Dialekt.
   - *b.* Ma-tonga- -
   - *c.* Ma-hloenga- -

II. Mittlerer Zweig.

A. Oestliche Gruppe.

Südliches Genus.

Ma-shona-Dialekt.
Sena- -
Muidza- -
Tette- -
Barotse- -
Ba-yeye- -

Nördliches Genus.

a. **Ki-suaheli-Sprache.**
b. Ki-nika- -
c. Ki-kamba -
d. Hinzuan- -
e. Sidi- -

B. Westliche Gruppe.

Südwestliches oder Bunda-Genus.

O Tyi-herero-Sprache.
Bunda- -
Londa- -

Nordwestliches oder Kongo-Genus.

Kongo-Sprache.
Ka-kongo- -
Mpongwe- -

III. Nordwestlicher Zweig.

1. Dikele-Sprache.
2. Benga- -
3. Dualla- -
4. Isubu- -
5. Fernando Po-Sprache.

Westafrikanische Abtheilung.

1. Niger-Zweig.

1. Efik-Sprache.
2. Bonny- -
3. Yoruba- -

II. Goldküsten-Zweig.

a. Fanti-Dialekt.
b. Ashanti- -
c. Akwapim- -

III. Sierra-Leone-Zweig.

1. Bullom-Sprache.
2. Sherbro- -
3. Timneh- -

Mena-Familie.

1. Bassa-Sprache.
2. Grebo- -

Gôr-Familie.

I. Südlicher Zweig.

1. Ga(Akra)-Sprache.

II. Mittelafrikanischer Zweig.

2. Wolof-Sprache.
3. Fulah- -

III. Nil-Zweig.

4. Tumale-Sprache.

Die südafrikanische Abtheilung der *Bantu*-Familie umfasst (mit Ausnahme der Hottentotten- und Buschmanndialekte) alle bekannten Sprachen Süd-Afrika's. Sie erstreckt sich an der Ostküste von der östlichen Provinz der Cap-Colonie bis zu dem Gebiete der *Galla's*, welche eine den Semitischen Dialekten verwandte Sprache sprechen, in der ebenfalls Schnalzlaute gefunden werden sollen[1]). Die Gränzlinie ist hier etwa der Aequator.

Auf der Westseite reichen die Sprachen dieser Familie vom Norden Gross-*Namaqua*-Landes längs der Küste soweit wie *Fernando-Po* und die gegenüberliegenden *Rombi*-Berge, wo die *Efik*- (oder alte *Calabar*-Sprache) unmittelbar daran gränzt, und im Innern sollen sie sich wenigstens bis 8° nördlicher Breite ausdehnen.

Allgemeine Grundzüge der Sprachen der Bántu-Familie.

Die Wörter sind meist vielsylbig und die Sylben offen, d. h. mit einem Vokal oder Nasenlaut auslautend.

Eigentliche Diphthonge treten in den genannten Sprachen selten auf.

Von Ableitungs-Prefixen der Nomina, mit denen die Formen ihrer Pronomina identisch sind, gab es ursprünglich wenigstens 16; von diesen 16 haben nur 2 eine entschiedene Beziehung auf Naturunterschiede, indem sie beschränkt sind auf Nomina, die vernünftige Wesen anzeigen, das eine im Singular, das andere im Plural. Dass die Form des letzteren (des Ableitungs-Prefixums und Pronomens persönlicher Nomina im Plural) entweder thatsächlich *ba*- lautet oder hiervon abgekürzt oder sonst in irgend einer Weise daraus hergeleitet ist, gilt als eins der charakteristischen Merkmale der *Bá-ntu*-Sprachfamilie.

Die Unterscheidung des Singular und Plural durch gegenseitiges Entsprechen der verschiedenen Nominal-Prefixe (und aus ihnen abgeleiteten Pronomina) ist in den Sprachen dieser Familie nicht sehr strict durchgeführt. Ein und dasselbe Pluralprefixum (und Pronomen) steht nicht selten im Gegensatz zu mehreren Prefixen (und Pronominen) des Singulars; und ein Prefixum des Singulars kann mehr als ein correspondirendes Prefixum des Plural haben. Bei einigen Prefixen ist es auch der Fall, dass ihr Zahlwort überhaupt gar nicht durch das Entsprechen eines anderen Prefixes festgestellt worden ist; und in mehreren dieser Sprachen hat sogar manchmal ein und dasselbe Prefixum (und Pronomen) bei einigen Nominibus eine Singular- bei anderen eine Plural-Bedeutung.

Eine Art von Artikel findet sich den Nominibus nicht selten vorgesetzt. Er ist abgeleitet entweder von demonstrativen Partikeln (z. B. *o*- in den Sprachen der westlichen Seite), oder von den Pronominibus, und war

[1]) Das ist zweifelhaft nach neueren Angaben (W. H. X. B.).

also im letzteren Falle ursprünglich mit den derivativen Prefixen oder Nomina identisch. Mit diesen Prefixen werden nicht selten beide Arten von Artikeln zusammengezogen. In einigen Sprachen sind nur schwache Spuren der früheren Existenz eines solchen Artikels bemerkbar.

Adjective giebt es nur wenige in diesen Sprachen und an ihrer Statt wird sehr allgemein eine Participialconstruction angewendet. Auf ihre Nomina werden die Adjective stets durch Prefixpronomina bezogen; und um ihren rein adjectivischen (nicht prädikativen) Gebrauch anzuzeigen, geht diesen nicht selten eine relative oder demonstrative Partikel vorher.

Der Genitiv wird angezeigt durch eine vorgesetzte Genitivpartikel (*a-* oder *ka-*, die letztere allein in den *Kafir-*, *Zulu-* und *Se-tshuana-*Sprachen in sehr beschränkter Anwendung gebräuchlich), der immer das Pronomen des herrschenden Nomen vorausgeht, wodurch der Genitiv auf die Nomen in adjectivischer Weise bezogen wird.

Mit Ausnahme einer Art von Lokativ, dessen Gebrauch auf die Sprachen der Ostseite beschränkt ist, werden die Endungen der Nomina nicht gebeugt, sondern die Casusverhältnisse werden durch Präpositionen angezeigt.

Verschiedene Verbalformen (wie die Causale, reciproke, die sogenannte relative, passive u. a.) werden gebildet durch Beugungen der Endungen; und auch der Modus sowie das Perfectum werden auf diese Weise angezeigt.

Die einfachste Form des Verbums findet sich am gewöhnlichsten in dem Singular des Imperatives.

Das Object des Verbum ist im Allgemeinen enger mit demselben verbunden als das Subjekt; wenn das Objekt ein Pronomen ist, wird es beinahe durchgängig unmittelbar dem Stamm des Verbum vorangesetzt, und vor ihm steht dann noch das Pronomen des Subjektes. Das letztere ist jedoch ein unentbehrlicherer Theil des Verbum und verbindet sich dabei gewöhnlich mit Hülfzeitwörtern oder verbalen Partikeln, durch welche die verschiedenen Tempora, Modus und auch die negative Form des Verbum unterschieden werden. Die negativen Formen werden ausserdem nicht selten durch Beugung der Endigungen des Verbums angedeutet.

Bei der Bildung der Nomina verbalia wird die Bedeutung derselben nicht allein durch derivative Prefixa, sondern einigermassen auch durch die Beschaffenheit des Endvokales bestimmt.

Südöstlicher Zweig.

Den südöstlichen Zweig der südafrikanischen Abtheilung der *Bántu*-Familie bilden drei Spracharten: das *Kafir*, das *Tekêza* und die *Setshuana*.

Die Sprachen dieses Zweiges haben alle drei von den ursprünglichen sechszehn Ableitungs-Prefixen der Nomina verloren, und es existiren daher in diesen Sprachen nur dreizehn Klassen von Nomina und Pronomina.

Gemeinsam ist den Gliedern dieses südöstlichen Zweiges der *Bántu*-Sprachfamilie der Besitz aspirirter Zungenlaute, welche denen der welschen Sprache ähnlich sind.

Die Palatisation der Consonanten, d. h. die Verwandlung derselben durch den Einfluss eines hinzugefügten *y*, ist ein Vorgang, auf welchen vielleicht die grösste Zahl von Veränderungen im äusseren Ansehen der Worte zurückzuführen ist. In den Sprachen der *Bántu*-Familie und besonders in denen, welche auf der östlichen Seite von Süd-Afrika gesprochen werden, ist eine derartige Verwandlung der labialen Consonanten besonders auffällig. Die allgemeine Regel ist hierbei, dass der erste von zwei Labialen, welche sich in demselben Worte finden, palatisirt wird durch die Hinzufügung des Halbvocales *y*, der dann häufig in *dsh* oder *tsh* verwandelt wird. Vor den letzteren Buchstaben wird der labiale Laut selbst gewöhnlich fallen gelassen, während sie nicht selten einer weiteren Verwandlung in *s* oder *z*, und sogar *t* oder *d*, unterliegen. In den Sprachen des südöstlichen Zweiges berührt diese Regel hauptsächlich die Bildung von passiven Verben und von Verkleinerungswörtern, aber dabei erleidet der Anfangsconsonant eines Wortstammes niemals eine Verwandlung. Das Suffix, womit Verkleinerungswörter gebildet werden, zeigt allerdings jetzt keinen Labiallaut; aber es ist nicht unwahrscheinlich, dass ein Labiallaut früher in demselben existirte und nun ausgefallen ist.

Die drei Glieder der *Bántu*-Sprachfamilie unterscheiden sich unter einander hauptsächlich durch constante Lautverbindungen nach gewissen Gesetzen, die einigermassen denen ähnlich sind, welche zwischen den verschiedenen germanischen Sprachen und anderen Gliedern der indo-germanischen Sprachfamilie statt haben, wie Jacob Grimm zuerst so vortrefflich bewiesen hat.

Die meisten der Lautverschiebungen, welche sich zwischen diesen drei Spracharten stattfinden, sind in der folgenden Tabelle vermerkt.

Der hier in Betracht kommende *Tekêza*-Dialekt wird in der Nähe von *Lourenço-Marquez* an der *Delagoa*-Bay gesprochen. Von der *Se-tshuana* sind sowohl die östlichen, als die westlichen Dialekte berücksichtigt worden; und vom Kaffrischen das eigentliche *Kafir* neben der *Zulu*-Sprache, die allerdings hauptsächlich bei dieser Gelegenheit zu Rathe gezogen worden ist.

Tabelle der Lautverschiebungen.

Kafir	Tekéza	Setshuana	Kafir	O Tyi-Hereró	Angola
k entspricht dem	k und dem	gh (χ od. h' [g])	k entspricht dem	k und dem	k
ṅk – –	(—) ℵ[1]) oder h) – –	kh	ṅk – –	ṅk – –	ng
ṅg – –	ṅg – –	k	ṅg – –	ṅg – –	ng.
sh – –	k – –	sh	t – –	t od. s – –	t
t – –	r – –	r	ti – –	ti – –	tshi
nt – –	n – –	th	nt – –	nd – –	t
d – –	l – –	l	d (?) – –	t – –	nd oder l
nd – –	nd – –	t	nd – –	nd – –	nd
p – –	ℵ od. h – –	f od. h	p – –	p – –	b
p – –	bz – –	p	b – –	p – –	b
mp – –	m – –	ph	b – –	v – –	ℵ
b – –	b od. v – –	b	mb – –	mb – –	mb
mb – –	mb – –	p	f – –	ϑ'(s) – –	f(ff)
mb – –	mob – –	m	fn – –	t – –	fu
f – –	f – –	f od. h	v – –	ϑ'(s) – –	f
v – –	f – –	b od. r	mv – –	mb – –	nf
v – –	f – –	ku oder tshu (chu)	mvu – –	nd od. ndϑ'	
			s – –	t – –	s
mv – –	nf – –	p	s – –	ty – –	k
s – –	s – –	s	s od. χ'l – –	k	
s – –	tsh – –	ts	s od. χ'l – –	h – –	s (ss)
z – –	t – –	ts oder 'χl (tl)	z – –	ϑ' (z) – –	sh (x oder g)
zi – –	te – –	li oder ri	z – –	h – –	sh (x)
nz – –	t – –	ts	z – –	y – –	ℵ
nz – –	mf – –	p	z (?) – –	r – –	l
sh – –	k – –	sh	tsh – –	pi – –	be
ty – –	bdsh – –	y	ndsh – –	mbu – –	mbu
l – –	l – –	l	nx́l – –	ndy – –	nz
li – –	li od. dzi – –	le	n'χle – –	ndyi – –	ndshi (ngi)
ml – –	n – –	mol-			
n – –	n od. ny – –	z	l – –	r – –	l
ny – –	ny – –	n	li – –	ri – –	ri
-ni – –	-ne – –	-ṅ (ñ od. ng)	y – –	y	
m – –	m – –	m.	ny – –	ny – –	ny (nh)
			n – –	n – –	n
			m – –	m – –	m

[1]) ℵ (hebräisches Aleph) soll den Spiritus lenis ausdrücken.

Die Kafir-Species.

Die *Kafir*-Species umfasst die Sprache der eigentlichen Kaffern und die *Zulu*-Sprache. Im Allgemeinen haben die Sprachen dieser Species die ursprünglichen Züge der *Bántu*-Sprachfamilie am besten bewahrt und sie sind daher für das Studium derselben von ähnlicher Wichtigkeit, wie Sanskrit und Gothisch für die germanischen Sprachen.

Allgemeine Grundzüge des Baues dieser Sprachen.

Der Accent ist gewöhnlich auf der Penultima, während die Ultima nur so leicht betont ist, dass sie fast unhörbar wird. Ein »*r*« giebt es in diesen Sprachen nicht.

Zwei harsche Kehllaute werden gewöhnlich durch *r* oder *rh* (auch *hr*) bezeichnet.

Es finden sich drei Schnalzlaute, von denen ein weicherer und ein härterer, sowie eine nasale Betonung als *c*, *gc*, *nc*, *ngc*; *x*, *gx*, *nx*, *ngx*; *q*, *gq*, *nq*, *ngq* unterschieden werden.

Jedes Nomen wird durch eins von 13 Ableitungs-Prefixen gebildet, unter welchen 6 den Singular und 5 den Plural anzeigen; die zwei übrig bleibenden haben keinen entschiedenen Zahlwerth. Die wechselseitige Beziehung von Prefixen des Singular und Plural ist hier unregelmässiger als in irgend einer der verwandten Sprachen.

Ein Artikel, bestehend aus einer verkürzten Form des Pronomen, ist gewöhnlich den Nominibus vorgestellt; seine Anwendung ist so ausgedehnt, dass nur in sehr wenig Fällen (wie im Vocativ und zuweilen in negativen Sätzen) er nicht gefunden wird.

Der Artikel ist häufig zusammengezogen mit Prepositionen und prefigirten Partikeln. Ein besonders merkwürdiges Beispiel einer solchen Zusammenziehung ist das der Partikel *ngi* (*Setshuana ki-*, *Herero i-*, und *ni-* in mehreren anderen Sprachen). In einigen Fällen ist diese Partikel *ngi-* gänzlich vor dem Artikel ausgestossen, welcher alsdann seine volle, ursprüngliche Form zeigt. So ist in *i-lizwi* (das Wort) die Form des Artikels *i-* abgeleitet von *li-*; und vor diesem ursprünglichen *li-* verschwindet die Partikel *ngi-* gänzlich, so dass *li-lizwi* bedeutet »es ist das Wort« oder »durch das Wort«. In anderen Fällen ist *ngi-* so mit dem Artikel zusammengezogen, dass es (das *ngi-*) seinen Vokal verliert, und der Artikel erscheint in seiner gewöhnlichen, verkürzten Form. So ist in *u-muti* (der Baum) die Form des Artikels *u* abgeleitet von *mu-*. Mit der Partikel *ngi-* dagegen ist dieser Artikel zusammengezogen zu *ngu*, so dass *ngu-muti* bedeutet »es ist ein Baum« oder »durch den Baum«.

Das Adjectivum, wenn rein adjectivisch, nicht prädikativ gebraucht, ist gewöhnlich mit einer vorgestellten, relativen Partikel versehen. Die Palatisation eines Labiallautes durch den Einfluss eines folgenden zweiten Labiallautes, findet hier nicht allein in der Bildung von passiven Verben und Verkleinerungswörtern statt, sondern auch wenn der Lokativus durch die Suffixa *-ini* oder *-eni* von Nominibus gebildet wird, welche mit einem Labialvokal (*o* oder *u*) endigen, dem ein labialer Consonant (*p*, *mp*, *b*, *mb*, *m*) vorangeht.

In passiven Verben trifft die Palatisation sogar Labiale, welche von dem passiven Inflexzeichen durch eine oder mehrere Sylben getrennt sind und die als Consonanten entweder *l* oder *n* oder *s* oder *z* haben. In allen diesen Fällen verwandeln sich die Labialen in folgender Weise:

p wird zu *tsh* und *mp* wird zu *ntsh*
b - - *ty* oder *j* (*-dzh*) *mb* - - *nj* (*ndzh*)
m - - *ny*.

Der Imperativ einsylbiger Verben wird unterschieden durch ein vorgesetztes *yi-* und der von Verben, die mit einem Vokal anfangen, durch vorgesetztes *y*. In den Participialformen dieser Arten von Verben wird ein *si* oder *s* zwischen den Stamm und den ihm vorgesetzten Pronominibus eingeschoben. Der Vokal des Letzteren wird, im Falle es ein *a* ist, in den Participien aller Verben in ein *e* verwandelt, vermuthlich durch den Einfluss dieses *si*, von dem man annehmen muss, dass es ursprünglich das Zeichen des Particips aller Verba war.

Die Kaffersprache.

Das eigentliche Kaffrische erstreckt sich von dem Keiskammafluss bis an die südlichen Gränzen von *Natal*, und vom indischen Ocean bis an die Storm- und Wittebergen.

Es wird gesprochen:

1) Von den *Ma-mpónda* (6. pl.), welche im Norden des *u'Mtata*-Flusses längs der Küste wohnen;
2) von den *Ba-témbu* (2. pl.) und *Ma-||ósa*[1]) (6 pl.), welche im Südwesten von den *Ma-mponda* leben.

Zwischen den *Ba-tembu* und den *Ma-||osa* ist kaum eine dialektische Differenz zu bemerken, und auch im *Ma-mponda*-Dialekt sind die Abweichungen nur gering.

Eine besondere Litteratur existirt im *Ma-mponda*-Dialekt nicht, aber von den Schriften der im *Ma-mponda*-Lande angesessenen Missionare kann man annehmen, dass sie durch dialektische Besonderheiten wenigstens beeinflusst sind. Dies kann z. B. von dem Rev. W. J. Davis, dem Herausgeber der zweiten Ausgabe von Boyce's Grammatik, behauptet werden.

Die Zulusprache.

Die *Zulu*-Sprache wird jetzt als die maassgebende Sprache durch das ganze *Zulu*-Land und *Natal* betrachtet: sie hat die *Tekéza*-Dialekte, welche früher von einem beträchtlichen Theile der Bewohner dieser Gegenden

[1]) || ist der laterale Schnalzlaut; in anderen Kapiteln durch *x* bezeichnet.

gesprochen wurden, fast gänzlich verdrängt. Die Zahl der Individuen, von welchen sie gesprochen wird, übersteigt vermuthlich keine halbe Million.

Der 31. und 27. Grad südlicher Breite mögen betrachtet werden als eine hinlängliche genaue Gränze der Territorien, in welchen die *Zulu*-Sprache angewendet wird. Ihr südwestlicher Nachbar ist der Kafferdialekt der *a Ma-mponda*, im Nordwesten ist sie begränzt von dem *Sesuto* und den anderen östlichen *Setshuana*-Dialekten. Im Norden durch den Dialekt der *a-Maswazi* und im Nordosten durch die Sprachen der *a-Matonga* und *a-Mahloenga*, Varietäten der *Tekêza*-Spezies.

Die *Zulu*-Sprache wird auch von dem Volke *U'mselekazi's* gesprochen, welches ungefähr unter 20° südlicher Breite leben soll, und von den Resten dieses Stammes im *Be-chuana*-Lande, wo sie *Matabele* genannt werden. Im Norden der Delagoa-Bay, nicht weit von der Küste soll der *Tefula*-Dialekt der *Zulu*-Sprache derjenige sein, welcher allgemein unter den Anhängern des *Sotshangane*, des Nachfolgers von *Zwite*, gesprochen wird. Nach den neuesten Entdeckungen, namentlich LIVINGSTONE's, sind *Zulus* bis nahe an den Aequator vorgedrungen, und gelten in allen diesen Gegenden als die gefürchtetste Kriegernation.

Die *Zulu*-Sprache unterscheidet sich von dem eigentlichen *Kafir* bei weitem mehr durch den besonderen idiomatischen Gebrauch, der von manchen Wörtern und Constructionen gemacht wird, als in den Elementartheilen ihres Baues oder in der Aussprache.

Die erste Person des Singular als objective oder subjective Prefixpartikel eines Verbum hat im *Zulu* die ursprüngliche Form von *ngi-* anstatt des *ndi-* der Kaffersprache (*Setshuana ki-*). Der Begriff der Vielheit wird im *Zulu* durch den Adjectivstamm *-ningi* ausgedrückt, wofür die Kaffern der Gränze *-ninzi* sagen (*Setshuana -ntsi*, *Tekéza -nyinge*, *Inhambane*, *Maravi*, *Ki-kamba*, *o Tyi-herero*, *Kongo* etc. *-ingi*, *Tette*, *Senna -zinshe* etc. etc.). Brod heisst im *Zulu isinkwa* anstatt der zusammengezogenen Kafferform *isonkwa* (*Setshuana senkhua*, *Tekéza isiwa*).

Im Allgemeinen zeigt sich die *Zulu*-Sprache conservativer in der Erhaltung der ältesten Formen, während die Kaffernsprache mehr Sorgfalt auf die Bewahrung von ursprünglichen und genauen Bedeutungen zu verwenden scheint.

Ausser dem eigentlichen *Zulu* sind wenigstens zwei dialektische Varietäten zu unterscheiden, der *Tefula*-Dialekt und der *a-Ma-swazi*.

Der *Tefula*-Dialekt ist in ausgedehntem Gebrauch besonders im *Zulu*-Lande. Er unterscheidet sich hauptsächlich von dem vollständig correcten *Zulu* durch eine sanftere Aussprache mancher Consonanten; z. B. *ny* wird verwandelt in *n* und jedes *l* lautet sehr weich beinahe wie *y*, so dass es von einem ungeübten Ohr in der That nicht von diesem Buchstaben unterschieden werden kann.

Dieser Dialekt gehört bestimmten Stämmen an, wie den *u-Mtetwa*, den *a-Ma-cwabi* und anderen; aber durch den mächtigen Einfluss der *u-Mtetwa* wird er jetzt sehr allgemein im ganzen *Zulu*-Land gebraucht und sogar am Hofe des Königs, obgleich er als incorrect betrachtet wird.

Der Dialekt der *a Ma-swazi* scheint das verbindende Glied zwischen den Sprachen der Kaffer- und *Tekéza*-Species zu sein.

Der A-Ma-swazi-Dialekt.

Die *a-Ma-swazi* leben im Norden des *Zulu*-Reiches, dem sie tributpflichtig sind. Ihr jetziger König ist *a Mswazi*, der Sohn von *Sopuza*.

Dieser Dialekt theilt mit den Sprachen der *Tekêza*-Species die Besonderheit, dass er ein *t* für die Kaffer- und *Zulu*-Buchstaben *z* und *d* hat; aber er hat nicht die charakteristischen Zusammenziehungen, durch welche im *Tekéza* die Laute *nk* und *p* gewöhnlich verschwinden, das *mp* zum *m* und die Verbindungen *nt* und *ml* zu *n* werden. Auch der Buchstabe *v* ist in diesem Dialekte erhalten und nicht in *f* verwandelt worden. Der *a-Ma-swazi*-Dialekt scheint auch Schnalzlaute zu besitzen und unterscheidet sich im ganzen Bau wie in dem idiomatischen Gebrauch der Worte nur sehr wenig vom correcten *Zulu*.

Die Tekêza-Species.

Die Sprachen der *Tekéza*-Species werden zur Zeit hauptsächlich im Nordosten des *Zulu*-Landes gesprochen und erstrecken sich vermuthlich etwas nördlich von der Delagoa-Bay.

In früheren Zeiten scheinen sie die ganzen Küstenstriche des *Zulu*-Landes und wenigstens einen Theil derjenigen eingenommen zu haben, welche augenblicklich die Colonie von *Natal* bilden. Aber die Stämme dieser Gegenden, welche einst die *Tekéza*-Dialekte zu sprechen pflegten, haben jetzt beinahe alle die *Zulu*-Sprache adoptirt, obgleich die Besonderheiten des *Tekéza* vom grössten Theile der Bevölkerung noch wohl im Gedächtniss gehalten werden.

Einige wenige der *Natal*-Stämme, wie die *Ma-ncolosi*, sollen bis auf den heutigen Tag unter einander *Tekéza*-Dialekte sprechen. Die letzteren bilden die südliche Abtheilung, die nordöstlichen Varietäten aber werden die nördliche Abtheilung der *Tekéza*-Sprachen genannt.

Das *Tekéza* klingt breit und weich im Vergleich mit dem *Kafir* und *Zulu*, aber es ist nicht guttural wie die *Se-tshuana*. Schnalzlaute sind unbekannt, aber mit Ausnahme der Dialekte der südlichen Abtheilung[1].

[1] Dies ist offenbar auf *Zulu*-Einfluss zurückzuführen, wie auch das *Se-suto* zweifellos den einzigen Schnalzlaut, welcher gewöhnlich durch den Buchstaben *q* ausgedrückt wird, derselben Quelle verdankt.

Drei Arten aspirirter Zungenlaute kommen vor, jedoch ist ihre Aussprache eigenthümlich und von derjenigen, welche dieselbe Klasse der Laute im *Zulu* hat, verschieden.

Die Lautverschiebungen, welche zwischen dem *Tekêza* und den Sprachen der *Kafir*- und *Se-tshuana*-Species statthaben, sind in obiger Tabelle aufgeführt. In den meisten Fällen ist das *Tekêza* weniger urthümlich als die *Kafir*-Species.

So hat es Ueberfluss an Contractionen und Elisionen, besonders zweier Doppelconsonanten, deren erster ein Nasenlaut, der zweite aber eine Tenuis oder die Liquida *l* ist.

Einfache Zungen-Laute sind entweder palatisirt, wie *m* der *a Ma-swazi* Sprache, durch Hinzuziehung eines Zisch-Lautes (südliche Dialekte), oder sie ist in die Liquidae *r* oder *l* verwandelt (nördliche Dialekte) wie in der *Se-tshuana*.

Die labiale Tenuis *p* wird in den nördlichen Dialekten gänzlich fallen gelassen, und in der südlichen Varietät erleidet sie, zum wenigstens in allen grammatikalen Partikeln, entweder Ausstossung oder Verwandlung in *k*.

Ob das Kaffrische *z* oder das korrespondive *Tekêsa t* die Priorität zu beanspruchen hat, kann als offene Frage gelten.

Die Palatisation der labialen Consonanten vor labialen Vokalen scheint in keinem so ausgedehnten Maasse ausgeführt worden zu sein, wie im *Kafir* und selbst in der *Se-tshuana*, und auf diese Weise hat das *Tekêza* oft manche mehr urthümliche Formen beibehalten als in den beiden andern Species erhalten sind. Z. B. wird im südlichen *Tekêza* ein Hund *imbua* genannt (*Kafir indsha*; *Se-suto mptsha*; *Se-hlapi entsha*, *Inhambane*, *Sofala*, *Tette imbua*; *Hiau mbua*; *Suaheli*, *Pokomo*, *Mpongwe*, *Batonga mboa*; *Cape Delgado umbŏa*; *Sidi* (in *Sindh*) *umbuá*; *Herero*, *Benguela*, *Bunda o-mbua*; *Pauwe mvu*; *Isubu mbwa* oder *ngwa*; *Fernando-Po mpwa*); und ein Kalb *iyomoana* (*Kafir inkoyana*; *Herero ongombiona*) von *iyomo* (nördliches *Tekêza omo*; *Kafir inkomo*; *Se-tshuana khomo*; *Inhambane ombe*; *Sofala*, *Sena*, *Tette*, *Quellimane*, *Cape Delgado*, *Suaheli*, *Nika*, *Kamba*, *Pokomo*, *Sidi* (in *Sindh*) *ngombe*; *Herero*, *Benguela*, *Bunda ongombe*; *Hottentot komap* oder *qumab* (m. s.) eine Kuh.

In andern Verkleinerungswörtern hat die Palatisation des labialen Consonanten nur eben erst angefangen. So wird in dem *Laurenzo-Marques*-Dialekt ein junger Hund *imbdshana* genannt (*Kafir indshana*; *Se-tshuana intshana*) und ein Bach *anambdshana* (*Kafir umlandshana*) von *nambo* (*Kafir umlambo*; *Se-tshuana molapo*) ein Fluss.

Südliche Tekêza-Dialekte.

Die südlichen *Tekêza*-Dialekte werden offenbar und natürlich in grosser Ausdehnung durch das *Zulu* beeinflusst, und andererseits konnte es nicht

wohl anders geschehen, als dass diese Sprache durch die *Tekêza*-Mundarten afficirt wurde. Hinsichtlich der Vocabularien scheint es, dass die beiden Sprachen häufig von einander durch einfache Lautverschiebung, deren Gesetze den Eingeborenen wohl bekannt sind, entlehnt haben.

Die alten Sitze der *Tekêza*-Dialekte in den unteren Theilen des *Zulu*-Landes und dem südöstlichen Distrikt von *Natal*, verrathen sich noch häufig durch die Namen von Oertlichkeiten, wie der Fluss *u Matikulu*, d. h. grosses Wasser, gleich dem *Zulu a Manziamakulu*.

Diejenigen Stämme, oder Theile von solchen, welche verborgen im Gebüsch oder in den Schlupfwinkeln der Berge weniger als die übrigen dem mächtigen Einfluss der *Zulu* unterworfen waren und länger ihre urthümlichen Besonderheiten bewahrt hatten, wurden *Malala* genannt. Von diesen Resten sollen die *a Ma-ncolosi*, welche, an Zahl gegen 2000 stark, gegenwärtig in *Natal* auf beiden Seiten des *Umgeni*, gegenüber *Inanda* wohnen, bis auf den heutigen Tag einen *Tekéza*-Dialekt sprechen.

Nördliche Tekêza-Dialekte.

Diese Varietät schliesst die Dialekte der *Ma-tonga*, *Ma-hloenga* und anderer in der Nachbarschaft von Delagoa-Bay ansässiger Stämme ein.

In diesen Dialekten wird der Consonant *b* des *Kafir*, *Se-tshuana* und südlichen *Tekéza*, in gewissen Fällen stets in den weicheren Laut *v* verwandelt. Solche Fälle sind erstens, wenn das *b* in der Mitte eines Wortes steht (nicht als der Anfangsbuchstabe eines Stammes) zwischen zwei Vokalen und zweitens in grammatikalischen Partikeln, Prefixen, Prepositionen etc.

Dialekt der Ma-tonga.

Die *Ma-tonga* haben nahe der Küste nördlich von der *i-Zweba* oder grossen Lagune, welche auf der linken Seite der Mündung des *i Mvolosi*-Flusses liegt.

Dialekt der Ma-hloenga.

Dies ist vermuthlich der Eigenname eines Stammes in der Nachbarschaft von Delagoa-Bay; aber die *Zulu* verstehen darunter gewöhnlich alle Stämme dieser Umgegend und in Ermangelung eines besseren Namens mögen wir gleichfalls ihrem Beispiel folgen.

Nordöstlicher Zweig.

Der nordöstliche Zweig der südafrikanischen Abtheilung der *Bántu*-Familie von prefix-pronominalen Sprachen umfasst alle Dialekte, gesprochen längs der östlichen Küste von einiger Entfernung nördlich der Delagoa-Bay

bis an das Gebiet der *Galla* und *Wa-kuafi* (*Irloigob*) südlich vom Aequator. Im Innern scheint dieser Zweig sich im Süden bis westlich vom *Ngami*-See zu erstrecken, im Norden aber sind seine Gränzen unbekannt.

Es ist wahrscheinlich, dass dieser Zweig wieder in zwei kleinere gespalten werden muss, welche der *Zambese*- und der *Uniamesi*-Zweig genannt werden müssen. Ein Glied des *Zambese*-Zweiges scheint die Sprache der *Bayeye* zu sein, welche die Ufer des Sees *Ngami* bewohnen.

Die Ba-Yeye-Sprache.

Die *Ba-yeye* oder *Wa-yeye* werden von den *Be-tschuana Ba-koba* (2) oder *Ma-kobą* (6) genannt, was »Leibeigene« bedeuten soll. Diese Sprache hat zwei oder drei verschiedene Schnalzlaute, welche sehr wahrscheinlich auf *Hottentot*-Einfluss zurückgeführt werden müssen.

Südwestlicher Zweig.

Der südwestliche Zweig der südafrikanischen Abtheilung der *Bántu*-Familie prefix-pronominaler Sprachen umfasst offenbar alle Sprachen, welche längs der westlichen Küste gesprochen werden vom Norden des grossen *Namaqua*-Landes (23° s. Br.) bis zur Corisco-Bay (1° n. Br.).

Am nördlichen Ende scheint dieser Zweig nicht weit landeinwärts zu reichen, und mit seiner südlichsten Gruppe weder die Seeküste im Westen, noch den *Ngami*-See im Osten zu berühren, aber im mittleren Theil ungefähr 10° s. Br. dehnt er sich vermuthlich eine gute Strecke weit gegen das Innere zu aus.

Die Sprachen dieses Zweiges haben weder Schnalzlaute, noch aspirirte Zungenlaute.

Kehllaute sind selten und im Allgemeinen ist die Aussprache der Wörter sehr sanft und harmonisch.

Die wechselseitige Beziehung von Singular- und Plural-Prefixen der Hauptwörter ist in diesen Sprachen regelmässiger als in denen des südöstlichen Zweiges.

Ein Artikel, bestehend aus der demonstrativen Partikel *o*, ist den Hauptwörtern gewöhnlich vorgestellt.

Seine Anwendung ist ausgedehnter in den südlichen wie in den nördlichen Sprachen dieses Zweiges.

Der Artikel wird beständig ausgelassen, wo das Hauptwort entweder in dem Vokativ oder ganz unbestimmt gebraucht wird.

Der Artikel wird mitunter zusammengezogen mit den derivativen Prefixen der Hauptwörter und sehr allgemein mit den Prepositionen oder prefigirten Partikeln.

Die Regeln der Lautverschiebung, welche zwischen den Sprachen des südwestlichen und denen des südöstlichen Zweiges stattfinden, können nicht eher aufgestellt werden als bis diejenigen, welche zwischen den verschiedenen Sprachen des südwestlichen Zweiges bestehen, vollständig festgestellt sind.

Der Process der Palatisation, durch welche eine Verwandlung von einander folgenden Lippenlauten im *Kafir* und andern Sprachen des südöstlichen Zweiges hervorgebracht wird, ist nur von seltenem Vorkommen in denjenigen des südwestlichen Zweiges. In diesen Sprachen waltet indessen eine grosse Neigung vor, die Laute benachbarter Sylben einander zu assimiliren. In dieser Weise werden besonders die Liquidae *l* und *r* der Endsylben der inversiven, sogenannten relativen, und der vollendeten Formen des Verbum durch die initialen Nasal-Consonanten (*n* oder *m*) einer vorausgehenden Sylbe beeinflusst und dadurch regelmässig in *n* verwandelt. Auch ein vorangehender Consonant kann zuweilen durch den Einfluss eines folgenden Nasallautes verwandelt werden.

So ist das Verb *bona* (sehen) des *Kafir*, *Se-tshuana* und *Tekéza* *vona* in *Sofala*, *ona* in *Inhambane*, *Sena*, *Tette* unter den *Maravi*, *Makua*, und dem *Ki-suaheli* und *Ki-pokomo*, *pona* der *Mpongwe*) *muna* im *O Tyi-herero*, *mona* im *Kongo* geworden.

Die vollendete Form dieses Verbum ist im *O Tyi-herero munine* (= *Kafir bonile*, *Se-tshuana bonye*) im *Kongo* zu *muene* zusammengezogen. Die relative Form ist im *O Tyi-herero munina* (*Kafir* und *Se-tshuana bonéla*).

Auch die Qualität des Vokales einiger Beugungen, welche die rückbezüglichen, die sogenannten relativen, causativ-subjectiven und passiven Verben bilden, wird regelmässig bestimmt durch die Natur des vorangehenden Vokales. Wo immer dies ein scharfer Vokal ist (*i*, *u*) muss die Beugung auch einen scharfen Vokal (*i* oder *u*) haben, und wenn der Vokal des Stammes stumpf ist (*a*, *e*, *o*), ist der Vokal der Beugung gewöhnlich auch stumpf (*e* oder *o*, das letztere jedoch nur in rückbezüglichen Verben nach einem vorangehenden *o*).

Die Sprachen des südwestlichen Zweiges werden getheilt in die der südlichen und der nördlichen Gruppe. Die nördliche Gruppe umfasst die *Kongo*-, *Kakongo*- und *Mpongwe*-Sprachen.

Südwestliches Genus.

Das südwestliche Genus des mittleren Zweiges der südafrikanischen *Bántu*-Sprachen scheint alle Sprachen zu umfassen, welche längs der Westküste südlich vom *Luffuni*-(*Lifume*-) Fluss gesprochen werden.

Drei der in diesen Gegenden vorkommenden Sprachen sind uns bekannt, das *O Tyi-herero*, die Sprache von *Benguela* und das *Bunda* oder die Sprache von *Angola*.

Der Assimilationsprocess von auf einander folgenden Vokalen hat in diesen Sprachen den Endvokal *a* bei mehreren Temporibus des Indicativ in der Weise beeinflusst, dass dies *a* in solchen Fällen regelmässig in den Vokal der vorhergehenden Sylbe verwandelt wird, es sei dies *a, e, i, o,* oder *u*. Z. B. er sah ist in *O Tyi-herero va-munu = Kafir wa-bona.*

Das O Tyi-herero.

Das *O Tyi-herero* wird von den *o Va-herero* und *o Va-mbantieru* gesprochen, von 22° 30′ bis etwa 19° südl. Br. und von 14° bis 23° östl. Länge von Gr.

Die *o Va-herero* (2. Plural mit Singul. *o Mu-herero*) werden *Kamagha Daman* (com. plur.) von den *Namaqua's* genannt und mit Uebersetzung dieses Namens von colonialen Schriftstellern Vieh-*Damara* (die Endung *ra* entnommen von der Form des Commune plur. im *Nama*-Dialekt) genannt.

Das *O Tyi-herero* hat weder *l* noch *f* noch die Zischlaute *s* oder *z*. Die Aussprache ist lispelnd wegen der Sitte der *o Va-herero*, die oberen Vorderzähne auszufeilen und 4 der unteren auszubrechen[1]). Darin liegt vielleicht der Grund, dass das *O Tyi-herero* zwei Laute ähnlich wie das harte und weiche *th* des Englischen hat. In *Herero*-Büchern sind diese Laute gewöhnlich durch die Buchstaben *s* und *z* ausgedrückt worden.

Der Buchstabe *h* bezeichnet einen Laut, welcher nicht immer ein einfacher Hauch ist, sondern häufig die Aussprache eines aspirirten Zischlautes (*sh*) hat.

Nur die Mediae *g, g′* (= *dzh*, Englisch *j*), *d, b, z* dulden unmittelbar vor sich einen Nasallaut; und wo es sich trifft, dass in der grammatikalischen Bildung der Wörter ein Nasallaut (*tsh* oder *ty*) einer Tenuis

k, k′ (*ty*), t, *-p*, oder Liquida *y, r, v*

vorangeht, wird dieser Consonant in die entsprechende Media

g, g′ (*dy*), *d, b* und . . . . *g, d, b*

verwandelt, aber vor *s* und *h* wird der Nasallaut elidirt.

Die Formen der Adjective fangen gewöhnlich mit demonstrativen oder relativen Partikeln an, die ihre Beziehung bestimmen.

Die Formen der demonstrativen Pronomina sind gebildet aus Combinationen der einfachen Pronomina (die ja mit den Prefixen der Nomina ursprünglich identisch sind), mit einer vorangestellten demonstrativen Partikel, die einen Nasallaut enthält, welcher in den meisten Fällen die Form des Pronomen stark beeinflusste, aber mitunter es auch ursprünglicher gehalten hat als es sonst gefunden wird.

Die subjectiven Prefixpronomina des Verbum sind häufig stark zusammengezogen mit den Verbalpartikeln, welche das Tempus, den Modus und

[1]) Nur die mittleren Schneidezähne.

die Negation anzeigen, und die letzteren gehen in dieser Sprache nicht selten solchen Pronominen voraus.

Solche Combinationen verschmelzen übrigens niemals mit den vorgestellten Objectivpronominen. Aber die letzteren und einige wenige Verbalpartikeln, welche unmittelbar vor den Stamm der Nomina gestellt sind, beeinflussen im Imperfectum das *a* der zusammengesetzten Pronomina und Verbalpartikeln und verwandeln es in den dumpferen Vokal *e*.

Allgemeine Grundzüge der Se-tshuana.

Die *Se-tshuana* klingt rauh und ihre Aussprache bietet einen auffallenden Contrast dar zu dem melodischen Tonfall des *Zulu*, mit welcher Sprache sie jedoch, und zwar besonders mit dem *Tefula*-Dialekt mehr Uebereinstimmung zeigt, als mit der Sprache der Gränzkaffern.

Die Aussprache kommt dabei tief aus dem Munde mit einer heiseren Guttural-Stimme.

Die breiten Vokale *e* und *o* wiegen bei weitem über die scharfen (*i* und *u*) vor; Schnalzlaute kommen in der Sprache nicht vor, noch auch die Consonanten *v*, *w*, *d*, *z* und *dzh* (*j*).

Die Sprache besitzt in Gemeinschaft mit dem *Kafir* und *Tekéza* aspirirte Lingualen (hier meist durch *tl* und *thl* ausgedrückt), und übertrifft diese Sprachen in dem häufigen Gebrauch, den sie von den Gutturalen macht. (Eine weiche Art von Gutturallaut wird hier wie im Holländischen durch *g* bezeichnet.)

Sie hat einen *r*-Laut von eigenthümlicher Rauhheit, der tief in der Kehle hervorgebracht wird.

Die Lautverschiebungen, welche sich zwischen der *Se-tshuana*, dem *Kafir* und *Tekéza* finden, sind auf Seite 242 vermerkt.

Man wird auf dieser Tabelle beobachten, dass die meisten der Consonanten in der *Se-tshuana* erweicht werden, und dass ein Nasallaut vor einem anderen Consonanten fast durchgehends verschwindet. Sein Einfluss bleibt jedoch in den meisten Fällen noch bemerkbar in der Beibehaltung der härteren Consonanten, welche sonst in weichere verwandelt werden wären. Dies findet zumal auf die Nomina der 9. und 10. Klasse Anwendung; denn in ihnen wird das ursprüngliche *n* (oder *m*) ihrer derivativen Prefixa allgemein (mit Ausnahme einiger wenigen Nomina mit einsylbigen Stämmen) ausgestossen. Dem Einfluss dieser verschwundenen Nasalen ist es aber zu verdanken, dass häufig ein härterer Anfangsconsonant in diesen Nominibus auftritt, der in anderen Ableitungen von demselben Stamm nicht mehr stattfindet. Dieselbe Verhärtung des Anfangsconsonanten findet sich indessen auch in den Formen des Verbum, in welchen die vorgestellten Objectivpartikeln *i-* (= Kaffer *zi-*, *Tekéza ti-* reflexiv) und *n-*, oder *ng-* (= Kaffer *ndi-*, *Zulu ngi-*, *I. sing. me*) auftreten.

In diesen Fällen zeigen die westlichen Dialekte der *Se-tshuana* die folgenden Verwandlungen der Anfangsconsonanten.

Für ein initiales (—)				der härtere Consonant k			
–	–	–	g	–	–	–	kh
–	–	–	h	–	–	–	kh
–	–	–	h	–	–	–	ph
–	–	–	b	–	–	–	p
–	–	–	l	–	–	–	t
–	–	–	r (vor i und u)	–	–	–	t
–	–	–	r (vor a, e und o)	–	–	–	th
–	–	–	s	–	–	–	ts.

Die Formen der Wörter sind in der *Se-tshuana* meistens etwas zusammengezogen und weniger ursprünglich wie im *Kafir*.

Nomina werden mit 13 verschiedenen derivativen Prefixen gebildet, von denen 8 den Singular und 5 den Plural anzeigen.

Der Anfangsvokal, welcher in *Kafir*-Nominibus als eine Art von Artikel dient, geht im *Se-tshuana* verloren.

Dieser Verlust wird gewissermassen wieder ausgeglichen durch den häufigen Gebrauch, der von demonstrativen Pronominen gemacht wird. Das Letztere folgt immer dem Nomen.

Die Genitivpartikel und andere prefigirte Partikeln und Prepositionen stehen mehr getrennt; denn es giebt keinen Anfangsvokal der Nomina, mit dem sie verschmelzen könnten.

Dem Adjectivum geht in seinem rein adjectiven Gebrauch gewöhnlich das relative Pronomen voran.

Die Palatisation eines Labiallautes durch den Einfluss eines folgenden anderen Labialen, wird in der *Se-tshuana* in der Bildung der passiven Verba und Diminutiven nicht so strict durchgeführt als es im *Kafir* geschieht; und in einigen Fällen, wo die Palatisation zu einer Zeit stattfand, wo die Formen der Sprache zahlreicher wie die des *Kafir* waren, haben die nachfolgenden Verwandlungen die allgemeine Regel und ihre Ursachen verdunkelt. Z. B. die westlichen Dialekte haben von dem Adverb *ga-uhe* (*Se-suto ga-ofe* = *Kafir ka-fupi*; vergleiche *Tekéza ko-kue* = *Kafir ku-fugi*) das Diminutiv *ga-utshuanyana* (= *Kafir ka-fulshanyana*). Diese anscheinende Verwandlung von *h* in *tsh* kann nur erklärt werden, indem man den ersteren Consonanten auf den ursprünglicheren, ihm in der Kaffernsprache entsprechenden Laut (p) zurückführt. Solche Fälle scheinen jedoch in der *Se-tshuana* selten zu sein, und in der Bildung der passiven Verba habe ich bisher auch noch nicht einen Fall dieser Art beobachtet. Durch Palatisation wird in der *Se-tshuana* gewöhnlich *p* zu *tsh*, *b* zu *y*, *m* zu *ng*.

Diese Regel der Palatisation beeinflusst auch zuweilen die Anfangslabiale in den Formen der Pronomina der 14. Klasse, indem *bo-* in *yo-* übergeht.

Stärker und allgemeiner durchgeführt sind die Verwandlungen, welche in der Endung der Verben Platz greifen, wenn im Laufe der Bildung von causalen Verben und von Perfecten, die Consonanten *s* und *l*, oder *l* und *s*, oder *l* und *l* zufällig auf einander folgen mit dem scharfen Vokal *i* zwischen sich.

Das *l* wird dann entweder in ein *ts* (welches vor dem passiven Inflex *-o* zu *th* wird) verwandelt, oder in ein *r-*, und das *s* (oder *l*) nach *l* wird gewöhnlich entweder mit ihm zusammengezogen, oder verschwindet gänzlich. Natürlich giebt es hier mannigfache feine Abschattirungen und Besonderheiten dieser Regel, die vollständig zu beschreiben uns zu weit führen würde.

Derselbe Austausch zwischen *l*, *ts* und *r* findet sich in den Formen der Pronomina der 10. Klasse, und hier entspricht das Kaffer *z* (*Tekêza t*) ohne Unterschied allen diesen drei Buchstaben.

Das Abschwächen von *l* zu *y*, welches das besondere Merkmal des *Tefula*-Dialektes der *Zulu*-Sprache ist, wird auch in einigen grammatikalischen Formen der *Se-tshuana* angetroffen, hauptsächlich in einigen Formen der Pronomina der 5. (*le*) Klasse. Dies ist indessen nur in den westlichen Dialekten der Fall.

Oestlicher Se-tshuana-Dialekt.

Der bedeutendste östliche Dialekt der *Se-tshuana* und der einzige, in welchem Publicationen erschienen sind, ist das *Se-suto*, gesprochen im *Lesuto* von den *Ba-suto*, deren Häuptling der *Mo-suto Moshueshue* ist.

Das Se-suto.

Die Lautverschiebung, welche das wichtigste Merkmal des *Se-tshuana* ist, findet in den östlichen Dialekten nicht überall in derselben Ausdehnung statt als in den westlichen Dialekten. Allerdings in der bei weitem grössten Anzahl von Fällen stimmt der *Se-suto*-Dialekt gänzlich mit den andern überein; aber in gewissen Beispielen hat er doch denselben ursprünglichen Laut bewahrt, der auch im Kaffrischen angetroffen wird, oder einen zwischen dem Kaffrischen und dem der westlichen *Se-tshuana*-Dialekten mitten inne stehenden. Das Kaffrische *f* bleibt gewöhnlich im *Se-suto* und das Kaffrische *p* wird *f* im *Se-suto*; während die westlicheren Dialekte, in welchen *f* verloren geht, diesen Buchstaben in beiden Fällen in *h*[1]) verwandelt haben.

---

[1]) Aber in den nordwestlichen Dialekten der *Ba-wanketsi* und *Ba-mangwato* wird das *Se-suto*'sche *f* in *v* verwandelt anstatt in *h*. Z. B. sagen sie *se-vuba* (Brust) für das Kaffrische *isifuba*, *Se-suto sefuba*; *Se-hlapi sehuba* und *levivi darkness*, für *Se-suto lefifi*, *Se-hlapi lehihi* (Rev. J. P. PELISSIER).

Zur Veranschaulichung der Verschiedenheiten dieser Dialekte mögen auch die folgenden Worte dienen:

Kaffrisch:	Se-suto:	Se-hlapi:	
ngena	*kena*	*tsena*	eintreten
amatambo	*masapo*	*marapo*	krachen
amasi	*mafi*	*mashi*	saure Milch
ilitye	*leyne*	*leintshue*	Stein.

Die Form *lo* des Pronomen der zweiten Person Pluralis und des Ableitungsprefixes und Pronomen der elften Klasse der Nomina ist im *Se-suto le* geworden, und hierbei scheint die 11. Klasse mit der 5. Klasse verschmolzen worden zu sein. Dies würde die Zahl der Klassen von Nomina und Pronomina auf 12 reduciren.

Um den Begriff der Vielheit auszudrücken, gebrauchen die *Ba-suto* den Stamm *ngata* (ursprünglich ein Bündel, eine Garbe) während die westlichen *Be-tshuana*-Stämme zu demselben Zwecke den Stamm *-ntsi* anwenden (= Kaffrisch *-ninzi*; *Zulu -ningi*; *Tekéza niynge*; *Kamba, Herero, Kongo -ingi*; *Mpongwe -enge*). Dies ist jedoch nur ein einzelner Fall; denn der *Se-suto*'sche Wörterschatz scheint eine bei Weitem grössere Aehnlichkeit mit dem des Kaffrischen und vielleicht noch mehr mit dem der *Zulu*-Sprache zu zeigen, als mit denen der westlichen Dialekte.

Dies ist sogar in solcher Ausdehnung der Fall, dass es dadurch wahrscheinlich wird, eine bedeutende Beimischung von Kaffer und vielleicht noch mehr von *Tekéza*- und *Fingoe*-Flüchtlingen zur *Ba-suto*-Nation habe dazu beigetragen, die durch den gemeinsamen Ursprung zwischen beiden Sprachen bereits existirenden Aehnlichkeiten noch zu vermehren (!).

Westliche Se-tshuana-Dialekte.

Es giebt nur zwei westliche Dialekte des *Se-tshuana*, in welchen Publicationen erschienen sind, das *Se-rolong* und das *Se-hlapi*. Der Unterschied, welcher zwischen diesen beiden Dialekten stattfindet, ist ausserordentlich gering.

Bücher, in einem derselben verfasst, werden gleichwohl von dem einen, wie von dem andern Stamm verstanden, und selbst Personen, die jahrelang mit beiden Stämmen vertraut gelebt haben, mögen auf den ersten Blick leicht eine Publication im *Se-rolong* für ein *Se-hlapi*-Buch halten, und umgekehrt.

In Betreff der Aussprache der Wörter scheint der Hauptunterschied zwischen den beiden Dialekten zu sein, dass in gewissen Wörtern eine Art von weichem *r*-Laut dem *Se-rolong* eigenthümlich ist, anstatt des *h*, welches sich im *Se-hlapi* findet. Z. B. die *Ba-rolong* sagen *tiro* (Werk) für das *Se-hlapi tiho*.

Ausserdem findet sich häufig ein *r* in einem Dialekt, wo der andere *l* hat und umgekehrt, und im Allgemeinen ist man berechtigt *r* in diesen Dialekten als einen schwankenden Buchstaben zu betrachten und eher zwischen *r* und *l* stehend als für einen entschiedenen *r*-Laut.

Dennoch ist es unter keinen Umständen leicht, die Eigenthümlichkeiten eines jeden Dialektes genau festzustellen. Die meisten der Wesleyanischen Missionare, welche Publicationen im *Se-rolong* herausgegeben haben, waren vordem unter den *Ba-suto* thätig, und zeigen aus diesem Grunde eine entschiedene Hinneigung, diesen Dialekt dem *Se-suto* ähnlicher zu machen, als er wirklich ist. So ist der Buchstabe *f*, welcher sich in den frühesten *Se-rolong*-Publicationen findet (wie wir auf beste Autorität hin behaupten können) diesem Dialekte fremd, obgleich Mr. ARCHBELL in seiner Grammatik (pag. 2) die entgegengesetzte Ansicht hegt. Aus ähnlichen Gründen mögen Mr. LEMUES *Se-rolong*-Publicationen als nicht ganz frei von *Se-hlapi*-Einfluss betrachtet werden.

Aufgelöst und mit einander vermischt, wie die *Be-tshuana*-Stämme gegenwärtig sind, würde es wohl auch für den, der sie an Ort und Stelle zu beobachten Gelegenheit hätte, äusserst schwierig sein, festzustellen, worin zwei so nahe stehende Dialekte wie das *Se-rolong* und *Se-hlapi* sich von einander unterscheiden.

Allgemeine Grundzüge des Baues der Hottentotten-Sprache [1]).

Die Wörter sind meist einsylbig und endigen, mit zwei Ausnahmen, immer mit einem Vokal oder Nasallaut.

Diphthonge sind sehr zahlreich.

Unter den Consonanten findet sich weder *l*, *f* noch *r*.

Verschiedene rauhe Gutturallaute werden angetroffen und Schnalzlaute (wenigstens 3 oder 4), welche auch mit Gutturallauten und mit dem nasalen *n* verbunden werden.

Viele Wörter haben eine besondere nasale Aussprache.

Der dentale Schnalzlaut wird hervorgebracht durch das Abziehen der Zungenspitze von der oberen Zahnreihe; der gutturale Schnalzlaut durch das Abziehen der Zungenspitze aus der Tiefe des Mundes; der laterale Schnalzlaut durch das Abziehen der Seite der Zunge von der Seite der Zähne. Der palatale Schnalzlaut wird hervorgebracht durch Anpressen der Zunge

---

[1]) Die am genannten Orte von Dr. BLEEK gegebene Skizze der Hottentotten-Sprache wird bald hier angefügt, da sie zu kurz und aphoristisch ist, um ein besonderes Kapitel zu bilden. Wer sich genauer über diese, sowie die verwandten Sprachen und ihr Verhältniss zur Buschmann-Sprache informiren will, wird auf TH. HAHN'S trefflichen Aufsatz: »Beiträge zur Kunde der Hottentotten«, im VI. Jahresbericht des Vereins für Erdkunde, Dresden, verwiesen.

gegen die Decke des Mundes in der Weise, dass die Spitze der Zunge die oberen Vorderzähne berührt und der Rücken gegen den Gaumen liegt, worauf die Zunge kräftig abgezogen wird.

Der dentale Schnalzlaut ist beinahe identisch mit einem Laut des Unwillens, wie er nicht selten von Europäern ausgestossen wird, und der laterale ist einer Interjection ähnlich, mittelst der in manchen Gegenden die Pferde zum Lauf angefeuert werden. Der gutturale Schnalzlaut ist verglichen worden mit dem Knallen des Korkes einer Champagnerflasche und der palatale mit dem Krachen einer Peitsche.

In dem am besten bekannten Hottentotten-Dialekt (dem von den *Namaqua* gesprochenen) werden die Nomina mit 8 verschiedenen Ableitungs-Suffixen gebildet, welche in persönlichen Nominibus unterscheiden:

Das Masculinum singul. (*-b*), Masc. plur. (*-ku*), Masc. dual. (*-kha*);

das Femininum singul. (*-s*), Fem. plur. (*-ti*);

das Commune singul. (*-i*), Comm. plur. (*-n*), Comm. dual. (*-ra*).

Das Adjectiv wird entweder dem Nomen in adverbialer Weise präfigirt oder durch ein suffigirtes Pronomen darauf bezogen.

Auch als Genitiv wird ein Nomen entweder dem regierenden Nomen präfigirt (mit oder ohne der suffigirten Genitivpartikel) oder in adjectivischer Weise durch die suffigirte Genitivpartikel (*di*), gefolgt von dem Pronomen des regierenden Nomen darauf zurückbezogen.

Pronomen und Personalpartikeln werden im Genitiv entweder in ihrer präfixuellen oder volleren Form präfigirt, oder in ihrer einfachen Form mit Einschiebung der Präfix-Genitivpartikel (*ã* d. h. ein nasales *a*) suffigirt.

Ein Objectivfall wird durch ein angehängtes *-a* unterschieden, welches mit den Ableitungs-Affixen der Nomina und mit den Pronominibus verschmilzt.

Die erste Person Pluralis ist doppelt (inclusiv und exclusiv) als präfigirte Partikel und fünffach als affigirte Partikel (Masc. plur., Fem. plur., Comm. plur., Masc. dual., Comm. dual.) und ausserdem ist der objective Fall zu unterscheiden, so dass (logisch wenigstens, wenn auch nicht förmlich) das deutsche Wort »wir« (uns) in zwanzig verschiedenen Weisen ausgedrückt werden kann.

Eine Verdoppelung des Stammes des Verbum verschafft eine der causalen Formen; andere, ebenso wie die reflexive, rückbezügliche, passive und sogenannte relative Form des Verbum werden unterschieden durch die Suffixa: *-kai*, *-tsin*, *-ku*, *-he*, *-ba*.

Ein wirklich transitives Verbum existirt nicht, denn das Object wird immer unmittelbarer mit dem Verbum verbunden, wie mit dem Subject. Als Nomen steht das Object immer vor dem Verbum; und als Pronomen

oder persönliche Partikel nimmt es entweder dieselbe Stellung ein oder wird dem Verbum suffigirt.

Die Zeiten und Modus des Verbum werden durch besondere Partikeln angezeigt.

Die Stellung der verschiedenen Sprachelemente in einem Satze wird allgemein geregelt nach dem Gesetz, dass, was von grösserer Wichtigkeit in den Augen des Sprechenden ist, dem minder Wichtigen voran zu gehen hat.

In der Buschmannsprache sind die phonetischen Besonderheiten der Hottentotsprache bis zum Uebermaass gesteigert. Die grössere Zahl der Wörter ist einsilbig, indem jede kleine Silbe in einen Vokal oder Nasallaut endigt.

Diphthonge und gedämpfte Vokallaute sind sehr reichlich vorhanden. Die meisten Wörter werden mit einem Nasalton ausgesprochen, welcher schärfer und hervorstechender ist als der den Yankees eigenthümliche.

Die Kehllaute sind tiefer, und sie erscheinen auch zusammen mit den Schnalzlauten häufiger als in der Hottentotsprache. Die Schnalzlaute sind gleichzeitig stärker und offenbar mannigfaltiger als in letzterer Sprache.

Sie werden nicht nur mit Kehllauten verbunden, sondern auch mit Lippenlauten; und es giebt wenigstens eine dreifache Verbindung, in welcher ein dentaler Schnalzlaut, ein aspirirter Zungenlaut und ein *k*-Laut gleichzeitig gehört werden, d. h. der letztere Laut wird begleitet von einem Schnalzen der Zunge und der Lippen.

Die Materialien, welche bisher zu einem Studium der Buschmannsprache erlangt wurden, sind zu dürftig um zu erlauben, einen Umriss ihres Baues zu geben. Die grammatikalischen Formen und Constructionen, welche aus denselben hergeleitet werden konnten, stimmen nicht sehr mit dem Hottentottischen überein. Die das Geschlecht anzeigenden Endungen sind nicht erkennbar oder haben ihr Ansehen wesentlich verändert.

Anm. Die Schreibweise der Schnalzlaute, wie sie von KRÖNLEIN, THEOPH. HAHN und andern *Namaqua*-Autoren im Vergleich zu DÖHNE, sowie in vorliegender Arbeit gebraucht wird, verhält sich folgendermaassen:

KRÖNLEIN'S	|	entspricht	dem	dentalen	Schnalzlaut	c	DÖHNE'S.
-	‖	-	-	lateralen	-	x	-
-	ǀ	-	-	gutturalen	-	q	-
-	ǂ	-	-	palatalen	-	ɔ	-

ZWEITER THEIL.

DIE KOI-KOIN.

A.

Die Koi-koin

im engeren Sinne.

Während die im vorangehenden Theile beschriebenen Stämme eine regelmässig fortlaufende Reihe von unter sich verwandten Völkern darstellen, deren charakteristische Unterschiede so wenig bedeutend erscheinen, dass eine scharfe Abgränzung der gesammten *Bantu*-Familie gegen andere Familien als unthunlich bezeichnet wurde, kommen wir jetzt mit einem Sprunge zu einer anderen Gruppe, die ebenso zweifellos zur Zeit noch als eine durchaus gesonderte betrachtet werden muss, wie die erstere mit nördlichen Stämmen in Zusammenhang steht.

Die mit andern Süd-Afrikanern etwa gemeinsamen Merkmale sind, so weit sie sich nicht naturgemässer Weise von selbst ergeben, auf Vermischung oder wenigstens Beeinflussung, zurückzuführen; denn in der That haben die *Koi-koin* mit den *A-bantu* von Hause aus keinen wesentlichen Charakterzug gemein, ausser dem krausen Haar, was aber immer noch bedeutende Unterschiede zeigt und in ähnlicher Weise auch anderen nicht verwandten Eingeborenen zukommt.

Die Wahrheit dieser Behauptungen hoffe ich in ausreichender Weise darlegen zu können, doch lässt sich nicht leugnen, dass der Boden der Thatsachen, in so fern derselbe durch eigene Beobachtung festgestellt wurde, hier ein weit beschränkterer ist als im vorigen Theile. Der Grund dafür liegt nicht sowohl in mangelhaftem Fleiss oder Ausdauer des Verfassers, sondern darin, dass die fraglichen, höchst interessanten Stämme schon seit einer Reihe von Jahren in ihrer Originalität fast vollständig vernichtet sind, und man sich mühsam aus den Ueberresten das Material zusammensuchen muss, mit Hülfe dessen man ein Bild der verflossenen Zustände wieder hervorrufen kann. Um dabei nicht völlig irre zu gehen, und die Einzelheiten mit einiger Schärfe und Deutlichkeit eintragen zu können, ist es nothwendig, gleichzeitig auf die alten Schriftsteller zurückzugreifen, welche die Stämme in ihrer Ursprünglichkeit kannten, wenn auch das kindliche Alter ihrer

Wissenschaft den betreffenden Darstellungen seinen naiven, zum Theil stark an das Lächerliche streifenden Charakter aufgedrückt hat.

Das Letztere gilt besonders von den Abbildungen, von welchen stets nur etwa der zu Grunde liegende Gedanke zu verwerthen ist, da die Künstler bei gänzlich fehlender Anschauung der Eigenthümlichkeiten die offenbar nur oberflächlichen Skizzen in harmlosester Weise entstellt haben.

So existiren denn in der That bisher nur wenig getreue Portraits von Hottentotten, die einzigen brauchbaren sind von dem Maler DANIELL[1]) und von BURCHELL gegeben; doch hat der Erstere es öfters nicht lassen können, künstlerischen Schwung in seine Zeichnungen zu legen und dadurch den Werth für den Anthropologen geschwächt. Nach den Skizzen desselben ist das Portrait des Hottentotten in CUVIER's Regne animal entworfen, an welchem die Pelzmütze mit den grossen Ohren eigentlich das Charakteristischste ist, nach eben diesen die Abbildungen in PRICHARD's Researches into the physic. History of Mankind[2]), wo eine irrthümlicher Weise als »*Ama-kosah*« angeführt ist.

BURCHELL hat seine Abbildungen nach Vermögen getreu dargestellt, doch war er offenbar dieser Aufgabe nicht recht gewachsen, wie man aus mannigfachen Verzeichnungen ersieht, und ausserdem war das ihm zu Gebote stehende Material nicht immer gerade das brauchbarste. Die genannten Darsteller sind indessen die einzigen, welche die charakteristischen Züge des Hottentotten richtig erfasst haben, wie sie der Leser in den anbei nach Photographien gegebenen Abbildungen ebenfalls auffinden wird. So reich illustrirt die alten Schriftsteller von HERBERT, PETER KOLBEN, LE VAILLANT an bis auf LICHTENSTEIN in dieser Beziehung waren, so ist doch keine Idee von Portraitähnlichkeit bei ihnen zu finden; in Bezug auf die Lebensweise und den Zustand der genannten Stämme in ihrer Ursprünglichkeit dürften die alten Autoren aber maassgebend sein.

In ihnen allein können wir uns zunächst Aufschluss suchen über die Entstehung des Namens »Hottentotten«, welcher im Lande selbst ebenso wenig heimisch ist als derjenige der »Kaffern«, und dessen Ursprung zu mannigfachen Streitigkeiten Veranlassung gegeben hat.

Die Form und Schreibweise des Wortes ist sehr verschieden, indem es bald als *Hattentotes* (HERBERT), *Ottentoos*, *Hottentoos* oder *Hottentots* (Cape Records), *Hodmodods* oder *Hodmandods* (DAMPIER), sogar als *Hollondootes* ? (SUTHERLAND) erscheint.

Offenbar sind sämmtliche Formen nur Verdrehungen oder Entstellung der in den Cape Records erwähnten, wie solche beim Uebertragen aus einer

---

[1]) D. — Sketches representing the Native tribes etc. of Southern Africa.

[2]) A. a. O. Vol. II. p. 281. 290. Läge wirklich eine solche Skizze mit der Unterschrift *Ama-kosah* vor, hätte P. sie als nicht charakterisch verwerfen müssen, mir ist aber in der That nur eine dem betreffenden Bilde äusserst ähnliche bekannt als »*Hottentot*« bezeichnet, so dass eine Verwechselung unzweifelhaft erscheint. V.

Sprache in die andere leicht eintreten; am genannten Orte findet sich die Form »*Ottentoo*« nur im Anfange [1]) und auch dort nur vereinzelt in Anwendung auf eine bestimmte Person, *Herry* oder *Harry* genannt, welcher bald in den ersten Tagen der Colonie mit den Europäern in nähere Berührung trat und damals eine ziemlich bedeutende Rolle spielte; die zweite Form »*Hottentoo*« ist allerdings in dem frühesten Theil der officiellen Berichte herrschend, verschwindet aber später [2]), so dass nur die dritte Form »*Hottentot*« übrig bleibt, welche schliesslich allein vorkommt und daher als die endgültige zu bezeichnen ist.

Sie findet sich dann in derselben Form auch in anderen Autoren der damaligen Zeit wieder, deren einer, DAPPER, einen so klaren Aufschluss über das Wort giebt, dass ich glaube, sein Ursprung kann kaum als zweifelhaft bezeichnet werden. Der genannte Geograph sagt wörtlich Folgendes [3]): — waer over (das Schnalzen und Gluckzen der Sprache hörend. d'onzen het den opmerke van deze belemmering en ongehoorde hakkeling van tale den naem van *Hottentots* gegeven hebben, gelijk dat woort in dien zin gemeenlijk schimps-gewijze tegen imant, der in het uiten zijner woorden hakkelt en stamelt hier to lande gebruikt wort. Etc.

Dieselbe Ansicht findet sich vertreten bei einem anderen Reisenden der frühsten Zeit JOHANN NIEUHOFF [4]), welcher schreibt: Die Einwohner hier (am Cap der guten Hoffnung) werden »*Hottentots*« von den Holländern genannt, wegen ihres Stotterns (by reason of their stammering).

Sollte das Wort, welches jedenfalls nur ein Trivialausdruck ist, sich auch heutigen Tages in Holland nicht wiederfinden lassen, so wäre dies doch immer noch kein Grund gegenüber dem directen Ausspruch nationaler Autoren aus jener Zeit, andere Erklärungen aufzustellen. Es sei darum nur kurz erwähnt, dass Manche es auf das beim Tanzen mit den Füssen hervorgebrachte Geräusch, Andere auf den Namen eines untergegangenen Stammes zurückführen wollen. Als abschreckendes Beispiel für die Vertreter der ägyptischen Abstammung will ich noch die Erklärung von SUTHERLAND anführen [5]), welcher es ohne Weiteres mit den arabischen Wörtern »*oote*« oder »*toote*« (Geschoss) zusammenbringt; »dazu möchten die Holländer das

---

[1]) Im Briefe des Capt. J. VAN TEYLINGEN, 25. Febr. 1652, geschieht Erwähnung eines »*Ottentoo*«, welcher Englisch spräche. Cape Rec. pag. 9.

[2]) Cape Rec. pag. 33 ff.

[3]) D. Neer-Aethiopien etc. pag. 276. »Wesshalb ihnen die Unsrigen mit Rücksicht auf dieses Gebrechen und unerhörte Anstossen mit der Sprache den Namen von »Hottentotten« gegeben haben, gleichwie die Bezeichnung in demselben Sinn gewöhnlich als Schimpfwort gegen Jemand, der beim Aussprechen seiner Worte stottert und stammelt hier zu Lande gebraucht wird.«

[4]) J. N. Voyages to the East Indies pag. 142. 1653.

[5]) S. South African. Tribes Tom. II. pag. 2.

Wort »*Hollond*« gefügt haben, und das dann entstehende Wort *Hollondootos* wäre in *Hottentootes* corrumpirt worden. »*Hollondootes*« würde also natürlicher Weise ein Volk bezeichnen, »welches zu Boden geschlagen, besiegt wäre von Hollond«. (Sic!?)

Doch genug der unfruchtbaren Speculation, welche um so gleichgültiger ist, als der betreffende Name, wenn auch seit dem Eindringen der Europäer von den Hottentotten angenommen, doch ihrer Sprache durchaus fremd ist. Sie selbst bezeichnen sich als *Koi-koin*, welches Wort eine Verdoppelung von *Koin* (Volk) darstellt, und dies dürfte also eine geeignetere Benennung der Stämme sein.

Die eben erwähnte Form des Wortes, welche auch *Khoi-khoin* geschrieben wird (es ist das Com. plur., im Masc. sing. heisst es *Koi-koib*), findet sich so noch heute im *Nama*-Dialekt, LICHTENSTEIN soll dafür nach Dr. BLEEK, welchem ich nach Möglichkeit in den sprachlichen Dingen folge, *t'³kuhkeub* (Masc. sing.) für den *Kora*-Dialekt setzen, ich finde aber auch das Wort »*Köhn*«[1], das von dem »*Koin*« des *Nama* nur durch die Schreibweise abweichen würde. Im östlichen Dialekt soll das Wort »*Khwekhewena* (Com. plur. obj.) nach Dr. VAN DER KEMP gelautet haben, *Qeuna* oder *Qẽna* im Capdialekt nach den Cape Records und KOLBEN. Von den Kaffern werden diese Stämme: *Ama-lawu* (Sing.: *i-*[*li-*] *lawu*) genannt[2].

Der allgemeine Charakter der *Koi-koin* ist der eines Volkes mit eigenthümlich fahler, gelbbrauner Hautfarbe, sehr krausem, verfilztem Haar, schmaler Stirn, stark nach der Seite vortretenden Backenknochen, spitzem Kinn, mittlerem, wenig kräftigem, aber zähem Körper, mit kleinen Händen und Füssen; der Schädelbau ist platystenocephal; die Sprache gehört zu den Suffix-pronominalen in die Familie der das Geschlecht im Fürwort bezeichnenden. Es werden in ihr, wie bereits oben angedeutet, 4 Dialekte unterschieden: Der des Cap, der östlichen Provinz, der *Kora*- und endlich der *Nama*-Dialekt.

Mit dieser sprachlichen Eintheilung geht die ethnographische wesentlich Hand in Hand, nur dass dabei Abtheilung eins und zwei nicht wohl aus einander zu halten sind. Man unterscheidet also demgemäss 3 Gruppen, von denen die erste, eigentliche oder coloniale Hottentotten, als unabhängige nationale Vereinigung schon seit etwa 2 Jahrhunderten der Geschichte angehört. Die zu derselben rechnenden Stämme wohnten am Cap und von da weiter östlich bis heran an die Gränzen des Kafferlandes; die Gegend des Gauritz-Rivier scheint die Scheide zwischen dem östlichen und westlichen Dialekte gewesen zu sein. Einen Gesammtnamen haben die zur ersten Gruppe gehörigen Stämme nicht besessen. Die zweite, von welcher sich noch heutigen Tages einzelne Abtheilungen einer verhältniss-

[1] L. Reisen. Tom. II pag. 611. Das *t'³* bezeichnet einen bestimmten Schnalzlaut.
[2] Vergl. Dr BLEEK: Sir GEORGE GRAY'S Library Philology pag. 4. 5.

mässigen Unabhängigkeit erfreuen, sind die *Korana*, deren Niederlassungen grösstentheils auf dem rechten Ufer des Oranje-Rivieres gelegen haben und noch liegen und zwar am oberen Lauf besonders längs des Vaal- und Hart-Riviers; das linke Ufer wurde stets nur von einzelnen vorgeschobenen Posten derselben besucht.

Die dritte Gruppe endlich sind die *Namaqua*, deren Gebiet die westlichen Theile Süd-Afrika's umfasste von der Gegend des Groene-Rivier bis zum Oranje-Rivier (Klein *Namaqua*-Land) und nördlich davon bis gegen die Walfish-Bay, östlich begränzt durch die Kalahari-Wüste (Gross *Namaqua*-Land).

I. Die colonialen Hottentotten.

Die colonialen oder eigentlichen Hottentotten, welche als die Ersten den Stoss der eindringenden Europäer auszuhalten hatten und daher auch am frühsten in ihrer Originalität untergingen, bestanden zur Zeit der Gründung der Colonie, 1652, aus einer ganzen Reihe von Stämmen, welche die Colonisten erst allmälig kennen lernten. Die Anfangs sehr unvollständigen Berichte über dieselben werden erst nach einiger Zeit klarer und genauer, worauf dann 1662 in dem für seinen Nachfolger verfassten Memorandum durch VAN RIEBECK ein ausführliches Verzeichniss der damals bekannten Eingeborenen gegeben wird [1].

Diese Aufzählung findet sich, verglichen mit späteren Angaben und vervollständigt durch Dr. BLEEK in dem bereits erwähnten Catalogue of Sir GEORGE GRAY's Library [2], welche wegen der verschiedenen dabei vorkommenden Schreibweisen hier eingefügt werden soll. Sie beginnt mit den

1. *Choeringaina* (Com. plur. obj.) Record pag. 111 oder *Goeringaiqua* (Masc. plur. obj.) pag. 115; (*Watermen*, *Strandloopers*. Die Unterthanen von *Herry* oder *Austhumao*.) Am Cap. Sie zählten nur 18 erwachsene Männer. Es ist nicht ganz sicher, ob sie ein von den folgenden unterschiedener Stamm waren; denn VAN RIEBECK nennt sie später *Goringhaicona* und die *Caepman Goringhaiqua*.
2. *Goringycona* Rec. pag. 111 oder *Goeringaycona* pag. 115 oder *Goringhaicoina* pag. 170 (Com. plur. obj.) oder *Goringhoina* (Com. pl.

---

[1] Cape. Rec. pag. 110. 111.
[2] A. a. O. Philology pag. 25.

obj.) pag. 153 oder *Goringhaiqua* (Masc. plur. obj.) pag. 153; *Caepman*, der Stamm des *Gogosy* oder *Gogosoa* und des lahmen *Ankaisoa* oder *Ankeysaoa* oder *Ankeysoa*, auch *Siginman* oder *Schaepman* genannt.) Nahe beim Cap. Zwei *Kraale* beider Häuptlinge beim *Kloof*-Pass mit 100 — 120 waffenfähigen Männern. Sie zählten im Ganzen ungefähr 300 erwachsene Männer.

3. *Chorachouqua* Rec. pag. 111 oder *Gorachouqua* pag. 115 oder *Ghorachouqua* pag. 118 oder *Goerachouqua* pag. 180 (Masc. plur. obj.) oder *Gorachouna* (Com. plur. obj.) pag. 115. Tabacksdiebe, der Stamm des *Choro*). 600 oder 700 waffenfähige Männer.

4. *Kochoqua* Rec. pag. 110, *Cochoqua* pag. 117, *Chochoqua* pag. 147, (Masc. plur. obj.) *Kochona* (Com. plur. obj.) pag. 116. Der Stamm des *Gonnomoa* oder *Ngonomoa* auch der *Zwaarte-Kapteen* genannt oder der Menistenprädikant. Das Lager des Letzteren wurde von VAN RIEBECK's Leuten 9 Stunden entfernt in der Richtung Nordost von Tafelbay aufgefunden. Es zählte mehr als 1000 waffenfähige Männer. Im Ganzen waren es mehrere Tausend.

5. *Charingurina* Rec. pag. 110, *Charigurina* pag. 116 (Com. pl. obj.), *Charinguriqua* pag. 117. *Charigurigua* pag. 120 (Masc. plur. obj.). Auf dieser Seite[1]) des grossen Berg-Riviers. [Die *Charigruqua* pag. 111, *Grigriqua* pag. 30 und *Griqua* (Masc. plur. obj.)[2]) sind vermuthlich derselbe Stamm].

6. *Chaynunqua* Rec. pag. 112 oder *Chaynouqua* pag. 111 oder *Chainouqua* pag. 131 (Masc. plur. obj.) oder *Chainouna* (Com. plur. obj.) pag. 116. (Der Stamm des *Sousoa*). Wohnhaft nach Osten zu längs der Küste.

Die hier aufgeführten Stämme sind alle der unmittelbaren Nachbarschaft des Cap angehörig, die weiter entfernt Wohnenden lernten die Colonisten erst später kennen. Doch führt VAN RIEBECK selbst schon mehrere namentlich an, welche Aufzählungen aber Dr. BLEEK nicht weiter berücksichtigt hat; über einige der Stämme giebt der Gründer der Colonie auch noch genauere Notizen. Es finden sich auf pag. 248 und 249 erwähnt:

7. ***Heusaqua***, die Freunde der ***Chainouqua***, sehr reich an Vieh[3]).

---

[1]) Dem linken Ufer.

[2]) Diese Vermuthung Dr. BLEEK's dürfte kaum zu halten sein. Vergl. weiter unten. V.

[3]) *Hessaqua* auf KOLBEN's Karte östlich diesseit des Breede-Rivier am Palmiet-Rivier. Fähndrich SCHRIJVER traf sie ebenfalls in diesen Gegenden (Cape Rec. 1689, April), er giebt den Namen als *Hassequa*. — *Essaqua* bei LICHTENSTEIN.

8. *Hancumqua*, die grössten und mächtigsten der ganzen Race von schmierigen *Hottentoos* etc. »Die Häuptlinge dieses Stammes scheinen Häuptlinge zu sein über alle anderen *Choque's* oder Könige, unter dem Titel *Choebaha*. Die Stämme, welche weiter hinaus (!) als dieser oberste Häuptling der *Hottentoos* wohnen, gehören doch noch zur selben Race und werden genannt: zuerst die *Chamaqua* und darauf folgend die *Omaqua*, *Attiqua*, *Houtunqua* und *Chauqua*, alle wie die *Hancumqua* — ausser ihren zahllosen Viehheerden — durch Dacha-Pflanzungen [1]) ihren Unterhalt gewinnend, dauernd an denselben Plätzen in grossen Basthütten lebend und in Felle gekleidet wie alle *Hottentoos* und auch ebenso schmierig etc.«

Hier folgen endlich noch die *Namaqua*, welche indessen nicht unter die colonialen Hottentotten gehören und darum erst später berücksichtigt werden sollen. Das unter 8 angeführte »weiter hinaus« (further) ist nach seiner Lage zwar nicht näher bezeichnet, doch machen es die örtlichen Verhältnisse unmöglich, eine andere Richtung als Nord-Ost anzunehmen, da N. und NW. als Wohnsitze der *Namaqua* auszuschliessen ist. Die rein östlich lagernden Stämme waren zur Zeit noch unbekannt und es bleibt also nur der heutige Worcesterdistrict, Beaufort West und der östliche Theil von Clanwilliam übrig. Hier wohnten zunächst, im Süden an die *Namaqua* gränzend, die *Chirigriqua* oder *Geregriqua* (Cape Rec. pag. 368) und ein unbedeutender Stamm, die *Trakouqua* (*Trakoukwase* Cape Rec. pag. 415). Auf derselben Seite der Records wird weiter im Land ein Stamm »*Bri*« und ein dritter »*Griqua*« angeführt, (»die letzteren am fernsten wohnend; über sie hinaus folgten echte [*opregte*] Kaffern«, sie müssen daher bis nahe an den Oranje-Rivier hinan gereicht haben); es ist im Hinblick auf diese Notiz unmöglich, die genannten Stämme ohne Weiteres zusammen zu ziehen, da sie von denselben Berichterstattern mit verschiedenen Namen in getrennten Localitäten wohnend angegeben werden.

Die erst später zu Bedeutung gekommenen *Obiqua* (Cape Rec. pag. 385 wird ein Streifzug gegen sie erwähnt und *Sousequa* (*Odiqua* und *Susaqua* KOLBEN) wohnten noch südlicher jenseit des Berg-Riviers, doch ist wahrscheinlich, dass dieselben zu den Buschmännern zu rechnen sind.

Es folgen nun von den *Chirigriqua* nach Osten zu im Worcester-District die *Hancumqua*, über dieselben hinaus die übrigen oben erwähnten Stämme, von denen die *Attiqua* (*Attaqua*, KOLBEN) wohl die bedeutendsten waren; die *Houtunqua* entsprechen vermuthlich den *Dunqua* KOLBEN's. Die Gruppe der östlichen Hottentotten wurde den Colonisten erst um's Jahr 1689 bekannt und auch dann zunächst noch sehr unvollkommen. Die ersten

---

[1]) Dacha = eine Art wilder Hanf, bereits bei den *A-bantu* erwähnt, als Narcoticum vielfach gebraucht aber nicht als Nahrungsmittel. Siehe unter: Sitten, Gebräuche.

Notizen mit Namensangaben finden sich in dem Journal einer vom Gouverneur VAN DER STELL unter Fähndrich SCHRIJVER ausgesendeten Expedition, deren Bericht im Wesentlichen der Wahrheit gemäss zu sein scheint, wenn auch wohl manches Ungenaue mit untergelaufen ist. Bei seinem östlich gerichteten Zuge traf SCHRIJVER jenseits der *Hassequa* öfters Individuen, den *Attiqua* zugehörig, dieselben müssen also nicht nördlich im kleinen *Namaqua*-Land, wo sie KOLBEN verzeichnet, sondern nordöstlich im District Beaufort West und Oudtshoorn gewohnt haben.

Das Ziel der Reise waren die einen Monat entfernt wohnenden *Inqua*-Hottentotten, auch hoffte man dabei Terra natalis zu erreichen, welches im Jahre 1497 durch VASCO DE GAMA entdeckt worden war, und Nachrichten über die Mannschaften eines an der *Natal*-Küste untergegangenen Schiffes, der bereits auf Seite 12 erwähnten Stavenisse, zu erlangen. Alle diese Umstände setzen es ausser Zweifel, dass die *Inqua* ein östlich wohnender Stamm waren, die Entfernung ergiebt, bei damaliger Art zu reisen, etwa die geographische Länge der Algoa-Bay und in der That finden wir auch auf der KOLBEN'schen Karte die genannte Nation in dieser Gegend am Zondag's Rivier (Rio di Spirito) unter dem Namen ihres Häuptlings »*Heykom*« (*Hykon* oder *Hecon* der Cape Rec. pag. 437) verzeichnet.

Als den *Inqua* benachbarte Stämme werden gleichzeitig genannt nach Südosten zu am Meeresufer die *Kubuqua*, *Damaqua*, *Ganumqua*, *Namunqua* und *Gonaqua*, von welchen Namen sich nur derjenige der *Damaqua* auf KOLBEN's Karte in der Gegend des Gauritz-Rivier's findet[1]).

Die *Gonaqua* (wörtlich die »Zusammenstossenden«), damals wie es scheint nicht besonders bedeutend, müssen in der Folge viel mächtiger geworden sein, da ihr Name sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, und

---

[1]) Die KOLBEN'sche Karte ist äusserst uncorrect gezeichnet, und enthält mannigfache Irrthümer, wie sie die mangelhafte Kenntniss des Landes mit sich brachte. Hält man indessen das Cap auf der einen Seite und den Zondags Rivier (Rio de Spirito) auf der anderen als feste Punkte im Auge und berücksichtigt dabei, dass auf der kindlich gezeichneten Karte die Dimensionen im Quadrat der Entfernung abnehmen, so kann man die positive Grundlage derselben wohl ermitteln. Es ergiebt sich dann, von Osten angefangen, als nächster Fluss der Gamtoos-Rivier, wobei auch der Name *Chamtouers* Nation bemerkt ist; darauf ein kleiner wahrscheinlich Kromme-Rivier (Rev. de *Natal*, dann Gauritz-Rivier (Rev. de Infantes) begleitet von den daran erinnernden Namen *Gauros*-Nation; es würde nun folgen der Breede Rivier (Rev. Lagao, mit dem Rivier zonder Ende und Palmiet-Rivier (Re Pascadores).

Ausserdem aber finden sich eine Menge von Namen, wie *Monomotapa*, *Terre de Natal*, *Vigitimagna*, *Angra de Voltas*, *Bay de la Groa*, *Bay St. Blasy* etc. in harmlosester Weise über die Karte verstreut, was die Klarheit natürlich nicht wesentlich erhöht; einiges gute Material scheint aber doch zu Grunde gelegen zu haben, wie schon daraus hervorgeht, dass die angegebenen Stammnamen sich fast sämmtlich mit denen der anderen Quellen identificiren lassen; es bleibt nur übrig, die *Houteniqua* mit den *Hongliqua* zusammen zu ziehen, was im Hinblick auf anderweitige Namensverdrehungen nicht künstlich erscheinen dürfte.

noch starke Ueberreste des Stammes in der ganzen östlichen Provinz und Kafferland auftreten. Nach Norden von den *Inqua* erwähnt SCHRIJVER noch drei Stämme, die *Gly*, *Bry* und *Bly*, doch sehen diese Bezeichnungen müssigen Erfindungen seiner Berichterstatter zu ähnlich, als dass Werth darauf gelegt werden könnte; auf der Rückreise der Expedition werden in der »*Krommen Kloof*« (Kromme Rivier?) noch die *Hougliqua* (*Houteniqua*?) erwähnt, welche offenbar ziemlich zahlreich waren, da angegeben ist, dass die Colonisten 30 von ihnen in einem entstandenen Kampfe tödteten. In den Berichten des Gouverneurs sind diese wiederum *Makrigga* genannt, welche auch von der Mannschaft der Stavenisse als ein Kaffernstamm angegeben werden (siehe Note auf pag. 12), so dass also hier die Gränze zwischen den Kaffern und Hottentotten erreicht gewesen zu sein scheint.

Wären nicht durch einen unglücklichen Zufall, oder, wie die Feinde der holländischen Regierung behaupten, absichtlich, die officiellen Papiere eines langen Zeitraums (die Jahre 1690—1769) verloren worden, während dessen sich die Colonie gerade auf Kosten der Eingeborenen stark ausdehnte, so würden wir wahrscheinlich noch eine ganze Reihe von Stammnamen besitzen, ohne dass man daraus nennenswerthen Nutzen ziehen könnte. Denn ebenso wie bei den Kaffern sind auch unter den Hottentotten grössere oder kleinere Abtheilungen entstanden und eventuell wieder verschwunden, indem ein durch Macht und persönliche Eigenschaften hervorragender Mann eine Reihe kleinerer Banden um sich vereinigte und so einen Stamm bildete, der meist den Namen seines Gründers unter Anhängung der Sylbe *qua*, welche das Masculinum im Plural bezeichnet, zu seinem eigenen machte.

Dass eine Vereinigung von etwa 18 erwachsenen Männern, wie die unter 1 erwähnten *Choeringaina*, (welche Zahlangabe indessen nur von den Bewohnern eines einzigen Kraales hergenommen wurde), nicht den Namen eines Stammes im ethnographischen Sinne verdient, dürfte man wohl ohne Weiteres annehmen können. Nur dadurch, dass die eigenthümlichen Verhältnisse bei der Gründung der Colonie diese Leute unter den ersten Eingeborenen mit den Colonisten in Verbindung brachten und ihnen wichtig erscheinen liessen, sind Manche zu der Ehre einer besonderen Erwähnung gekommen. In ähnlicher Weise wird aber stets ein Missverhältniss obwalten in der richtigen Würdigung relativer Grössen, wo auf die Quellen stationärer Beobachter zurückgegangen werden muss; das Entferntere bekommt unsichere Umrisse, die Phantasie übertreibt seine Dimensionen oder es erscheint im Gegentheil klein und unbedeutend.

Obgleich somit die Schwierigkeiten einer allgemeinen Schätzung nach den angeführten Quellen sehr grosse sind, und man unmöglich zu genauen Zahlen kommen kann, so geben die Notizen doch bei gehöriger Würdigung der localen Verhältnisse einen gewissen Anhalt, der annähernde Werthe aufzustellen erlaubt.

So ist die Zahlenangabe von 1000 waffenfähigen Männern für die *Kochoqua* sicher nicht zu niedrig gegriffen, wenn man die ausführlichen Berichte vergleicht, da die Furcht vor dem Stamm dazu beigetragen hat, sie mächtig erscheinen zu lassen; 4000 ist wohl, die Weiber und Kinder eingerechnet, die Gesammtzahl derselben höchstens gewesen; in ähnlicher Weise möchte ich glauben, dass die *Chorachouqua* nicht mehr als etwa 2000 zählten, was schon aus der verhältnissmässig geringen Ausdehnung der nur als Weideland benutzten Wohnsitze hervorgeht. Diese Stämme, zusammen mit den auf 2—300 waffenfähige Männer geschätzten *Goringhaicoina*, sind aber leider die einzigen, bei welchen Zahlenangaben gemacht werden; legt man dieselben bei der weiteren Schätzung zu Grunde, indem man je nach der Ausdehnung, die einer Nation beigelegt wird, ihre Volkszahl abschätzt, wobei die *Hancumqua*, *Inqua*, *Heusaqua*, *Houteniqua* und *Attiqua* wegen specieller Erwähnung ihrer Mächtigkeit höher anzuschlagen wären (etwa 10000—15000), die übrigen nebenbei erwähnten aber mit dem Durchschnittswerth von 3000 einträgt, so erhält man eine Gesammtsumme von ungefähr 150000 für die Gruppe der erwähnten colonialen Hottentotten zur Zeit des Eindringens der Europäer[1]).

Wenn nun auch eine Reihe von Stämmen nicht so früh bekannt wurden, und also bei obiger Schätzung unberücksichtigt blieben, so ist es doch mit Rücksicht auf die Unfruchtbarkeit der Gegenden, in welchen noch Abtheilungen der Hottentotten gehaust haben könnten, nicht anzunehmen, dass dies besonders zahlreiche Vereinigungen gewesen sind. 200000 dürfte somit nicht zu niedrig gegriffen sein, um die ganze Bevölkerung zusammen zu fassen; vielleicht war die Summe sogar nicht so gross. Eine so geringe Volksdichte erscheint wohl auf den ersten Blick auffallend, aber der Gedanke, dass man es mit Viehzucht treibenden Menschen zu thun hat, welche grosse Flächen von Weideland brauchten und aus Nützlichkeitsrücksichten vielfach den Wohnsitz wechselten, lässt es leicht begreifen, warum diese Zahl sich so niedrig stellt.

In einem grossen Widerspruche, der aber nur scheinbar ist, steht es, wenn man liest, dass nach einem von der englischen Regierung angestellten Census im Jahre 1868 die Zahl der echten (?) Hottentotten der Colonie noch 80000 betragen habe. Dass unter diesen 80000 auch nur zum grössern Theile wirklich reine Race vorgelegen hat, muss stark in Zweifel gezogen

---

[1]) SALOMON führt an, dass in den alten Berichten die Zahl der »*Cachoqua*« auf 18000 angegeben würde, und ein anderer Stamm, die »*Chonoqua*« noch zahlreicher sein sollte. Er verzeichnet nicht, wo die Notiz sich findet, die *Cachoqua* sind aber offenbar identisch mit den erwähnten *Kochoqua*, welche auf 1000 streitbare Männer angegeben werden. Auf 18 Personen nur einen waffenfähigen Mann zu rechnen, dürfte entschieden unrichtig sein, und ich glaube, SALOMON's Grundlage der Schätzung wird dadurch etwas zu gross. Er erhält für die Hottentotten der Colonie die Summe von einer Viertel Million, welche Zahl sie wohl nie erreicht haben. Two lect. on the Nat. Trib. p. 33.

werden, da man weit durch die Colonie reisen kann, ehe es gelingt mit der grössten Mühe ein Individuum ausfindig zu machen, wo der Verdacht der Vermischung nicht gehegt werden darf.

Auf der andern Seite bestätigt die hohe Zahl nur auf's Neue die öfters beobachtete Thatsache, welche den Philanthropen trösten muss, wenn er ganze Bevölkerungen in ihrer Natürlichkeit verschwinden sieht: dass dieselben zwar als selbstständige Stämme zu Grunde gehen, in ihrem Blute aber, wenn ihre Organisation Vortheile gewährt, als Beimengung neuer Generationen, wenigstens zum Theil, erhalten bleiben.

---

1. Körperliche und geistige Entwickelung.

a. Aeussere Erscheinung.

Obgleich über die Hottentotten sehr Vieles gefabelt worden ist, und auch in der That noch heutigen Tages ihre Abstammung in tiefes Dunkel gehüllt liegt, so lässt sich doch nicht verkennen, dass manche der Autoren das Charakteristische in ihrer äusseren Erscheinung viel richtiger aufgefasst haben als bei den Kaffern; die Angaben gehen fast nirgends bis zu solch grassen Widersprüchen aus einander, als sie oben (pag. 20, 21) angeführt wurden. Es scheint, als wenn die hellere Hautfarbe ihre Gesichtszüge den Reisenden verständlicher gemacht hätte, indem sich dem Europäer das Aussehen eines hellpigmentirten Eingeborenen leichter einprägt und länger im Gedächtniss haftet als eines *Nigritiers*. Der Beweis dafür liegt in der häufig zu machenden Beobachtung, dass noch nicht lange im Lande verweilende Weisse ihre schwarzen Diener nur schwer heraus zu finden vermögen, wenn sie unter einen Trupp von Stammesangehörigen getreten sind, während auch umgekehrt die Schwarzen sehr geneigt sind, ihre weissen Herren mit einander zu verwechseln, die hellfarbigen Diener von Europäern aber ohne Schwierigkeit erkannt werden.

Bei den ältesten Autoren tritt noch eine gewisse Unbestimmtheit und Oberflächlichkeit der Angaben über die *Koi-koin* hervor, aber sie verliert sich in den späteren, und selbst BARROW, dessen enthusiastische Schwärmerei für die Kaffern ihn zu so unhaltbaren Auslassungen verleitet hat, äussert sich über die Hottentotten recht verständig. Seine Beschreibung enthält mehrere der charakteristischen Eigenthümlichkeiten, welche in der breitspurigen, naiven Darstellung, die DAPPER[1]) von ihnen giebt, nicht angegeben sind.

---

[1]) D. Neer-Aethiopien p. 268. Als Probe für das Uebrige möge hier die Beschreibung der Frauen folgen: Het vrouvolk is klein von stal, — —, en worden daar eenigen

Auch das Werk SPARRMANN's, obgleich seine Aufmerksamkeit der Ethnographie nicht hinlänglich zugewendet gewesen zu sein scheint, um die Stämme gehörig unterscheiden zu können, enthält manche wichtige Notiz über sie, LE VAILLANT ist unzuverlässig, LICHTENSTEIN hat sie nicht eingehend beschrieben.

Immerhin sind die Angaben der erstgenannten sowie die gelegentlichen Notizen einiger anderer Reisenden ausreichend, um eine Basis festzustellen, auf welcher sich die meisten vereinigen und die trotz des geringeren Materials unangefochtener dasteht als die Charakteristik der *A-bantu*.

So finden sich hier keine wesentlichen Abweichungen über die Hautfarbe, sondern alle vereinigen sich dahin, dass dieselbe fahl, braungelb ist und BARROW vergleicht sie sehr richtig mit derjenigen eines vertrockneten Blattes [1], DAPPER weniger zutreffend mit der der Mulatten oder der gelblichen Javanen. Das Gelbbraun hat einen matten, aschigen Ton, der wohl variirt, aber nicht eigentlich in eine andere Farbenreihe übergeht.

Es wird heller oder dunkler in geringen Schwankungen, so lange man es mit reinem Blut zu thun hat, oder es gewinnt an Lebhaftigkeit, indem Gelb zuweilen auch Roth als Beimengung stärker hervortritt.

Das Feld Nr. 5 der Farbentafel giebt die fahle, unbestimmte Mittelfarbe in einer etwas dunkleren Schattirung, das Feld daneben (Nr. 4) mit deutlich durchschimmerndem Gelb ist die häufigste der Pigmentirungen bei den *Koi-koin*, die Varietäten liegen meist zwischen den beiden Tönen und gehen zuweilen über den zuerst erwähnten hinaus, indem sie noch fahler, aschiger werden. Das Feld Nr. 6 zeigt eine andere, nicht seltene Varietät, bei der das Gelb wesentlich durch Roth ersetzt ist; letztere Pigmentirung ist zugleich in der Regel sehr hell und erweckt leicht den Verdacht der Vermischung, sie scheint aber auch unabhängig davon vorzukommen.

Es lässt sich nicht verkennen, dass diese Hautfärbungen anderen nicht afrikanischen, wie den mongolischen und selbst den europäischen viel näher treten als die der *A-bantu*, und so zeigt es sich auch, dass bei wirklich eintretender Vermischung die Unterschiede scheller verschwinden.

Man sieht häufig Individuen, welche noch den charakteristischen Schnitt des Gesichtes an sich tragen, während die Hautfarbe, besonders beim weiblichen Geschlecht, so hell ist, dass ein viel in Luft und Sonne sich bewegender Europäer oder ein in Afrika aufgewachsener Nachkomme europäischer Eltern dunkel dagegen erscheint; der eigenthümliche, nicht

---

zoo besneden von troni gevonden (waar toe niet weinigh helpt dat zij geene maselen, nochte kinderpocken onderwarigh zijn) als met een penzeel zoude kunnen afgetrokken worden, behalve dat zij wat platachtigh van neuze vallen. Dan vallen boven mate, versta de getroude, groot van boesem ook zoo groot, dat zij de borsten, die zij los en bloot hebben hangen, den kinderen van achteren over de schouderen, daer zij die gemeenlijk op dragen, in den mont kunnen te zuigen geven; doch te ongetroude wederum ge los is, also haer op zommige plaetzen wat uithangt.

[1] B. Trav. i. S.-A. Tom I p. 157.

unschöne Ton, welcher bei solchen Frauen das Gesicht überzieht, lässt sich am besten mit dem Teint einer spanischen Donna vergleichen. Ich habe indessen nie einen Fall von derartiger Pigmentirung gesehen, wo ich mich nicht genöthigt gesehen hätte, Vermischung anzunehmen, muss daher bestreiten, dass so helle Färbungen ursprünglich unter den *Koi-koin* vorkommen.

Bei den Individuen, deren Haut schwach pigmentirt ist, erscheinen die Wangen leicht geröthet, was bei denen von reiner Abstammung nicht bemerkbar wird, und auch die Schleimhäute, die Lippen etc. nehmen einen deutlichen Anflug von Roth an, während sie sonst nur eine grauliche, livide Färbung zeigen.

PRICHARD bildet sie nach DANIELL'schen Skizzen mit sehr zierlich gerötheten Wangen und Lippen ab[1]), was mit Rücksicht auf die im Allgemeinen übliche Schönfärberei nicht so sehr auffallen kann. Viel richtiger ist der Ton in der von BURCHELL gegebenen Abbildung eines Hottentotten[2]) (Speelman), dessen Portrait überhaupt recht charakteristisch ist, nur erlaubt die gewählte Stellung, Dreiviertel-Profil, keine genaue Controlle der Verhältnisse. Bei einem anderen (Juli, a faithful Hottentot) ist ebenfalls auf den Wangen Nichts von Roth zu bemerken, sondern nur die Lippen zeigen einen Anflug davon; da aber BURCHELL selbst angiebt, dass das Individuum zu den Mischlingen gehörte, so erscheint dieser Umstand sehr erklärlich.

KOLBEN[3]) behauptet, die Wangen wären roth, man könnte es aber kaum wahrnehmen wegen des Schmutzes im Gesicht; ich habe es auch ohne Schmutz nicht wahrnehmen können.

Wie die Haut der *Koi-koin* der europäischen durch die Färbung näher steht als die der *A-bantu*, so stimmt sie auch in den anderen Merkmalen mehr damit überein. Es gilt nicht von ihr, was oben in Beziehung auf die Haut der Letzteren über auffallende Turgescenz gesagt worden ist; auch ist der sonderbare, penetrante Geruch, welchen die dunkelpigmentirten Racen Afrika's häufig zeigen, hier nicht so auffallend und da die Körperbedeckungen in der Regel in Rücksicht auf Schmutz wenig zu wünschen lassen, wird zugleich bewiesen, dass die Unreinlichkeit es in der That nicht ist, was diese Eigenthümlichkeit ursprünglich hervorruft. Es soll damit natürlich nicht gesagt sein, dass altes ranziges Fett, zusammengerieben mit den Blättern der *Buchu*-Pflanze (*Diosma* verschied. Spec.), sowie die mit solchen Substanzen imprägnirten alten Schaafsfelle der Bekleidung den Leutchen einen besonders angenehmen Wohlgeruch verliehen; im Gegentheil ist der Parfum oft für eine gebildete europäische Nase entschieden zu stark, wie dies auch BURCHELL ausdrücklich betont. Der übliche Geruch verschwindet

---

[1]) A. a. O. Vol. II. p. 280.

[2]) B. Travels in S. A. Vol. I. p. 167. Vol. II. p. 160.

[3]) K. a. a. O. p. 50.

aber wenigstens grösstentheils durch Ablegen der stinkenden Kleidungsstücke sowie geeignete Reinigung des Körpers und hängt somit nicht mit der Ausdünstung zusammen. Individuen, die durch den Einfluss europäischer Cultur ihre unsauberen Gewohnheiten abgelegt haben, zeigen den übeln Geruch daher vielfach gar nicht.

Im Gegensatz zu der vollen, strotzenden Haut der *A-bantu* ist die der *Koi-koin* trocken, welk und bei nur einigermassen vorgerücktem Alter schlaff und zur Faltenbildung neigend, wodurch in mittleren Jahren stehende Personen schon den Eindruck von alten Leuten machen; bei wirklich bejahrten Individuen nimmt dieser Umstand natürlich immer mehr und mehr zu, was die Hässlichkeit des Gesichtes sehr steigert.

Zu Anfang treten kleine, primäre Fältchen auf, die nur an Stellen, wo die Haut sehr locker ist, wie am Halse, der Gegend der Achselhöhle etc. deutlich erscheinen, bald aber gruppiren sich dieselben mehr, es bilden sich tiefere secundäre Falten, die schliesslich auf Gesicht und Hals in förmliche Furchen übergehen, wie die Portraits der beiden alten Hottentotten auf Tafel XXI und XXII (Stompjes und Minell, Zöglinge der Missionsstation *Siloh*) in genügender Deutlichkeit erkennen lassen.

Die kleinen Fältelungen (die Photographie, welche dem Portrait Taf. XXIII, Fig. 2 b zu Grunde liegt, lässt schon solche erkennen, obgleich das betreffende Individuum im Jünglingsalter steht), treten so früh und so häufig ein, dass sie nicht auf die Rechnung der Decrescenz gesetzt werden können, sondern als ein normaler Charakter der Haut bei den *Koi-koin* zu betrachten sind.

Verunstaltungen der Körperbedeckungen durch Tättowiren sind unter den colonialen Hottentotten nicht üblich, dagegen sollen die *Namaqua* nach ANDERSSON's Angabe häufig dieser Unsitte fröhnen[1]). Allgemein gebräuchlich ist es, das Gesicht mit rothen Erden in bestimmten Figuren zu bemalen, während die *A-bantu* den ganzen Körper gleichmässig damit einzureiben pflegen. Eine Darstellung solcher Bemalungen findet sich in dem Werke von BAINES (Namaqua-Hottentot women begging), welche Abbildung, wenn auch etwas carricirt, doch viel Zutreffendes an sich hat[2]). Die Zeichnungen bedecken meistens den mittleren Theil des Gesichtes, ziehen sich sattelartig über die Nase, bilden Ringe um die Augen, welche nach der Schläfengegend zu in Spitzen sich ausziehen, oder was sonst die Phantasie einer koquetten Hottentotten-Schönen für Formen in den Sinn geben mag. Zuweilen sieht man auch, besonders in der kalten Jahreszeit, das Gesicht mit einer schwärzlichen Kruste in so auffallender Weise bedeckt, dass es unmöglich ist, durch einfache Unreinlichkeit die Erscheinung zu erklären.

---

[1]) ANDERSSON Lake Ngami pag. 334.
[2]) B. Explorations in South-West-Africa pag. 76.

Diese Kruste besteht aus der Asche gewisser Pflanzen [1]) mit Fett zusammengerieben und wird aufgetragen, um beim Schlafen im Freien vor Erkältung zu schützen.

Aber auch abgesehen von diesem, im frommen Glauben absichtlich aufgetragenen Schmutz findet sich an den übrigen Theilen des Körpers derselbe weniger absichtlich meist in hinreichender Menge angehäuft, um die Kälte einigermaassen abhalten zu können, und es ist daher die Naturfarbe der Hautparthien nicht immer ganz ersichtlich [2]). Unterschiede der Pigmentirung einzelner Regionen lassen sich daher nicht leicht feststellen, es scheinen aber solche in der That nicht in nennenswerther Weise vorzukommen; selbst die Färbung der Handteller und Fusssohlen, welche bei den *A-bantu* wesentlich absticht, unterscheidet sich bei den *Koi-koin* nicht so merklich, wenn auch eine etwas hellere Schattirung derselben zu erkennen ist.

Entfernen sich die letztgenannten Stämme von den ersteren in Hinsicht auf die eben erörterten Punkte, so würden sie doch mit ihnen zusammen zu ziehen sein, wenn man nach der Haarformation klassificiren wollte.

Wir finden bei den *Koi-koin* ebenfalls das eigenthümliche, dicht verfilzte Haar, wie es oben (pag. 29) beschrieben wurde, nur ist es durchschnittlich noch krauser, die Windungen der einzelnen Haare sind noch enger; ebenso tritt die Neigung, sich zu gruppiren besonders auf dem Kopfe stärker hervor als bei den *A-bantu*. Werden sie kurz gehalten, so drehen sich die gruppirten Haare vollständig in sich zusammen und erscheinen als kleine Ballen von Filz, zwischen denen die nackte Kopfhaut durchschimmert; schneidet man eine solche Parthie ab, so sieht man, dass die Krümmungen der Haare sich vollständig ringförmig schliessen und man hat also ein Convolut von in sich verwickelten Haarringen vor sich, deren Durchmesser etwa 2—4 MM. beträgt.

Bei stärkerem Wachsthum erscheinen die Ringe nicht vollständig geschlossen, sondern die immer noch sehr gekrümmten Haare bilden dicht verfilzte Zöpfchen von wechselnder Länge, ohne dass jedoch die Mächtigkeit des Wuchses jemals so bedeutend wird als bei einigen Stämmen der *A-bantu*.

Schon Pruner Bey [3]) hat in seiner trefflichen Abhandlung »de la Chevelure« betont, dass die Haare, welche die Haut in wesentlich senk-

---

[1] Abgesehen von dem bereits erwähnten Buchupulver ist es besonders eine, unserem Pfefferkraut etwas ähnliche Pflanze, welche sie auch unter den Schnupftaback reiben. V.

[2]) Sparrmann ergeht sich mit einer gewissen Behaglichkeit über das Thema des absichtlichen Beschmierens, welches indessen in neuerer Zeit mehr und mehr eingeschränkt wird. Damals, als Sp. in Afrika reiste (1772—76) galt unter den Colonisten nach seiner Angabe die Meinung, dass Waschen das Ansehen der Hottentotten durchaus nicht verbessere. »Ein eingeschmierter Hottentotte sehe nicht so nackt und dabei völliger aus, und eine ungeschmierte Hottentottenhaut schien, wie ungeputzte Schuhe, eine Nachlässigkeit, einen Mangel an Putz zu verrathen«. Sp. R. p. 175.

[3]) A. a. O. p. 8.

rechter Richtung durchbrechen, wie bei den meisten *Nigritiern*, in rundlichen Parthien (en touffes arrondies) angeordnet sind, und bemerkt sehr richtig, dass diese Gruppen beim »*Boshisman Hottentot*« besonders klein zu sein schienen.

Die von ihm gegebenen Querschnitte unterscheiden sich wenig von denen der *Nigritier*; die Durchmesser des gleichfalls in der Regel ovalen Haares sind nur etwas geringer als bei jenen; obgleich aber seine Probe ungewöhnlich fein gewesen zu sein scheint, so nähert sich der Durchmesser in seiner grössten Ausdehnung schon dem der rundlicheren Haare europäischer Nationen.

Die Dicke variirt allerdings sehr, doch erscheint auch hier der Vergleich mit Wolle nicht zutreffend, da selbst die feineren Haare immer noch einen beträchtlichen Durchmesser zeigen. Gemessene Proben gaben wesentlich dieselben Zahlen, die bei den *A-bantu* angegeben sind, d. h. die Dicke schwankte zwischen 0.05—0.08‴ (Längsaxe des Ovals); finden sich auch ab und zu geringere wie bedeutendere Stärken, so dürften die genannten doch die mittleren Dimensionen sein und es wird Jeder gern zugeben, dass solche Zahlen für »Wolle« etwas hoch gegriffen sind.

Barrow hat das Haar der Hottentotten treffend, wenn gleich in etwas starken Ausdrücken, beschrieben, so dass ich mich in der Lage sehe, seinen Angaben beipflichten zu können, und führe dieselben hier zur Bekräftigung der eigenen Angaben an: »Das Haar wächst in kleinen Büscheln, welche, wenn kurz gehalten, das Ansehen und Gefühl einer harten Schuhbürste haben, mit dem Unterschiede, dass sie in runde Ballen von der ungefähren Grösse einer starken Erbse gedreht und gewunden sind. Wenn man dem Haar erlaubt zu wachsen, so hängt es in den Nacken in harten, gedrehten Strähnen, nicht unähnlich gewissen Arten von Frangen«[1].

Die Colonisten vergleichen die Formation des kurz gehaltenen Haares gern mit Pfefferkörnern, indem die dunkle Farbe noch ein besonderes Tertium comparationis dafür abgiebt.

Die beigegebenen Portraits lassen die beschriebenen Eigenthümlichkeiten mehrfach deutlich erkennen, die »Pfefferkörner« treten am stärksten auf denen des *Korana Jochem* hervor (Taf. XXIII, Fig. 1 a und b), besonders in der Profilansicht, wo zugleich eine in der Schläfengegend horizontal nach hinten verlaufende Gränze beweist, dass die Kunst der Natur dabei zu Hülfe gekommen ist. Unterhalb der Gränze, d. h. da wo die Toilette noch nicht ganz beendet ist, erscheint der Haarfilz nicht in einzelnen Knötchen getrennt, sondern ist etwas länger und gruppirt sich zu unregelmässigen Parthien.

Es lässt sich nicht leugnen, dass sehr kurz gehaltenes Haar bei den *A-bantu* auch zuweilen Andeutungen von ähnlicher Formation darbietet,

[1] B. Travels. Vol. I. p. 157.

doch pflegen sich diese nur auf die äussersten Theile oberhalb der Stirn und im Nacken zu beschränken und bedecken nicht, wie im eben angeführten Falle, die ganze Kopfhaut.

Die Pubes sind sparsam, zeigen aber sonst einen ähnlichen Charakter wie das Haupthaar und neigen auch zur Knötchenbildung.

Der Bart ist stets nur schwach entwickelt, dabei ebenfalls kraus und struppig; er tritt auf als Schnurr- und Kinnbart, eigentlicher Backenbart findet sich in der Regel nicht, niemals erreicht dieser Theil der Haare eine auch nur einigermassen bedeutende Länge. Im Alter ergrauen sie, ebenso wie die des Hauptes, Ausfallen der Letzteren (Calvities) wurde nicht beobachtet.

Die Lanugo ist bei den *Koi-koin* wie bei den *A-bantu* sehr unentwickelt, behaarte Stellen der Brust oder des Unterleibes kommen nicht zur Erscheinung, einige wenige stärkere Haare finden sich nur in der Achselhöhle.

Wie schwer es anfänglich den Europäern geworden ist, die eigenthümliche Haarformation der genannten Stämme richtig aufzufassen und wiederzugeben, sehen wir aus den betreffenden Abbildungen der älteren Autoren wie HERBERT, KOLBEN [1]) etc., wo die Hottentotten in harmlosester Weise mit schlichten, unordentlich um den Kopf hängenden Haaren abgebildet sind.

Was die anderweitigen, charakteristischen Merkmale der äusseren Erscheinung anlangt, so gehen dieselben bei den beiden Völkerfamilien mehr und mehr aus einander. Vor Allem sind sie in der Grösse und im ganzen Bau des Körpers auffallend verschieden. Wenn auch nicht zugegeben werden konnte, dass die Kaffern von riesenhaftem Wuchse seien, so ist ihre Körpergrösse immerhin eine ansehnliche, bei den Hottentotten dagegen bleibt sie im Mittel jedenfalls unter der europäischer Racen.

Der Durchschnitt von 10 erwachsenen Männern verschiedener Stämme der *Koi-koin* ergab 160.4 CM., von 4 Frauen 144.2, also bedeutend weniger als für die *A-bantu* gefunden wurde.

Einige Mischlinge der Stämme unter einander, sowie solche mit Europäern ergaben ähnliche Werthe.

Beimischungen von Buschmannblut, wie sie besonders unter manchen Abtheilungen der *Korana* vorkommen, machen die Statur sinken, Stämme, die sich reiner gehalten haben, wie die *Namaqua*, zeichnen sich durch bedeutendere Körpergrösse aus.

Auffallend hohe Figuren habe ich unter den *Koi-koin* nie zu sehen Gelegenheit gehabt; solche von mittlerer oder etwas über mittlerer Statur

[1]) Vergl.: HERBERT'S Reise, Abbild. der Hottentotten. KOLBEN a. a. O. Taf. II, pag. 53, sowie die folgenden der kleinen Ausgabe.

machten zuweilen durch ihren schlanken Wuchs den Eindruck von langen Gestalten, ohne es in der That zu sein.

Wechsel im Ernährungszustand äussert bei den *Koi-koin* merkwürdig schnell seinen Einfluss auf die Umrisse der Gestalt. Unter günstigen Verhältnissen aufwachsende Kinder sind meist übermässig fett; beim Uebergang in das Jünglingsalter verliert sich dies, kann aber bei reichlicher Kost in der Folge lokal, besonders auf den Hinterbacken und Oberschenkeln, wieder auftreten in einer Form, welche bei den Frauen als Steatopyga näher zu beschreiben ist.

Bei männlichen Individuen in vorgerückteren Jahren ist es als Regel anzusehen, dass der Rumpf und die Gliedmassen hager, dürr und trainirt erscheinen; volle Muskulatur findet sich an Personen von reiner Race nur ausnahmsweise, Mischlinge zeigen indessen zuweilen ziemlich gerundete Formen. Das Hervortreten einzelner Muskelparthien, welches den *A-bantu* von manchen Autoren den schmeichelhaften Ausdruck von herkulischen Figuren eingetragen hat, kommt bei den Hottentotten weniger zur Erscheinung; die Muskeln ziehen sich als relativ dünne, aber feste Stränge unter der Haut hin und lassen erkennen, dass ihre Anlage mehr auf Zähigkeit und Ausdauer als auf momentane, energische Kraftleistung berechnet ist. Es herrscht in der Beschreibung der Körperconstitution bei den genannten Stämmen auch in diesem Punkte unter gelehrten und ungelehrten Schreibern eine wegen ihrer Seltenheit bemerkenswerthe Uebereinstimmung, so dass polemische Behauptungen hier in keiner Weise indicirt sind[1]).

Was die Gestaltung und Proportionen der einzelnen Körpertheile betrifft, so ist es noch schwieriger als bei den *A-bantu* positive Angaben zu machen, da das Material spärlich ist, und ausserdem bei den *Koi-koin* eine grosse Neigung zu unregelmässiger, selbst unsymmetrischer Entwickelung vorzuliegen scheint, wodurch der Wuchs häufig entstellt und carricirt wird. Man muss sich daher um so mehr hüten, einzelne Beobachtungen zu verallgemeinern.

Die Kaffern sind durchgängig viel normaler, sowie regelmässiger gebaut und verdienen ihrer Körperbeschaffenheit nach in jeder Hinsicht den Vorzug vor den Hottentotten. Die allmälige Verbreiterung des Rumpfes von der Taille nach den Schultern zu, welche den Ersteren abgeht, fehlt auch den Letzteren, aber ausserdem ist die Haltung häufig etwas gebückt, wohl gar schief, der Kopf steckt in den Schultern durch den kurzen unförmlichen Nacken, oder der Hals ist wiederum im Gegentheil lang und dünn, wird aber nach vorn gestreckt, als würde ihm die Last des Kopfes

---

[1]) BARROW a. a. O. Tom. I p. 157. Ihre (der Hottentotten) Gelenke, Hände und Füsse sind auffallend klein. Kein Hervortreten der Muskeln um Stärke anzudeuten, sondern ein Körper von feinen Formen, wie der eines Weibes.

BURCHELL a. a. O. Tom. I p. 582. Die Hottentotten sind kleiner von Statur und haben feinere Glieder und Figuren als die Stämme der Kaffern. Etc.

zu schwer. Doch diese Abweichungen sind viel zu schwankend und individuell, um ein allgemeines Merkmal daraus zu formiren, die Vergleichung der beigegebenen Portraits wird eine Reihe der verschiedenen Bildungen wohl am besten ersichtlich machen.

Die Brust und Schultermuskeln entsprechen dem Gesammthabitus dieses Systems, die Unterarme sind auffallend dünn, doch wurde nicht beobachtet, dass sie im Vergleich zum Oberarm unverhältnissmässig lang wären. Die Hände sind klein, die Finger knochig, abweichende Pigmentirung der Nägel tritt nicht zu Tage; diese letzteren Merkmale bilden einen bemerkenswerthen Unterschied gegen die langen, schmalen Hände der *A-bantu* mit den dürren Fingern und den hellen Nägeln, wie sie oben beschrieben wurden.

Der untere Theil des Körpers zeigt einen entsprechenden Charakter: die Hüften sind wenig vortretend, das Becken auch hier stark geneigt, die schwachen Nates scharf abgesetzt; die Extremitäten erscheinen durchschnittlich sehr dürr, Oberschenkel sowohl als Unterschenkel, wenn auch die Letzteren in höherem Grade, die Gelenke sind wegen dieser Magerkeit scharf markirt. Der Fuss ist klein, von mittlerer Breite, die ersten Zehen überragen die letzten bedeutend. Die Sohle ist nur wenig gewölbt, doch erscheint diese Hinneigung zum Plattfuss sehr allgemein bei uncivilisirten Stämmen vorzukommen und hängt theilweise wohl jedenfalls mit der Sitte zusammen baarfüssig zu gehen. Ein auffallendes Hervorragen des Fersenbeines nach hinten, wie es bei den *A-bantu* auftritt, wurde nicht beobachtet.

Von dem beschriebenen Habitus des männlichen Individuum bei den *Koi-koin* weicht der des weiblichen Geschlechtes in einigen wesentlichen Punkten ab. Diesem Geschlechte bei den Hottentotten vor einem europäischen Leserkreis die Bezeichnung »des schönen« beizulegen, dürfte fast als Ironie erscheinen und doch hat dieselbe in vielen Beziehungen in Afrika sicher ebensoviel Berechtigung als in Europa.

Zunächst treten bei den Frauen die Unregelmässigkeiten des Wuchses, das Eckige, Knochige der Figur, wenigstens in jüngeren Jahren, nicht in dem Grade zu Tage als bei den Männern. Das entwickelte Weib zeigt meist vollere Formen: Hals und Nacken sind ebenmässig, die Arme schlank, doch angenehm gerundet und im Verein mit den zierlichen Händen häufig genug von unbestreitbarer Schönheit.

Die Entwickelung des Busens steht dem europäischer Frauen näher als diejenige bei den *A-bantu*[1]; ich habe nie bei den *Koi-koin* das massige,

---

[1]) BARROW beschreibt bei den H.-Frauen, während er für die Kaffern schwärmt, die Brüste als mit sehr grosser Warze und hervorragendem Warzenhof, was um so weniger zugegeben werden kann, als diese beiden Merkmale nicht zusammen vorzukommen pflegen, das Letztere aber ein entschiedenes Charakteristicum der *A-bantu*-Frauen ist. B. a. a. O. Tom. I, pag. 157.

euterartige Ansehen der Brüste beobachtet, welches bei den andern Regel ist, der Busen ist vielmehr verhältnissmässig klein, zugespitzt, mit vortretender Brustwarze, der Warzenhof überragt die Oberfläche nur wenig, wenn nicht wiederholtes Säugen darin eine Aenderung herbeiführt. Natürlich bleibt wegen der grossen Hinneigung aller Hautparthien zur Faltenbildung auch die Formation der Brüste in späteren Jahren nicht so wie sie eben beschrieben wurde, doch ist es gerade aus diesem Grunde um so bemerkenswerther, dass man häufig Personen im Alter von Dreissig sieht, welche dieselbe noch ziemlich unverändert zeigen. In noch höheren Jahren hört dieser Körpertheil allerdings auf zu den Reizen des schönen Geschlechtes zu gehören und die Beschaffenheit derselben, wie sie Fig. 54 (eine ältere Frau) zeigt, ist eine durchaus nicht ungewöhnliche. Fig. 55 stellt eine Person dar, die gegen 30 Jahre alt war, und doch wird man zugeben, dass bei ihr die Bildung der Brüste keine unschöne genannt werden kann, ebenso wenig wie die Gestalt der Arme.

Fig. 54. Alte Hottentottin.

Freilich — um mit dem Dichter zu reden — »da unten aber ist's fürchterlich«, wir müssen aber nun einmal hier das Wagniss des Schauens bestehen, und darum fürchte ich, wird das Gesammturtheil über die Schönheit der Hottentottenfrauen wohl nicht sehr günstig ausfallen.

Fig. 55. Gonaqua-Hottentottin.

Es findet sich, wie ein Blick auf die angeführte Figur lehrt, bei dieser Person, obwohl sie an und für sich gar nicht fettleibig genannt werden kann, jene eigenthümliche Bildung, welche man als Steatopyga bezeichnet. Diese Steatopyga besteht wesentlich in einer gutartigen Hypertrophie der Fetthaut über bestimmten Regionen des Körpers, vornehmlich der Hinterbacken, aber auch seitlich an den Hüften, sowie an der Aussenfläche des Oberschenkels. Die hypertrophischen Parthien bilden Polster von lockerem Fett, welche so wenig mit Bindegewebe durchwachsen und fixirt sind, dass schon bei mässiger Bewegung des Individuum ein lebhaftes Zittern und Schwanken dieser Theile eintritt. Dass gerade der Steiss in so bemerkenswerther Weise hervorspringt, beruht nicht allein auf der Ablagerung des Fettes auf den Nates, sondern grossentheils auch auf der Stellung

des Beckens, welches durch seine sehr starke Neigung nothwendiger Weise ein Heraustreten des Kreuzbeines nach hinten bedingt. Die Figur 55 lässt in dem Verlauf der Leistenbeuge, dem tiefen Einsinken der Lumbosacralkrümmung, sowie dem bogenförmig nach hinten zur Schamfuge verlaufenden Umriss des Unterleibes die erwähnte Bildung unzweifelhaft erkennen. Dagegen verschwindet wegen der Profilstellung das Hervortreten der Fettpolster auf dem Oberschenkel in der Gegend des Trochanter, welches wiederum in Fig. 54 stärker in die Augen fällt; bei dieser Person findet indessen allgemeine Fettleibigkeit statt, und der Fall ist darum für die charakteristische Form der Steatopyga nicht so beweisend. Fig. 56 ist nach einer Photographie des sogenannten »Buschweibes *Afandy*« ausgeführt[1]). Es fehlt eine genaue Ortsangabe über die Herkunft dieser Person, doch steht zu vermuthen, dass sie aus den westlichen Inlanddistricten der Capcolonie stammt. Ihr ganzer Habitus hat nicht nur den Verfasser, sondern auch andere Kenner südafrikanischer Racen (z. B. THEOPH. HAHN) veranlasst, sie für eine Hottentottin zu erklären, obgleich eine gewisse Vermischung mit Buschmannblut, wie solche in den westlichen Theilen der Colonie gewöhnlich ist, nicht mit Sicherheit ausgeschlossen werden kann (vergl. pag. 259). Vielleicht liegt es in diesem Umstande, dass die Steatopyga, welche den Buschmänninnen nicht in gleichem Grade eigen ist wie den Hottentottinnen, weniger stark hervortritt. Keine der drei Personen kann als monströs angesehen werden; denn wenn auch bei ihnen die fragliche Bildung sehr hochgradig erscheint, so finden sich doch so viele ähnliche und solche, die dasselbe Merkmal zwar schwächer aber immer noch deutlich zeigen, dass die Neigung zur Steatopyga als ein normales Kennzeichen der Frauen unter den *Koi-koin* bezeichnet werden muss. Die hier dargestellten Personen galten auch im Lande selbst keineswegs als Monstra, man darf sagen, sie fielen Ortsangehörigen nicht einmal auf, sondern nur den Europäern, in so weit sie an den Anblick dieser Eigenthümlichkeit nicht gewöhnt waren.

Fig. 56. Das sogenannte „Buschweib Afandy".

Die dem Leben nachgebildete Venus hottentotta ist in dem fraglichen Punkte den hier nach Photographien gegebenen Portraits recht ähnlich, LE VAILLANT'S[2]) dagegen gehört zu den mannigfachen Phantasiegebilden dieses Autors und kann in keiner Beziehung auf Correctheit Anspruch machen.

[1] Ueber diese schliesslich in Europa verstorbene Person, sind mehrere Aufsätze von LUSCHKA, KOCH, GÖTTE und GÖRTZ erschienen, auf welche weiter unten zurückzukommen sein wird.

[2] LE VAILLANT'S Reise in Süd-Afrika.

Es ist in der erwähnten Abbildung namentlich die Formation der Genitalien in's Auge gefasst, aber auch diese Darstellung ist übertrieben und schematisirt. Die »Hottentottenschürze« hat ja seit langen Jahren eine anatomische Berühmtheit erlangt, es war dies aber wohl nur dadurch möglich, dass allerlei Fabeln damit verknüpft wurden.

Die Sache beruht in gewöhnlichen Fällen einfach auf einer Hypertrophie der Labia minora, welche in Süd-Afrika als Regel allerdings nur bei den *Koi-koin* auftritt, wenn auch einzelne *A-bantu*-Frauen etwas Aehnliches zeigen mögen, ebenso wie es häufig genug selbst in Europa vorkommt. Es ist schon desshalb kaum begreiflich, warum so viel Aufhebens von dieser Abweichung gemacht wird, indem sie bei manchen nordafrikanischen Stämmen ebenfalls regelmässig auftritt, dass z. B. im Sudan es Landessitte ist, die Frauen zu beschneiden. Ob Süd- oder Nord-Afrika hierin der Vorrang gebührt, ist aus dem angeführten und anderen naheliegenden Gründen bisher noch nicht festgestellt worden, jedenfalls ist die Bildung den *Koi-koin* nicht ausschliesslich eigenthümlich und kann also nicht etwa als durchgreifendes, unterscheidendes Merkmal benutzt werden.

An einem Präparat, herrührend von einer etwa 35jährigen *Gonaqua*-Hottentottin[1]), welches ich frisch zu untersuchen Gelegenheit hatte, betrug die Höhe der Labia minora 4 CM. (Abstand des freien Randes vom angewachsenen bei einer Länge des angewachsenen Randes von 6 CM.), die sonstige Beschaffenheit derselben war dabei normal, nur dass, wie immer in solchen Fällen, die Epidermis einen festeren Charakter angenommen hatte. Nach oben zu verdickten sich die Nymphen und gingen in das ebenfalls etwas hypertrophische Präputium Clitoridis[2]) über, wodurch eine Andeutung der eigentlichen Hottentottenschürze entstand, das heisst ein schürzenartiger Vorhang vor der Rima pudendi, welcher als Regel sicherlich nicht vorhanden ist. Die Labia majora zeigten sich in dem fraglichen Fall zwar nicht besonders stark entwickelt, doch waren sie deutlich und begränzten die Rima pudendi in normaler Weise gegen die Schenkel hin. In diesem Punkte unterschieden sich die Genitalien wesentlich von denjenigen der *Afandy*, wie LUSCHKA[3]) beschreibt, da bei Letzterer die Labia majora nur ganz rudimentär gewesen sein und zur Bildung der Schamspalte gar nicht beigetragen haben sollen. Die Verlängerung der Nymphen betrug nach LUSCHKA's Angabe nur 3,85 CM., was noch eine niedrige Zahl genannt werden muss, die bei reiner hottentottischer Race gewiss oft übertroffen wird. Besonders im Alter wird die Verlängerung häufig viel bedeutender

[1]) Jetzt in Berlin. anatom. Museum. Nr. 21908.

[2]) Auch SPARRMANN hat beobachtet, dass die Clitoris sich an der abnormen Verlängerung betheilige. SP. R. p. 173.

[3]) LUSCHKA, Die äusseren Geschlechtstheile eines Buschweibes. Monatschr. f. Geburtsk. Bd. XXXII, Heft 5.

sein, doch muss eine solche von 6—8″, wie von der Venus hottentotta angegeben wird, schon als monströs bezeichnet werden [1].

Die Beobachtung der fraglichen Abnormität ist bereits in sehr frühen Zeiten gemacht worden, was bei der Einfachheit der Damentoilette im Lande der Hottentotten nicht schwer war; wir finden sie, wenn auch nur in sehr discreter Form im alten DAPPER [2] angedeutet unter der (pag. 151) bereits citirten Bemerkung »also haer (der Hottentottin) up zommige plaetzen wat uithangt«. Der gute KOLBEN, welcher darauf besonders stolz ist, Alles, was er anführt, selbst gesehen zu haben, beschreibt die Hottentottenschürze als »ein Ausgewächse. Es ist eine Art einer harten und breiten Haut, die ihnen oberhalb des Os pubis (!) wächset, ziemlich weit herunter hänget und von der Natur zur Bedeckung ihrer Blösse gewidmet scheinet« [3]. Hat den Autor, wie leider aus mancherlei anderen Angaben mit Wahrscheinlichkeit zu schliessen ist, die allzu grosse Gelehrsamkeit nicht am richtigen Sehen verhindert, so ist anzunehmen, dass in dem von ihm untersuchten Falle eine Hypertrophie des Praeputium clitoridis mit vorgelegen hat, und er nur über die Lage des Os pubis nicht übermässig genau orientirt war.

Es wäre wohl nicht unmöglich, dass die so regelmässig vorkommende Verlängerung der Labien und eventuell der Clitoris gar nichts Besonderes darstellt, sondern wesentlich als eine Folge der ausserordentlich häufigen Masturbation anzusehen ist; jedenfalls wird dieses Laster viel zur monströsen Ausbildung der Eigenthümlichkeit beitragen können.

Obgleich in der KOLBEN'schen Beschreibung die Hottentotten durchschnittlich zu günstig dargestellt werden, so verleiht er ihnen doch grosse und breite Füsse beim männlichen Geschlecht und nur das weibliche soll sich durch kleine und geschmeidige (!) auszeichnen. Wenn hier auch für jenes der letztgenannte Vorzug in Anspruch genommen wird, so soll damit nicht gesagt sein, dass er diesem nicht in höherem Grade zukäme [4]. In der That ist der Fuss wie die Hand bei einer Hottentottin trotz der mangelnden Cultur durch enges Schuhwerk respective Handschuh von einer bemerkenswerthen Feinheit, und wenn KOLBEN's Ausdruck »geschmeidig« sich auf die zierlichen Gelenke und die Bildung der Knöchel beziehen soll, so kann auch dies unbedenklich zugegeben werden.

Doch ist in den alten Autoren Wahrheit und Dichtung in einer so künstlichen Weise gemischt, dass man häufig nicht im Stande ist, das Positive sich daraus zu reconstruiren. Es gilt dies auch vornehmlich über

---

[1] CUVIER, Mem. du musée d'hist nat Tom. III, p. 259

[2] DAPPER, Neer Aethiop. p. 265

[3] KOLBEN a. a. O. p. 51.

[4] SPARRMANN hat ebenfalls bemerkt, dass diese Stämme sich durch verhältnissmässig kleine Hände und Füsse auszeichnen und hält diese Entdeckung für so wichtig, dass er sich die Priorität derselben ausdrücklich zu wahren sucht, die ihm indessen nicht gebührt Sp. R. p. 172.

die Beschreibungen der Gesichtszüge, indem hierbei die Einen stets bemüht gewesen sind, sie als möglichst abschreckend darzustellen, die Anderen im Gegensatz möglichst viele Schönheiten an ihnen zu finden suchten. DAPPER hat allerdings so viel festgestellt, dass die Hottentottenfrauen etwas platte Nasen haben, doch werden nach ihm auch welche von so zierlichen Gesichtszügen gefunden[1] (zoo besneden van troni), »dass man dieselben mit dem Stift abzeichnen könnte« (!?). KOLBEN[2] ereifert sich sehr über den alten ANDERSON, dass er das Aussehen dieser Stämme als so hässlich geschildert hätte, und erklärt ohne Weiteres die platten Nasen als eine Folge davon, dass man den Kindern frühzeitig dieselben eindrückte, als wenn die Spuren einer solchen Manipulation nicht noch später am Schädel zu bemerken sein müssten. Die von ANDERSON richtig beobachtete Neigung der Haut zur Faltenbildung leugnet er ganz und behauptet, es käme dies vor wie überall in der Welt; nach KOLBEN's Angabe haben die Gesichtszüge nichts Fürchterliches, Scheussliches oder Wildes an sich, »vielmehr leuchtet ein ernsthafftiges Wesen, das aber mit Freundlichkeit vermischet ist, aus ihrem Antlitze hervor«.

In allen den Wust von Phrasen hat auch hier BARROW Licht gebracht, nachdem SPARRMANN, ein ausgezeichneter Beobachter, der leider den ethnographischen Fragen offenbar weniger Bedeutung beilegte als den zoologischen, etwa 20 Jahre früher schon manche treffende Bemerkung über diesen Gegenstand gemacht und eine Reihe historisch gewordener Fabeln energisch angegriffen hatte.

BARROW hat zuerst den eigenthümlichen Schnitt des Gesichtes bemerkt, welcher mir unabhängig von dem früheren Beobachter in derselben Weise aufgefallen ist und als ein durchgreifendes Merkmal für die Stämme der Hottentotten erscheint. Der genannte Autor drückt sich über den fraglichen Punkt folgendermassen aus: »Die Backenknochen sind hoch und vorstehend und bilden mit dem spitz zulaufenden Kinn fast ein Dreieck«[3].

Indem ich diesen Satz ausdrücklich annehme, möchte ich ihn nur noch dahin erweitern, dass auch die obere Hälfte des Gesichtes eine Hinneigung zur dreieckigen Form zeigt, indem der Kopf sich nach vorn stark verschmälert, wenn auch eine schmale Stirn nicht in demselben Grade wie ein spitzes Kinn als Dreieckswinkel imponiren kann. Ich glaube, dass man sich bei reiner Race trotz der selbstverständlichen Abrundung des Scheitelgewölbes die hier angedeutete Bildung in den meisten Fällen wird deutlich machen können, und ich lege um so mehr Gewicht darauf, da etwas Aehnliches bei den anderen Stämmen, selbst bei den näher stehenden Buschmännern nicht vorzukommen pflegt. Vielleicht hat BARROW, eben weil er

---

[1] Siehe pag. 151.
[2] K. a. a. O. p. 50.
[3] BARROW a. a. O. Tom. I. p. 157.

Hottentotten und Buschmänner in tendenziöser Weise vereinigte, dieses alsdann unhaltbare Merkmal absichtlich unerwähnt gelassen.

Von den beigegebenen Portraits lassen mehrere die beschriebene Eigenthümlichkeit erkennen, obgleich allerdings die Beschränktheit des Materials nicht gestattete, eine solche Anzahl von Fällen beizubringen, als wünschenswerth erscheinen möchte. Sollten diese Abbildungen für nicht hinreichend beweisend gehalten werden, so muss zur weiteren Bekräftigung der Behauptung auf die unten folgende Beschreibung der Schädel hingewiesen werden. Unter den Portraits erscheint als beste Illustration der erwähnten Gesichtsbildung das Enface eines in der Herrnhuterstation *Siloh* aufgezogenen Hottentottenmädchens (Taf. XXII, Fig. 2a), aber auch die anderen hierher gehörigen Köpfe zeigen dieselbe, obwohl natürlich nicht immer in gleich hohem Grade.

Die Contouren des Gesichtes lassen sich also umschreiben anstatt mit einem mehr oder weniger regelmässigen Oval durch ein verschobenes Viereck, dessen Diagonalen horizontal und vertical gestellt sind.

Fig. 57. Alter Hottentot der Colonie.

Dies ist der originelle Rahmen, in welchen die anderen zum Theil nicht weniger sonderbaren Züge des Gesichtes eingetragen sind. Es fällt beim ersten Blick in die Augen, dass die Nase sehr abweichend gebildet ist; allerdings treten hier wie überall starke individuelle und Familienunterschiede hervor, aber durchschnittlich ist die Nase ausserordentlich flach, besonders an ihrer Wurzel, wo häufig eine eigentliche Wölbung der Nasenbeine gar nicht erkennbar ist (siehe Taf. XXII, Fig. 2b). Im Verlauf nach unten kann sie sich mehr erheben, doch bleibt der Rücken ebenfalls in den meisten Fällen flach, sattelförmig, und die Spitze, welche gewöhnlich stark abgerundet ist, erscheint aufgestülpt und überragt den flachen Rücken beträchtlich, was besonders im Profil deutlich hervortritt (Taf. XXI, Fig. 1b; Taf. XXII, Fig. 2b; Taf. XXIII, Fig. 1b und 2b). Zuweilen macht sich die letztere Eigenthümlichkeit nicht bemerklich, sondern die immer noch schwach entwickelte Nase geht durch den mässig concaven Rücken direct in die abgerundete, nicht aufgestülpte Spitze über (Taf. XXV, Fig. 1); dies sind die Fälle von verhältnissmässig guter Entwickelung der Nase (tolerably raised, Barrow), doch treten sie nicht sehr zahlreich auf und erscheinen auch so noch auffallend genug.

Die Nasenflügel sind schmal, ihr Ansatz stark nach aussen gerückt, und bei aufgestülpter Spitze zeigen sich die Nasenlöcher nach vorn gewendet, was der ganzen Bildung etwas Thierisches giebt (Taf. XXIII, Fig. 1a).

Stehen die *Koi-koin* auch hinter den *A-bantu* zurück in der Formation des Riechorgans, so hat der Mund wiederum bei jenen den Vorzug. Die Lippen sind wohl aufgeworfen, aber doch keineswegs in dem Grade als es bei diesen Stämmen Regel ist; die Gränzlinien zwischen der Schleimhaut und der Haut des Gesichtes sind scharf abgesetzt und es zeigt sich an ihnen häufig eine leichte Einsenkung der ersteren. Die Umrisse sind mehr geschweift, besonders was die Oberlippe anlangt, welche den mittleren Ausschnitt unter der Nasenfurche gewöhnlich deutlich erkennen lässt; die Unterlippe ist weniger modellirt und das Ensemble des Mundes daher auch hier kein schönes zu nennen, obgleich man zugeben muss, dass der Schnitt desselben von dem europäischer Stämme durchschnittlich viel weniger abweicht als der bei den *A-bantu*. Daher kommt es, dass in den Fällen, wo die Formen zarter werden, wie beim weiblichen Geschlecht oder bei Vermischung mit weissem Blut, man Bildungen zu sehen bekommt, welche zwar nicht von klassischer Schönheit sind, aber doch viel Ansprechendes zeigen. Wenn sich die vollen, üppigen Lippen einer jugendlichen Hottentottenschönen zu einem fröhlichen Lachen öffnen und zwei Reihen von Zähnen zeigen, auf welche jede europäische Dame stolz sein könnte, so macht dies gewiss auf den Unbefangenen einen ansprechenden Eindruck. Ist es irgendwo gestattet, Zähne mit Perlen zu vergleichen, ohne sich den Vorwurf einer gewagten, poetischen Licenz zuzuziehen, so muss man einen solchen Vergleich bei den genannten Stämmen für berechtigt halten.

Verfasser hat nie für die häufig enthusiastisch gerühmten Zähne der dunkel pigmentirten Afrikaner schwärmen können, wenigstens nicht, was die Schönheit derselben anlangt. Ihre Leistungsfähigkeit in Ehren, das Aussehen aber erinnert an ein mit grober Hand aus Elfenbein geschnitztes Gebiss und gewiss nicht an Perlen. Der Charakter der Zähne bei den *Koi-koin* ist dagegen ein ganz anderer; anstatt der plumpen, weissen, aber wenig glänzenden Kauwerkzeuge des *Nigritier*, wo der häufig die anderen überragende Eckzahn eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Gebiss eines jungen Gorilla hervorruft, finden wir bei Ersteren in der Regel kleine, gleichmässig gebildete Zähne, welche beim weiblichen Geschlecht äusserst zierlich sein können und nie die unschöne opake Weisse der erst beschriebenen zeigen, sondern perlartigen Glanz und Farbe des an den Kanten durchscheinenden Schmelzes.

Die Breite des Mundes ist mittelmässig, sie scheint wohl in vielen Fällen bedeutend zu sein, doch liegt dies in dem Umstand, dass die Nase im Verhältniss zum Munde und den anderen Dimensionen des Gesichtes zu kurz ist. Die relative Kürze der Nase ist der hervorstechende Fehler in den Verhältnissen und derselbe wird um so auffallender, als die Basis des gleich-

schenkligen Dreiecks, welches man durch Verbindung der äusseren Augenwinkel mit der Nasenspitze erhält, abnorm gross ist.

Der Grund für die letzterwähnte Eigenthümlichkeit liegt hauptsächlich in dem sehr breiten Augenzwischenraum, welcher bei der geringen Entwickelung der Nasenbeine zurück zu führen ist auf die starke Verbreiterung der Nasenfortsätze des Oberkiefers, ein Punkt, der bei der Beschreibung der Schädel noch näher zu erörtern sein wird. Der Basiswinkel des oben bezeichneten Dreiecks beträgt bei den Portraits der *Koi-koin* durchschnittlich 42° 40′, während indogermanische Racen einen viel grösseren zeigen [1]). Die etwas weiter unten ausführlich besprochene Bildung der Lidspalte, wodurch bei den colonialen Hottentotten häufig der äussere Winkel etwas höher zu stehen kommt, bewirkt, dass die Durchschnittszahl für diese Gruppe allein sich sehr hoch stellt; sie beträgt nämlich 45° 30′. Die *Korana*, bei denen die Stellung der Augenwinkel meist in entgegengesetztem Sinne verzerrt ist, ergeben dagegen 39° 51′. Das hier angeführte Mittel von je 6 der beiden Abtheilungen dürfte also der Wahrheit am nächsten kommen. Genau diese Zahl, 42° 40′, erhalte ich auch bei dem einzigen *Namaqua*-Portrait, welches ich darauf hin zu messen Gelegenheit hatte.

Die vorragenden, scharf markirten Jochbeine lassen diese Eigenthümlichkeit noch viel mehr hervortreten, ebenso wie die schmal geschlitzte, obgleich keineswegs kurze Augenspalte. Ueber die letztere Bildung ist von den Autoren ausserordentlich viel Unerwiesenes geredet worden, und die bisherige Uebereinstimmung ist in diesem Punkte nicht aufrecht zu erhalten, da die falschen oder halbwahren Beobachtungen von anderen wieder zu den weitgehendsten Hypothesen ausgebeutet worden sind.

Es handelt sich dabei hauptsächlich um die behauptete tiefere Stellung des inneren Augenwinkels, wodurch sich die Augen der *Koi-koin* den schräg geschlitzten der Chinesen nähern sollten. Das Zusammentreffen dieses Merkmales und der fahlen, gelbbraunen Hautfarbe, sowie einiger anderen künstlich hervor gesuchten von untergeordneter Wichtigkeit machte es einer Reihe von Autoren wahrscheinlich, dass beide Völker zusammengehörten, obgleich 100 Gründe gegen eine solche Vereinigung anzuführen wären. So spricht der im Allgemeinen zuverlässige Sparrmann [2]) von der eben behandelten Abtheilung der *Koi-koin* ohne Weiteres als von »chinesischen Hottentotten«, Barrow, sonst, wie erwähnt, ein Kenner der hier in Frage kommenden Eigenthümlichkeiten, wird in diesem Punkte, da orthodoxe Tendenzen in's Spiel kommen, ebenfalls schwach, indem er sich folgendermassen ausdrückt: »Die Augen der Hottentotten sind von dunkel

---

[1]) Es betrug z. B. an einigen darauf hin gemessenen indogermanischen Portraits in Schadow's Polyklet 45°—50°, bei vom Verfasser in Aden aufgenommenen Arabern durchschnittlich 46° 50′.

[2]) Sparrmann a. a. O. pag. 213.

kastanienbrauner Farbe, lang und schmal, entfernt von einander, der innere Winkel abgerundet (!) wie bei den Chinesen, mit welchen die Hottentotten eine frappante Aehnlichkeit haben«[1]). Geradezu rührend ist aber die Logik PRICHARD's[2]), welcher, gestützt auf die angeführten Angaben, sowie anderweitige eines frommen Herrn, des Dr. KNOX, und auf missverstandene Beschreibungen des Reisenden BURCHELL, so argumentirt: »Die frappantesten Eigenthümlichkeiten, in welchen die Hottentotten den Kalmücken[3]) und anderen turanischen Nationen ähneln, sind folgende:

1. »Ihre Gesichtsbildung ist beinahe dieselbe« (d. h. was gerade bewiesen werden soll. V.).

2. »Bei beiden ist der Kopf breit und vierkantig« (die Schädelbildungen stehen nämlich in der Reihe der Variationen fast so entfernt von einander, als überhaupt möglich ist, indem die Hottentotten platystenocephal sind, die Kalmücken aber die ausgeprägtesten brachycephalen Schädel haben, die wenigstens grösstentheils hypsibrachycephal sind).

Die anderen 8 Punkte, welche der gelehrte englische Anthropologe anführt, geben den ersten wenig nach, und müssen bei den mit Haaren herbeigezogenen Vergleichungen auf der einen Seite ausser den Hottentotten die Buschmänner, auf der anderen ausser den Chinesen und Kalmücken auch die Esquimaux herhalten. Hierzu sei nur noch bemerkt, dass die von PRICHARD angeführte BURCHELL'sche Beschreibung der Hottentotten ebenso wenig oder eben so gut auf die Kalmücken passt als die hier aufgestellte.

BURCHELL hat indessen gleichfalls angegeben, dass die Augenaxen gegen einander geneigt seien, wenn er auch von BARROW's »abgerundetem innern Winkel« Nichts weiss, und es könnte bedenklich erscheinen, so entschiedenen Angaben entgegen zu treten, ich glaube aber zeigen zu können, dass die Thatsache in gewissem Sinne richtig, die daraus gezogenen Folgerungen aber falsch sind. Eine Bemerkung von DANIELL, einem scharfen Beobachter, dessen Werke ja beinahe ausschliesslich unseren bisherigen Hottentottenportraits zu Grunde liegen, kommt mir dabei hülfreich entgegen Der genannte Autor sagt in dem erklärenden Text seiner Skizzen wörtlich Folgendes: »Es mag hier erwähnt sein, dass bei allen Hottentotten die Augenbrauen zusammengezogen sind, als wenn das Individuum schmollte (were frowning); — — —. Dieser unschöne Ausdruck entsteht aus keiner anderen Ursache als aus der Anstrengung, so viel als möglich die grellen Strahlen der Sonne auszuschliessen, welche am besten von denen beurtheilt

[1]) BARROW a. a. O. Tom. I, p. 157.

[2]) P. a. a. O. Tom. I, p. 313.

[3]) Ob Kalmücken, Chinesen, Esquimaux oder Samojeden ist den Herren alles eins, so lange nur Sem, Ham und Japhet zu ihrem Rechte kommen.

werden mögen, welche versucht haben, sie mit blossem Kopfe auszuhalten«.

In dieser schlichten Bemerkung liegt das ganze Geheimniss der sonderbaren, viel besprochenen Bildung der Augenlider. Noch effectvoller als das Zusammenziehen der Augenbrauen ist begreiflicher Weise das directe Zusammenpressen der Lider, um zu grelles Licht auszuschliessen, und DANIELL's eigene Skizzen zeigen mehrfach ganz unverkennbar eine solche Formation [1]). Dass die chronisch gewordene Contractur der Muskeln der Lidspalte Verzerrungen hervorruft ist eben so leicht einzusehen. Die Verzerrung wird stets nach der Richtung hin stattfinden, wohin sich der grösste Widerstand zeigt, und dies dürfte in den meisten Fällen diejenige der Nasolabialmuskeln, also indirect der innere Augenwinkel, sein. Hier ergiebt auch die Einlagerung der Caruncula lacrymalis, welche bei den Hottentotten sehr stark entwickelt ist, einen geringeren Halt und die Verlängerung des das genannte Organ umziehenden Theiles der Lider nach unten ist es, was im Wesentlichen der Augenstellung das schräge Ansehen giebt. Da ferner das obere Augenlid sich stets (auch bei uns) beim Zukneifen der Augen stärker über den äusseren Augenwinkel legt als über den inneren, so entsteht das, was BARROW »einen abgerundeten inneren Winkel« nennt.

Eine solche Bildung kommt ebensowenig als eine schräg nach innen gesenkte Lidspalte als Regel ohne gleichzeitige Faltenbildung der Umgebung vor. Als Ausnahme findet sich diese Stellung sowohl bei den *Koi-koin* als bei den *A-bantu* [2]), als bei Europäern, ohne dass man jemals daran gedacht hat, es für diese zu einem Racenmerkmal zu machen. Endlich zeigen sich gerade bei den *Koi-koin* auch viele Fälle, wo der äussere Augenwinkel tiefer steht, und die Vergleichung mit der schrägen, geschwungenen Lidspalte der Chinesen bei glatten, nach oben gezogenen Augenbrauen, muss daher als unzulässig verworfen werden.

Die Betrachtung der beigegebenen Portraits wird im Einklang mit dem soeben Gesagten ergeben, dass in vielen Fällen die Augen gar nicht schräg stehen, in andern allerdings etwas nach innen verzerrt sind. Auch dann ist die Verzerrung nur so unbedeutend, dass die Linie, welche den äusseren Augenwinkel mit der Mitte der Caruncula lacrymalis verbindet, meist noch den unteren Rand des anderen Auges tangirt, also keineswegs die Mitte der Nase schneidet (BURCHELL); dies träfe selbst in keinem Falle zu, wenn man die Linie durch den äussersten nach unten gewendeten Punkt der Caruncula zöge, was als unstatthaft zu bezeichnen ist. Nicht berührt wird der Rand des unteren Auges durch die Richtungslinie in den Portraits der *Mickie* (Taf. XXIV, Fig. 1 a), wo auch Verzerrungen in bedeu-

[1]) Siehe Fig. 58, nach einer DANIELL'schen Skizze.

[2]) Vergl. Fig. 2 auf Taf. XX.

tendem Grade nicht vorliegen, es wäre dieser Fall also einer von den Ausnahmen und wird als solcher weiter charakterisirt durch die Portraits der *Korana*[1]) (Taf. XXIII und XXV), wo durchgängig der äussere Augenwinkel tiefer steht als der innere.

Weder die hier reproducirten noch ein grosser Theil der anderen DANIELL'schen Skizzen (Fig. 58—60), zeigt die schräge Bildung, obgleich gerade die colonialen Hottentotten unter allen *Koi-koin* noch die stärkste Hinneigung zu dieser Eigenthümlichkeit verrathen. Die *Korana* liefern, wie bereits angedeutet, nur ein gewisses Contingent dazu, bei den Buschmännern sind diese Verhältnisse überhaupt anders. Ebensowenig hat das Portrait des Jonker Afrikander nach einer GALTON'schen Skizze in ANDERSSON's *Lake Ngami* die geringste Andeutung solcher Schrägstellung, obgleich die Züge unzweifelhaft typisch sind[2]).

Fig. 58. Hottentot nach Daniell.

Das Zusammenwerfen der *Koi-koin* mit den Chinesen erscheint somit wie das Anklammern des Ertrinkenden an einen Strohhalm, doch dürfte eine so schwache Theorie uns schwerlich aus dem Meere der Ungewissheit über den Ursprung der Hottentotten erretten, und es sind diejenigen wohl mehr zu loben, welche, wie GEOFFROY ST. HILAIRE, die scharfe Unterscheidung der genannten Stämme von den bekannten Typen erkannt haben.

Aus dem Ensemble der beschriebenen Gesichtszüge »leuchtet also nicht ein ernsthafftiges Wesen untermischet mit Freundlichkeit hervor«, sondern, wie DANIELL sehr richtig bemerkt hat, Aerger, Unzufriedenheit und Missmüthigkeit, ohne dass solche Affecte dem Individuum eigen zu sein brauchten. Die Constanz dieses scheinbaren Affectes, sowie der gelegentlich zur Erscheinung kommende Contrast mit einem lachenden Munde übt eine komische Wirkung auf den Beschauer aus und erinnert ihn häufig an die Faunen des Alterthums. Ein solcher Eindruck scheint sehr natürlich und naheliegend zu sein, denn meistens zeigte

[1]) Ebenso verhält sich eine Anzahl anderer, die im Besitz des Verfassers sind, aber nicht mit publicirt werden konnten.

[2]) A. a. a. O. p. 235.

er sich bei den Personen selbst, wenn sie ihrem Portrait objectiv gegenübertraten: das abconterfeite Individuum sowohl, als auch die herumstehenden guten Freunde brachen bei Betrachtung der Photographie gewöhnlich in ein schallendes Gelächter aus.

Die wichtigsten Eigenthümlichkeiten der Race, welche eine Abtrennung von den übrigen als nicht ungerechtfertigt erscheinen lassen, ergeben sich indessen bei Betrachtung des Skelettes.

Fig. 59. Hottentottin nach Daniell.

b. Das Skelett.

Der allgemeine Charakter des Skelettes der Hottentotten ist wie bei den *A-bantu* derjenige eines uncivilisirten Volkes, jedoch kommen, entsprechend der wechselnden Körperbeschaffenheit und den Unregelmässigkeiten des Wuchses auch in den Skeletttheilen sehr abweichende Gestaltungen vor, welche es schwierig erscheinen lassen, Angaben von durchgängiger Gültigkeit zu machen. Ein möglichst grosses Material wäre hier wünschenswerther als irgendwo, leider aber ist solches fast gar nicht zu beschaffen.

Die Venus Hottentotte in Paris sowie das sogenannte Buschweib *Afandy*, welches, wie bereits erwähnt, hierher gehört, sind Gegenstand umfassender Publicationen geworden, und WYMANN [1]) hat in Amerika über die Section eines solchen Weibes referirt, doch sind dies immer nur Anfänge, um beim Aufstellen des Typus die individuellen Schwankungen zu eliminiren. Ich selbst habe ebenfalls nur ein vollständiges Skelett erlangt, welches auch weiblich ist, dagegen mehrere Schädel und Becken, von denen die Ersteren wenigstens so charakteristisch sind, dass man unter Vergleichung des entsprechenden Materials anderer Autoren sehr wohl positive Angaben über den Typus machen kann.

Fig. 60. Hottentot nach Daniell.

Die Knochen des weiblichen Skelettes sind von auffallend gracilem Bau, so dass sie an Feinheit selbst sehr jugendliche Personen desselben Geschlechtes europäischer Racen weit übertreffen; sie sind gleichzeitig glatt, fest und elastisch. Die Muskelansätze sind markirt, aber wenig hervor-

[1]) On the dissection of a Hottentot. Proceed. of the Boston Soc. of Nat. Hist. Tom. IX. 1862.

tretend, wie es auch dem generellen Charakter entspricht. Die männlichen Skeletttheile müssen, nach den Schädeln und Becken zu schliessen, viel prägnanter sein, aber sie werden in den einzelnen Merkmalen sicherlich ebenso wie die Letzteren bedeutenden individuellen Schwankungen unterliegen.

Wenn WELCKER in seinen kraniologischen Mittheilungen unter den fünf Hauptformen des Schädels eine, die er »Platystenocephali« nennt, aufstellt und dafür als Repräsentanten die Hottentotten nennt, so schliesse ich mich darin vollständig an ihn an. Der Bau des Schädels, welcher durch obigen Ausdruck bezeichnet werden soll, ist, so weit mir bekannt, bei keinem andern Volke in gleicher Weise vorhanden, sicherlich aber nicht bei den Mongolen (Platybrachycephali) oder Mumien (Orthocephali); die Form erscheint bei reinem Blut auffallend typisch und ist leicht zu unterscheiden: es sind, wie der Name besagt, Langschädel mit relativ geringer Höhe.

Der Breitenindex der hier abgebildeten Schädel beträgt im Durchschnitt 72.71, der Höhenindex 71.00, es stellt sich also ein Minus der Höhe von 1.71 heraus. WELCKER's Zahlen, welche sich auf die bei so seltenem Material recht bedeutende Reihe von 18 Schädeln stützen, schliessen sich an die eben genannten besser an als die entsprechenden bei den Kaffernschädeln. Der durchschnittliche Breitenindex stellt sich bei ihm auf 69 % [1]) und wenn man also, mit Rücksicht auf WELCKER's Methode der Messung, (vergl. pag. 32) 3 % zu addirt, so erhält man eine sehr ähnliche Zahl, besonders in Erwägung, dass gerade bei den Hottentotten wegen der starken Verbreiterung des Schädels nach rückwärts 3 % kaum genügen dürften, um den Unterschied der Messung auszugleichen. Der Höhenindex ist nahezu derselbe wie der meiner Tabelle, nämlich 70.3, ein noch beträchtlicheres Minus der Höhe zeigend als der beste Beweis, dass ihm darin sehr gutes Material zu Gebote gestanden hat.

Bei B. DAVIS Messungen möchte ich dasselbe kaum glauben, da die Zahlen für die Breite auffallend beträchtlich sind [2]); es wurden überhaupt nur drei Schädel (sämmtlich weiblich) in Rechnung gezogen, deren durchschnittlicher Breitenindex 76 (!) betrug, was den Verdacht erweckt, dass hierbei kein reines Blut, sondern Bastard-Hottentotten vorgelegen haben. Der entsprechende Index der Höhe blieb indessen in ähnlicher Weise hinter der Breite zurück und es ergab sich also ein Minus der Ersteren von 3 %. Die von GÖRTZ für den Schädel der *Afandy* [3]) gefundenen Zahlen lassen sich nur schwer vergleichen, da GÖRTZ beim Messen der grössten Länge von der Sut. naso-front. ausgeht und so die geringe Zahl von 16.8 erhält. Dies giebt bei einer sogenannten »grössten Breite« von 12.5 einen Index von 70, also

---

[1]) Arch. f. Anthrop. I. p. 100.

[2]) B. D. Thesaur. Cranior. p. 213.

[3]) Anatom. Unters. eines Buschweibes von LUSCHKA, KOCH, GÖTTE und GÖRTZ.

etwas höher als der WELCKER'sche. Rückwärts von dieser »grössten Breite« wird der Schädel noch breiter, und erreicht zwischen den Tubera parietalia nach GÖRTZ' Angabe 13.1. Die Tubera müssen somit an dem in Rede stehenden Schädel in gleicher Weise als Ecken vorspringen, wie es so charakteristisch für die Hottentotten ist und es ergiebt sich daraus ein weiterer Beweis dafür, dass die *Afandy* in der That kein Buschweib, sondern eine Hottentottin war.

Die Schädel auf Taf. XXXIII sind von charakteristischem Bau und es lässt sich daraus der Typus des weiblichen Hottentottenschädels sehr gut herleiten; das Geschlecht war bei den beiden oberen unzweifelhaft weiblich und auch bei dem dritten mit grosser Wahrscheinlichkeit dasselbe.

Es fehlt, wie man auf den ersten Blick erkennt, das Compacte, Massige des Kaffernschädels; die Theile zeigen glatte, elegante Umrisse und es spricht sich darin eine gewisse Neigung aus Ecken zu bilden. Dies zeigt sich in der Seitenansicht durch die steile Stirn, welche durch eine scharfe Rückwärtskrümmung in den deprimirten Scheitel übergeht; dieser fällt alsdann ziemlich steil zum Hinterhaupt ab, dessen Schuppentheil mit dem wenig ansteigenden Basaltheil wiederum einen deutlichen Winkel bildet, und der Schädel bekommt somit in dieser Ansicht etwas Viereckiges, was besonders an der untersten Figur deutlich zu Tage tritt. Die Gesichtslinie ist flach, indem in der Regel die Supraorbitalbögen verhältnissmässig schwach entwickelt, die Nasenwurzel wenig vertieft und die schwachen Nasenbeine nebst den entsprechenden Fortsätzen des Oberkiefers wenig gebogen sind. Die Prognathie erscheint durch das Vortreten der Alveolarfortsätze und die Verschiebung des Oberkiefers nach abwärts etwas stärker als bei den *A-bantu*; die Figuren der Tafel XXXIII zeigen Gesichtswinkel von respective 65°5, 64°5 und 73°5 (altes Individuum mit atrophischem Kiefer).

Der Umriss der Seitenansicht schliesst ab mit einem deutlich markirten, zugespitztem Kinn, während der Unterkieferwinkel sehr stumpf, der aufsteigende Ast kurz und der vor einer flachen Incisur stehende Kronenfortsatz nach vorn gewendet ist. Bei der ersten und zweiten Figur stimmen alle diese Verhältnisse gut überein, von der dritten würde jedenfalls dasselbe gelten, wenn der Unterkiefer dazu vorhanden wäre [1]; soweit der obere Theil des Schädels in Frage kommt, ist es unzweifelhaft der Fall. Niedrigkeit des aufsteigenden Unterkieferastes, Stumpfheit des Winkels sind, wie der schwache Stirnwulst vorwiegend weibliche Charaktere, doch kommen sie, wie die Figuration am Lebenden, besonders das spitze Kinn und die Stirnbildung verräth, in gewissem Grade jedenfalls dem männlichen Geschlecht bei den Hottentotten auch zu. Bemerkenswerth sind in der Seitenansicht noch die dünnen, wenig geschwungenen Jochbögen.

[1] Um wenigstens das Bild zu vervollständigen, ist der Unterkiefer der zweiten Figur im Umriss angefügt. V.

In der Vorderansicht tritt die eigenthümliche Rautenform des Gesichtes, welche auf Seite 169 beschrieben wurde, wieder zu Tage, sie fällt nicht so sehr auf, weil sich die schmale Stirn von den ausserdem perspectivisch verschmälerten Scheitelhöckern wenig abhebt, ist indessen leicht nachzuweisen.

Da in dieser Projection gerade die schmalsten Theile nach vorn liegen, so erscheinen die Schädel auffallend hoch, zumal Nr. 7, obgleich in Wirklichkeit, die Breite immer noch überwiegt.

Auch bei diesen Stämmen ist die Interorbitalbreite beträchtlich und zwar besonders mit Rücksicht auf die sehr unentwickelten Nasenbeine, welche im Profil entweder gar nicht oder nur als schmaler Streifen bemerkbar werden, da sie sich fast ganz flach zwischen die Processus nasales des Oberkiefers einfügen; ihre Breite ist, wie die Figuren erkennen lassen, sehr gering. Die Gestalt der Augenhöhlen wechselt, indem dieselben bald mehr gerundet erscheinen, bald mehr in die Quere gezogen und sich alsdann bei mässig entwickelten Augenbrauenbogen etwas dem viereckigen Umriss nähern; der untere äussere Winkel pflegt in allen Fällen mehr oder weniger deutlich abwärts gezogen zu sein, während der innere kaum angedeutet ist, so dass auch die knöchernen Theile der Annahme einer schräg nach innen und abwärts gerichteten Augenspalte widersprechen.

Die Jochbeine sind sehr markirt, indem die nach hinten zurückweichenden Theile am Tuberculum jugulare in scharfer Krümmung in die Gesichtsfläche übergehen, ohne dass sie besonders stark wären.

Die Apertura pyriformis ist schmal herzförmig, die obere Spitze quer abgestumpft oder ausgeschnitten durch die in stumpfer Spitze endigenden Nasenbeine; der vordere Nasenstachel ist stark entwickelt.

Die Kiefer zeigen eine mittelmässige Prognathie, ebenso wie die Zahnreihen, welche den schon oben beschriebenen Charakter erkennen lassen. Häufig stehen die kleinen, fein gebildeten Zähne locker wie in Figur 7, wo der zweite obere Schneidezahn links und die Eckzähne nicht gewechselt zu haben scheinen; zwei dieser schwachen, stark abgenutzten Milchzähne sind verloren gegangen, der dritte (D. can. d.) ist vorhanden, füllt aber seine Stelle nicht mehr aus, ein wirkliches Diatremma ist also nicht nachzuweisen. Im Schädel Nr. 8 schliessen die Zähne des Oberkiefers dicht zusammen, sie sind aber nicht so plump und massiv wie bei den *A-bantu*; diejenigen des Unterkiefers drängen sich etwas und stehen daher weniger regelmässig.

Das spitze Kinn macht sich in der Vorderansicht wegen der Projection auf den Körper des Unterkiefers wenig bemerklich, und da die Winkel nur schwach nach aussen vorragen, so rundet sich der Gesichtsschädel etwas ab.

Man würde nach der Betrachtung der Vorder- und Seitenansicht allein nicht wohl im Stande sein, den charakteristischen Typus des Hottentotten zu erkennen, wenn man nicht die Norma verticalis zu Hülfe nimmt. Diese ist es gerade, welche am eigenthümlichen erscheint und die in Rede stehen-

den Schädel von allen unterscheidet, welche mir sonst unter die Augen gekommen sind. Ein Blick auf die Taf. XXXIII wird die sonderbare Dolichocephalie des Hottentottenschädels, welche an den pathologischen Typus des Trigonocephalus erinnert, deutlich machen; soll man dieselbe mit Worten bezeichnen, so muss man sagen, die Form ist lang, die grösste Breite weit nach hinten in der Gegend der Tubera parietalia als Ecke vortretend; die Seiten sind fast geradlinig und bilden mit der flachen Stirn einen deutlichen Winkel. Man erkennt in dieser Ansicht auch die scharfe von den Jochbeinen gebildete Ecke am Tuberculum jugulare und den geraden Verlauf der Jochbögen. Die Nasengegend kommt nur im unteren Theil zur Anschauung, stärker aber der Oberkiefer mit den mässig schiefen Zahnreihen.

Hinter den Tubera parietalia rundet sich das Hinterhaupt ziemlich regelmässig, der Umriss bildet einen Kreisabschnitt, dessen Sehne nicht viel kleiner ist als der zugehörige Durchmesser.

Die Ansicht von hinten wechselt, doch prägt sich auch hier der eckige Typus des ganzen Baues aus. Der Umriss ist stets undeutlich fünfeckig, bald rundet sich aber die, bald jene Ecke mehr ab.

Am charakteristischsten dürfte derjenige von Figur 9 sein, in welcher der Apex stark abgerundet erscheint, die Seitenwinkel aber deutlich ausgeprägt, die Seitenlinien fast gerade, die Basiswinkel wiederum deutlich durch die mässig verengte, schwach gewölbte Basis; die Warzenfortsätze springen nur wenig vor. Die mittliche Figur ist ähnlich und bildet zugleich den Uebergang zu der oberen, an welcher das Fünfeck wegen des ungewöhnlich hohen, nicht typischen Apex am unverkennbarsten hervortritt.

Wie weit die Formation des Schädels beim männlichen Geschlecht mit der eben beschriebenen übereinstimmt, lässt sich nicht absolut sicher bestimmen, doch ist man berechtigt anzunehmen, dass die Abweichung durchschnittlich keine andere sein wird, als sie für gewöhnlich dem generellen Charakter zukommt: massiverer Knochenbau und stärkere Entwickelung der Muskelansätze, welche die Reinheit des Umrisses beeinflussen, stärkere Augenbrauenbögen und Warzenfortsätze, sowie etwas geringere Prognathie und breiteren Unterkieferast. Die Berechtigung zu solcher Annahme ergiebt sich, abgesehen von allgemeinen Vergleichungen, auch aus der Betrachtung von Tafel XXXIV, auf welcher die beiden ersten einem verwandten Stamme, den *Korana*, angehören, und männlich sind, während der dritte, wahrscheinlich auch männliche, ein Hottentot der Colonie sein soll, doch ist die Herkunft nicht ganz sicher.

Da die *Korana* sich zuweilen mit Buschmannblut gemischt haben, so repräsentiren sie den Typus der Hottentotten nicht so rein wie die colonialen, welche sich durchschnittlich gesonderter hielten. Es entstehen dadurch eigenthümliche Mischformen, welche stark aus einander weichen, wie es sich öfters ereignet, dass bei Kreuzungen die Descendenten nicht wirkliche

Mittelformen darstellen. Man erkennt zwar die meisten der gesuchten Charaktere, doch nicht alle an demselben Schädel, sondern das eine Merkmal an diesem, ein anderes an jenem.

Die beiden oberen Schädel stammen aus der Gegend von Boshof, wo gegen 40 gefangene *Korana* und Buschmänner 1856 erschossen wurden. Die Unterkiefer waren, als ich sie sammelte, bereits einzeln, und sind zwar sicher *Korana*-Unterkiefer, aber die Zugehörigkeit zu den betreffenden Schädeln ist zweifelhaft; es ist daher unthunlich, ihr Verhältniss zu dem oberen Theil in Rechnung zu ziehen, wohl aber lassen sie sich isolirt verwerthen.

In der Seitenansicht ist die Depression des Scheitels und das steile Abfallen des Hinterhauptes weniger ersichtlich, der Basaltheil bis zur Protuberantia ist dagegen auch auffallend flach gestellt. In Figur 10, welcher Schädel den Typus des Hottentotten am reinsten bewahrt hat, ist die flache Gesichtslinie durch die wenig vertiefte Nasenwurzel und steil abfallenden Nasenbeine bei schwachen Augenbrauenbogen recht charakteristisch, der Zahnfortsatz erscheint ziemlich stark prognathisch. Bei Figur 11 ist die Nasenwurzel etwas eingedrückt, die Nasenbeine sind concav, der Stirnwulst ist stärker, die Gesichtslinie ist daher weniger eben; zwischen beiden rangirt Figur 12, welcher Schädel sich im Allgemeinen den Abbildungen auf der vorigen Tafel sehr gut anschliesst, indem die Seitenansicht die bei den beiden oberen vermisste Hinneigung zu einem viereckigen Umriss wegen der steilen Stirn, steilem Hinterhaupt und deprimirtem Scheitel wieder deutlich erkennen lässt.

In der Vorderansicht weicht nur die Bildung der Apertura pyriformis von dem durchschnittlichen Charakter ab, weil sie gerundet herzförmig ist; die beträchtliche Interorbitalbreite, schmale Stirn, und die Ecken der Jochbeine sind dagegen typisch. In der mittleren Figur sind die Charaktere schwankend, indem der Schädel überhaupt seitlich zusammengedrückt erscheint und dadurch den Habitus eines Platycephalus ganz einbüsst. Die Apertura pyriformis hat die gewöhnliche Form, dagegen sind die Ränder der etwas queren Augenhöhlen und der Stirnwulst auffallend stark, die Jochbeine bilden keine so scharfe Ecke, die Stirn ist mittelbreit und der Scheitel hoch, so dass der Habitus als ein abweichender bezeichnet werden muss [1]). Die oberste Vorderansicht bleibt dem aufgestellten Typus treu, nur sind die Merkmale durchschnittlich weniger markirt als gewöhnlich, wozu oberflächliche Verwitterung auch etwas beitragen mag.

Auch die entsprechende Ansicht von oben stimmt recht erfreulich mit den Figuren auf Tafel XXXIII: die dreieckige Grundform der Schädelkapsel vorn durch die Stirn und Jochbeine quer abgestumpft, hinten zum

[1]) Bei einem so gemischten Stamm wie die *Korana* ist die Möglichkeit der Beimengung anderen Blutes nicht mit Sicherheit auszuschliessen.

Kreisabschnitt gerundet, mit der grössten Breite in der Gegend der Tubera findet sich in gleicher Weise; auch der untere Theil der Nasenbeine, sowie der Oberkiefer springt eben so stark vor. Figur 12 verhält sich ähnlich, nur verschwindet die etwas eingedrückte Nasenparthie mehr unter der Stirn und der Kiefer ist durch Alter atrophisch, die Jochbeinecken sind nicht ganz so scharf, der Umriss der Calvaria etwas weniger markirt. In der mittleren Aufsicht verwischt die abnorme Verlängerung des Schädels die dreieckige Gestalt, die Dolichocephalie ist nicht normal, die Jochbögen springen dadurch auch seitlich stärker vor, ohne mit dem Gesichtstheil, wie gewöhnlich, eine scharfe Ecke zu bilden.

Von den Hinteransichten ist diejenige der unteren Figur wieder vollkommen typisch: hier erscheint die Platycephalie sehr auffallend, der Umriss bildet die gewöhnlichen Ecken, der Apex ist abgerundet, die Seitenlinien und die etwas verengte Basis sind fast gerade. An der entsprechenden oberen Figur sind die Merkmale auch vorhanden, doch erscheinen sie nicht ganz so deutlich, da die Seitenecken etwas tiefer liegen und die leicht convexe Basis nur schwach verengt ist. Der mittlere Schädel weicht auch hierin ab, indem die Seiten von der nicht verengten Basis fast parallel aufsteigen und die kräftigen Processus mastoidei stärker seitwärts vorspringen als die Gegend der Tubera parietalia.

Die Bildung der Unterkiefer an den *Korana*-Schädeln erscheint charakteristisch und stimmt unter Berücksichtigung der generellen Unterschiede sehr gut mit denjenigen der vorangehenden Tafel. Der aufsteigende Ast ist zwar breiter, aber auch kurz, der Winkel sehr stumpf, der Ausschnitt ist seicht, der Processus coronoideus auch nach vorn gerichtet, aber beträchtlich länger als an den weiblichen Schädeln, das Kinn markirt und spitz. Mehrere einzelne Unterkiefer desselben Stammes, welche nicht abgebildet wurden, zeigen in diesen Punkten ein gleiches Verhalten. Der Gesichtswinkel beträgt bei Figur 10, bei welcher der Zahnfortsatz etwas abgebrochen ist, 69°, eine Zahl, die den Durchschnitt jedenfalls überragt, während der entsprechende Winkel der mittleren, 64°5, der durchschnittlichen Grösse ziemlich nahe liegen dürfte. In Figur 12 ist wegen des atrophischen Oberkiefers die für den Gesichtswinkel gefundene Zahl natürlich wieder zu gross, und lässt sich nicht als Norm aufstellen, sie erreicht die Höhe von 68°5 [1]).

Wenn es schon bei den *A-bantu* im Hinblick auf die ausserordentlichen individuellen Schwankungen unthunlich erschien, den Typus der Becken scharf zu umgränzen, so gilt dies in noch viel höheren Grade bei den *Koikoin*. Ueber die Grösse der vorhandenen Schwierigkeiten wird man sich am besten eine Vorstellung machen können, wenn man die beiden auf Tafel XLIII und XLII abgebildeten Becken betrachtet. Dieselben stammen

[1]) Beim »Buschweib *Afandy*« fand ihn GÖRTZ = 66°.

von zwei Männern (*Korana*) desselben Stammes und doch sind sie durchaus abweichend gebildet; dabei stellen sie keineswegs extreme Formen einer Reihe dar, sondern es unterliegt keinem Zweifel, dass auch unter einer grösseren Zahl solcher Skeletttheile von Individuen aus der Gruppe der *Koi-koin* kaum mehrere einen genau übereinstimmenden Habitus zeigen würden, und es bestätigt dies wieder die schon früher aufgestellte Behauptung, dass der Körper unter uncivilisirten Verhältnissen nicht zur vollkommenen typischen Ausbildung gelangt. Wo ein Becken anfängt oder aufhört pathologisch zu sein, lässt sich unter diesen Umständen schwer feststellen. Einseitige Entwickelung, auch sonst in geringem Grade häufig beobachtet, findet sich hier noch öfter und zuweilen in sehr hohem Grade; will man alle derartige Becken unter die pathologischen einreihen, so erhält man bei den *Koi-koin* mehr pathologische wie normale Becken. Fände sich unter einer Reihe typischer, europäischer Pelves plötzlich ein so abweichendes, wie Tafel XLIV darstellt, so müsste man dasselbe ohne Zweifel aus der allgemeinen Betrachtung als abnorm ausscheiden, mit Rücksicht auf die bei diesen Stämmen beobachteten Formen halte ich mich dagegen nicht für berechtigt, selbst ein so eigenthümlich gebildetes Becken als pathologisch zu übergehen.

In den Publicationen der Autoren handelt es sich auch nur um wenig zahlreiche Fälle und ausserdem sind sehr häufig Hottentotten und Buschmänner zusammengeworfen, so dass Vergleichung bereits beschriebenen Materials die durch Unzulänglichkeit des eigenen entstehenden Zweifel nicht zu beseitigen vermag.

So soll das Becken der *Afandy* ganz ähnlich gewesen sein einem von Weber abgebildeten einer Negerin (?), während doch die *Koi-koin* von den dunkel pigmentirten Afrikanern hinsichtlich ihrer physischen Beschaffenheit im Allgemeinen stark abweichen. Das Becken der Venus Hottentotte ist von Martin unter die der Buschmänninnen verwiesen worden. Flower und Murie[1]) seciren eine 21jährige Buschmännin und finden, dass der Körper im äusseren Ansehen in allen wesentlichen Punkten mit der Hottentottenvenus übereinstimmt, die Proportionen aber im Ganzen dieselben sind wie diejenigen eines europäischen Kindes von 4–6 Jahren. Es geht aus diesen zweifelhaften, schwankenden Angaben hervor, dass die Autoren nicht im Stande gewesen sind, sich ein festes, positives Urtheil über die charakteristischen Merkmale der von ihnen beschriebenen Specimina zu bilden; ich bin dagegen mit Rücksicht auf die Constanz so mancher sonstigen Unterschiede überzeugt, dass bei Vergleichung sehr grossen Materiales sich Manches wird feststellen lassen, was die Hottentotten auch in diesem Punkte von den Buschmännern und Nigritiern, vor allem aber von dem europäischen Kinde unterscheiden wird. Kein Theil eines kind-

[1]) Acc. of the dissect of a Bushwoman. Journ. of Anat. a Phys. II. 1867.

lichen Beckens unserer Racen von irgend welchem Alter würde zu dem auf Tafel XLIV abgebildeten passen, wie es auch vergeblich versucht wurde, aus dem reichen Material des Berliner anatomischen Theaters andere verloren gegangene Skeletttheile passend zu ergänzen. Obgleich mir 6 Becken der *Koi-koin* zur Verfügung stehen, also mehr als den anderen Autoren, so viel ich weiss, zur Hand waren, möchte ich doch wegen der geringen Uebereinstimmung keinesfalls von den einzelnen Merkmalen dies oder jenes für typisch ausgeben, wenn auch für gewisse Eigenthümlichkeiten eine grosse Wahrscheinlichkeit vorhanden ist.

Um mit den männlichen *Kora*-Becken zu beginnen, so zeigt Taf. XLII einen undeutlich herzförmigen, fast ovalen Eingang von bemerkenswerther Schmalheit (Querdurchmesser nur 9.1, Conjugata vera 10.8), wodurch der männliche Charakter desselben deutlich gekennzeichnet wird. Die Stellung und Entwickelung der Darmbeine ist von unbestimmtem generellen Habitus, indem dieselben ziemlich breit (Cristae iliacae 21.1) aber mässig nach aussen gerichtet sind. Die Gestalt des Beckenausganges nähert sich der weiblichen durch die allgemeine Weite, welche besonders im Vergleich mit dem schmalen Eingang auffällt; auch die absteigenden Scham- und aufsteigenden Sitzbeinäste sind für männliche ziemlich schmal und im unteren Rande nach Aussen aufgeworfen. Die Ansicht von vorn zeigt das eigenthümliche Kreuzbein, zu dessen auffallender Länge (10.5) wie auf Taf. XXXVIII sechs Wirbel beitragen, doch ist hier der oberste Wirbel noch vollständiger in die Synchondrosis sacro-iliaca hineingezogen als es bei jenem der Fall war, nur die oberste Abtheilung des Processus transversus ragt etwas über dieselbe hinaus. Im mittleren Theil ist das Kreuzbein verschmälert, nach unten zu wieder etwas breiter und rundet sich nach der Spitze zu, wie es bei weiblichen Becken der Fall zu sein pflegt. Das Verhältniss der Höhe zur Breite ist ein mittleres, ebenso wie der Schambeinwinkel, welcher indessen denjenigen europäischer Becken von gleichem Geschlecht schon etwas übertrifft.

Auf Tafel XLIII ist ein zweites *Kora*-Becken männlichen Geschlechtes abgebildet, welches wiederum in der oberen Ansicht leicht für ein weibliches gehalten werden könnte [1]). Die Knochen sind nicht ganz intact, indem

---

[1]) Die Geschichte dieses Beckens, welches ich selber bei Boshof aufsammelte, lässt sich zufälliger Weise durch die Kugelspuren noch feststellen. Ein *Kora*, der bei einem Boer des Orange-Freistaates unfern der Gränze in Dienst stand, ermordete denselben bei dem Aufstand 1856, entfloh mit anderen Genossen, wurde aber bald darauf gefangen und zugleich mit etwa 40 anderen nach Bloemfontein transportirt. Der Sohn des Ermordeten rottete sich in Boshof mit Gesinnungsgenossen zusammen und nahm die Gefangenen den Wächtern mit Gewalt ab. Er griff sich den Mörder seines Vaters heraus, welcher auf die Knie niederfiel, und auf die Stirn zeigend flehentlich ausrief: Baas, schiet mij hier! (Herr, schiess mich hierher!). Der Grausame hielt jedoch einen so schnellen Tod für keine genügende Strafe, und ihn zu Boden werfend, schoss er ihm eine Ladung Posten von hinten her durch die Beckengegend, »damit er es besser fühle«. Vergl. Drei Jahre in Süd-Africa p. 129.

die hindurchschlagenden Posten ihre Spuren zurückliessen und einer dieser stummen Zeugen menschlicher Grausamkeit steckt noch im rechten, absteigenden Schambeinaste, ausserdem aber ist die rechte Spina anterior superior, wahrscheinlich durch das Benagen der Hyänen etwas zerstört, doch sind die allgemeinen Verhältnisse noch gut zu übersehen.

Der Beckeneingang ist dem auf voriger Tafel sehr unähnlich wegen des beträchtlichen Querdurchmessers (10.5) bei einer Conjugata vera von 9.6, Verhältnisse, wie sie dem männlichen Geschlecht sonst nicht eigen zu sein pflegen, zumal da auch die geräumigen, flach gestellten Fossae iliacae einen weiblichen Habitus zeigen. Vom Beckenausgang gilt dies weniger, indem der Abstand der Tubera ischii geringer ist als bei dem vorigen, der Schambeinwinkel sehr spitz und der untere Theil des Kreuzbeins nicht gerundet ist, sondern gegen die Spitze stark convergirende Begränzungen zeigt.

Am auffallendsten ist jedenfalls das weibliche Becken der Tafel XLIV, welches einer Hottentottin zugehörte, die ich in der Nähe von Bloemfontein ausgrub; hier tritt eine sehr beträchtliche Asymmetrie auf, indem der rechte schräge Durchmesser des Eingangs sich zum linken verhält wie 9.9 : 9.4, das Steissbein aber, dessen obere Wirbel verwachsen sind, sich mit der Spitze nach rechts hin wendet. Der quere Durchmesser ist keineswegs bedeutend, da er nur 9.6 beträgt bei einer Conjugata von 10.1. Der knöcherne Geburtskanal erweitert sich nach unten beträchtlich, indem der Abstand der Tubera 10.7 beträgt, und da das Kreuzbein auch in seinem unteren Theile breit ist, so bekommen die Ossa innominata dadurch eine sehr steile Stellung. Die Entfernung der Cristae iliacae ist dem zu Folge nur gering (17.7) und besonders in der Vorderansicht erscheint das Becken so schmal und hoch (17.7 : 16.4), wie ich es an entsprechenden Skeletttheilen europäischer Weiber nie bemerkt habe; und doch ist gerade dies Specimen unter den hier abgebildeten weiblichen Pelves wiederum das einzige, welches hinsichtlich des Schambeinwinkels, der Gestalt des Foramen obturatorium und der schmalen innern Begränzungen desselben den typischen Bau des normalen Weibes zeigt. Man erkennt daraus auf's Neue die eigenthümlichen Ungleichheiten in der Entwickelung und das Schwanken der Charaktere, welche nach einem bestimmten Ziele zu streben scheinen, das zu erreichen ihnen die ungünstigen äusseren Verhältnisse nicht erlauben. Im Leben wird die Hottentottin sich durch so schmale Hüften ausgezeichnet haben, wie sie kein kräftiger Mann ihres Stammes zu zeigen pflegt, ohne dass die Frau indessen mit Nothwendigkeit in ihrer Beckenform Hindernisse beim Gebären gefunden zu haben braucht, da der Kindskopf, einmal in das kleine Becken eingetreten, den knöchernen Geburtswegen mit Leichtigkeit folgen konnte.

Berechnet man für die drei eben beschriebenen Pelves die Procente des Querdurchmessers zwischen den Tubera ischii und des Eingangs, den Abstand der Cristae iliacae gleich Hundert gesetzt (wie bereits oben hinsichtlich der *A-bantu* geschehen ist) so erhält man hier noch prononcirtere Zahlen

als dort. Es verhalten sich nämlich alsdann die Querdurchmesser des Eingangs wie 42.9 und 48.3 (♂) zu 54.2 (♀), die des Ausgangs aber wie 39.6 und 36.8 (♂) zu 60.4 (♀)! Die letzte Zahl ist merkwürdig hoch und dürfte nicht als allgemeiner Maassstab dienen, aber auch die andern zeigen überall das Plus zu Gunsten des weiblichen Beckens, in ähnlicher Weise, wie es schon früher gefunden wurde.

Hinsichtlich der Stellung und Erhebung des Vorberges unterscheiden sich die in Rede stehenden Becken nicht wesentlich; im Vergleich mit civilisirten Racen erscheint die Höhe des Vorberges über dem Beckeneingang gering, auch ragt er nur wenig in denselben hinein, so dass sich in diesem Punkte die Verhältnisse ganz ähnlich gestalten, wie es MARTIN in seiner Arbeit über Beckenmessung an zwei Afrikanerinnen dargestellt hat[1]).

Schon SÖMMERING's Werk: Ueber die körperlichen Verschiedenheiten des Negers vom Europäer, obgleich wegen der Unbestimmtheit des Materials zu den hier beabsichtigten Vergleichungen nicht wohl verwendbar, enthält die Angabe, dass die Hüften bei der »Negerrace« (!) schlanker und das ganze Becken enger sei als beim Europäer. VROLIK's Behauptungen stimmen damit vollkommen überein, wie sich auch aus den oben angeführten Zahlen der Negerinnen ergiebt (pag. 42). Hottentottinnen hat er nicht speciell unterschieden, für die Buschmänninnen, welche er den vorigen im Allgemeinen ähnlich findet, betont er besonders die verticale Richtung der Darmbeine und sieht darin eine Thierähnlichkeit wegen der damit zusammenhängenden relativen Höhe des ganzen Beckens. Für diese Verhältnisse kann es keine bessere Illustration geben als das in Rede stehende Becken, welches die später zu beschreibenden Buschmänninnen hinsichtlich der relativen Schmalheit noch überragt. Es ist natürlich keineswegs anzunehmen, dass alle hierher gehörenden Becken die Merkmale in gleich hohem Grade zeigen müssten, dieselben werden an den meisten schwächer, aber immerhin deutlich sein. Bei dem weiblichen Individuum, welches WYMAN zu seciren Gelegenheit hatte, war ihm die Schmalheit der Hüften ebenfalls bemerkenswerth, und die wenigen von ihm gegebenen Zahlen enthalten auch den Ausdruck dafür. Bei der verhältnissmässig beträchtlichen Gesammthöhe von 166 CM. betrug der quere Durchmesser zwischen den Trochanteren (über die Weichtheile gemessen) nur 28.5 CM.

Im Vergleich mit den Buschmänninnen darf man aber nach anderen Eigenthümlichkeiten des Skelettes schliessen, dass die Hottentottinnen durchschnittlich eine bessere Entwickelung des Beckens und somit grösseren Abstand der Cristae iliacae und bedeutenderen Querdurchmesser bei geringerer Beckenhöhe zeigen werden als die Ersteren. Vielleicht sind bei der Schwierigkeit der Trennung beider Stämme den abweichenden Typen mancher Autoren Hottentottinnen untergelaufen.

---

[1]) MARTIN, Beckenmess. an verschied. Menschenrassen. Abbildung.

Der Habitus des zu letzterwähntem Becken gehörigen Skelettes erinnert an den einer Buschmännin, wegen der geringen nur 135 CM. betragenden Gesammthöhe, welche Zahl beträchtlich unter dem Durchschnitt liegen muss, doch ist der schlanke Bau der einzelnen Knochen wieder nach Art der Hottentotten.

Es gilt dies besonders von dem Schulterblatt, welches bei einer Länge von 13 CM. nur eine Breite von 8,5 CM. zeigt, während an dem Skelett einer Buschmännin von ziemlich gleicher Grösse sich die Zahlen verhalten wie 12.2 (Länge) zu 9.7 (Breite). Das zierliche, mässig geschwungene Schlüsselbein hat eine Länge von nur 12 CM. Die Wirbel, das Brustbein und die Rippen sind gleichfalls fein gebildet, die Kanten derselben scharf. Die Extremitätenknochen vollenden das Bild in demselben Sinne: An dem 27.5 CM. messenden Humerus beträgt die Entfernung vom äussersten Punkte des Kopfes bis zur vorragendsten Stelle des Tuberculum majus 3.9 CM., die Breite der Condylen 4.7, der Umfang an der dicksten Stelle der Diaphyse 5.5; die Achsendrehung ist deutlich, ohne sehr auffallend zu sein, sie beträgt etwa 25°. Das Verhältniss des Unterarms zum Oberarm ist wesentlich dasselbe wie bei den *A-bantu*, hinsichtlich der positiven Zahlen vergleiche man die Tabelle.

Der Femur entspricht in seinem Habitus dem Humerus, eine Verbreiterung des Körpers (wie bei der Venus Hottentotte) ist daran nicht wahrzunehmen: der vorragendste Punkt des Kopfes bis zur Spitze des Trochanter major beträgt 7.5 CM., die Breite der Condylen 6.1, der Umfang der Diaphyse 7. Ueber das Verhältniss des Oberschenkels zum Unterschenkel möchte ich wiederum bestimmte Angaben lieber zurückhalten, da solche doch nicht maassgebend sein könnten.

Charakteristisch sind hingegen die Hände und Füsse der Hottentotten, was bereits oben durch Beobachtungen am Lebenden festgestellt wurde (pag. 279); darin unterscheiden sie sich auch von den verwandten Buschmännern, wie die Vergleichung der Tafel XLVIII leicht anschaulich machen wird. Auf dieser ist in der Mitte der Fuss des weiblichen Hottentottenskelettes abgebildet, welcher freilich nicht ganz vollständig war (die mit einem Kreuz versehenen Knochen sind ergänzt), doch lässt sich die allgemeine Form noch recht gut erkennen, und fällt durch seine Schmalheit auf, während der Fuss des darunter befindlichen männlichen Buschmann noch kürzer, aber von grosser relativer Breite ist. Der Vorsprung des Fersenbeins ist immerhin beträchtlich, wenn schon der Kaffernfuss in diesem Punkte auffallender ist. Die ergänzten Phalangen, obgleich mit grossem Fleiss unter reichem Material ausgesucht, sind stärker als die originalen (vergl. das erste Glied der kleinen Zehe); noch deutlicher trat dies an den Metatarsalknochen hervor, wo am entsprechenden rechten Fuss nur durch Herausnehmen eines Theiles und Befeilen eine Ergänzung geschafft werden konnte.

Die Hände verhalten sich analog wie die Füsse, auch sie sind klein und zierlich, zumal beim weiblichen Geschlecht, ohne dabei breit zu sein.

c. Körperliche und geistige Leistungsfähigkeit.

Wie die physischen Eigenthümlichkeiten der *Koi-koin* auffallend verschieden sind von denjenigen der *A-bantu*, so gilt dies auch von den somatischen und psychischen Functionen.

Die Vitalität dieser Stämme hat einen beweglicheren Charakter als bei den Kaffern, die für die Letzteren so bemerkenswerthe Indolenz ist weniger vortretend und wenn auch die afrikanische Sonne ihren Einfluss auf die *Koi-koin* nicht so ganz verfehlt hat, dass sie, anstatt zu einem trägen Leben hinzuneigen, Eifer und Lust bei der Arbeit zeigten, so sind sie, bei all' ihrer Trägheit, doch munterer und lebendiger als die dunkelpigmentirten Stämme.

Ihre durchschnittliche Muskelkraft steht bedeutend unter derjenigen der *A-bantu*, aber ihr Körper ist geraffter, sie haben ihre Gliedmaassen mehr in der Gewalt und nähern sich in diesem Punkte unseren Racen. Ein Beweis dafür ist, dass sie sich die körperlichen Fertigkeiten, welche die Europäer in's Land brachten, z. B. das Reiten und den Gebrauch der Feuergewehre, viel schneller aneignen als jene. In beiden Fertigkeiten erlangen die *Koi-koin* mit Leichtigkeit eine bemerkenswerthe Sicherheit, während die grosse Ungeschicklichkeit der *A-bantu* darin notorisch ist.

Bereits von den ältesten Zeiten der Colonie bis auf den heutigen Tag wurden die Ersteren [1]) gern von den Boeren als sogenannte »*Achterryder*« in Dienst genommen, das sind Leute, welche zu Pferde dem gleichfalls berittenen Herrn folgten, um als Reitknecht und Gewehrträger zu dienen, aber auch seine Gehülfen auf der Jagd abgaben und an dem günstigen Erfolg einer solchen häufig den grössten Antheil hatten. Sie mussten nicht nur durch geschickt ausgeführte Umgehungen dem Herrn das Wild zutreiben, sondern häufig wurden sie ebenfalls bewaffnet, um selbst thätig eingreifen zu können; beim Aufbrechen und Wegschaffen des getödteten Wildes waren sie wiederum sehr nützlich, und oft genug hatte der Boer dem gelbbraunen »*Schepsel*« [2]) sein Leben zu verdanken, sei es, dass derselbe den Angriff eines wüthenden Thieres unschädlich machte, oder den Verirrten aus der wasserlosen Steppe zurückführte, oder bei Unglücksfällen den Verwundeten nach Hause schaffte. Noch heutigen Tages sieht man die Nachkommen in gleicher Thätigkeit, und seitdem öffentliche Wettrennen von Blutpferden in

[1]) Unter ihnen allerdings wieder mit besonderer Vorliebe die Buschmänner.

[2]) Geschöpf, ein verächtlicher Ausdruck für alle Farbigen, welcher unter den Colonisten ganz allgemein verbreitet ist.

Süd-Afrika abgehalten werden, concurriren sie öfters als Jockey's mit den besten Reitern unter den Söhnen der Colonisten.

Um in solchen Thätigkeiten, wie die erwähnten, glücklich sein zu können, bedarf es verschiedener Talente, welche dem Hottentotten in bedeutendem Grade eigen sind: ausser Gewandtheit im Reiten und Sicherheit in der Behandlung des Feuergewehrs, muss er Bekanntschaft haben mit den Gewohnheiten des Wildes und den eigenthümlichen Bodenverhältnissen des Landes, es ist aber auch erforderlich, dass seine Sinne sich durch besondere Schärfe auszeichnen. In allen diesen Punkten übertreffen die *Koi-koin* die *A-bantu*, in manchen, wie Schärfe des Sehvermögens und der darauf beruhenden Fertigkeit im Spüren, auch die weissen Racen.

Andererseits aber tritt die bei den Kaffern betonte Ausdauer in körperlichen Anstrengungen weniger hervor; solche Kraftstücke wie das oben erwähnte, für Stunden andauernde Wettlaufen mit trabenden Pferden werden von ihnen nicht berichtet, obgleich sie gerade für kürzere Entfernungen den Namen vorzüglicher Läufer haben. Die ersten Besucher des Cap erwähnten dies unter den bemerkenswerthesten Eigenschaften dieser Eingeborenen und hatten ihren grossen Aerger mit ihnen, weil sie im Vertrauen auf ihre Schnellfüssigkeit den Europäern, welche zu verhandeln oder für eine Unthat Rache zu nehmen wünschten, stets unter den Händen entschlüpften. Die fast gänzlich mangelnde Bekleidung und die Bekanntschaft mit dem Terrain mochte dies Entlaufen gegenüber den unbehülflichen Matrosen, mit schwerem Schuhwerk bekleidet, wohl erleichtern; denn übertriebene Vorstellungen darf man sich von den Leistungen der Eingeborenen in diesem Punkte heutigen Tages auch nicht machen. Z. B. gelang es mir selbst, der sich keineswegs schmeichelt ein besonderer Läufer zu sein, in der Nähe von Bloemfontein 1864 einen Buschmann, welchen wir beim Holzdiebstahl trafen, einzuholen, obgleich derselbe für sein Leben lief[1]; freilich war derselbe mit Fellschuhen bekleidet und trug ein Beil, wodurch seine Schnelligkeit beeinflusst werden mochte; durchschnittlich gelten aber die Buschmänner noch für schnellfüssiger als die übrigen *Koi-koin*.

Auf die brutale Kraft verlässt sich der Hottentot nicht leicht, denn er hat das Bewusstsein, dass List und Schlauheit ihn weiter bringen, während er durch jene unterliegen würde. Aber auch edlere Eigenschaften, wie Intelligenz und persönlicher Muth sind ihm in höherem Grade zu Theil geworden als dem Kaffern. Unter den farbigen Truppen, welche in den späteren Kafferkriegen auf Seite der Colonisten kämpften, hat sich kein

---

[1]) Die Boeren machen wenig Umstände, wenn sie einen Buschmann auf bösen Wegen antreffen, und der Delinquent konnte nicht wissen, in wie weit wir die Handlungsweise derselben nachahmen würden.

Corps so hervorgethan und den Gegnern so furchtbar gemacht, als das der Cape mounted Rifles, welches zum grössten Theil aus Hottentotten und Bastaarden bestand.

Persönlicher Muth ist vielleicht auch hier nicht immer der richtige Ausdruck, indem es sich mehr um Unbesonnenheit und Tollkühnheit handelt, als um kühle, überlegte Verachtung von Gefahren. Aber da Schiller selbst seinen Helden sagen lässt: »Wär ich besonnen, hiess ich nicht der Tell!« warum sollte man die gleiche Eigenschaft nicht einem Hottentotten zu Gute halten?

Nach den bisher angeführten körperlichen Eigenschaften müsste man erwarten, in den *Koi-koin* Stämme von verhältnissmässig günstiger Begabung zu finden, welche alle Aussichten gehabt hätten, sich einzureihen in die Zahl der civilisirten Völker, und doch lehrt die Geschichte das Gegentheil: Während die dunkel pigmentirten Stämme dem zerstörenden Einfluss der Civilisation eine wunderbare Zähigkeit entgegensetzen, sind die *Koi-koin* als nationale Vereinigungen mit einer Schnelligkeit dem Untergange verfallen, wie kaum jemals eine andere Eingeborenenbevölkerung. Fragt man nach dem Grunde dieser auffallenden Erscheinung, so liegt derselbe wesentlich in dem Charakter und Temperament der in Rede stehenden Nation. Ja, man kann nachweisen, dass manche Eigenthümlichkeit, welche für sich betrachtet, gerade als ein Vorzug zu achten ist, den Untergang dieser Stämme nur beschleunigt hat.

Die Grausamkeit und Unterdrückungslust der Boeren ist fast sprichwörtlich geworden, und es lässt sich nicht leugnen, dass die authentischen Quellen schreckliche Beweise über die Art ihres Verfahrens gegen die Eingeborenen enthalten, worüber weiter unten mehr zu sagen ist, indessen wird vielfach vergessen, dass dieselben ebenfalls unter dem zwingenden Einfluss der Verhältnisse standen, und auf der anderen Seite die besondere Beschaffenheit der Eingeborenen zu ihrer Vernichtung selbst sehr Vieles beitrug.

Es geht durch den Charakter der *Koi-koin* ein Zug, welcher bestimmend auf ihr ganzes Auftreten, und indirect auch auf ihr Schicksal eingewirkt hat: es ist dies ein bodenloser Leichtsinn, welcher von viel grösserer Tragweite ist, als die Leichtlebigkeit und Gedankenlosigkeit der *A-bantu*. Ihr Temperament ist vorwiegend sanguinisch, und bei dem Leichtsinn ihres Charakters ergiebt dies eine Unberechenbarkeit der Handlungsweise, welche die mannigfachen guten Eigenschaften des Charakters vollständig lahm legt. Dieser Hauptfehler ist der Ausgangspunkt für ihre meisten anderen und im Erfolg am Untergang der *Koi-koin* ebenso viel schuldig als die Unterdrückungsgelüste der Boeren.

Der Leichtsinn machte sie zum Spielball in den Händen der phlegmatischen, berechnenden Colonisten; er veranlasste sie, sich Angesichts der eindringenden Europäer in kleinen Fehden gegenseitig zu schwächen, ihr

Land Stück um Stück für ein Butterbrodt an die Fremden zu verkaufen, und sich rücksichtslos dem verderblichen Branntweingenuss hinzugeben, welchen sie von ihren Unterdrückern kennen lernten. Machte sie der Alcohol doch lustig, und lustig wollten sie sein, das trübe Morgen kümmerte sie wenig, wenn das Heute nur fröhlich in Saus und Braus verlebt wurde.

So begingen sie auch, vom Augenblick hingerissen, zuweilen schreckliche Verbrechen, deren Folgen sie sich nie die Mühe nahmen zu bedenken, und gaben dadurch ihren Gegnern die Handhabe, weiter gegen sie einzuschreiten. Diese Charaktereigenthümlichkeit erschwert es sehr, den richtigen Maassstab für die Handlungsweise zu gewinnen, da die einzelne Thatsache für sich betrachtet, häufig auf Eigenschaften schliessen lässt, welche ihnen in Wirklichkeit fremd sind. So ist ihr Charakter von Hause aus gutmüthig und nicht blutdürstig, obgleich ihr Eintreten in unsere Geschichte mit Gewaltthätigkeiten beginnt[1]) und diese keineswegs die einzigen blieben, welche ihnen zur Last gelegt werden müssen. Wären sie weniger harmlos, so hätten die Boeren sie wohl nicht so willig gefunden, sich zu Diensten herzugeben, zu welchen sie selbst mit Gewalt kaum gezwungen werden konnten. Freilich ist auf die Gutmüthigkeit, wie auf andere gute Eigenschaften kein rechter Verlass, da, wie man zu sagen pflegt, »der Schelm sie plötzlich in den Nacken schlägt«, und man sich alsdann auf alles Mögliche gefasst machen kann. KOLBEN sah in ihnen die vorzüglichsten Menschen und stattet sie mit den mannigfaltigsten Tugenden aus, die man einem Volke nur wünschen kann, und zwar ihnen stets im höchsten Grade eigen sein sollten. Grossmuth, Gastfreiheit, Ehrlichkeit, Treue, Billigkeit, edle Einfalt und vor allen Dingen auch Keuschheit sind Eigenschaften, worin die Hottentotten nach seiner Angabe alle Völker übertreffen. Er geräth in die gerechteste Entrüstung, dass einige Autoren es gewagt hätten, ihnen Unsittlichkeit vorzuwerfen, und kennt überhaupt keine Fehler an denselben als Neigung zum Trunk und Faulheit. Die Geschichte berichtet freilich anders und man muss sich in der That verwundern, wie Jemand, der es stets mit Stolz hervorhebt, nur nach eigener, genauer Beobachtung zu berichten, zuweilen so auffallend verblendet ist und Wahrheit und Dichtung in bunter Weise mischt. Es erschwert dies den Gebrauch seines Buches, welches viel wichtige Notizen enthält, weil der Irrthum nicht immer klar zu Tage liegt.

Die Hottentotten sind meist heiterer Laune, und da es sich allein schlecht freut, so lieben sie Geselligkeit selbst noch mehr als die Kaffern. Sie lachen und scherzen, sobald nur der Anstoss dazu gegeben ist, auch wenn die augenblicklichen Verhältnisse keineswegs erfreuliche sein mögen.

---

[1]) Verwundung des VASCO DE GAMA durch die Eingeborenen, als er 1497 bei St. Helena-Bay die Sonnenhöhe nahm, und Ermordung des indischen Generalgouverneurs FRANCISCO D'ALMEIDA am Ufer der Tafelbay im Jahre 1508.

Ihr anspruchsloser Sinn findet sich leicht in die drückendsten Lagen und selbst gegen ihre ärgsten Peiniger sind sie wohl nie im Stande gewesen, einen andauernden Hass im Herzen zu tragen, was auch SPARRMANN ausdrücklich betont[1]). Dass solche Eigenthümlichkeiten den Colonisten das Werk der Unterjochung erleichtern mussten, liegt auf der Hand.

Wie die *Koi-koin* in körperlicher Hinsicht nicht ohne Anlagen sind, so ist es auch in geistiger Beziehung: ihre Intelligenz ist keineswegs gering, sie lernen besser als die Kaffern, obgleich sie wenig Ausdauer zeigen, und besonders eignen sie sich mit grosser Leichtigkeit andere Sprachen an, welche sie häufig ohne jeden fremden Accent sprechen. Diese Leichtigkeit, sich mit den Europäern zu verständigen, ihre Waffen gebrauchen zu lernen, ihre Sitten und noch mehr die Unsitten anzunehmen, wirkte zerstörend auf ihre nationalen Gemeinschaften, während der misstrauische, ungeschickte aber conservative Kaffer sich gegen den Einfluss der Civilisation hinter seine überlieferte Rohheit verschanzte.

Von den Unsitten ist keine so gefährlich für die Hottentotten geworden als der Trunk, den man als ein nationales Laster bezeichnen kann; betrinken sie sich nicht, so geschieht dies, weil es ihnen an Stoff fehlt, durch moralische Rücksichten lassen sich wohl nur die wenigsten abhalten. Als die Herren der Genadenthaler Missionsstation, eine der ältesten und am meisten florirenden Hottentottenschulen, in der ersten Hälfte der Sechziger Jahre der colonialen Regierung Schwierigkeiten bereiteten, drohte man die Erlaubniss zur Errichtung einer Kneipe in der Nachbarschaft zu geben, worauf Alles geschah, den Conflict beizulegen; denn Jeder war überzeugt, dass eine benachbarte Kneipe ausreichte, um die ganze Existenz der Station in Frage zu stellen.

Auch in anderen Hinsichten ist von Moral bei den *Koi-koin* nicht viel zu bemerken; sittliche Grundsätze für seine Handlungsweise zu suchen, fällt durchschnittlich Niemanden ein. Wenn nicht die Furcht vor Strafe die Leute zurückhält, etwas Schlechtes auszuführen, die Stimme des Gewissens dürfte selten stark genug dazu sein. Lüge, Diebstahl und Sinnlichkeit sind desshalb als weitere Laster dieser Stämme anzuführen und man könnte das Sündenregister beliebig vergrössern, doch sind dies Alles nur wechselnde Erscheinungen der Gedankenlosigkeit und des Leichtsinns bei mangelnder Moral. Es werden daher von ihnen gewöhnlich nur Gegenstände gestohlen, nach welchen sie ein augenblickliches Gelüste tragen, wie Spirituosen, Taback, Esswaaren, oder Sachen des Gebrauchs wie Munition und Bekleidungsgegenstände. Der systematische Viehdiebstahl, der sich bei den Kaffern und in besonderer Weise auch bei den Buschmännern findet, hat bei den eigentlichen Hottentotten nur in Kriegszeiten Anwendung gefunden. Solche Diebstähle sind allerdings in den Annalen der Colonie zahlreich verzeichnet, und

[1]) SPARRMANN a. a. O. p. 194.

ein kleiner Stamm in der Nähe des Cap erhielt wegen seiner Plünderungen sogar den darauf bezüglichen Namen der Tabacksdiebe. Auch im Lügen wurde schon damals viel von den Hottentotten geleistet, wie z. B. der bereits mehrfach erwähnte »*Harry*« die Gründer der Colonie häufig auf die ergötzlichste Weise hinter's Licht führte, und auch die Autoritäten, welche dem Alles selbst sehen wollenden Kolben mitunter ihre Augen liehen, müssen ihn hier und da gehörig angelogen haben.

Bei Charakteren, die so wenig Tiefe zeigen, sind grosse Ideen schon a priori nicht zu erwarten, die Philosophie überhaupt, besonders aber die religiöse ist ihnen eine zu trockene Materie, als dass sie sich ernstlich damit abgegeben haben sollten. Die Oberflächlichkeit und das Schwankende in diesen Anschauungen hat auch hier wieder lebhafte Debatten über ihre Religiosität veranlasst, und die Meinungen werden in vielen Punkten wohl immer getheilt bleiben. Sicher ist nur, dass den Hottentotten, wie den *A-bantu*, religiöse Instincte unstreitig eigen sind, ob man aber das daraus resultirende System von Aberglauben Religion nennen darf, ist eine Frage die verschieden beantwortet werden wird, je nachdem man sich den Begriff feststellt.

Bemerkenswerth ist es, wie bereits oben angedeutet, dass die *Koi-koin* gerade in diesen Punkten mit den *A-bantu* eine auffallende Uebereinstimmung zeigen, obgleich sie in den meisten andern so durchaus verschieden sind. Es werden die hierher gehörigen Anschauungen wegen ihrer unbestimmten Form und der gemeinsamen Neigung beider Völkerfamilien für Aberglauben beim Uebergehen von Individuen (als berühmte Zauberdoctoren, Frauen oder Sclaven) von einer zur andern sich wahrscheinlich leichter haben verpflanzen lassen. Der Einfluss und zwar zunächst der schädliche von bösen Geistern und Gespenstern, welche bald einen mehr selbständigen Charakter annehmen wie der *Morimo* der *Be-chuana*, von ihnen *Tuquôa* (Kolben), oder *t'Gounatsi* (Sparrmann), *Gõnab* (Böhme) bei den *Namaqua* genannt, bald als die Geister der verstorbenen Vorfahren und Häuptlinge, deren grösster *Tsui-xoab* (Wund-Knie) heisst. Zuweilen nehmen aber auch anderweitige abergläubische Gebräuche einen speciell religiösen Charakter an, worüber in dem Kapitel Sitten und Gebräuche das Wichtigste folgen soll, zunächst sei es gestattet, die Aufmerksamkeit auf das Aeussere und die Umgebung der *Koi-koin* zu richten.

2. Kleidung, Bewaffnung, Geräthe und Wohnungen.

Unter den zwar immer noch zahlreichen, aber nicht mehr unabhängigen Resten der gelbbraunen Eingeborenenstämme Süd-Afrika's lässt sich heut zu Tage nur noch wenig von dem nationalen Charakter in ihrem

Aeussern beobachten, und selbst unter denjenigen Stämme, welche auf eine gewisse Unabhängigkeit Anspruch machen können, hat sich die Macht der Civilisation schon sehr geltend gemacht. Es fehlt den Hottentotten bereits durchgängig eine nationale Tracht und man muss also, um diese in ihrer Ursprünglichkeit festzustellen, auf die älteren Schriftsteller zurück greifen.

Wir erfahren aus denselben, dass die Bekleidung auch der *Koi-koin* keine grossen Abweichungen zeigte von der allgemeinen Tracht südafrikanischer Eingeborenen: Als das der Haut zunächst anliegende Kleidungsstück ist allerdings die Schicht von Fett, Schmutz und *Buchu*-Pulver (*Diosma*) zu erwähnen, welche gerade die Wohlhabenderen am allerstärksten zu überziehen pflegte. Solche Schicht diente als Zeichen des Reichthums, als Schutzmittel gegen Kälte und gleichzeitig mit Asche von mannigfachen Ingredienzien vermischt als Palliativ gegen schädliche Einflüsse der verschiedensten Art.

Ausser diesem häufig recht beträchtlichen Ueberzug fand sich als Kleidung bei dem männlichen Individuum ein Schurz, der dem bereits bei den *Be-chuana* beschriebenen »*Pukoli*« entspricht, aber noch rudimentärer ist, da ihm die Befestigung nach hinten fehlte. Dieses Kleidungsstück, mit einem colonialen Namen »*Jackal*« genannt, wurde mit Belassung der Haare von dem Felle des Thieres angefertigt, dessen Namen es entlehnt, und stellte nur einen weit offenen Beutel dar, etwa von der Grösse einer Hand, der vor den Genitalien herabhing. Er versah den Dienst einer Verhüllung nur schlecht, da er sich bei jeder Bewegung hin und her schob. Der Befestigungsgurt trug hinten zuweilen dreieckig auslaufende Streifen von rohem Leder, die sich die Männer beim Sitzen unterschoben, um so eine gegen die Bodenausdünstungen schützende Decke zu bilden. Die Hottentotten sollen nicht sehr sorgfältig darin gewesen sein, ob der »*Jackal*« stets seinen Dienst gehörig versah, da eine zufällige Entblössung der Genitalien bei ihnen nicht für so unschicklich galt als bei den *Be-chuana*.

Als Hauptkleidungsstück findet sich auch hier wieder der *Kaross* und zwar scheint diese Benennung von den Hottentotten ihren Ursprung genommen zu haben (*xros*)[1]. Als Bedeckung des Kopfes sieht man auf den alten Illustrationen bei KOLBEN und anderen häufig eine anliegende Mütze, ebenfalls von Fell gemacht. Ob diese früher sehr allgemein in Gebrauch war, erscheint zweifelhaft; denn schon zu SPARRMANN's Zeiten trugen die Eingeborenen nur selten die nationale Kopfbedeckung, indem sie für gewöhnlich Hüte europäischer Arbeit vorzogen. Sie sollen dieselbe auch nicht gegen die Sonnenstrahlen, sondern gegen Regen und Winterkälte benutzt haben; eben so wenig wurden die Sandalen, welche in Sohlen von rohem Leder dickhäutiger Thiere bestanden und über den Spann durch einen quer

[1] In dem von KOLBEN verbesserten, ursprünglich von LUDOLF herrührenden Vocabularium der capschen Hottentotten findet sich bereits das Wort »*kros*« für Fellmantel.

angehefteten Lederstreifen befestigt wurden, regelmässig getragen, sondern hauptsächlich auf der Reise.

Endlich ist als ein Gegenstand der Tracht der Männer noch der Schakalschwanz zu erwähnen, welchen man sehr häufig in den Händen der Hottentotten sowohl als der dunkelpigmentirten Eingeborenen sieht, die es von ihnen angenommen zu haben scheinen, da schon in den ältesten Abbildungen der Ersteren der Schakalschwanz dargestellt ist[1]). Diese Schwänze werden auf kurze dünne Stöckchen gezogen, so dass ein bequemer Griff für die Hand bleibt, und dienen den Leuten zugleich als Fliegenwedel, Wischtuch, sich die Augen oder Nase zu säubern, und als Spielzeug.

Auch die elfenbeinernen Ringe, welche als Abzeichen höherer Würde bei den *Ama-xosa* bereits Erwähnung fanden, erscheinen schon bei den Hottentotten in frühster Zeit und wurden von ihnen in gleicher Weise um den Oberarm in der Gegend des Ellbogen-Gelenkes getragen, wie KOLBEN angiebt »um beim Fechten damit zu pariren«, doch werden sie wohl auch bei ihnen hauptsächlich zum Schmuck gedient haben. Bei der Anfertigung dieser dicken, soliden Elfenbeinringe wird das Stück vorher für einige Zeit in saure Milch gelegt, worauf es sich bedeutend leichter schneiden lässt. Anderweitige Schmucksachen waren bei den Männern wenig in Gebrauch, messingne oder kupferne Ringe, etwas seitlich in den Rand des Ohres eingefügt, da das Ohrläppchen nur schwach entwickelt ist, sieht man noch heute an den Nachkommen, wie sie ehedem getragen wurden; um den Hals hing man Schnüre mit Zaubermitteln sowie den kleinen ledernen Sack, welcher die Schätze des Besitzers in Gestalt einer Pfeife nebst Taback, eines Messers, Zunderbüchse und ähnliche Kleinigkeiten enthielt.

Die Tracht der Frauen weicht nicht wesentlich von derjenigen der *A-bantu*-Frauen ab; auch bei ihnen findet sich ein lederner Schurz um die Hüfte, welcher hauptsächlich das Gesäss deckt und bis in die Gegend der Kniekehlen reicht, darunter werden vorn mehrere in verschiedener Grösse getragen, um die Genitalien zu bedecken. Von diesen reicht der oberflächlichste Schurz bis gegen die Kniee herab, ist mit Glasperlen und bunten Lederstreifen verziert und dient zugleich als Gegenstand des Putzes; darunter finden sich einer oder zwei von geringerer Grösse ebenfalls von Leder gewöhnlich in schmale, frangenartige Streifen geschnitten, aber ohne Zierrathen, welche ausschliesslich zur Bedeckung dienen und die beim Niedersitzen untergezogen werden. Der kleinste von diesen, welcher dem Körper dicht anliegt und vom Schamberg her klappenartig über die Genitalien herunterhängt, ist wohl von KOLBEN für das wunderbare Organ gehalten worden, welches er bei den Hottentottinnen beschreibt, aber sich in der von ihm angegebenen Weise sicherlich nicht als etwas Natürliches vorfinden kann.

---

[1]) Vergl. KOLBEN's Tab. II.

Um die Schultern tragen die Frauen auch einen kürzeren oder längeren Fellmantel, zuweilen auch beide über einander, welche in gleicher Weise präparirt und ausgeputzt sind als bei den *A-bantu*. Bei gutem Wetter gingen sie meist mit entblösstem Oberkörper oder mit dem Tragetuch zur Aufnahme eines Kindes auf einer Seite, während auf der andern der unvermeidliche Allerweltsbeutel mit Pfeife, Taback, Toilettengegenständen, Schmucksachen und Aehnlichem herunterbaumelte. Nach SPARRMANN's [1]) Angabe soll am *Kaross* der Frauen ein längerer Kragen befestigt gewesen sein zu dem Zwecke, ihn nach oben zusammen zu raffen, und so eine Tasche zur Aufnahme des Kindes zu bilden. Den Kopf haben die Frauen der Hottentotten auch heut noch gewöhnlich bis gegen die Stirn verhüllt und sie scheinen dies als eine unabweisbare Regel des Anstandes zu betrachten. Als nationale Bedeckung wurde von ihnen früher eine konische Mütze von Fellen getragen, welche im unteren Theil häufig mit Muscheln, Glaskorallen oder ähnlichen Schmucksachen verziert war. SPARRMANN, der die Frauen auch oft mit blossem Kopfe gesehen haben will, beschreibt einen solchen Putz, dazu bestimmt, um die Mütze gelegt zu werden, und bildet denselben ab [2]). Heutigen Tages pflegen alle Frauen, die ihrer Abstammung nach zu den *Koi-koin* gehören, den Kopf mit Tüchern europäischen Fabrikates zu umwickeln, deren bunte Farben und Muster sie sehr lieben, mit blossem Kopfe pflegt man sie nicht zu sehen, und ich konnte auch bei der auf Tafel XXIV abgebildeten *Gona*-Hottentottin das Abnehmen des Tuches nicht erreichen, ebenso wie die in Figur 54 dargestellte Person lieber den ganzen übrigen Körper als den Kopf entblösst hat.

Auch hier spielen beim weiblichen Geschlecht Schmucksachen eine grössere Rolle, unter denen Ringe, oder eigentlich Wülste um die Unterschenkel und Unterarme am verbreitetsten sind und am meisten in die Augen fallen. Sie sind denjenigen der *Be-chuana*-Frauen ähnlich, unterscheiden sich aber in ihrer äusseren Bedeckung, indem die Hottentottinnen die Ringe aus Streifen, dem dicksten Theile einer Haut entnommen, durch mechanische Manipulationen verschiedener Art, wie Einweichen, Klopfen, Glätten, Zusammennähen etc., herstellen, und solche ohne weitere Ausschmückung, oder mit feinem Draht umwickelt, tragen, während die Ringe der *Be-chuana*-Frauen als Regel einen dichten Ueberzug von zusammengeflochtenen Glasperlen haben, welcher die Grundlage verhüllt. Zuweilen trugen die hier in Rede stehenden Eingeborenen auch ganz metallene Ringe um die Gelenke und den Hals von starkem Draht angefertigt, doch scheint dieser Schmuck, wie die Glaskorallen, nicht so beliebt gewesen zu sein, als bei den *A-bantu*. Dass er aber schon in der ältesten Zeit vorkam, darüber belehren uns die Cape-Records, wo in VAN RIEBECK's Journal die *Saldanhier* mit Elfenbein-

[1]) A. a. O. p. 178.
[2]) A. a. O. Taf. III, Fig. 5.

ringen um den Arm und Kupferringen um den Hals sowie Platten von demselben Metall an Schnüren hängend beschrieben werden[1]).

Hinsichtlich des Tragens der Lederringe um die Arme und Beine ist der Gedanke an das Nützlichkeitsprincip nicht auszuschliessen; denn es leuchtet ein, dass dieselben in grösserer Anzahl die Glieder doch etwas gegen die Angriffe der schrecklichen, afrikanischen Dornen schützten. Häufig genug mögen die Leute in Fällen, wo sie es besonders bedurften, zur Umwickelung genommen haben, was ihnen bequem war, z. B. auch Gedärme von Thieren, was KOLBEN als eine gröbliche Verdächtigung seiner Lieblinge bezeichnet. Gleichwohl hält er aufrecht, was noch unwahrscheinlicher ist, dass sie diese Zierrathen als Nahrungsvorrath betrachteten und im Falle der Noth verspeisten. Nach Art von Saiten präparirte Gedärme geben noch heute, wie auch BURCHELL bekräftigt, häufig die Grundlage für die Ringe ab und werden wohl früher in ähnlicher Weise zur Verwendung gekommen sein, indem man die gedrehten oder geflochtenen Ringe zur weiteren Ausschmückung mit Draht überzog. Von anderweitigen Zierrathen tragen die Frauen nicht selten Metall-Gehänge verschiedener Form an den Ohren und Ringe an den Händen. Ob das von WOOD[2]) abgebildete Stirnband einer Hottentottin wirklich einer solchen zukam, steht dahin; was er in gleichem Sinne aus BURCHELL's Werk anführt, ist falsch citirt, da der genannte Autor von einer »*Bush-Girl*« spricht. An der oben bezeichneten Stelle der Cape-Records findet sich auch die Notiz, dass die Männer zur Zierde Hornplättchen an die Haare gehängt hätten, und DAPPER[3]) erwähnt, dass sie zum selben Zweck auch Kupferplättchen und Glaskorallen verwandten, hinsichtlich der Frauen findet sich aber in den älteren Autoren keine entsprechende Angabe.

Die bei den *Ova-herero* beschriebenen Gürtel von aufgereihten Stückchen von Strausseneiern werden nach BURCHELL's Angabe auch von den Hottentotten sehr geschätzt, die sie aber von den Inlanddistrikten beziehen sollen.

Der Einfluss der Nachbarn macht sich hinsichtlich der Kleidung sehr bemerklich; die beträchtlichen Reste der *Koi-koin* in der Colonie, welche freilich in ihrer Abstammung nur zum kleinsten Theil rein sind, haben es zu bequem, sich abgelegte europäische Kleidungsstücke zu verschaffen und dünken sich darin zu vornehm, um nicht fast durchgängig solche zu tragen. Bei den Frauen kommt noch das Schicklichkeitsprincip hinzu, welches die Civilisation bemüht ist, ihnen einzuprägen, und es ist daher von der ursprünglichen Tracht wenig mehr geblieben, es sei denn, dass sich eine Person, weil sie friert, ein schmieriges Fell um die Schultern nimmt. Weiter im Innern, wo europäische Kleidung überhaupt noch nicht herrscht, zeigen sich auch bei den Hottentotten noch Individuen, besonders Frauen, in nationalem Kostüm.

---

[1]) Cape Records p. 16.

[2]) WOOD a. a. O. p. 247. — BURCHELL a. a. O. I. p. 414.

[3]) DAPPER a. a. O. p. 272. — BURCH. I. 395.

Eigenthümlich erscheint es, dass eine Unsitte, welche die Hottentotten besonders entstellt, das Bestehen der nationalen Tracht überdauert hat; es ist dies das Bemalen der Gesichter bei den Frauen, welches heute noch ausgeführt wird, auch wenn die Schöne sonst in ganz europäischer Tracht auftritt. Wie die Männer sich vor Alters aus den angeführten Gründen dick mit Fett, *Buchu*-Pulver und Russ beschmierten, und zum Theil jetzt noch dieser Sitte pflegen, so bleiben die Frauen consequent dabei, sich die bizarren Figuren von rothem Ocker auf den mittleren Theil des Gesichtes zu malen. Zu KOLBEN's Zeit waren 6 kräftige Striche über diese Parthie des Gesichtes Mode, die er sarkastischer Weise als Liebespfeile bezeichnet; heutigen Tages sieht man häufiger die beschriebenen Einfassungen der Augen, sattelförmige Figuren über die Nase, Bogenlinien über die Wangen oder Aehnliches. Nirgends wird dabei in den alten Autoren *Blinkklip* erwähnt, was die Cap-Hottentotten bei der mangelhaften Verbindung nach dem Innern gar nicht kennen konnten[1]). Die Farbe dieses Stoffes ist so dunkel, dass sie sich von der tief chokoladenbraunen Haut der *Be-chuana*, die ihn zum Haarschmuck viel anwenden, fast schwarz abhebt, dass die viel helleren Hottentotten sich durch denselben »die beliebte rostrothe Farbe« verschaffen sollten, ist ein Irrthum. Da ich selbst in Tsansabane war, kann ich bezeugen, dass die Hottentotten der Nachbarschaft, *Korana*, *Griqua* und *Bastaards* für den eigenen Gebrauch sehr gering über diesen Schmuck denken und ihn nur als einen bei den *Be-chuana* gesuchten Tauschartikel in Ehren halten. BURCHELL, dessen Zuverlässigkeit im Allgemeinen das höchste Lob verdient, spricht auch nur, wie bereits angedeutet, von einem zu den Buschmännern zählenden jungen Frauenzimmer, die sich die Haare mit der *Sibilo*-Pommade geschmückt hatte, andere einschlägige Bemerkungen von Reisenden über den gleichen Gebrauch bei den Hottentotten scheinen zu fehlen. Fett, Russ und *Buchu*, sowie Eisenocker,

---

[1]) Um eine Vorstellung zu geben von dem Grade der Mangelhaftigkeit in WOOD's Angaben, sei dieser eine Punkt hier näher beleuchtet. Er führt an, dass der fragliche Stoff, *Black-klip* (?) von den Colonisten genannt, bei Sensavan (?) gefunden werde und aus einer Mischung von Eisenerz mit Glimmer (*Mica*) bestehe (?); der Oxidirung des Eisenerzes verdanke er die rostrothe (?) Farbe, dem Glimmer den Glanz (?). Diesen Stoff liebten die Hottentotten unmässig (?). Jedes eingeschaltete Fragezeichen bedeutet eine falsche Behauptung, da der Stoff, *Blinkklip* von den Colonisten genannt, bei Tsansabane gefunden wird und eine Varietät des Eisenglanzes darstellt, Eisenglimmer genannt, dessen Schüppchen selbst glänzen, aber keinen Glimmer enthalten, von dunkler stahlblauer Farbe sind und nur roth abfärben. Er wird von den Hottentotten als Regel gar nicht, wohl aber sehr viel von den *Be-chuana* gebraucht und zwar zum Schmücken der behaarten Kopfhaut.

WOOD hat BURCHELL's Angaben theils falsch verstanden, theils falsch wieder gegeben; denn BURCHELL ist, abgesehen von der Schreibweise des Namens Tsansabane, viel correcter. Er nennt den Stoff »Eisenrahm« und spricht von »micaceous particles« desselben ohne zu behaupten, er sei mit *Mica* gemischt.

W. a. a. O. p 248.

BURCHELL a. a. O. I, 414; II, 256.

sind nebst den zufälligen Beimengungen der Umgebung ganz ausreichend, um die Kruste zu erzeugen, von welcher bereits oben gesprochen wurde.

Selbst bei den geringen Resten der *Koi-koin*, welche sich noch einer gewissen Selbständigkeit erfreuen, zeigt sich der Einfluss der beginnenden Civilisation hinsichtlich der Tracht schon sehr deutlich; besonders gilt dies von den Männern, aber selbst die niedrigsten Frauen haben es zu einem oder dem andern Kleidungsstück europäischen Fabrikates gebracht, wäre es auch nur ein kattunenes Tuch um den Kopf. (Vergl. weiter unten: die *Namaqua*.)

Unter solchen Verhältnissen ist begreiflicher Weise in Bezug auf die Bewaffnung und Geräthe noch weniger nationale Eigenthümlichkeit zu erwarten, als bei den früher beschriebenen Stämmen, und man kann solche nur nach den ältesten Angaben reconstruiren. Dabei sollte man glauben, KOLBEN's Werk wegen der sehr zahlreichen Abbildungen am besten verwerthen zu können, jedoch sind dieselben jedenfalls fast durchgängig nach Beschreibung in Europa angefertigt und haben dadurch viel zur Discreditirung des Autors beigetragen, obgleich seinen Darstellungen meist etwas Wahres zu Grunde liegt.

Wir erfahren durch die alten Autoren in Uebereinstimmung, dass die Hottentotten der frühsten Zeit Pfeil und Bogen führten und daneben auch die Assegai, die exacte Form dafür lässt sich aber nicht mehr sicher feststellen; keinesfalls haben die Bogen die complicirte an die assyrischen erinnernde Gestalt gehabt wie sie KOLBEN abbildet, sondern es ist viel wahrscheinlicher, dass sie den heute noch von den Buschmännern gebrauchten wesentlich ähnlich, nur vielleicht stärker gewesen sind. Die citirten Abbildungen sind höchst drollig durch die unglaubliche Naivität der Darstellung, unter diesen besonders Tafel XXII, wo man die Hottentotten kurze, gefiederte Pfeile mit furchtbaren Spitzen aus der blossen Hand auf Elephanten und Löwen schleudern sieht. SPARRMANN bildet einige Waffen ab, als solche »der Hottentotten und Kaffern« (Taf. IV), er konnte also schon damals die nationale Bewaffnung beider Familien nicht mehr trennen.

Die ganze Betrachtung der Geschichte lehrt, dass die in Rede stehenden Stämme nie als besonders kriegerische auftraten, ihre Waffen waren daher auch mehr für die Jagd als den Krieg bestimmt. Der ursprünglichen Sitte gemäss waren es dieselben, welche auch von den dunkelpigmentirten Stämmen noch heute angewendet werden, denn ausser den genannten figurirt der Kiri und die schweren Stöcke aus Eisenholz wie bei jenen, der Erstere diente zum Schlag und Wurf, die Letzteren zum Pariren von Würfen, sowie beim Handgemenge.

Die Bearbeitung der Metalle war den Hottentotten bekannt, sie verfertigten selbst die eisernen Spitzen ihrer Pfeile und Assegaien, wozu sie gern europäisches Eisen verwandten, in Ermangelung desselben schmolzen sie dasselbe in ähnlicher Weise wie die *Be-chuana* aus Rasenerz, was KOLBEN jedenfalls richtiger beschreibt als es WOOD, der mit der grössten

Geringschätzung auf jenen herabsieht, von den *Ama-zulu* angegeben hat. Es ist nicht immer leicht, die positive Grundlage aus KOLBEN's Angaben herauszufinden, dass ihm aber mindestens ebensoviel eigene Anschauung zu Gebote stand, als seinem englischen Kritiker, ist mehr als wahrscheinlich. Vielleicht war dem Letzteren nur die Concurrenz in der Schönfärberei fatal, welche sich bei Beiden so ähnlich sieht, dass man meinen könnte, WOOD hätte von KOLBEN abgeschrieben. Wie jener die »absolute certainty« des Kafferzieles betont, so lässt dieser die Hottentotten mit Steinen auf 100 Schritt nach einem halben Gulden werfen, den die Leutchen natürlich jedesmal trafen. Entsprechend verhielt sich die Geschicklichkeit im Gebrauch der Assegai, im Werfen des Rackum (!) und im Pariren mit dem Kiri[1]). Die Assegai nennt er eine »halbe Pike«, womit wohl eine Waffe wie unsere kürzeren Jagdspeere gemeint ist; dabei kommen hier und da, sowohl im Text als in den Abbildungen auch Wurfpfeile vor, die von den Eingeborenen in ähnlicher Weise geworfen wurden wie die Assegaien. Die Ungenauigkeit der Ausdrucksweise, sowie das Schematische der drolligen Abbildungen verhindern, sich ein bestimmtes Urtheil darüber zu bilden, aber es ist wohl möglich, dass auch hier ein Kern von Thatsächlichem vorhanden ist. Die bei den Hottentotten damals allgemeiner in Ausübung befindliche Sitte, vergiftete Waffen zu benutzen, machte es möglich, sich mit verhältnissmässig leichten Geschossen und geringen Verwundungen des Wildes zu begnügen, und ein gewichtiger Wurfpfeil konnte in geringer Entfernung ebenso wirksam sein als ein schwacher vom Bogen mit grösserem Zeitaufwand verwendeter; das Fehlen sonstiger Angaben über solche Geschosse macht es aber wahrscheinlich, dass der Künstler durch dieselben seinem Bilde nur grössere Mannigfaltigkeit verleihen wollte.

Charakteristisch für die Thatsächlichkeit mancher KOLBEN'schen Beobachtungen ist seine beim Ueberlesen auffallende Beschreibung der Pfeilspitzen, welche die Gestalt eines Zweigroschenstückes haben sollten, das man in der Mitte durchgeschnitten hätte, am Rande scharf wie ein Federmesser, nach hinten an den Winkeln in eine Spitze auslaufend. Freilich zeigen seine nach Beschreibung entworfenen Darstellungen keine solchen Pfeile, ich besinne mich auch nicht, einen ähnlichen abgebildet gesehen zu haben, mir ist aber selbst in der *Kalahari* unter den gewöhnlichen Buschmannpfeilen einer in die Hände gekommen, auf welchen die Beschreibung sehr gut passt.

Ohne Uebertreibungen geht es nun einmal bei den meisten früheren Schriftstellern nicht ab, und KOLBEN macht desshalb das Eisen der Assegai,

---

[1]) Hier ist KOLBEN etwas in die Verwirrung gerathen, da er die 3″ langen Stöcke »Kiri« nennt, die zum Werfen bestimmten, an einer Seite zugespitzten (dünneren?) aber »Rackum« heissen lässt. Das letztere Wort ist offenbar holländischen Ursprunges, zusammenhängend mit »raken« treffen, berühren, und wird wohl nur eine coloniale Bezeichnung der Wurfkeule Kiri gewesen sein.

deren Schaft er nicht so gar falsch mit einem Rechenstiel vergleicht, »an Breite, Grösse und Dicke dem Eisen unserer Hellebarten vollkommen gleich«. Die nationale Form bleibt darnach unsicher, da die von SPARRMANN abgebildeten jedenfalls eine *Be-chuana*- und eine *Ama-xosa*-Assegai repräsentiren[1], die auf derselben Tafel befindlichen Bogen und Pfeile aber den Buschmännern zugehören, und BURCHELL direct betont, dass die Assegaien, welche er in den Händen der *Koi-koin* antraf, durch Tauschhandel von den Kafferstämmen bezogen worden seien.

Als Material für die Kiri und Fechterstöcke giebt KOLBEN ganz richtig das noch heute übliche Oliven- und Eisenholz an.

Auch die anderweitigen den Hottentotten zukommenden Geräthe sind von ihm einfach und treffend beschrieben. Wir sehen darin wieder die grossen irdenen Gefässe von Bowlenform auftauchen, welche bei den Kaffern in ähnlicher Weise erscheinen (pag. 181), auch schildert er ganz treffend die ohne Anwendung einer Drehscheibe vor sich gehende Bereitung: Die Entnahme des Thones aus verschiedenen Schichten der Termitenhügel, das Vermischen desselben mit den Puppen der Insekten, das mit der Hand bewirkte Zurechtkneten des Gefässes, welches, nachdem es lufttrocken ist, mit einer dünnen Saite von dem als Unterlage dienenden Stein abgeschnitten und in einer grubenförmigen Vertiefung gebrannt wird; die beigemengte organische Substanz verkohlt dabei oberflächlich und färbt die Gefässe schwärzlich, indem sie gleichzeitig zur grösseren Festigkeit beitragen soll. Dies sind die Kochgeschirre der Hottentotten, rechnet man dazu einige kleinere irdene Gefässe, ein paar hölzerne Schüsseln und Milcheimer, so ist die Reihe der hauptsächlichsten Utensilien erschöpft.

Von besonderer Kunstfertigkeit zeugen darunter nur die hölzernen Gefässe mit engerer Oeffnung, welche in Vergleichung mit den ähnlichen **aus Bambus gefertigten Geschirren mit colonialem Namen »*Bamboes*« genannt werden. Zur Aushöhlung dieser Holztöpfe dient ihnen ein auf die Fläche gekrümmtes Messer, welches von BURCHELL mit dem Fabrikat zusammen abgebildet ist.**

Viel hat auch nicht in der einfachen Hütte Platz, welche von Alters her diesen Eingeborenen als Aufenthalt diente und die noch heute wegen der geringen Umstände des Aufrichtens und Abbrechens in gleicher Weise in Gebrauch ist. Ueber diesen Punkt hat uns wiederum KOLBEN die sorgfältigsten Angaben gemacht und ich glaubte ihm nur ein Zeichen schuldiger Dankbarkeit zu beweisen, wenn ich der Darstellung eines Hottentottenkraales der alten Zeit eine KOLBEN'sche Tafel[2] zu Grunde lege, die in der

[1] SP. a. a. O. Taf. IV, Fig. 1 und 2.
BURCHELL II, 199.
[2] A. a. O. Taf. XI.

alten Manier, möglichst Viel auf ein Blatt zu bringen, gleichzeitig den Kraal als Ganzes, die Errichtung einer einzelnen Hütte und den ideellen Durchschnitt einer solchen darstellt; verändert wurden nur die Details, welche Kolben's ausführende Künstler aus Unkenntniss entstellt hatten.

Fig. 61. Ein Hottentottenkraal nach Kolben.

Zu der behaglichen Ruhe, welche sich in der geschlossenen, kreisförmigen Gruppirung der Hütten ausspricht, kommen die Hottentotten heut nicht mehr, und obgleich ihre Nachkommen immer noch mit Vorliebe in der Wohnung ihrer Väter hausen, so finden sich bei denselben keine Dörfer

mehr, welche dem Bilde ganz entsprechen, die Neigung zu derselben Anlage ist aber noch öfters zu erkennen.

Als die Reste der Hottentottenstämme, welche ihre Originalität vor dem vernichtenden Einfluss der Civilisation nicht ganz verloren hatten, nach Norden zu auswichen, fanden sie eine wenigstens temporäre Zufluchtsstätte im sogenannten Buschmannslande und an den Ufern des Orangeflusses, wo sie sich in alter Weise noch bis in die letzten Jahrzehnte erhielten. Es konnte nicht ausbleiben, dass Theile der in den Gegenden herumschweifenden Buschmannhorden von den geschwächten Stämmen gern aufgenommen wurden, und der Charakter der Niederlassungen etwas Schwankendes erhielt. Die reichsten Notizen über die Kraale dieser Eingeborenen und ihre Lebensweise finden sich in BURCHELL's Werk, welches ich nie zur Hand nehmen kann, ohne die grösste Bewunderung über die Schärfe, Genauigkeit und Objectivität dieses Forschers zu empfinden. Ich nehme Gelegenheit, dies nochmals zu betonen, weil ich genöthigt bin, zwar nicht seinen Beobachtungen, wohl aber seiner Auffassung derselben hier entgegenzutreten; es erwächst ihm daraus um so weniger ein Vorwurf, als die authentischen Quellen über die Geschichte der Colonie ihm damals noch nicht zu Gebote standen und er von seiner Umgebung vieles Unrichtige auf Treu und Glauben hinnehmen musste.

Während er sonst als scharfer Beobachter die Trennung der Hottentotten und Buschmänner gut aufrecht erhält, so hat er für die in Rede stehende Bevölkerung die Nothwendigkeit der Annahme einer Vermischung nicht erkannt, bezeichnet daher ganz summarisch die Bewohner dieser Inlanddistrikte als »mannigfache Stämme von Buschmännern« und beschreibt ihre Dörfer als Buschmann-Kraale, während wir in denselben den alten Charakter des Hottentottenkraales nach seinen eigenen Beschreibungen am besten bewahrt finden. Das nachstehende Kapitel wird weiteren Aufschluss darüber geben, dass unmöglich wirkliche Buschmänner als die Erbauer solcher Kraale zu betrachten sind, und viele der von BURCHELL überlieferten Einzelheiten nur auf die Hottentotten passen. Bei dem von ihm (II, p. 55) eingehend beschriebenen Kraal hat er das Princip richtig erkannt, indem er andeutet, wie die Hütten im Cirkel angeordnet sind um einen freien Platz, auf dem die Einwohner des Nachts ihr Vieh bewachen, und wie die Eingänge der Hütten alle nach innen münden, um dasselbe gut übersehen zu können. Was er später[1]) als Hottentottenkraal abbildet, sind nur einzelne Wohnplätze versprengter Familien, wo eine Gruppirung nicht mehr möglich war; dagegen ist in der grossen Skizze Seite 198 »View of a Bushman Kraal« das beschriebene Princip wieder deutlich und charakterisirt das Hottentottendorf; das Ganze hat nur den verfallenen Charakter, welcher auch den Bewohnern als Stamm zukam, es fehlen hier und da Hütten, um den

[1]) A. a. O. I, 324.

Abschluss des Innenraums vollständig zu machen, und die Wohnungen selbst sind unvollständig mit den verwitterten Matten bedeckt.

Diese Matten, welche den wesentlichsten Theil der Hottentottenbehausung ausmachen, werden von den Eingeborenen aus mehreren Arten von Binsen, besonders häufig aus Cyperus textilis oder Scirpus tegetalis gemacht, und solche Matten sind so bequem und nützlich, dass die Colonisten sich jetzt derselben ebenfalls zu verschiedenen Zwecken bedienen. Die Binsen werden bei der Mattenfabrikation der Länge nach an einander gelegt, und die Vereinigung geschieht vermittelst dünner Schnüre aus Bast, welche entweder die Binsen sich beständig kreuzend umfassen, oder die Binsen werden mittelst einer Ahle durchbohrt und einfach aufgereiht. Bei der ersteren Methode ziehen sich an jedem Ende ein paar solcher Schnüre durch die Matte, ausserdem aber zur Verstärkung des Haltes auch noch andere durch den mittleren Theil; durch das straffe Anziehen der Schnüre kann man nach Beendigung der Arbeit der Matte eine bedeutende Dichtigkeit verleihen, die Breite ist durch die Länge der Binsen gegeben, die Länge aber ganz in das Belieben des Arbeiters gestellt und ausserdem bietet sie den Vortheil, sich stets mit Bequemlichkeit aufrollen zu lassen.

In diesem Umstande lag eine grosse Annehmlichkeit; denn auch in der Zeit, wo die Hottentottenstämme noch florirten, banden sie sich nicht gern an den Ort, sondern liebten es, auf geringfügige Veranlassung hin den Wohnplatz zu wechseln. Dafür ist die ganze Anlage der Hütte sehr geeignet, indem die Stäbe, welche das Gerüst bilden (gewöhnlich der Cliffortia conoides entnommen) nur leicht in den Boden gesteckt und nach der Mitte zusammengebogen werden, wie es die Abbildung zeigt. Die beschriebenen Matten werden alsdann über das Gerüst befestigt, mit Auslassung einer Eingangsthür, welche schon durch eine Art Bogen angedeutet ist, der Fussboden wird geebnet und mit Thon gestrichen, eine umwallte Vertiefung als Feuerstelle angelegt, und der Palast ist fertig. Die Höhe des Ganzen pflegt so gering zu sein, dass ein Mensch mittlerer Grösse schon nicht mehr ungebückt unter dem höchsten Theile stehen kann, der Durchmesser entsprechend der flachen Bienenkorbform.

Die Mattenbedeckung erlaubt je nach der Witterung, die Hütte dicht zu schliessen, oder bei schönem Wetter durch Verschiebung derselben mehr Luft zu schaffen; auch kann man auf diese Weise bei anhaltend ungünstiger Windrichtung den Eingang leicht auf eine andere Seite verlegen und die ursprüngliche Thür verschliessen, mitunter wird es unter solchen Verhältnissen sogar nöthig, um das Verwehen des ganzen Hauses zu hindern, Steine auf den oberen Theil zu packen.

Soll der Wohnplatz verändert werden, so nimmt man die Matten ab, rollt sie auf, zieht die gelösten Stäbe aus dem Boden, packt Alles auf einen Packochsen und in wenigen Stunden steht die Hütte bereits wieder an einer anderen Stelle. In Zeiten, wo die Hottentotten den Wechsel des Aufent-

haltes nicht so leicht in Aussicht nahmen, sollen die Wohnungen innen durch Bestreichen mit Lehm noch dichter gemacht worden sein, doch scheint dies jetzt ganz abgekommen zu sein; anstatt der Matten nimmt man zuweilen auch alte Thierfelle und das Aussehen der Hütten wird dadurch noch malerischer, ohne wesentlich an Sauberkeit zu gewinnen.

In den meisten Fällen haben die Nachkommen mit der nationalen Kleidung heutigen Tages auch ihre altväterliche Hütte verlassen und wohnen in kleinen Lehmhäusern, welche nach europäischem Muster gebaut sind; die Mattenhütte hat indessen unter afrikanischem Himmel so mancherlei Vortheile und Annehmlichkeiten, dass sie sich zuweilen auch neben dem civilisirten Haus als Sommerlogis ihren Platz bewahrt hat.

---

3. Religion, Sitten und Gebräuche.

Die Hottentotten waren, wie es die Reste noch heute erkennen lassen, ein Hirtenvolk, welches sich wenig an die Scholle gefesselt erachtete, und deren Wohnungen eigentlich nur dem Clima und den Verhältnissen angepasste Zelte darstellten, welche man da aufschlug, wo die Bedingungen für die herkömmliche Lebensweise sich am vollkommensten darzubieten schienen. Sie hatten das Nomadenleben früherer Zeiten nie vollständig aufgegeben und konnten es nicht wohl, indem eine stärkere Vermehrung der Heerden die kleineren Vereinigungen stets zwang, zur Aufsuchung von genügender Weide den Ort zu wechseln.

Diese Veränderungen der Wohnsitze gingen in der Regel nicht sehr weit, weil sie die Rechte der benachbarten Stämme respectiren mussten, und die relative Lage der einzelnen zu einander wurde dadurch gewöhnlich nicht beeinträchtigt; das häufige Umherziehen hatte aber eine noch grössere Gleichgültigkeit gegen den Grundbesitz zur Folge, als bei den *A-bantu* vorhanden ist, welche den Ackerbau doch nicht vollständig vernachlässigten.

Wir haben keine zuverlässigen Nachrichten darüber, dass die Hottentotten sich in den Zeiten ihrer Unabhängigkeit irgend wie mit dem Ackerbau beschäftigt hätten, Kolben lobt zwar ihre Geschicklichkeit in demselben ausserordentlich und führt an, dass die Colonisten sich in solchen Dingen sogar bei ihnen Raths erholten, beklagt aber gleichzeitig, dass sie leider durchaus nicht dazu gebracht werden könnten, Korn zu säen; es ist dies eine von den Naivitäten des genannten Autors, welche man ihm nicht übel nehmen darf.

Bei dem häufigen Wechsel des Aufenthaltes und der Gleichgültigkeit der Eingeborenen gegen den Besitz von Grund und Boden erscheint es nicht

wunderbar, wenn sie dem Eindringen der Colonisten nur einen verhältnissmässig geringen Widerstand entgegensetzten; zuweilen liessen sich die Führer der einzelnen Horden bewegen, grosse Landstriche, welche sie als Weideland zu benutzen pflegten, für weniges Geld officiell an die Europäer abzutreten. So kauften die Holländer im Jahre 1672 die fruchtbare Gegend in der Nähe des Cap, welche man als Hottentot's Holland bezeichnet, und gleichzeitig durch einen anderen Contract alles Land zwischen der Hout- und Saldanha-Bay für den nominellen Betrag von je 4000 Realen; in Wahrheit aber wurde einigen abhängigen kleinen Häuptlingen ein unbedeutendes Geschenk an Waaren gemacht, um ihre Zustimmung zu erhalten. Wie weit die Hauptleute berechtigt waren, einen derartigen Vertrag abzuschliessen, erscheint mit Rücksicht auf das Hin- und Herziehen der Stämme sehr zweifelhaft, besonders da auch ausserdem diese sogenannten Fürsten keineswegs die Macht besassen, welche wir dabei vorauszusetzen pflegen.

Bei den Hottentotten war die Verfassung damals ähnlich, wie sie noch heute sich bei den verwandten Stämmen der *Namaqua* und *Korana* vorfindet. Die Grundlage ist auch hier patriarchalisch, indem jede kleine Vereinigung bis hinunter auf die einzelne Familie ihren Vorsteher oder Aeltesten hat, der dann bei grösseren Gemeinden Häuptling genannt wird, während einer von diesen wieder die Oberhoheit über alle zu dem Stamm zählenden kleineren Abtheilungen beansprucht. In allen Dingen, welche das gemeinsame Wohl und Wehe des Stammes betreffen, ist aber der Beirath des Häuptlings, gebildet aus den Aeltesten der angesehenen Familien, von der grössten Wichtigkeit. Die Verfassung liesse sich daher, wenn man durchaus eine Vergleichung mit europäischen Verhältnissen, die stets etwas Missliches hat, aufstellen will, am ehesten mit einer constitutionellen Monarchie vergleichen.

Ein Häuptling von bedeutenden persönlichen Eigenschaften wird leicht das Despotische der Stellung herauskehren und den Beirath unterdrücken können, während ein schwächerer sich führen lässt; häufig benutzen sie auch diese Körperschaft aus Politik als einen Schild, hinter den sie sich verstecken, um Verantwortlichkeit von sich auf jene abzuwälzen. Das ganze Verhältniss bekommt auf diese Weise etwas Unsicheres, ohne dass man berechtigt wäre zu sagen, sie hätten gar keine Häuptlinge und lebten in republikanischer Verfassung. Schon in den frühsten Zeiten der Colonie wird ausser den kleinen »Kapitainen« der benachbarten Horden von den wirklichen Königen der Hottentotten berichtet, welche weiter im Land wohnen sollten und »*Choque*« genannt werden (als einer der ersten galt derjenige der *Hancumqua*). Dieselben hatten anfänglich bei der Unsicherheit der über sie gemachten Angaben einen etwas mystischen Charakter; später, als der Einfluss der Holländer sich anfing weiter und weiter in Süd-Afrika zu verbreiten, und sie mit den bedeutenderen Führern der einzelnen Nationen in directe Verhandlung traten, verliehen sie diesen als äusseres Zeichen der

Macht messingne Kronen, während die kleineren Häuptlinge in gleicher Absicht lange Bambusröhre mit einem metallnen Knopfe erhielten.

Kolben spricht bei seiner Neigung, das, was er erzählt, nach Möglichkeit herauszuputzen, stets von Obersten, von Königen und von National-Versammlungen, die an einem bestimmten Orte des Reiches zusammen zu kommen hätten, und führt dadurch zu falschen Vorstellungen, ohne dass die Grundlage für seine Angaben unrichtig ist. Es entwickelt sich dies Alles ohne die Gespreiztheit und Wichtigthuerei, welche wir in Europa für dergleichen Dinge nothwendig erachten: die Europäer mussten die Eingeborenen erst darauf bringen, äussere Abzeichen ihrer Würde anzulegen, vorher vermissten sie dieselben nicht. Trotzdem ist der Einfluss der Häuptlinge kein unbedeutender, derselbe entzieht sich nur den Blicken mehr als bei andern Stämmen. Sie leiten die Rechtsverhandlungen je nach der Wichtigkeit der Sache in dem Kreise, über den sie Autorität haben, stellen die Meinung ihres Beirathes fest, nachdem die Anwesenden für und wider zur Sache gesprochen haben, und veranlassen die Erfüllung des gefällten Urtheils. Wurde die Todesstrafe über Jemanden verhängt, so soll der Vorsitzende nach Beendigung des Verfahrens sofort selbst den ersten Streich gegen den Verbrecher geführt haben, worauf die Uebrigen sich der Reihe nach an der Execution betheiligten. In wie weit diese Angabe begründet ist, lässt sich heut nicht mehr feststellen, ebensowenig wie die Verbrechen, wegen welcher solche Strafe verhängt wurde. Das ganze Verfahren trägt, trotz den Lobeserhebungen, welche von den alten Autoren demselben gespendet werden, den Charakter der Lynchjustiz, und das Strafmaass wird dabei wohl sehr von der Laune des Gerichtshofes und des Häuptlings abhängig gewesen sein. Als strafbare Vergehungen galten besonders: Mord, Diebstahl, Ehebruch und Blutschande, in welch letzterem Punkte die Hottentotten so streng gewesen sein sollen, dass sie nicht einmal Geschwister-Kindern des ersten oder zweiten Grades die Heirath erlaubten.

Ausser der Todesstrafe, welche jedenfalls sehr selten verhängt worden ist, waren Vermögensstrafen, ebenso wie bei den *A-bantu*, die üblichsten, und dieselben wurden in gleicher Weise nach Stücken Vieh berechnet. Auch beim Civilprocess handelte es sich in der Regel um den Besitz oder die Erstattung von Vieh, welches fast allein das Vermögen der Leute repräsentirte.

Abgesehen von den Rechtsstreitigkeiten wurden in den Rathsversammlungen unter Vorsitz des Häuptlings alle Fragen erörtert, welche das Gemeinwohl der Horde betrafen. Hierher gehörte die Entscheidung über etwaigen Wechsel des Aufenthaltes, über den Verkehr mit den Nachbarstämmen und den Colonisten oder innere Angelegenheiten wie Feste, Darbringung von Opfern und Aehnliches.

Die Hottentotten sind nie so zahlreich und organisirt gewesen, um in ähnlicher Weise als Kriegsmacht auftreten zu können wie die *Ama-zulu* und

selbst die *Ama-xosa*; es fehlte ihnen dazu auch die körperliche Kraft und der trotzige Sinn, welcher die Kaffern zum Kriege antreibt, aber man geht zu weit, wenn man glaubt, sie hätten in Ruhe und Frieden gelebt. Im Gegentheil sind die ältesten Berichte voll von Notizen über ausgebreitete Fehden der Stämme unter einander, sowie mit den Colonisten, die man mit demselben Rechte Kriege nennen könnte, als die entsprechenden Kämpfe bei den *Ama-xosa*, mag immerhin bei den Letzteren die Anzahl der sich gegenüber stehenden Partheien durchschnittlich grösser gewesen sein. Auch die Art des Kampfes war nicht wesentlich von derjenigen unterschieden, welche die Stämme der Kaffern bei ihren innern Kriegen anwandten, d. h. es wurde bei Beiden in aufgelöster Ordnung erst aus der Ferne mit Wurfgeschossen gekämpft, und alsdann beim Weichen eines Theiles durch Nachdrängen der Gegner das Gefecht im Einzelkampf beendigt, nur benutzten die Hottentotten mit Vorliebe zum Fernkampf Bogen und Pfeile, während die Kaffern die Assegai vorzogen. In KOLBEN's Werk ist dies Alles gar schön zu lesen, und Mancher lächelt gewiss ungläubig, wenn er liest, wie Ersterer die Abrichtung und den Gebrauch der Kriegsochsen (*Backelij*) beschreibt, die im entscheidenden Augenblick, wo die Schlacht steht, auf Befehl des Feldherrn gegen die schwächste Stelle der feindlichen Reihen losgelassen werden, welche sie in ihrer Wuth bald durchbrechen und den Sieg entscheiden; es ist aber hierbei zu bemerken, dass auch diese so unwahrscheinlich klingende Sache ihr Körnchen Wahres enthält, denn noch im Jahre 1851 wurden im Gefecht bei *Siloh* und *Whittlesea* von den aufrührerischen Hottentotten wild gemachte Ochsen den Colonisten entgegen getrieben, um den Angriff zu decken und Verwirrung zu verbreiten [1]). Auch darin hat KOLBEN gegenüber WOOD's Angabe gewiss Recht, dass diese Fehden nicht ohne jede Oberleitung geführt wurden, ebensowenig als es jetzt noch bei den verwandten Stämmen geschieht, wenn auch die Fechtart keine geschlossene ist. Wie in den ältesten Zeiten die Namen eines *Doman*, *Gonnoma* und anderer als Anführer bei den Kämpfen auftauchen, so später eines Kapitain *Ruyter*, *Klaas* und *David Stuurman*, *Uithaalder* und in unseren Zeiten die der beiden *Jonker Afrikaner* bei den *Namaqua*, des *Barend Barends* bei den *Korana*, der beiden *Waterboer* bei den *Griqua* und es sind ihre Thaten der Geschichte einverleibt. Wodurch WOOD [2]) darauf kommt, dass jeder Beliebige, selbst »a mere boy«, wenn er nur den nöthigen Muth zeigt, die Führung an sich zu reissen pflege, vermag ich nicht anzugeben.

Die Ursachen zu den Kriegen sind hier wie bei den meisten andern Stämmen in Ermangelung weiterer politischer Gesichtspunkte, fast allein Beeinträchtigungen des materiellen Interesses eines Stammes von Seiten der

[1]) A Narrative of the Kafir war of 1850 – 52 by Godlonton.
[2]) A. a. O. pag. 262.

Nachbarn, also Besitzstörungen betreffend das Vieh, das Weideland oder, wenn auch gewiss nur in seltenen Fällen, die Frauen.

Wegnahme der Heerden, Uebergriffe in das Weideland oder muthwillige Verwüstung desselben führte häufig zu Repressalien, und wenn die Gegenparthei ihre Güter zu schützen versuchte, so wurden wirkliche Schlachten geliefert. In gleicher Weise entwickelten sich auch die Feindseligkeiten gegen die Colonisten, deren Umsichgreifen sie mit dem ihrer Race eigenthümlichen Leichtsinn geduldet hatten, bis die unvermeidlichen Reibungen der zurückweichenden Stämme mit ihren Nachbarn ihnen die Waffen in die Hand drückten. Sobald darauf die Ueberlegenheit einer Parthei genügend festgestellt war, beruhigten sich die Gemüther und es wurden die zur Wiederherstellung des Friedens nöthigen Concessionen gemacht.

Die den Hottentotten innewohnende Faulheit verhinderte sie von jeher in industrieller Beziehung etwas Erhebliches zu leisten, wenn es ihnen auch nicht an Geschicklichkeit dafür gebrach. Die meiste Zeit, welche die Wartung der Heerden nicht in Anspruch nahm, verwandten sie auf die Jagd und zwar mit bedeutendem Erfolge. Ihre Nachkommen geben noch heut sehr geschickte Jäger ab, und schon von alten Zeiten her scheint ihnen dies eine Lieblingsbeschäftigung gewesen zu sein. Dabei entspricht es ihrem Naturell viel mehr, das Wild zu überlisten und durch afrikanische Geduld in ihre Hände zu bekommen, als im offenen Kampfe; ob das Letztere besonders hinsichtlich der reissenden Thiere sehr häufig vorgekommen ist, möchte ich trotz KOLBEN's naiver Abbildung solcher Kämpfe stark bezweifeln, dagegen sind sie stets sehr geschickt und erfinderisch gewesen in der Anlegung von Fallen, Fallgruben und ähnlichen Kunstgriffen, um sich des Wildes zu bemächtigen. Die Erlegung eines wilden Thieres verlieh ihnen ganz besondere Würde in den Augen ihrer Landsleute und sie wurden alsdann von denselben vorzüglich geehrt.

Die hauptsächlichsten Fangarten waren die nämlichen, welche heute noch durch ganz Süd-Afrika verbreitet und auch bereits oben beschrieben sind, die sonstige Anstelligkeit und Intelligenz der Hottentotten legt aber die Vermuthung nahe, dass manche derselben ihre eigene Erfindung sind.

Die weitere Benutzung und Verwerthung der Jagdbeute geschieht in ähnlicher Weise wie bei den anderen Stämmen und es wird auch hier eine besondere Sorgfalt auf die Zubereitung der Felle verwandt, ohne dass sie jedoch darin eine gleiche Vollkommenheit zeigten wie die *Be-chuana*. Die Behandlung der Häute mit Gerbstoffen scheint ihnen ursprünglich fremd geblieben zu sein, sie gerbten vielmehr lediglich durch wechselndes Einreiben mit Fett und Kuhmist, indem sie zwischendurch die Felle mit grosser Mühe walckten und kneteten [1]). Bei den zu Riemen bestimmten

[1]) Der Reisende BAINES will, nach WOOD's Angabe, die Ansicht vertreten, dass keine von den südafrikanischen Eingeborenen ursprünglich Gerbstoff zu solchem Zweck

entfernten sie die Haare dadurch, dass sie dieselben mit Asche bestreuten, dann zusammenrollten und so etwas anfaulen liessen.

Das Zusammennähen der präparirten Häute geschah in der gewöhnlichen Weise mittelst dünner Ahlen zum Vorbohren und Durchziehen der aus thierischen Rückensehnen gewonnenen Fäden.

Die Arbeitstheilung der Geschlechter war auch bei den Hottentotten derartig, dass der Mann das Recht des Stärkeren benutzte, um der Frau den grössten Theil der Arbeit zuzuschieben, doch geschah dies nicht mit der Rigorosität wie bei vielen *Bantu*-Völkern. Der Mann überliess der Frau die Arbeiten, weil er selbst zu faul dazu war, er scheute sich aber nicht, sobald es ihm gut schien, mit anzugreifen. Auch hier kam das Warten des Viehes, das Schlachten und Zerlegen desselben, das Präpariren der Häute wesentlich dem Manne zu, das Fertigmachen der Hütte, nachdem die Stützen unter Beihülfe des Mannes hergerichtet waren, das Zubereiten der Nahrungsmittel, die ganzen häuslichen Sorgen der Frau. Sie hatte also auch den Löwenantheil an der Arbeit.

Darunter nahm das Zubereiten der Nahrungsmittel freilich wenig Zeit in Anspruch; denn diese waren einfach genug. Animalische Kost jeder Art ist unter den *Koi-koin* in gleicher Weise beliebt als unter den *A-bantu*, aber auch ihnen wird es schwer, sich das geliebte Vieh vom Herzen zu reissen. Liess sich daher nicht ein besonderer Entschuldigungsgrund finden — um den die Leute selten verlegen waren — der das Schlachten rechtfertigte, so begnügten sie sich mit der Milch in ihrer verschiedenen Form, mit dem Fleisch eines etwa erlegten Stück Wildes, wozu aber auch viele kleinere, bei uns nicht als jagdbar betrachtete Thiere, wie Maulwürfe und dergleichen bis herunter auf die Läuse in ihren Pelzen, zählten, mit wilden Früchten und Wurzeln. Die in der Nähe der Küste lebenden Horden legten sich auch auf den Fang der Fische, welche sie speerten oder mittelst Angeln fingen, sie sollen aber das unter den Eingeborenen Süd-Afrika's so allgemeine Vorurtheil gegen Fische wenigstens so weit getheilt haben, dass sie die unbeschuppten verschmähten und nur die beschuppten genossen.

Hinsichtlich des Milchgenusses besteht der grosse Unterschied von den *A-bantu*, dass bei den *Koi-koin* auch Erwachsene den Genuss süsser Milch nicht verschmähen, vielmehr soll Milch mit Wasser gemischt das gewöhnliche Getränk der Hottentotten gewesen sein. Den ledernen Sack zur Aufnahme und zum Sauerwerdenlassen der Milch haben sie auch schon gekannt und benutzt.

Im Aufsuchen von essbaren Gegenständen im Pflanzenreich zeigen die Süd-Afrikaner eine grosse Fertigkeit, welche sich heutigen Tages sogar auf

---

benutzt hätten, sondern dieses erst von den Europäern gelernt hätten, wesshalb es auch nur in geringen Entfernungen von Niederlassungen practicirt würde. Ich selbst habe es aber weit nördlich, fern von jedem europäischen Einfluss, bei den Bewohnern der *Kalahari* ebenfalls vorgefunden und kann daher BAINES' Ansicht nicht beipflichten.

die weissen Ansiedler erstreckt hat. In diesem äusserlich so unwirthlichen Lande werden eine grosse Anzahl wild wachsender Pflanzen zur Nahrung verwandt, wenn gleich der Geschmack derselben nicht immer sehr angenehm ist und zuweilen giftige Stoffe neben den nahrhaften darin enthalten sind. Am geniessbarsten erschienen mir unter diesen Naturproducten die stärkemehlhaltigen Knollen eines Grases (Cyperus usitatus), welche die Grösse einer Haselnuss erreichen und am Feuer geröstet einen kastanienähnlichen Geschmack annehmen. Diese Knollen, deren Verbreitung eine grosse ist, werden von den Colonisten »*Uijentjes*« genannt und sind bei den Eingeborenen so beliebt, dass sie sich als ein fast regelmässiger Inhalt des oben beschriebenen Sackes finden, der davon den Namen »*Uijentjes-Sak*« bekommen hat. Man gräbt die Knollen, welche nur wenige Zoll unter der Oberfläche sitzen, mit spitzen, im Feuer gehärteten Stöcken, die gegen die Mitte hin mit einem durchbohrten Stein beschwert sind (vergl. weiter unten: Buschmanngeräthschaften). Ausser diesen *Uijentjes* ist eine Erdmandel vorhanden (*Arachis*), welche aber nicht überall vorkommt, deren Geschmack im gerösteten Zustande wirklich mandelartig ist.

Die andern wilden Bodenerzeugnisse werden von den Europäern meist nicht schmackhaft gefunden, wenn auch die Ansiedler selbst sie nicht verschmähen. Hierher gehören die Früchte des Mesembryanthemum edule, gewöhnlich Hottentotfeige genannt, die stärkemehlhaltige Wurzel einer Cussonia, verschiedene Beerenfrüchte von süsssäuerlichem Geschmack, wie diejenigen der Grewia flava und Aehnliches mehr. Was mit der in den alten Autoren genannten »*Kanna*-Wurzel«, als Lieblingsmittel der Hottentotten um sich in angenehme Aufregung zu versetzen, eigentlich gemeint ist, erscheint zweifelhaft; denn heut zu Tage wird der Name zwei verschiedenen, nicht essbaren Pflanzen beigelegt, einer Euphorbiacee (?), *Lidjes-Ganna*, und der Salsola aphylla, *Ganna-bosch*, zur Seifenbereitung beliebt.

Weiter nach den Tropen zu wächst die Zahl der wilden Früchte noch mehr und die Arten wechseln, diese können aber nicht mehr zu den Nahrungsmitteln der eigentlichen Hottentotten gerechnet werden.

Das halb müssige Herumschlendern beim Suchen nach dergleichen Schätzen, vielleicht ein gleichzeitiges Revidiren der für das Wild aufgestellten Fallgruben, Schlagbäume oder Schlingen, das war die Arbeit, welche diesen Eingeborenen fast allein zusagte, da dieselbe auch zugleich den Magen füllte. Meldete sich der Hunger nicht, so streckte sich der Mann noch lieber lang auf den Bauch in der Nähe seiner Hütte und liess die Frau das Uebrige besorgen. Erst mit dem Sinken der Sonne gewann das Dorf wieder an Lebhaftigkeit und es meldete sich alsdann die Neigung der Eingeborenen zu ausgelassener Fröhlichkeit. Irgend ein Fest gab es gewiss, das gefeiert werden musste, und Spiel und Tanz diente dazu, es zu verherrlichen.

Die musikalischen Instrumente südafrikanischer Eingeborener zeigen eine merkwürdige Uebereinstimmung, die zwei hauptsächlichsten, welche

wir schon bei den *Bantu*-Völkern erwähnt hatten, tauchen auch bei den *Koi-koin* wieder auf, ohne dass man die eigentlichen Erfinder feststellen könnte. Das bereits mehrfach erwähnte Instrument, *Gubo* von den *Zulu* genannt, war schon vor Alters bei den Hottentotten im Gebrauch, doch ist KOLBEN's Beschreibung davon richtig, so fand sich eine bemerkenswerthe Abänderung. Anstatt nämlich die als Resonanzboden dienende Kalabasse am Bogen befestigt sein zu lassen, verlegt er dieselbe auf die Saite des Monochord, wo der Spielende sie hin und her schieben soll. Ob die mehrfache Berührung der Saite die Schwingungen nicht eher stören als verstärken dürfte, erscheint sehr zweifelhaft, vielleicht ist dies nur einer von den Fällen, wo der citirte Autor zwar etwas gesehen, aber nicht hinlänglich genau aufgefasst hatte. Auch das andere bereits flüchtig erwähnte Instrument, welches auf einem ähnlichen Princip beruht, aber noch einfacher construirt ist, die *Georra*, ist bei den *Koi-koin* besonders beliebt und wurde schon in den frühsten Zeiten bei ihnen angetroffen. Dies stellt ebenfalls ein Monochord dar an einem nur schwach gekrümmten Bogen, wo an einer Seite die Befestigung der Sehne durch eine gespaltene, flach ausgebreitete Federpose vermittelt wird. Gespielt wird das Instrument in ähnlicher Weise als unsere Maultrommel, indem der Künstler den Bogen in horizontaler Richtung an den Mund bringt und durch Ansaugen und Abstossen der Federpose die daran befestigte Saite zu Schwingungen bringt, welche er mit den Fingern der andern Hand oder mit einem Stöckchen modulirt.

Diese Musik ist wesentlich zur Erbauung für Einzelne geeignet, ein Instrument, welches hingegen in den geselligen Unterhaltungen der Hottentotten eine grosse Rolle spielt, ist gewöhnlich unter dem colonialen Namen »*Rommelpot*« bekannt. Es ist dies in der That nichts Anderes als eins der beschriebenen bowlenförmigen Geschirre, dessen Oeffnung man mit einem Fell überspannt hat, nachdem etwas Wasser in das Gefäss hineingegossen ist. Das Wasser dient dazu, durch zeitweises Umkehren des Topfes das Fell in einem gewissen Zustand von Feuchtigkeit zu erhalten und dadurch die Stimmung zu reguliren. Die dumpfen Töne dieses mit den Händen geschlagenen *Rommelpotes* sind die beliebteste Begleitung zu den nächtlichen Tänzen, welche eine Hauptleidenschaft der Hottentotten ausmachen.

Auch diese sind von dem biederen KOLBEN eingehend und zum Theil auch treffend beschrieben, doch beruht es wohl auf einem Irrthum, wenn er bei einer bestimmten Art des Tanzes angiebt, die Eingeborenen tanzten paarweise. Die auch bei den *Koi-koin* herrschende Polygamie und daraus hervorgehende verschiedene Stellung der Geschlechter macht eine solche Gruppirung zu etwas Unnatürlichem und die KOLBEN'sche Angabe steht zudem ganz vereinzelt da. Männer und Frauen vereinigen sich natürlich zu derartigem Vergnügen, doch gruppiren sich beide Geschlechter für sich, indem bald das eine bald das andre die Rolle des Darstellenden übernimmt. Sie kauern sich in einem Kreise nieder und zwar die Männer und Weiber

apart, welchen letzteren auch das anstrengende Schlagen des *Rommelpotes* zukommt; von jeder der Partheien springen nun zeitweise einige auf, welche ihre Pas nach dem Takte dieser Instrumente machen, deren Getöse noch durch das einförmige Singen der ganzen Versammlung, durch das Stampfen und Zusammenschlagen mit den Füssen der Tanzenden, das dadurch gleichzeitig bewirkte Klappern der ledernen Ringe um die Beine oder extra daselbst angebrachter Klappern, sowie das Händeklatschen der nicht sonst beschäftigten Frauen verursacht wird. Für gewöhnlich kümmern sich die Tanzenden nicht um einander, sondern Jeder ist für sich allein thätig, indem das weibliche Geschlecht in langsamen, stampfenden Bewegungen sich dreht und wendet, aber kaum aus der Stelle kommt, das männliche aber Kraftproductionen macht, durch Sprünge, Anschlagen der Fersen gegen den Hintern oder groteske Stellungen je nach Laune und Geschmack. Es fehlt also hier das mimische Element, welches so charakteristisch für die Tänze der *Bantu*-Völker ist und sie zu einer Vorübung für den Krieg macht; die Hottentotten waren dazu nicht kriegerisch genug und legten den Werth auf den harmlosen Genuss des Augenblicks, welcher in der mechanisch bewirkten Aufregung lag.

Die Laune der Tänzer sowie besondere Erfindungsgabe einzelner Stämme mag die Gestaltung der Tänze öfters in ähnlicher Weise variirt haben, wie bei den *Zulu* die specielle Neigung des Häuptlings; so bildet Baines[1]) in seinem Reisewerk einen sonderbaren Tanz von *Namaqua*-Hottentottinnen ab, den er den Melonentanz nennt. Bei dieser nur von Frauen ausgeführten Unterhaltung hatte eine als die Führerin der im Kreise Herumspringenden eine Melone, mit welcher sie allerhand Jongleurkünste ausführte, während die nächstfolgende sich bemühen musste, dieselbe zu erhaschen. Gelang ihr dies, so übernahm sie die Führung und der Tanz hatte in gleicher Weise seinen Fortgang.

Die grosse Neigung zu solchen Unterhaltungen lässt schon für sich allein auf Sinnlichkeit schliessen und es steht fest, dass die Feste vielfach von Unsittlichkeiten (wo dann natürlich die Trennung der Geschlechter aufhörte) begleitet waren, obwohl Kolben sich sehr entrüstet über die Verläumder seiner geliebten Hottentotten ausspricht, welche das ehrbarste Volk unter der Sonne sein sollten; besonders bei einem Fest, welches das des Topftanzes genannt wird, soll während der mehrtägigen Dauer die unbeschränkteste Zügellosigkeit im geschlechtlichen Verkehr herrschen, und es wurde mir von Autoritäten, welche lange Jahre unter den Stämmen gelebt haben, versichert, dass die Eingeborenen die Kinder, deren Erzeugung mit Wahrscheinlichkeit auf dies Fest zurückgeführt werden könnte, alle bei Seite brächten.

---

[1]) B. a. a. O. p. 88.

Die heute noch existirenden Reste der *Koi-koin* zeichnen sich sicherlich nicht durch übertriebene Keuschheit aus, doch werden ihre Vertheidiger hier wie in andern Fällen, wenn auch mit Unrecht, sagen, die europäische Civilisation habe die Sittenverderbniss über die unschuldigen Kinder der Wildniss gebracht.

Ausser den Tänzen sind Schmausereien die beliebtesten Unterhaltungen, welche stets ein allgemeines Interesse finden, da auch der Hottentot nicht allein essen kann, sondern, so lange etwas vorhanden ist, mit den Hinzukommenden zu theilen pflegt. Geschlachtet wird bei allen wichtigen Ereignissen, welche den Stamm oder den Einzelnen betreffen: beim Aufgeben eines Wohnplatzes, beim Beziehen eines neuen, bei Siegesfesten oder Friedensschlüssen, bei wichtigen Familienereignissen wie Verheirathungen, Geburten, Mannbarerklärung der Söhne und Todtenfeierlichkeiten, kurz bei jeder Gelegenheit, wo der Eingeborene dem Tag eine gewisse Feierlichkeit beilegen will. Zuweilen nehmen diese Darbringungen von Vieh auch bei diesen Stämmen, wie wir bald sehen werden, den Charakter von Opfern an.

Obgleich die Ausdehnung der Polygamie hier nicht so bedeutend und damit zugleich die Stellung der Frauen relativ höher ist als bei den *A-bantu*, so halten die Männer es doch für unschicklich, mit ihren Weibern zusammen zu essen; diese, unter sich versammelt, müssen gewöhnlich mit dem vorlieb nehmen, was die Männer geneigt sind ihnen zukommen zu lassen; unter bestimmten Verhältnissen sollen sie aber den Vorrang haben und den Männern die Ueberreste zuschicken.

Eine gute Illustration des heiteren Charakters der in Rede stehenden Eingeborenen liefert auch die von BURCHELL[1]) gegebene Beschreibung eines Spieles, welches sie ihm als »*Kaartspel*« bezeichneten[2]), ohne dass jedoch Karten dabei in Anwendung kamen. Vielmehr handelte es sich nur um ein Stückchen Holz, welches von dem Spieler bald in der bald in jener Hand verborgen wurde, während ein andrer, ihm gegenüber sitzend, die verbergende Hand zu errathen hatte. Wie bei dem Melonentanz die Führerin durch geschickte, möglichst unberechenbare Bewegungen der Nachfolgenden die Melone zu entziehen trachtet, so wechseln hierbei die Stellungen in der komischsten, groteskesten Weise, um die Gelegenheit zum Verbergen des Hölzchens zu geben und den Gegner zu täuschen. Hat er es doch mehrfach errathen, so wechseln die Rollen und Jener zeigt seine taschenspielerischen Kunststücke. Das Princip ist also bei beiden Unterhaltungen ein ähnliches.

So sehen wir auch unter den *Koi-koin* bei Tanz, Spiel und Festlichkeiten die Geschlechter entweder vollständig getrennt oder wenigstens nur

---

[1]) B. a. a. O. I, p. 233.

[2]) Wahrscheinlich identisch mit dem auch in den Mythen der *Namaqua* auftauchenden Spiel, »*Khorós*« genannt. Vergl. TH. HAHN: Die *Nama*-Hottentotten. Globus 1867, p. 277.

locker verbunden und wir dürfen daher von vorn herein von ihrem Familienleben ebenfalls nicht viel erwarten.

Wood, dessen Buch so reich ist an tendenziösen Hochzeitsgeschichten der *Ama-Zulu*, deren nationale Bedeutung den gerechtesten Zweifeln unterliegt, macht sich auch in diesem Punkte wieder über Peter Kolben lustig, welcher es wagt, von solchen Ceremonien bei den Hottentotten zu sprechen, und doch kann man sich leicht überzeugen, dass wiederum die grössere Correctheit auf Seite des naiven Erzählers ruht. Dass derselbe eine Person, welche mit den abergläubischen Gebräuchen in Beziehung steht, »*Pfaff*« nennt, lässt sich jedenfalls leichter verzeihen, als zahllose Ungenauigkeiten, welche Wood sich zu Schulden kommen lässt, und für das thatsächliche Vorkommen gewisser unappetitlicher Proceduren, wie das Benetzen mit Urin, hat sich auch eine neue Autorität in Theophilus Hahn[1]) gefunden, welcher ausdrücklich betont, dass entsprechende Sitten unter den *Namaqua* heute noch existiren.

Ausser dem angedeuteten Gebrauch, welchen Kolben hierbei sowie noch bei einer andern Gelegenheit allerdings mit einer gewissen Breite und Behaglichkeit schildert, sind die Angaben über die Hochzeitsceremonien so wenig erstaunlich und stimmen so vielfach mit den entsprechenden bei andern südafrikanischen Stämmen überein, dass der Grund um so weniger ersichtlich ist, wesshalb sich Wood gerade hierbei ereifert.

Es könnte im Gegentheil auffallen, dass die Sitten so abweichender Völker, wie die *A-bantu* und *Koi-koin* darin so ähnlich sind.

Auch bei den letzteren findet als Regel keine Annäherung der zukünftigen Ehegatten statt, vielmehr pflegt der Jüngling, wenn er besondere Wünsche hegt, diese dem Vater oder dem männlichen Verwandten, unter dessen Autorität er sich befindet, zu insinuiren, und die Verhandlung geht dann in ganz ähnlicher Weise ihren Gang, wie es bereits oben (pag. 133) bei den *A-bantu* beschrieben wurde. Die Aeltern oder Vormünder kommen der Sache bei scheinbar gelegentlichen Besuchen näher unter gegenseitiger Bewirthung, das Gesuch wird dann bei passender Gelegenheit eingeflochten und findet es Beifall, so ist das Wesentlichste geschehen. Die Meinung des Mädchens ist von sehr geringer Bedeutung, eine Weigerung ihrerseits findet nur selten statt, und auch dann soll sie, nach Kolben's Angabe, ihre Freiheit sich durch einen nächtlichen Kampf um ihre Jungfräulichkeit ohne andere als die natürlichen Waffen von dem Bewerber zu erringen haben. Es liegt in dieser wieder etwas naiv gehaltenen Darstellung wohl nur eine Hindeutung auf die Weigerung der Aeltern, die Abneigung der Braut zu respectiren; denn Kolben bemerkt sehr richtig: »Die Versuchung ist gross, gemeiniglich gewinnet sie die Oberhand in dem Streit«.

[1]) Beiträge zur Kunde d. Hottent. Z. d. Verein f. Erdkunde. Dresden VI.

Die Ablehnung eines Heirathsantrags ist überhaupt selten und findet nur statt, wenn das Mädchen bereits als Kind an einen auch noch nicht Erwachsenen durch die Aeltern versprochen ist.

Nach der Einwilligung der Partheien rüstet sich Alles alsbald zum Hochzeitsfest; das zur Brautgabe bestimmte Vieh wird herbeigetrieben, demselben folgt der geputzte, d. h. frisch mit Fett und *Buchu* geschmierte Bräutigam nebst seinem ganzen Anhange in festlichem Aufzuge, man zieht so zur Wohnung der Braut, und nachdem einige Stück Vieh geschlachtet sind, ist die Fröhlichkeit in stetem Wachsen. Jetzt soll jene angedeutete Ceremonie stattgefunden haben, welche der »*Pfaff*« des Dorfes sowohl bei dem Bräutigam wie bei der Braut zu vollziehen hatte, während dieselben niedergekauert im Kreise ihrer Angehörigen von gleichem Geschlecht dasassen. Hätte sich auch nicht ein so gewichtiger Zeuge wie Th. Hahn für das wirkliche Vorkommen dieser Sitte ausgesprochen, so erschiene die Sache bei Berücksichtigung der allgemeinen Unfläthigkeit dieser Eingeborenen keineswegs unglaublich. Wie dem auch sei, jedenfalls hat Kolben erkannt, dass »Nichts so von Weitläufftigkeiten entfernet ist als der Hottentotten Weise zu löffeln (zu freien)«, was gegenüber den sentimental aufgeputzten Liebes- und Hochzeitsgeschichten mancher neuerer Autoren ein unstreitiger Vorzug ist. Auch die Schmauserei, ein unerlässliches Stück jeder Festlichkeit der Eingeborenen, darf man nicht als ein legales Erforderniss für die Gültigkeit einer Ehe betrachten, dazu genügt die Zustimmung der Väter, alles Uebrige dient nur zur Erhöhung der Lustbarkeit.

Gerade bei einer Hochzeit pflegt die Liberalität der Wirthe eine grosse zu sein, und das Fest dauert daher bis in den nächsten Tag hinein, indem gegessen wird, bis die Gäste so vollgestopft sind, dass eine Pause eintreten muss, dann kreisen die Tabacks- oder *Dacha*-Pfeifen und man ruht, bis das Essen von Neuem beginnen kann. Es ist erstaunlich, welche enormen Quantitäten die Eingeborenen im Zeitraum von wenigen Stunden ohne sichtbaren Nachtheil für ihre Gesundheit verschlingen können; dies Schlingen lässt sich nur mit dem einer Riesen-Schlange vergleichen, und sie liegen in den Pausen auch in gleicher Weise still, indem der Tanz bei den in Rede stehenden Gelegenheiten nicht beliebt wird. Eigenthümlich ist es, dass die Unsitte des *Dacha*-Rauchens auch bei den *Koi-koin*, und zwar in noch stärkerem Grade hervortritt als bei den *A-bantu*, sowie dass dieselbe in die ältesten Zeiten der Ueberlieferungen hinaufreicht; denn schon im Jahre 1658 wird in den Journalen des Commandanten dieser Gebrauch bei den Hottentotten erwähnt. Sie berauschten sich durch das Rauchen des *Dacha*, während berauschende Getränke unter nationalen Verhältnissen weniger von ihnen benutzt zu sein scheinen, obgleich sie keine grössere Leidenschaft kennen, als den Genuss von Spirituosen.

Ganz ohne Kenntniss in der Bereitung solcher Getränke sind auch die *Koi-koin* nicht gewesen, doch konnten sie etwas dem Kafferbier Aehnliches

nicht wohl herstellen, da sie kein Getreide bauten. Dem zu Folge mussten sie wilde Naturerzeugnisse benutzen und zwar verwandten sie gewöhnlich wilden Honig, weiter nördlich aber, jenseits des Orangeflusses wird auch aus den Beeren der Grewia eine Art Branntwein dargestellt. Beide Stoffe standen wohl den Cap'schen Hottentotten nicht hinlänglich zu Gebote, um sie zu gedachtem Zwecke benutzen zu können, um so lüsterner waren sie aber nach den von Europa her eingeführten Spirituosen.

Bei Gelegenheit der Beschreibung von Hochzeitceremonien kommt KOLBEN auch auf die Besprechung einer eigenthümlichen Sitte, welche unter den *Koi-koin* noch heutigen Tages verbreitet und von ihnen auch auf die Kaffern zum Theil übergegangen ist, deren Bedeutung aber nicht nur verschieden aufgefasst wird, sondern in der That verschieden zu sein scheint. Man findet unter den *Koi-koin* besonders beim weiblichen Geschlecht sehr häufig verstümmelte Finger und zwar fehlt am häufigsten ein Glied des kleinen Fingers, mitunter zwei, zuweilen fehlen auch die letzten Glieder der nächsten.

Wie alt das Vorkommen ist, erhellt aus dem Umstande, dass schon zu KOLBEN's Zeiten die von einer Reihe von Autoren darüber aufgestellten Controversen sehr mannigfaltig sind. KOLBEN selbst will nur von einer Auslegung etwas wissen, die andern verwirft er gänzlich; nach seiner Meinung mussten die Wittwen, welche sich wieder verheirathen wollten, vorher ein Glied ihres Fingers opfern, und dann erst wurden sie als wieder heirathsfähig betrachtet. Unter den entgegenstehenden Angaben der alten Autoren ist diejenige zu erwähnen, nach welcher das Abschneiden einzelner Fingerglieder als ein äusseres Zeichen der Trauer beim Verlust eines nahen Verwandten erklärt wird, und eine andere, wonach die Mutter beim Verlust eines Kindes durch den Tod ein Glied vom Finger des Ueberlebenden abschneiden sollte, damit es desto sicherer am Leben bleibe. KOLBEN meint, wenn die letztere Ansicht richtig wäre, so müsste sich die Verstümmelung bei beiden Geschlechtern gleichmässig finden, während sie in der That beim weiblichen Geschlecht wenigstens häufiger vorzukommen scheint, andererseits aber könnte sie nicht, wenn KOLBEN ausschliesslich Recht hätte, auch bei Kindern vorkommen, worüber gar kein Zweifel besteht. Es ist hier auf die bereits oben (pag. 108) genannte Sitte der Kaffern, das *Isiko lenggiti*, zurückzukommen, welche heut zu Tage wenigstens die hauptsächlichste Veranlassung der Fingerverstümmelung bei den *Koi-koin* ist, wenn auch vielleicht nicht die einzige. An der angeführten Stelle findet sich bereits die Andeutung, dass mit Rücksicht auf die viel grössere Häufigkeit der Sitte bei den in Rede stehenden Stämmen als bei den *Bantu*-Völkern, dieselbe bei Jenen wohl das oben beschriebene *Isiko lobulunga* vertreten haben möchte, und die Kaffern erst später beide übernommen haben. Wie schon ein alter Autor (BÖVING) ganz richtig bemerkte, geschieht es an Kindern, um sie zu

feien gegen schädliche Einflüsse irgend welcher Art, aber nicht erst, wenn eins gestorben ist, sondern, wie das *Ubulunga* der Kaffern, bei abergläubischen Aeltern einige Zeit nach der Geburt; ganz allgemein kann die Sitte indessen nicht sein, da man öfter die Fingerglieder auch vollständig findet, und auch darüber liegen keine Angaben vor, warum die Mädchen derselben regelmässiger unterworfen zu werden scheinen als die Knaben.

Handelt es sich um Kinder, so geschieht die Operation durch Abbinden des zu entfernenden Gliedes mittelst einer Sehne, welche man allmälig mehr und mehr anzieht, um das Absterben und die Lostrennung des unterbundenen Theiles zu bewirken. Es wurde mir mitgetheilt, dass in der Art der Ausführung constante Unterschiede beständen, wesshalb das Aussehn des zurückbleibenden Stumpfes gleichzeitig als Familienkennzeichen diene.

Sehr positive Angaben zu machen ist gerade in vorliegendem Kapitel fast unmöglich, da die heutige Zerrüttung der Stämme es nicht erlaubt, sich, wie bei den andern ein bestimmtes eigenes Urtheil zu bilden, und selbst die Autoren der frühsten Zeit an Ort und Stelle Mühe gefunden haben, aus den Eingeborenen die Wahrheit heraus zu locken, wie durch die vielfältigen Widersprüche erhellt. Es ist gewiss bedenklich, sich auf so aufgeputzte und zugestutzte Darstellungen, wie die KOLBEN'schen, stützen zu müssen, es ist aber auch unbestreitbar, dass früher Manches wirklich bestanden haben kann, was heute unerwiesen oder sogar absurd erscheint. So sicher das Insekt, dem die Hottentotten göttliche Verehrung zollen sollen, nicht, wie KOLBEN ausdrücklich angiebt, 8 Beine gehabt hat, so sicher ist nicht Alles wahr, was er angiebt, aber doch ist es anderseits unzulässig Alles in's Bereich der Fabeln zu verweisen. Ich muss diesen Standpunkt auf's Neue betonen, da hier einer Sitte Erwähnung zu thun ist, welche KOLBEN mit der grössten Ueberzeugungstreue eines Augenzeugen beschreibt, und wobei trotzdem ein grober Irrthum vorzuliegen scheint. Besonders auffallend wird die Angabe aber dadurch, dass die alten Autoren vor KOLBEN alle über die factische Existenz der Sitte einig gewesen zu sein scheinen und sie nur verschieden auslegten. Es ist dies nämlich die Behauptung, dass die Hottentotten bei dem Mannbarmachen der Knaben ihnen den linken Hoden herausschnitten und dieselben erst nach der Operation von Frauen angenommen würden.

Man kann nur die Vermuthung aufstellen, dass die Berichterstatter belogen wurden, indem die Eingeborenen ihnen aufbanden, sie schnitten den einen Hoden heraus, während sie in der That nur die Vorhaut entfernten. Die längliche Gestalt des Scrotum, in welchem ein Hode in der Regel viel höher liegt als der andere, vielleicht überhaupt die Bauchhöhle etwas später verlässt, mochte wohl das Ihrige dazu beitragen, der Fabel Glauben zu verschaffen; KOLBEN's eigene Angabe, dass er an verschiedenen Hottentottenknaben, die der Operation bereits einige Zeit früher unterworfen worden waren, kaum im Stande gewesen sei, die Narbe zu entdecken,

erscheint auch entschieden verdächtig. Schon SPARRMANN [1]) hat später die in Rede stehende Behauptung der Alten energisch bestritten und leugnet, dass sie irgend welche factische Grundlage habe; ebensowenig finden sich in den Neueren Angaben um sie zu stützen, oder habe ich selbst etwas in Erfahrung gebracht, was die Behauptung rechtfertigen könnte; es bleibt also nur übrig anzunehmen, dass die Alten sich haben täuschen lassen, wenn man es auch nicht als unmöglich bezeichnen kann, dass den Angaben doch etwas Wahres zu Grunde liegt.

In vielen kleinen Zügen, welche den barocken Beschreibungen eingeflochten sind, zeigt sich eine merkwürdige Uebereinstimmung mit den Sitten der heutigen Eingeborenen, mit ihren Anschauungen und ihrer Weise sich auszudrücken, welche jeden frappiren muss, der die einschlägigen Verhältnisse kennt.

So findet sich das Unreinhalten der Wöchnerinnen, welchen sich der Mann nicht nahen darf, ohne selbst unrein zu werden, hier ebenfalls wieder, und auch die Meinung der Leute, dass die Aeltern über Leben oder Tod des Neugeborenen entscheiden können und dasselbe unter Umständen aussetzen, tritt noch heute öfters auf. Rücksichten, welche ein solches Verfahren in den Augen der Leute rechtfertigen, ist bei Zwillingen Unvermögen der Mutter, beide zu nähren, besonders wenn eins oder beide Mädchen sind, ferner Missgestaltung oder Krüppelhaftigkeit des Kindes, Albinismus oder ähnliche Gründe; dass dafür erst in der Rathsversammlung die Zustimmung sollte eingeholt werden, erscheint zweifelhaft.

Unter dem Einfluss einer harten, grausamen Natur muss jedes Glied des Gemeinwesens, welches nicht hinreichende Kraft gewährleistet, sich seine Stellung im Leben zu erkämpfen, als eine Beeinträchtigung der Uebrigen betrachtet werden, und wie man die Neugeborenen bei Seite bringt, deren Aufkommen zweifelhaft erscheint, so beseitigt man auch die hülflosen alten Leute. Sind dieselben gar nicht mehr im Stande sich selbst zu helfen und der Gemeinde etwas zu nützen, so wird ihre Ausstossung beschlossen, man setzt sie auf einen Packochsen und führt sie hinaus in die Wildniss, wo sie mit einigem Mundvorrath in einer eigens dazu hergerichteten Hütte belassen werden, ohne dass sich Jemand weiter um sie kümmert. Auch diese Sitte wird in neuerer Zeit vielfach bestritten, und es ist gewiss, dass die Fälle, wo sie in Anwendung kommt, heutigen Tages zu den seltenen Ausnahmen gehören. Man darf aber nicht vergessen, dass der Einfluss der Europäer auf das energischste dagegen aufgetreten ist, und die Eingeborenen durch Furcht mehr als durch Liebe an der Ausführung gehindert werden, andererseits aber manche Fälle auch in späterer Zeit von durchaus glaubwürdigen Autoren (MOFFAT, SPARRMANN) berichtet werden; endlich lässt sich

[1]) A. a. O. p. 173.

die grosse Gleichgültigkeit, man kann sogar sagen Verachtung der Eingeborenen gegen hülflose alte Leute noch heute constatiren.

Stirbt Jemand eines natürlichen Todes, so wird auch bei den Hottentotten eine heulende Wehklage von den Weibern des Ortes angestellt, welche stundenlang anhält, während man alsbald den Körper mit Riemen in die Stellung bringt, »welche er im Mutterleibe inne hatte«, wie KOLBEN sich ausdrückt, d. h. diejenige, in welcher er den möglichst geringen Raum einnimmt. Mit Rücksicht auf die notorische Faulheit der Eingeborenen ist wohl die letztere Erwägung das Entscheidende und nicht die sinnige Beziehung auf den Schooss der Mutter Erde; denn das zu grabende Loch zur Aufnahme des Körpers braucht unter diesen Verhältnissen auch nur klein zu sein.

Die zusammengeschnürte und mit Fellen umhüllte Leiche wird baldigst durch eine ausdrücklich dafür gemachte Oeffnung nach rückwärts aus der Hütte geschafft, um den verunreinigenden Gegenstand nicht durch den Kraal zu tragen, und unter dem Geheul der versammelten Menge nach der letzten Ruhestätte geschafft, worin sie unter Mitgabe der Habseligkeiten des Verstorbenen beigesetzt wird. Der Sitte gemäss bekommt die Leiche ihre kauernde Stellung in einer kleinen, seitlichen Höhlung der Grube, welche man alsdann mit Stäben oder Fellen gegen den übrigen Raum absperrt; auf das zugeworfene Grab häuft man Steine, um das Ausscharren der Leiche durch Raubthiere zu verhindern.

Wie bei allen feierlichen Gelegenheiten giebt auch ein Begräbniss Veranlassung zu Schmausereien, wozu der Erbe das Vieh liefert. Das mit *Buchu* bestreute und zusammengerollte Netz der geschlachteten Schöpse wird von den Leidtragenden als Zeichen der Trauer um den Hals getragen, bis er von selbst abfällt, auch scheeren sie sich das Haar in besonderer Weise, so dass es schmale Kämme bildet.

Haupterbe soll früher der älteste Sohn des Verstorbenen oder in Ermangelung von Söhnen der nächste männliche Verwandte gewesen sein, die Töchter sind nicht erbberechtigt und auch die jüngeren Söhne sind ganz von der Güte ihres ältesten Bruders abhängig. Er kann sich mit ihnen abfinden durch Ueberlassung von wenigem Vieh, worauf sie sich selbstständig machen, oder sie leben mit ihm als seine Untergebenen. Die weiblichen Verwandten sind ebenfalls ganz von ihm abhängig und ihre eventuelle Verheirathung liegt in seiner Hand, wie auch die zu erwartenden Brautgaben ihm zufliessen.

In allen diesen Verhältnissen findet sich viel Analoges bei den *Bantu*-Völkern, wenn auch mit gewissen Modificationen, wie sie den sonstigen Verschiedenheiten entsprechen; bei den heute noch besser erhaltenen Stämmen der *Koi-koin* treten manche Sitten noch genau so auf, es liegt also keine Veranlassung vor, ihr Vorkommen in früherer Zeit bei den eigentlichen Hottentotten in Zweifel zu ziehen. Hinsichtlich der Erbfolge scheint

die Sitte sich verändert zu haben; denn SPARRMANN [1]) versichert ausdrücklich, der jüngste Sohn sei der vornehmste und beinah alleinige Erbe, was auch bei anderen verwandten Stämmen (vergl. im Kap. d. *Namaqua*) noch heut vorkommt.

Ausser den angeführten Grundzügen giebt KOLBEN noch eine grosse Menge von Einzelheiten, von denen gewiss sehr Vieles auf Wahrheit beruht, aber da es unmöglich ist, dieselben von dem dazu tretenden Aufputz zu unterscheiden, so lässt man dieselben wohl besser dahingestellt. Es bleibt nun noch ein Gebiet zur Betrachtung übrig, worin der genannte Autor greade besonders heftig angegriffen worden ist, und doch auch darin mit Unrecht, wenn man sich die thatsächlichen Grundlagen in seinen Darstellungen sucht: dies sind die religiösen Vorstellungen.

Wenn KOLBEN erzählt, wie jedes Dorf seinen besonderen Doctor hat, der aber ausserdem noch »Barbierer« ist, grössere Ortschaften aber deren zwei, und auch in jedem einen »Pfaffen« fungiren lässt, so ist ihm diese unschädliche Wichtigthuerei wohl eher zu verzeihen, als wenn WOOD die religiösen Instincte ganz bestreitet und mit dürren Worten sagt, die Hottentotten seien sogar frei von jedem Aberglauben [2]). Wie er zu dieser Entdeckung gekommen ist, weiss ich nicht, kann aber aus eigener Erfahrung bestätigen, dass ich keinen Stamm Süd-Afrika's in seinem Aberglauben so störrig gefunden habe, als die Reste der eigentlichen Hottentotten. Die beigefügte Portraitsammlung wäre nicht so arm an Individuen genannten Stammes, wenn nicht der Aberglauben, es würde durch die Anfertigung eines Bildes ihrer Lebenskraft ein Theil weggenommen, mir immer und immer wieder die gehofften Errungenschaften entzog. In Port Elisabeth war selbst die gewichtige Person des Sherif's nicht im Stande eine alte Hottentottin zum Photographiren zu bewegen, obgleich sie gute Gründe gehabt hätte, diese Magistratsperson bei Laune zu erhalten, und auch den *Griqua*-Häuptling *Waterboer*, einen für seine Verhältnisse aufgeklärten Mann, konnte ich nicht von diesem thörichten Aberglauben zurückbringen; in verschiedenen andern Fällen machte ich dieselbe Erfahrung mit solchen Eingeborenen. Auch sonst fehlt es so wenig in den Autoren an glaubwürdigen Notizen über Hottentotten-Aberglauben, dass WOOD sich wohl hätte orientiren können.

Freilich ist bei einem Autor, der das engliche Wort »*black*« (*black-klip*) für ein holländisches, das holländisch-coloniale »*bamboes*« für ein hottentottisches hält, nicht zu erwarten, dass er das bei den Kaffern gebrauchte Wort *U'tixo* für ein hottentottisches erkennt, er hätte aber auch in einem andern Autor sich diese Information verschaffen können und würde dann wohl zweifelhaft geworden sein, ob man den *Koi-koin* alle religiösen Instincte bis auf den Aberglauben herunter absprechen dürfte. KOLBEN's Darstellung war dazu ganz ausreichend, wenn er sie richtig gelesen und verstanden hätte.

[1]) A. a. O. p. 226.
[2]) A. a. O. p. 257.

Der Letztere spricht von dem höchsten Gott, welchen die Hottentotten verehren, und nennt ihn »*Gounja Ticqoa*«, d. h. »Gott der Götter«. Andere Autoren, unter denen besonders APPLEYARD[1]) Beachtung verdient, haben es direct ausgesprochen, dass das Wort *U'tixo*, welches sich von dem obigen nur durch die Schreibweise und das Prefix *U'* unterscheidet, wirklich dem Hottentottischen entnommen sei.

Die religiösen Instincte sind offenbar bei den *Koi-koin* keineswegs schwach, und viele achtbare Forscher haben sich bemüht, davon ein Bild zu entwerfen, doch fast alle ziehen europäische, religiöse Philosophie mit zu Rathe, wodurch das Bild mit Nothwendigkeit entstellt wird. Die fleissigste Zusammenstellung über den fraglichen Gegenstand scheint mir die von meinem verehrten Freund THEOPHILUS HAHN zu sein[2]) und dieser Forscher hat dabei eine sehr anerkennenswerthe Zurückhaltung in der Entscheidung über die grössere oder geringere Berechtigung der verschiedenen Ansichten gezeigt.

Ich glaube nicht, dass ich meiner Aufgabe genügen würde, wenn ich mich in gleicher Weise zurückhielte, und muss wohl auf die Gefahr hin stellenweise irre zu gehen, positiver auftreten.

Indem ich hier nochmals auf den oben (pag. 197) angeführten Ausspruch des Missionär CAMPBELL hinweise, welcher das scheinbar unvermeidliche Verfallen der Beobachter in christliche Anschauungen charakterisirt (wie der Zeichenstift des Künstlers hinsichtlich der Portraits stets in die auswendig gelernten, europäischen Formen zurückgeht) leugne ich die Berechtigung, unsere Philosophie zur Auslegung hottentottischer Gebräuche zu verwerthen. Wie sich KOLBEN's Uebersetzung von »*Gounja Ticqoa*« gleich »Gott der Götter« als ein durch solche Bestrebungen veranlasster Irrthum kennzeichnet, so auch die von ihm und vielen andern gelehrten Forschern gemachte Angabe, dass sie diesen höchsten Gott als Herrn des Himmels und der Erde begreiflicher Weise (!) als den grossen Hauptmann bezeichnen oder, in colonialer Ausdrucksweise, als den grossen Capitain.

Schon die notorische Thatsache, dass das Wort *Tsui-xoab*[3]) in wörtlicher Uebersetzung »Wund-Knie« bedeutet, sollte wohl bedenklich machen, ob damit ein höchster Gott, Schöpfer Himmels und der Erden in unserem Sinne bezeichnet werden kann. Wenn auch local auftretende Sagen es zu erklären suchen, wie ihr Gott zu der Wunde gekommen sei, so erscheint dies doch vielmehr als eine Bestrebung der Späteren, die Lücke im Gedanken auszufüllen, als eine urthümliche Anschauung.

Stellen wir uns mit Vermeidung aller christlich-germanischen Ueberlieferungen auf den durchgreifenden realistischen Standpunkt der Eingeborenen,

[1]) Kafir Language p. 13.
[2]) Beiträge zur Kunde d. Hottent. Zeitschr. f. Erdkunde. Dresden.
[3]) *Tsui-‖koab*, TH. HAHN.

so dürfen wir die Worte nur nehmen, wie sie liegen: darnach richtet sich der Cultus der Hottentotten auf einen grossen Capitain, der, wie so häufig, von einer zufälligen Eigenthümlichkeit den gebräuchlichsten Namen erhalten hatte. Als einen solchen Häuptling früherer Zeiten sehen die *Korana* noch heutigen Tages ihren *Tsui-xoab* an, was ich selbst in Erfahrung gebracht habe, und auch WANGEMANN hat, wie ich in TH. HAHN's Aufsatz mit Vergnügen las, die nämliche Bemerkung gemacht. Es liegt gar kein Grund vor anzunehmen, dass die colonialen Hottentotten von ihren Stammverwandten in diesem Punkte abgewichen seien; im Gegentheil macht das wiederholte Auftauchen der Bezeichnung »Häuptling« in den alten Autoren die Uebereinstimmung sehr wahrscheinlich. PETER KOLBEN ist gerade in dem Kapitel der Religion von besonderer Gewissenhaftigkeit und wenn auch seine Auslegungen nicht zutreffen, so sind seine thatsächlichen Angaben doch recht wohl zu verwerthen, da sie uns einen Einblick in die Grundanschauungen der Hottentotten geben. Von diesen erscheinen keine wichtiger, als die über das Leben nach dem Tode. Was er darüber sagt, stimmt fast ganz mit der Bemerkung von CASALIS hinsichtlich der entsprechenden Anschauungen bei den *Ba-suto* überein (vergl. 198). KOLBEN meint, man könne nicht zweifeln, dass sie die Unsterblichkeit der Seelen annehmen, »oder doch wenigstens dieses glauben, dass, nach der Auflösung des Leibes noch etwas übrig bleibe, das der Würklichkeit geniesse«, wofür er wesentlich folgende Gründe anführt: Erstens sie beten und dancken für die Frommen (?) und Verstorbenen unter ihnen. Zweitens befürchten sie, die Todten möchten wieder kommen und sie peinigen, weshalb die ganze Dorfschaft bei Todesfällen im Glauben, dass der Geist des Verstorbenen den Ort unsicher mache, ihre Wohnung verlässt und wo anders wieder aufschlägt; nur wenn den Todten von ihren Habseligkeiten etwas entfremdet worden wäre, sollten die Geister den Fortziehenden folgen, um sie zu plagen. Drittens glauben sie auch, ihre Hexenmeister vermöchten die Geister oder wieder kommenden Verstorbenen zu beschwören, um sie zu verhindern, die Ueberlebenden durch ihr Erscheinen zu erschrecken. Dazu sei es erforderlich, dass die Beschwörer die Ursachen aus den Wiederkommenden herausbrächten, welche sie zum Umgehen veranlassten.

Ich halte dafür, dass diese Auseinandersetzungen KOLBEN's ebenso klar als wahrscheinlich sind, und es ist besonders die grosse Uebereinstimmung bemerkenswerth, welche in jenen Vorstellungen mit den oben beschriebenen analogen der *A-bantu* herrscht; um so sicherer wird es dadurch aber auch, dass, wie bei den *A-bantu* im Cultus der Vorfahren Einer besonders bevorzugt wird, der grosse Capitain *Tsui-xoab*, bei den Hottentotten ebenfalls nicht Anderes ist als der mit besonderer Macht ausgestattete Geist eines früheren Häuptlings.

Viele der Autoren bedauern schmerzlich die grosse Verstocktheit der Eingeborenen, welche verhindere, dass man die zweifelhaften Punkte gehörig ermitteln könnte, es scheint aber vielmehr Ungeschicklichkeit der Letzteren zu sein, nach den Regeln der christlichen Philosophie Sachen aus sich heraus fragen zu lassen, welche dem Geist des Gefragten durchaus fremd sind. Der biedere KOLBEN ist in seinem anerkennenswerthen Fleiss, die gewünschte Information zu erhalten, schliesslich dahin gekommen, vermuthlich weil sich die entgegenstehenden Ansichten sonst gar nicht vereinigen liessen, einen *Ticqoa* und einen *Touqoâ* anzunehmen, zwei unheimlich ähnliche Namen, deren Träger sich unterscheiden sollten wie Gott und Teufel. Beim Mangel anderweitiger Notizen über den *Touqoâ* ist wohl anzunehmen, dass die Unsicherheit und das Schwankende in den Angaben der Eingeborenen, von welchen er Information einzuziehen suchte, ihn zur Aufstellung dieses Dualismus veranlasste, indem er alle guten Eigenschaften bei dem einen, alle schlechten bei dem andern Wesen verzeichnete.

Die Furcht vor Schädigung ihres materiellen Wohlseins, ihres Besitzstandes ist auch für die *Koi-koin* die Hauptveranlassung übernatürliche Einflüsse zu respectiren und den gefürchteten Wesen wird öfter Berücksichtigung zu Theil als dem guten, Segen bringenden. Die Opfer, welche von den *Koi-koin* dargebracht werden, sind daher ebenfalls wohl in allen Fällen Mittel, die übernatürlichen Mächte gegen die Darbringenden günstig zu stimmen; man erbittet ihren Segen bei allen möglichen Unternehmungen, deren Ausgang zweifelhaft erscheint, aber es liegt nicht im Charakter der Eingeborenen für empfangene Wohlthaten zu danken; wirkliche Dankopfer sind ihnen von den Europäern octroyirt.

Der Hauptunterschied in den religiösen Anschauungen der *Koi-koin* von den *A-bantu* liegt darin, dass die Gesammtheit der Geister nirgends ein Gegenstand des Cultus zu sein scheint, sondern stets der eine *Tsui-xoab* für alle Uebrigen die Verehrung geniesst; vielleicht liegt darin der Grund, dass gerade dies Wort zur Bezeichnung des alleinigen Gottes von so vielen südafrikanischen Stämmen gewählt wurde.

Es wurde weiter oben (pag. 138) bemerkt, dass die Zurückführung des Todes auf die Botschaft des *U'nkulunkulu* bei den *Ama-zulu* nicht als hinreichender Grund betrachtet werden könne, demselben eine rein göttliche Stellung zu verleihen; so sehen wir nun auch, dass die analoge Sage der *Koi-koin* sich nicht den *Tsui-xoab* als Ausgangspunkt wählt, sondern den Mond[1], welcher ebenfalls Gegenstand eines gewissen Cultus ist, wie TH. HAHN hinsichtlich der *Namaqua* bekräftigt, wenn auch unerwiesen ist, dass die Hottentotten ihn als ihren sichtbaren Gott verehren.

Die Anrufungen des Mondes, des stillen Beschauers ihrer nächtlichen Tänze, und des nur für einen Theil des Jahres erscheinenden Sieben-

[1] oder auch noch ein anderes Wesen, der *Heitsi-Eibib*. Vergl. im Kap.: *Namaqua*.

gestirnes, des *Tsui-xoab* und des bei den *Namaqua* verehrten *Heitsi-Eibib* machen die Anschauung über die Religion der *Koi-koin* schon sehr unbestimmt; es kommt aber noch hinzu, dass dieselben nach PETER KOLBEN »auch einem Insecto göttliche Ehr erweisen«.

Wie bei den *Herero* die Gebräuche auf einen Gottes-, Götzen- und Feuerdienst gleichzeitig hinzuweisen scheinen, haben wir bei den Hottentotten nach den Angaben der Autoren Gottesdienst, Mond-, Sternen- und Thier-Cultus. Ich bin keineswegs geneigt, die den Angaben zu Grunde liegenden Beobachtungen für erfunden zu halten, wie es wohl öfters geschehen ist, sondern glaube nur, dass das hinzugethane Beiwerk und die Auslegungen die Dinge entstellt haben. Alles was die Phantasie in besonderer Weise anregt, wird bei Naturvölkern wie die in Rede stehenden, leicht zum Gegenstande einer gewissen abergläubischen Verehrung und zwar um so eher, je unbestimmter und verworrener die religiösen Vorstellungen überhaupt sind.

Wer jemals unter dem magischen Licht des hochstehenden Vollmondes in afrikanischer Steppe gewandelt hat, der wird sich erinnern, dass er mit einer gewissen Andacht zu demselben aufgeblickt hat, warum sollten es nicht die Eingeborenen, die bei seinem Licht nicht nur ihre nächtlichen Tänze auszuführen pflegen, sondern auch ihre Zeit berechnen, wie das Auf- und Untergehen des Siebengestirnes ihnen die Jahreszeiten bezeichnet. Wenn sie im Hinblick auf diese Gestirne sie anrufen, um Segen flehen, oder sie in ihre Mythen verflechten, kann ich ebensowenig die Nothwendigkeit einsehen, einen Cultus derselben anzunehmen, als man in Europa einen Kuckukcultus statuiren würde, weil die Leute beim Hören des ersten Kuckukrufes im Frühjahr sich auf die Tasche klopfen und bitten, er möge ihnen im bevorstehenden Jahr stets einen vollen Geldbeutel gewähren. Wahrscheinlich ist auch KOLBEN's Angabe hinsichtlich des »achtbeinigen« Insektes nicht völlig aus der Luft gegriffen, sondern die wunderlichen Geberden des Thieres (man nimmt bekanntlich an, es sei damit eine Art Mantis gemeint) veranlassten, wenn nicht alle, so doch einen Theil der Eingeborenen, darin etwas Uebernatürliches zu sehen, was eine besondere Berücksichtigung erheischte. Dass SPARRMANN und Spätere fanden, die Hottentotten machten sich gar Nichts daraus, dies Thier zu fangen und zu tödten, ist noch kein Beweis, dass der Aberglauben es nicht früher in irgend einer Weise ausgezeichnet habe; die Laune und Neigung wechselt in dergleichen Dingen, auch pflegen solche Dii minorum gentium stets nur so lange geehrt zu werden, als ihr Einfluss in der Meinung der Leute ein günstiger zu sein scheint. Unter Umständen verknüpfen sich die abergläubischen Gebräuche auch mit irgend welchen anderen Thieren, wie wir es bei den *A-bantu* gesehen haben, ohne dass man berechtigt wäre zu sagen, sie verehrten die Schlange oder das Krokodil oder sonst etwas als Gottheit.

Es zeigt sich bei den *Koi-koin* wie bei den *Bantu*-Völkern, dass, je mehr man über ihre religiösen Gebräuche grübelt, dieselben um so verworrener erscheinen, weil man zur Erklärung der scheinbaren Widersprüche zu immer kühneren Conjecturen seine Zuflucht nehmen muss, bis man schliesslich beim griechischen Zeus anlangt. Recapituliren wir die Grundzüge des etwas bunten Bildes, so finden wir als positive Thatsache, dass die Hottentotten ebenfalls unzweifelhafte religiöse Instincte zeigen. Den Mittelpunkt ihres Cultus bildet ein Wesen, *Tsui-xoab*, dessen Charakter und Eigenthümlichkeiten sehr verschieden aufgefasst werden, je nachdem die Furcht der einzelnen Individuen sie bestimmt, das unheimliche Wesen mehr oder weniger schrecklich auszumalen. Der Name selbst, sowie die Ueberlieferung lehrt im Anschluss an die unklaren Vorstellungen von einer Fortexistenz nach dem Tode, in ihm ursprünglich den Geist eines verstorbenen mächtigen Häuptlings der Vorzeit zu sehen.

Ausser dem *Tsui-xoab*-Cultus, der wegen der mangelnden sinnlichen Eindrücke für viele etwas Ungenügendes haben musste, findet sich eine Verehrung des Mondes, ohne dass damit gesagt ist, die Eingeborenen sähen in demselben den sichtbar in die Erscheinung getretenen *Tsui-xoab*. Der Vollmond und Neumond sind die Zeiten, wo dieser Cultus besonders zur Ausführung gelangt; er findet sich bei den verschiedenen Abtheilungen der *Koi-koin*, während die Verehrung des *Tsui-xoab* mehr den colonialen Hottentotten und *Korana* eigenthümlich ist und bei den *Namaqua* vielfach durch die des *Heitsi-Eibib* ersetzt wird; dass die colonialen Hottentotten die *Heitsi-Eibib*-Sagen überhaupt gekannt haben, erscheint unerwiesen. Endlich glauben die Leute noch an allerhand übernatürliche Einflüsse, an Hexen und Zauberer, welche Unglück und aussergewöhnliche Krankheiten, sowie allerhand sonstige Uebel herbeiführen; KOLBEN bemerkt dazu durchaus treffend: »Ueberhaupt nennen sie Zauber-Gut alles dasjenige, was ihren Verstand übersteigt«.

Die Verehrung der überirdischen Mächte geschieht durch Anrufungen und Opfer, d. h. Darbringungen von Vieh, durch welche sie besänftigt werden sollen; das Fleisch der Thiere essen nachher die Opfernden selbst und beschmieren sich mit dem Fett.

Diese Opfer werden in der Regel von bestimmten Personen ausgeführt, welche den *Isi-ntonga* der Kaffern entsprechen, deren Einfluss aber entsprechend den kleineren, weniger straff organisirten Gemeinden der Hottentotten kein sehr bedeutender ist. Solche Personen fungiren sowohl als »Pfaff«, wie als »Doctor« oder »Barbier« oder »Hexenmeister«, für welche verschiedenen Aemter KOLBEN geneigt scheint lauter besondere Personen anzunehmen. Wie bei den andern Stämmen wird auch hier ein Individuum in der Meinung der Leute bald in dieser, bald in jener Thätigkeit ein grösseres Vertrauen geniessen, ohne dass man berechtigt wäre, verschiedene Stände in ihnen zu sehen.

In der Wirksamkeit der Doctoren, als solchen, spielt der Aberglauben wieder begreiflicher Weise eine grosse Rolle, doch ist nicht zu verkennen, dass gerade unter den Hottentotten bei der Behandlung von Krankheiten auch eine Reihe von verständigen Mitteln ihren Platz finden. Z. B. ist ihre Art und Weise örtliche Blutentziehungen zu machen, indem sie mit Hülfe eines an der Mündung glatt geschliffenen Kuhhornes die Haut ansaugen, darauf in der Anschwellung Einschnitte machen und das Horn auf's Neue nach Art eines Schröpfkopfes aufsetzen, noch heute durch ganz Afrika verbreitet[1]). Auch den Aderlass sollen sie gekannt haben, sowie eine Anzahl brauchbarer Arzneistoffe, und nur bei Unzulänglichkeit ihrer Kunst kamen sie auf den alten Hocuspocus zurück, welcher ausser von den Doctoren auch ganz wie bei uns durch alte Weiber ausgeübt wurde. Die Einzelheiten, welche der Laune des Practicirenden und allerhand Zufälligkeiten ihren Ursprung verdanken, sind kaum von allgemeinem Interesse und ich schliesse diesen Abschnitt daher mit einem Ausspruch meines gelehrten KOLBEN, welcher Autor mich durch denselben begleitete: »Man siehet wohl, dass der Aberglauben seinen Platz in allen Ländern findet; dergleichen Geschichten schicken sich trefflich wohl zu Vergrösserung der Legenden[2])«.

---

[1]) Mein verehrter Freund HARTMANN wurde selbst so von seinen Begleitern behandelt, als sie ihn, am Fieber schwer darniederliegend, vom oberen blauen Nil besinnungslos nach Chartum hinunterführten.

[2]) K. a. a. O. p. 102.

Die Eigenthümlichkeit der alten Orthographie lässt es zweifelhaft erscheinen, ob dieser Namen eigentlich: KOLBEN, KOLBE oder KOLB geheissen hat. Nach dem Titel seines Buches zu urtheilen, sollte es »KOLBEN« sein, der Herausgeber nennt ihn in Anmerkungen »KOLB«.

II. Die Namaqua.

Der Theil der Hottentottenstämme, welcher sich heut zu Tage noch einer gewissen Unabhängigkeit erfreut, sind die *Namaqua*. Nach Th. Hahn lautet dies Wort in der Landessprache »*Naman*« oder »*Namagu*«; er selbst wendet es stets in der Form »*Nama*«, auch für den Plural, an. Die Anhängung des hottentottischen Suffix »*qua*«, welches das Masculinum im Plural ausdrückt, ist für die Benennung »*Nama*« von einem so allgemeinen Gebrauch geworden, dass es ungeeignet erschien, von der volleren Form abzugehen.

Die Wohnsitze der *Namaqua* lagen zur Zeit der Gründung der Colonie viel südlicher als jetzt, doch reichten sie nicht bis an den Olifant-Rivier heran, welche Gegend vielmehr von den *Geregriqua* eingenommen wurde[1]). Obgleich die Existenz des Volkes den Colonisten schon früh bekannt war, gelang es ihnen anfänglich nicht, dieselben zu erreichen, da die Eifersucht der benachbarten Stämme sie daran verhinderte. Erst im Jahre 1661, den 18. Jan., traf die vom Cap ausgesandte Expedition unter Pieter Meerhoff die ersten *Namaqua*, nachdem sie vom Olifant-Rivier etwas nach NW. vorgedrungen war, am 20. Tage nach der Abreise vom Cap[2]). Der Führer derselben giebt in seinem Bericht auch eine Schätzung und kurze Beschreibung von ihnen, doch lernte er offenbar nur den am meisten nach Süden vorgeschobenen Aussenposten der Nation kennen[3]), welche schon damals die ganzen Districte an der Westküste bis zum Orangefluss inne hatten.

Im Jahre 1670 sandte der Gouverneur Pieter Hackius ein Schiff, die Grundel, zur Erforschung der Küste gegen Norden, in der Erwartung,

---

[1]) Cape Rec. p. 368.

[2]) C. Rec. p. 233.

[3]) Josaphat Hahn's Aufsatz über die *O va-herero* giebt an, die *Namaqua* hätten früher das ganze Cap bewohnt, die *Korana* wären nur Mischlingsstämme, in später Zeit entstanden, und ähnliche Irrthümer mehr. Eine kurze Vergleichung der authentischen Quellen hätte ihn davor bewahren können.

daselbst Negerstämme anzutreffen, mit denen sich ein Sclavenhandel eröffnen liesse; das Schiff drang unter Erforschung der Westküste bis *Angra-Pequena* vor, hatte aber nirgends andere als Hottentottenstämme entdecken können, woraus hervorgeht, dass schon damals die *Namaqua* auch die Gegenden jenseit des Orangeflusses, das heutige Gross-*Namaqua*-Land wenigstens zum Theil besetzt hatten.

Der Einfluss der Europäer hat später dieses Volk sehr bald, ebenso wie die colonialen Hottentotten, in ihrer Originalität grossentheils vernichtet, und die Reste sind nördlich gedrängt worden, wo sie in den wenig lockenden Gegenden an der Westgränze der Kalahariwüste eine unabhängige Existenz unter kleinen, eigenen Capitainen fanden.

Der Missionär TINDALL giebt eine Zusammenstellung der verschiedenen Clanschaften und eine Schätzung der Volkszahl, welche einen guten Ueberblick über diese Verhältnisse gewährt, wenn auch die Einzelheiten schon heutigen Tages durch die ewigen Fehden der *Namaqua* unter sich, sowie mit den *O va-herero* sehr wesentlich verändert sind.

Folgendes sind die Gruppen, welche er namhaft macht:

1. Die *Qgami-vnuka* (m. pl. o.) oder *Bundel-Zwarts*, die Unterthanen von Abraham Christian. Sie beanspruchen die Strecken, welche umzogen werden durch den Löwen-Fluss und die *Xgharas*-Berge im Norden, den Fisch-Fluss im Westen, den Orange-Fluss im Süden und den *Keiqoab* im Osten.

   Nisbett Bath ist hier die Hauptquelle, Sitz der Regierung und Missionsstation. Es liegt 30 Meilen (engl.) nördlich vom Orange-Fluss. Dieser Stamm ist einer der grössten und einflussreichsten im Lande. Er zählt über 2000 Seelen.

2. Die *Afrikaner*, eine Abtheilung von *Jonkers* Stamm, welche sich weigerte ihm nach dem Norden zu folgen. Mit Einschluss einer Anzahl von colonialen Bastaarden und Mischlingen, die sich ihnen angeschlossen haben, zählen sie etwa 400 und nehmen östlich von den *Bundel-Zwarts* einen schmalen aber verhältnissmässig gut bewässerten Landstrich ein. Ihr Hauptort ist *Blyde Verwachting* oder *Hoole's Fontein* mit einer Missionstation. Die *Afrikaner* waren ehedem Bewohner der Colonie.

3. Die *Xhabobika* oder *Veldschoen-Dragers* unter Hendrik Hendricks, an Zahl ungefähr 1800 Seelen, welche jenseits der *Bundel-Zwarts* und *Africaner* in einer nordöstlichen Richtung wohnen.

4. *Cupido Witbooi's* Stamm, zählt ungefähr 1800 Seelen. Sie hatten früher *Pella* und einen Theil der *Xamies*-Berge inne, aber sind neuerdings hin und her gewandert, um eine fruchtbarere Nieder-

lassung zu finden. Einige Jahre früher schlossen sie sich an ADAM KOK in der *Souvereignity* (Orange Frei-Staat) an, aber zogen sich allmälig von diesen Gegenden zurück und wohnen gegenwärtig an den nördlichen Gränze von Abraham Christian's Gebiet sowie auf dem neutralen Boden jenseits des Löwen-Flusses. Man sagt, sie warteten jetzt auf eine Eröffnung des *Damara*-Landes.

5. *Paul Goliath's* Unterthanen, an Zahl ungefähr 400, leben jenseit des Fisch-Flusses. Sie gehören eigentlich zu *Amraal Lambert's* Stamm, aber wurden zurückgelassen, als er nördlich zog.

Weiter westlich liegen:

6. *Jan Boois* Unterthanen, ungefähr 300 stark, und
7. diejenigen *David Christian's*, etwa 400 Seelen.

Die Gegend des Fisch-Flusses wird von den drei folgenden Stämmen eingenommen:

8. Die Unterthanen von *Wilhelm Franzman*, ungefähr 800 Seelen, welche keine Quelle besitzen, die für eine dauernde Niederlassung geeignet wäre.
9. Die *Xo-keis* (grosser Tod), ungefähr 400 zählend, welche vordem von den *Bundel-Zwarts* bezwungen und in Knechtschaft gehalten, aber befreit wurden, als der Erbe der Häuptlingswürde zur Volljährigkeit gelangte.
10. Die *Kei-xhous* oder das »Roode Volk« unter dem Häuptling Cornelius (*Oasib*), der stärkste der *Namaqua*-Stämme, an Zahl über 2000 Seelen. Sie sollen reine *Namaqua* sein und sich im Aussehen enger an die eigentlichen Hottentotten anreihen, als irgend ein anderer Stamm (*Hoachanas, Rh. M. St.*).
11. Der Stamm des *Amraal Lambert* hält sich hauptsächlich an den Ufern des *Qnosop* auf. Sie haben beträchtliche Uebergriffe in das Gebiet der *Damara* ausgeführt. Gemäss ihrer eigenen Traditionen pflegten ihre Vorfahren mit den Heerden bis in die jetzige Lage von *Cape-Town* zu ziehen (?). *Amraal* beansprucht viele der *Korana*, welche an den Ufern des Orange-Flusses wohnen, als seine Unterthanen; und es scheint, dass dieser Stamm ursprünglich umfangreich war, doch ist er jetzt einer der kleinsten und zählt kaum 800 Seelen. (*Olifants-Fontein* s. *Wesley-Vale*).
12. Der Stamm des *Willem Zwaartbooi*, an Zahl etwa 1500. Sie hatten früher den Löwen-Fluss und einen Theil des *Bundel-Zwarts*-Gebietes inne, aber sind nach und nach nordwärts vorgedrungen,

bis in die vom »rooden Volk« bewohnten westlichen Striche. (*Rehoboth Rh. M. St.*).

13. Die *Orlams* oder *Jonker Afrikaners* Unterthanen. Sein Terrain liegt zwischen dem *Qkhuisip* und dem *Zwaghob*. Er hat einen gebirgigen Landstrich inne und erhebt Anspruch auf die ganze Gränze bis zur Walfish-Bay. Der Theil des Stammes, welcher sich zu ihm hält, übersteigt keine 800, aber er hat ungefähr 400—500 *Topnaars* unter seinen Befehlen, dieselbe Zahl von Berg-*Damara* und einen mächtigen und reichen Stamm der Vieh-*Damara* (*O va-herero*).

14. Die *Baunin* oder *Topnaar* übersteigen nicht 500 Seelen. Sie wohnen in der Nachbarschaft von Walfish-Bay und sollen die heruntergekommensten der ganzen *Namaqua*-Nation sein.

Die colonialen Namen der Häuptlinge, sowie die ebenfalls nicht urthümlichen vieler Stämme lassen schon für sich allein erkennen, dass die Zersetzung der ganzen Nation heutigen Tages bereits eine sehr grosse ist. Die Entstehung der Bezeichnungen, welche den Charakter von Beinamen tragen, ist häufig nicht durch die Ueberlieferung bewahrt, und die Auslegung daher unmöglich oder zweifelhaft. So soll der Name »*Orlam*« eine Zusammenziehung des holländischen »*over land*« sein, weil der Kern des Stammes »über Land« aus der Colonie heraufgewandert ist, was als Schimpfwort etwa unserem »Herumtreiber« gleichkommen würde; andere beziehen es auf die gleiche Benennung, welche auch einer unfruchtbaren Schaafmutter als verächtlicher Ausdruck beigelegt wird; noch andere wieder behaupten, es sei der Name eines angesehenen Colonisten, welcher sich unter ihnen in frühester Zeit niederliess, doch erscheint die erste Auslegung am natürlichsten. Der letzte Stamm heisst wohl »*Topnaars*« (die obersten), weil sie am weitesten nördlich wohnen; andere führen ihren Namen von körperlichen Merkmalen oder Trachten, wie das »roode Volk«, die »*Bundel-Zwarts*«, »*Veldschoen-Dragers*« und ähnliche mehr.

Der Durchschnittscharakter der ganzen Gruppe ist unstreitig bereits der eines halbcivilisirten Volkes, doch lässt sich der nationale Typus noch ziemlich scharf feststellen.

1. Körperliche und geistige Entwickelung.

Schon die erste in die Cape Records aufgenommene Beschreibung der *Namaqua* ergab einige charakteristische Merkmale, und seitdem ist eine Reihe weiterer Publicationen über dieselben erschienen, welche unsere Kenntniss in erfreulicher Weise erweiterten. Hierbei verdienen besondere Erwähnung: Gross-*Namaqua*-Land von KNUDSEN, Two lectures on great *Namaqua*-Land and its inhabitants von TINDALL und eine Reihe von Aufsätzen des THEOPHILUS HAHN[1]) über die *Nama*-Hottentotten, welcher Letzterer um so mehr Autorität beanspruchen darf, als er unter denselben aufgewachsen ist. Es ergiebt sich aus allen Berichten, dass die *Namaqua* richtige Hottentotten sind und trotz der vielfältigen Vermischungen den Typus derselben noch ziemlich rein bewahrt haben.

Sie sind sogar besonders gute Repräsentanten dieser Völkerfamilie und zeichneten sich vor Alters in körperlicher Beziehung aus; denn schon P. MEERHOFF, der in seinem Bericht die erste, kurze Beschreibung von ihnen gab, erzählt, sie seien sehr gross, halbe Riesen, und zumal ihr Häuptling sei grösser als der grösste Angola-Sclave[2]). Darin liegt jedenfalls eine gewisse Uebertreibung, doch ergiebt sich aus der Vergleichung der übrigen Autoren[3]), dass die *Namaqua* in der That die andern *Koi-koin* durch ihren Wuchs übertreffen, TH. HAHN schreibt ihnen schlanke Figuren zu, welche häufig $5\frac{1}{2}$ bis 6 Fuss gross sind, und TINDALL bezeichnet sie auch als grösser wie die cap'schen Hottentotten, betont dagegen, dass sie den *Herero* an Grösse nicht gleich kommen. Sie bleiben hierin, wie in den übrigen Zügen dem allgemeinen Charakter der *Koi-koin* getreu; dies gilt auch besonders von der Gesichtsbildung, welche TH. HAHN in kurzen Bemerkungen treffend skizzirt, soweit es ohne anatomische Kenntnisse möglich war. Er nennt die Stirn vorstehend und etwas kugelig, hatte also die bei den Hottentotten bereits beschriebene Verjüngung des Kopfes nach vorn ebenfalls beobachtet, da die Stirn gerade dadurch als vorstehend und kugelig imponirt; hätte er Schädel auf diesen Punkt hin verglichen, würde er vielleicht andere Ausdrücke für bezeichnender erachtet haben; dunkelbraue, schief (!) geschlitzte Augen, »dabei fehlt der obere Nasenknochen fast ganz, und nur kurz über dem Munde tritt die Nase kaum bemerkbar hervor, so dass eine $\frac{1}{2}''$ hohe Erhebung eben sichtbar ist, welche ohne die weiten Nasenlöcher auf die Bezeichnung Nase einen geringen Anspruch machen könnte«[4]). Ueber das Vorkommen schief geschlitzter Augen ist wohl bereits

---

[1]) Globus 1867.
[2]) C. Records p. 233.
[3]) LICHTENSTEIN a. a. O. Tom. II, p. 111.
[4]) A. a. O. p. 238.

oben (pag. 288) hinreichend gehandelt worden; es mehren sich noch täglich die Notizen über das Auftreten dieser Bildung bei den verschiedensten Afrikanern [1], und wenn man alle diejenigen als unmittelbar verwandt hinstellen will, welche etwas Aehnliches zeigen, wird die Einheit des Menschengeschlechtes gewiss bald als unumstössliche Wahrheit begründet sein [2].

Fig. 62. Maria, eine Orlam (nach einer Skizze von KNUDSEN).

Für die Beschreibung der Nase giebt das auf Tafel XXII, Fig. 2 abgebildete Hottentottenmädchen die vollkommenste Illustration, welche man wünschen kann; auch die beistehende, nach einer von KNUDSEN herrührenden Abbildung entworfene Figur [3] ist recht charakteristisch, nur sehen die Nasenlöcher nicht so stark nach vorn als gewöhnlich; Schiefstellung der Augen ist nicht zu bemerken. Die übrigen von TH. HAHN betonten Racenmerkmale sind dagegen gut ausgeprägt: die vortretenden Backenknochen, das spitze Kinn, wodurch das Gesicht nach unten dreieckig zuläuft und der etwas rüsselartig verlängerte Mund; das letztere Merkmal soll sich indessen nur beim weiblichen Geschlecht finden, die übrigen finden sich in ähnlicher Weise bei den eigentlichen Hottentotten in beiden Geschlechtern.

Es folgt nachstehend noch eine Abbildung von *Namaqua*-Frauen und Kindern nach einer CHAPMAN'schen Photographie, welche der Phantasie

---

[1] Z. B. hat SCHWEINFURTH im Lande der *Niam-niam* solche Schiefstellung häufig beobachtet.

[2] TH. HAHN scheint beim Schreiben der in Rede stehenden Aufsätze die Möglichkeit eines Nachweises der Verwandtschaft der *Koi-koin* mit den mongolischen Stämmen nicht ganz haben von der Hand weisen wollen, da er die vermeintliche Aehnlichkeit beider betont. In dem späteren Aufsatz (Beitr. zur Kunde der Hottent.) hat er dagegen einen Standpunkt eingenommen, den ich selbst für den richtigsten halte, d. h. die Abstammung der *Koi-koin* als eine offene Frage zu behandeln, bis unsere Kenntniss sich wesentlich erweitert hat.

Als Recapitulation sei hier nochmals auf die extrem verschiedene Schädelbildung der Mongolen und *Koi-koin*, die schlichten, straffen Haare, die eigenthümliche Bartentwickelung, die breiten Stirnen und breiten, aber nicht eingedrückten Nasen und mässigen Lippen der ersteren hingewiesen.

[3] Die Abbildung verdanke ich nebst verschiedenen anderen Zusendungen ähnlicher Art Herrn THEOPHILUS HAHN.

über die äussere Erscheinung solcher Personen einigen Anhalt geben wird; die sitzende Stellung verhindert es, sich über den allgemeinen Umriss des Körpers ein Urtheil zu bilden, doch erkennt man wenigstens, dass der Busen bei den jedenfalls nicht ganz jungen Frauen sich europäischen Formen auch hier mehr nähert als die entsprechende Bildung bei den *A-bantu*. Es liegt dies hauptsächlich in der normalen Entwickelung der Warze; denn schlaff herunterhängend werden die Brüste immer, das Säugen kann ebenfalls über oder unter dem Arm hindurch stattfinden, so dass Th. Hahn sich veranlasst sieht, wegen des derben Zufassens und Saugens der Kinder den Akt mit dem Ausquetschen einer Citrone zu vergleichen.

Fig. 63. Namaqua-Frauen und Kinder.

Bei allen hier abgebildeten Frauen, wie bei denen die Baines darstellt, sind die Köpfe mit Tüchern verhüllt, welche nur mit Widerstreben abgenommen werden; geschieht dies, so erkennt man an dem kurz gehaltenen Haar die beschriebene Gruppirung der dicht verfilzten, etwa erbsengrossen Büschel, wegen der Vergleichung mit Pfefferkörnern »*Peper kopjes*« genannt. Beim männlichen Geschlecht ist diese Bildung nicht immer gleich deutlich, da sie die Haare häufig länger wachsen lassen, und alsdann die verfilzten Strähnen entstehen. An diese ist jedenfalls zu denken, wenn man in Meerhoff's Bericht liest, dass einige unter den *Namaqua* Locken (!) gehabt hätten, so lang wie die eines Holländers, und dass dieselben mit kupfernen Perlen angefüllt gewesen wären.

Wenn die Figuren der *Namaqua* als im Allgemeinen schlank bezeichnet werden, so darf man doch nicht vergessen, dass auch bei ihnen die Fettpolster der *Koi-koin* vorkommen, welche oben unter dem Namen Steatopyga beschrieben wurden. Th. Hahn hat durch seinen langen Aufenthalt unter diesen Eingeborenen Gelegenheit gehabt, das schnelle Anwachsen der Fettlagen auf dem Steiss unter dem Einfluss guter Nahrung zu beobachten und beschreibt dies in sehr treffender Weise auch bei Jünglingen, welche in der Regel weniger zu dieser gutartigen Hypertrophie hinneigen als die Frauen.

Er verwirft die Angabe mancher Autoren, dass sich gleichzeitig ein Auswuchs des Os ilium (?) fände, der auch gewiss nicht vorhanden ist, dagegen trägt die starke Neigung des Beckens dazu bei, die Fettablagerungen auffallender hervortreten zu lassen.

Die Glieder sind im Uebrigen schlank, wenig muskulös, die Hände und Füsse schmal und zierlich.

Ueber diese Entwickelung des Körpers sind die Autoren in den grossen Zügen recht einig, die Leistungsfähigkeit und geistige Entwickelung unterliegt auch hier in manchen Punkten verschiedener Auffassung. Nehmen wir zunächst das Unbestrittene zusammen, so finden wir in den *Namaqua* Männer von mässiger Muskelkraft, aber durch die Gewöhnung an schwere Strapazen zäh und ausdauernd; diese Eigenschaft bethätigen sie noch heut, wie die Hottentotten des Cap in frühester Zeit besonders durch ihre Leistungen als Läufer, und TINDALL lobt sie auch wegen der schnellen Beendigung längerer Reisen zu Fuss, worin gewöhnlich, und wohl mit Recht, den Kaffern der Vorrang zugesprochen wird.

TH. HAHN erwähnt ihre Geistesgegenwart und Gewandtheit, und nimmt man noch die unbestreitbare Schärfe ihrer Sinne, besonders des Sehvermögens hinzu, so erhält man eine Begabung, welche ausgezeichnete Jäger liefern muss; in der That werden die *Namaqua* in dieser Hinsicht nur von den Buschmännern übertroffen, bei denen die Jagdleidenschaft alle anderen Neigungen überwuchert hat, während die Ersteren doch immer noch Viehzüchter geblieben sind.

TH. HAHN führt mehrere interessante Beispiele von Geistesgegenwart in Gefahren, sowie von Gewandtheit beim Spüren an, hinsichtlich deren auf das Original selbst verwiesen wird.

Soweit sind die Autoren wohl einig, weiterhin gehen die Ansichten aber mehr auseinander, indem TH. HAHN den Spielgefährten seiner Jugend eine grössere Neigung bewahrt hat, als z. B. TINDALL oder gar KRETZSCHMAR für sie empfunden zu haben scheint. Doch machen TINDALL's Angaben, soweit Vergleichung verwandter Stämme mir die Berechtigung eines Urtheils geben kann, nicht den Eindruck der Unbilligkeit, seine Bemerkungen über die *Namaqua* erscheinen ruhig und vorurtheilsfrei, wesshalb ich mich denselben gern anschliesse.

TINDALL findet ihre intellectuellen Fähigkeiten im Allgemeinen mittelmässig, erkennt aber an, dass sich manches Talent, von dem sie in ihrer Natürlichkeit nur Proben geben, weiter entwickeln liesse, sobald sie die Civilisation aus ihrer urthümlichen Indolenz durch die Gewöhnung an neue Bedürfnisse mehr und mehr gerissen haben wird. In dem Mangel an Streben und Ausdauer, sowie der daraus entspringenden Trägheit sieht er die hauptsächlichsten Hindernisse ihres Emporkommens, doch glaubt er, sie würden auch diese ablegen, wenn sie erst die ihnen noch unbekannten Arbeiten kennen und wegen ihrer Erfolge schätzen gelernt hätten. Diese Hoffnung

erscheint mir allerdings etwas sanguinisch; denn eine gewisse Energielosigkeit liegt nicht nur im afrikanischen Blut, sondern das Klima selbst befördert diese Anlage, wie man an Weissen und Farbigen sehen kann, welche als Regel energische Kraftleistungen nur zeigen, wenn die Stimmung eine gehobene ist (wie z. B. bei der Jagd).

Ihre Leidenschaften sind leicht erregt, ohne besonders heftig zu sein; während aber TINDALL die Sinnlichkeit und Selbstsucht als einen hervorstechenden Charakterzug bezeichnet, lobt TH. HAHN die eheliche Zuneigung unabhängig von fleischlicher Liebe und die Verehrung der Kinder gegen ihre Aeltern, obgleich auch hier das Aussetzen hülfloser alter Leute ziemlich allgemein behauptet wird. Ebenso betont der Letztere auch die Seltenheit der Unzucht, welche, wenn entdeckt, schwere Körperstrafen im Gefolge haben soll. Eine besondere Art der Unzucht, die Masturbation, ist unter dem jüngeren, weiblichen Geschlecht, wie ich auf gute Autorität hin versichern kann, aber eine so häufige, dass man sie als Landessitte hinstellen könnte. Es wird daher auch kein besonderes Geheimniss daraus gemacht, sondern in den Erzählungen und Sagen sprechen die Leute davon, wie von der gewöhnlichsten Sache. So heisst es, einem Mädchen sei dabei das Herz abgestossen worden, in anderem Falle würde eins von den auf ihr kauernden Gespielinnen erdrückt, und diese Ereignisse werden nicht der Wunderbarkeit wegen berichtet, sondern dienen nur als Ausgangspunkte für die alsdann folgende Gespenstergeschichte.

Sowie man zu Gebieten kommt, wo die Auslegung eine wesentliche Rolle spielt, unterliegt es selbst bei feststehenden Thatsachen grossen Schwierigkeiten, eine Verständigung unter den Autoren zu erzielen. Es steht z. B. fest, dass die *Namaqua* in noch ausgedehnterem Maasse als die übrigen Eingeborenen der Sitte pflegen, die Bedürfnisse des täglichen Lebens, Errungenschaften der Jagd und Aehnliches in ausgedehntester Weise mit den Stammesgenossen zu theilen, auch sind sie gastfrei gegen Fremde, und es erscheint daher begreiflich, wenn DAPPER angiebt, »die Hottentotten beschämten die Holländer an Milde und Treuherzigkeit gegen ihren Nächsten«; währenddem wirft ihnen TINDALL ganz im Gegentheil Habsucht, Eigennutz und Selbstsucht vor. Er sieht nämlich in der scheinbaren Nächstenliebe nur das Unvermögen des Theilenden, den Gelüsten der Gierigen, welche ihn von allen Seiten umstürmen, erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen, so dass er sich seufzend in die üble Sitte fügt mit dem festen Vorsatz, es bei nächster Gelegenheit durch die eigene Begehrlichkeit doppelt von den guten Freunden wieder herauszuschlagen. Besonders schädlich wirkt dies erzwungene Mittheilen, indem es die Leute mehr und mehr in der Gewohnheit bestärkt, der Fressgier zu fröhnen, da nur das ihnen sicher ist, was sie glücklich hinunter gewürgt haben; auch verhindert es eine verständige Vorsorge für die Zukunft, weil es schwer ist, Vorräthe irgend welcher Art zu erhalten.

Wenn TINDALL die *Namaqua* hier und da unstreitig etwas schwarz malt, so ist seine Auffassung im Allgemeinen doch nicht unberechtigt; »habsüchtig« ist wohl ein zu starker Ausdruck, aber begehrlich sind die in Rede stehenden Eingeborenen ganz gewiss, das geht aus den meisten Berichten unwiderlegbar hervor[1]. Ausser Unmässigkeit im Essen würde ihnen Niemand die grosse Neigung zum Missbrauch starker Getränke absprechen können, worin sie ebenfalls echte Hottentotten sind, und manche Autoren haben gerade diesen Fehler in besonderer Weise hervorgehoben, wie vor allen KRETZSCHMAR[2], der angiebt, dass der *Nama* für eine Flasche Branntwein sein Weib verkaufe oder einen Mord begehe. Hierin sind die Farben etwas dick aufgetragen, um der Wirkung um so sicherer zu sein, eine starke Liebhaberei für Spirituosen ist aber keinesfalls zu bestreiten. Es geht diese Neigung auch schon daraus hervor, dass die *Namaqua* sich selbst mehr mit der Darstellung solcher Getränke befasst haben als die andern Stämme; sie bereiten nicht nur das bereits erwähnte Honigbier, indem sie eine Auflösung dieses Stoffes unter Zusatz eines pflanzlichen Aufgusses zur Gährung bringen, sondern sie haben auch gelernt, aus den Früchten des *Rozijntjeboomes* (Grewia flava) wirklich eine Art Branntwein zu destilliren. Der dabei zur Verwendung kommende Apparat, welchen TINDALL genau beschreibt, deutet unverkennbar auf europäischen Ursprung und verdient daher keinen Platz unter nationalen Erfindungen.

Die lebhafte Gemüthsart der *Namaqua* prägt sich auch wie bei den verwandten Stämmen in ihrer Neigung zu festlichen Tänzen aus, womit nicht eine Art Gottesverehrung gemeint ist, sondern viel mehr ein Cultus der Sinnlichkeit, obgleich TINDALL's höchst interessante Notiz, dass in der Ausdrucksweise der Eingeborenen die Worte »sie tanzen«, von Stammesangehörigen gebraucht, bedeuten, dieselben seien noch Heiden, verschiedener Deutung unterliegen kann; wenden sie sich dem Christenthum zu, so sagt man »sie haben das Tanzen aufgegeben«, kehren sie aber zum Tanzen und damit zu ihren alten sinnlichen Vergnügungen zurück, so soll es auch bald mit den Fortschritten in der Bekehrung vorbei sein.

Was der genannte Autor hinsichtlich der Religiosität der *Namaqua* sagt, stimmt in vielen Punkten mit den Anschauungen überein, welche ich selbst bei verwandten Stämmen gewonnen habe, und die Bemerkungen sind so sachlich, dass es unmöglich ist zu sagen, der Mann urtheile so aus Unkenntniss der Verhältnisse, wenn man auch seine Anschauung nicht theilt. TINDALL sagt wörtlich Folgendes: »Was Religion anlangt, so scheinen ihre Gemüther ein fast unbeschriebenes Blatt gewesen zu sein. Bevor sie mit den ersten Grundlagen des Christenthums bekannt wurden, pflegten sie wohl kaum irgend welche Gebräuche und Ceremonien von

[1] Vergl. auch: BAINES, Explor. in S.-W. Africa p. 76. Namaqua-women begging.
[2] KR. Südafrik. Skizzen.

religiösem Charakter (?) zu beobachten, oder eine Idee von Verantwortlichkeit gegen ein höheres Wesen gehabt zu haben. Die Thatsache, dass ihre Sprache Benennungen erhält für Gott, Geister, und auch für den Bösen, scheint anzuzeigen, dass sie in diesen Dingen nicht ganz unwissend waren, obgleich Nichts weiter in den Ausdrücken der Sprache oder in ceremoniellen Gebräuchen und Aberglauben vorhanden ist, was den Beweis brächte von irgend etwas mehr als einer rohen Vorstellung einer geistigen Welt. Ich glaube, dass die abergläubischen Geschichten, welche von Reisenden ihnen abgelauscht und als religiöse Erinnerungen vorgebracht wurden, von den Eingeborenen selbst nur als Fabeln aufgefasst werden, welche man entweder zur Unterhaltung erzählt, oder die dazu dienen, die Gewohnheiten und Eigenthümlichkeiten der wilden Thiere zu veranschaulichen. Sie haben viel mehr Vertrauen zu Zauberkräften als zur Religion«. Der Autor kannte also die Worte der Sprache welche sich auf religiöse Dinge bezogen, er kannte den Aberglauben der Eingeborenen und ihre Geschichten, mochte aber darin Nichts sehen, was über unklare Vorstellungen, wie sie bei fast allen südafrikanischen Eingeborenen vorhanden sind, hinausgeht. Ob man geneigt ist, den abergläubischen Gebräuchen einen religiösen Charakter beizulegen oder nicht, kommt auf die Auffassung an, ich möchte die Frage eher bejahen, da sich in denselben unzweifelhaft religiöse Instincte offenbaren, doch werfen wir einen Blick auf die »Geschichten«, welche sich auch hier wiederum »trefflich eignen zur Vergrösserung der Legenden«.

Das grösste Verdienst, diese gewiss sehr interessanten Erzählungen weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu haben, hat Bleek, welcher eine Sammlung derselben herausgab, die er wegen dem Vorherrschen der Thierfabel »Reynard the Fox in South-Africa« betitelte. Auch mythische Ueberlieferungen kommen darin vor, zu deren Ergänzung und Erweiterung Th. Hahn in seinen schätzenswerthen Aufsätzen Vieles beigetragen hat. Die Letzteren kommen hier zunächst in Betracht, da auf sie das religiöse System hauptsächlich gegründet worden ist; obenan steht unter ihnen die Sage vom *Heitsi-Eibib*, einem räthselhaften Wesen, das als nationaler Held der *Namaqua* angesehen wird und als solcher eine gewisse Verehrung geniesst, wie der *Tsui-xoab* anderer hottentottischer Stämme, dessen Stelle er bei den Ersteren in der That einnimmt. Die Vorstellungen haben Vieles gemeinsam, so dass auch Th. Hahn durch die Vergleichung der Mythen zu dem Schluss kommt: »Es mag wirklich einst einen Mann, *Heitsi-Eibib*, gegeben haben, der als weiser und tapferer Häuptling sich unter ihnen berühmt gemacht hat. Viele seiner Thaten mögen auch in den Augen des gewöhnlichen Volkes übernatürlich und zauberhaft erschienen sein«[1]).

[1]) A. a. O. Globus 1867. p. 276.

Wir kommen somit bei den *Namaqua* gleichfalls auf einen Cultus oder wenigstens Verehrung gewisser berühmter Vorfahren, wodurch die Einheit der Anschauungen hergestellt ist. Es geht durch die ziemlich verworrenen Mythen eine Vorstellung, welche wir bei den andern südafrikanischen Eingeborenen auch schon gefunden haben, nämlich dass die Gestorbenen in sichtbarer Form erscheinen können; während aber bei den *Bantu*-Völkern diese Erscheinungen gewöhnlich in Thiergestalt stattfinden sollen, nehmen die *Namaqua* an, dass die Geister in der gewöhnlichen menschlichen Figur auftreten, sich aber auch beliebig verwandeln. In einer Anzahl von solchen Mythen, welche ich durch Güte des Dr. BLEEK im Manuscript zu sehen Gelegenheit hatte, war der Anfang der Geschichte häufig so, wie jede richtige Geschichte anfangen soll, nämlich: Es war einmal ein Mann (resp. eine Frau), der Mann starb, wurde begraben und kam wieder; die Leute aber wussten nicht, dass es ein Gestorbener war, und nun vollführt der Auferstandene seine, gewöhnlich üblen, Thaten unter der harmlosen Umgebung. Es lässt sich also bestreiten, dass mit solchem Auftreten eine Rückkehr aus dem Lande der Geister in wesenloser Gestalt analog unseren Vorstellungen gemeint ist, sondern ein Weiterexistiren der dem Tode Verfallenen unter übernatürlichen Bedingungen. So stirbt der *Heitsi-Eibib* selbst in der Mythe, nachdem er vom *Rozijntjes-Boom* gegessen hat[1]), kommt aber wieder aus seinem Grabe in leiblicher Gestalt, wird von seinem Sohne gefangen und gewaltsam an der Rückkehr in dasselbe gehindert, worauf er mit den Leuten weiter lebt. Solche gespenstige Wesen entsprechen am meisten den Vampyren unserer Sagen, wo in ganz ähnlicher Weise übernatürliche Thaten, Verwandlungen in Thiergestalten, Tödtungen und Wiederbelebungen statt haben.

Somit ist der *Heitsi-Eibib* eben so wenig eine eigentliche Gottheit, unabhängig und ausserhalb der Menschheit stehend, als der *U'nkulunkulu* der *Zulu* und doch wird auch ihm, wie diesem, eine Verheissung über Leben und Tod der Menschen zugeschrieben; in gleicher Weise schreibt die Mythe aber auch dem Monde die Verheissung zu, und die Einzelheiten der Erzählung sind dabei so ähnlich, dass man unzweifelhaft berechtigt ist, beide auf dieselbe Quelle zurückzuführen.

Anstatt des Chamaeleon und der Eidechse[2]) figurirt bei den *Namaqua* der Hase und die Laus, von welchen die letztere vom Monde zu den Menschen geschickt wird, um zu berichten: »Wie ich sterbe und sterbend lebe, so sollt auch ihr sterben und sterbend leben; der Hase aber, welcher den

---

[1]) Reyn. the Fox Nr. 39 The Raisin-eater.

[2]) Nicht »Salamander«, wie verschiedene Autoren angeben; Salamander sind träge Thiere, es galt aber ein schnelles zu nennen, auch sind Salamander den Eingeborenen kaum bekannt, während allerdings manche Eidechsen von den Colonisten fälschlich Salamander genannt werden, z. B. Klipsalamander (Uromastix), wodurch wohl der Irrthum entstanden ist. V.

Boten zufällig traf, nahm ihm die Botschaft ab und berichtete den Menschen vom Monde: Wie ich sterbe und sterbend umkomme, so sollt auch ihr sterben und gänzlich zum Ende kommen. Als der Hase dem Monde erzählte, wie er die Botschaft ausgerichtet habe, wurde derselbe zornig und schlug ihn mit einem Stück Holz auf die Schnauze, wodurch ihm die Oberlippe gespalten wurde, der Hase aber wehrte sich und zerkratzte dem Monde das Gesicht mit den Pfoten, wovon die dunkeln Flecken als Spuren bis auf den heutigen Tag geblieben sind. Der Hase aber, welcher auch die gespaltene Lippe behalten hat, wird von den Menschen gehasst und sie verschmähen es, sein Fleisch zu essen.

Dieselbe Verheissung wird dem *Heitsi-Eibib* in den Mund gelegt und der dabei gewählte Ausdruck, das »sterbend leben« scheint jenen ungewissen, übernatürlichen Zustand ausdrücken zu sollen, wie er in den Gespenstergeschichten erwähnt wird; man darf sich dadurch nicht, ohne einen groben Irrthum zu begehen, verlocken lassen, ihnen die christliche Vorstellung vom Uebergang durch den Tod zum wahren Leben vindiciren zu wollen. Die Sagen lassen ausserdem erkennen, dass es unrecht ist, in der in Rede stehenden Verheissung ein von der Gottheit geordnetes Gesetz zu sehen, sondern dass es nur Prophezeihungen zukünftig eintretender Ereignisse sind, wie solche von Personen, die übernatürliche Macht besitzen, auch sonst gegeben werden können.

Das Auftauchen dieser Mythe in der *Heitsi-Eibib*-Sage und denen vom Monde, sowie einige andere Uebereinstimmungen, die ich nicht umhin kann für zufällig zu halten, veranlassen Th. Hahn anzunehmen, dass die *Namaqua* in dem Monde den sichtbar gewordenen *Heitsi-Eibib* erkennen, doch betrachte ich die Gründe dafür nicht als zwingend; dagegen glaube ich sehr gern, dass *Heitsi-Eibib* bei den *Namaqua* den *Tsui-xoab* der übrigen *Koi-koin* ersetzt. Aber auch wenn der Beweis geliefert wäre, dass *Heitsi-Eibib* und *Xhab*, der Mond, dasselbe darstellten, ist es gewagt, darin ein Auftauchen der Trinitätsidee bei den Hottentotten zu sehen, aus dem einfachen Grunde, weil bei allen diesen Stämmen Ideen in unserem Sinne kaum ausgebildet sind. Es ist dies der einzige wesentliche Punkt, worin ich mich von der Anschauungsweise meines verehrten Freundes Th. Hahn lossagen muss. Er hat eine grosse, eigene Erfahrung auf seiner Seite, doch kann er unmöglich bemerkt haben, wie seine jugendlichen Spielgefährten vom Volke der *Namaqua* durch die europäische Umgebung und sogar durch ihn selbst beeinflusst wurden, und dadurch ihr Gemüth sowie die ideelle Seite ihrer geistigen Fähigkeiten in einer Weise entwickelten, die keineswegs mehr dem nationalen Standpunkt entsprach. In seinem eigenen Aufsatz über die Hottentotten hat er mit gesundem, treffenden Urtheil die Quellen gekennzeichnet, aus denen solche Beeinflussungen, die sich in den überlieferten Sagen an vielen Stellen zeigen, entspringen; dazu gehört aber gewiss das Aufwachsen unter Menschen von europäischer Bildung in erster

Linie. Sehr häufig ist eine kurze Wendung, scheinbar stylistischer Natur[1]), ausreichend, um den in der urthümlichen Fassung fehlenden Gedanken hineinzulegen.

Im Allgemeinen ist es bei den Sagen charakteristisch, wie wenig consequent durchdacht dieselben sind, und darin liegt gerade ein grosser Theil des originellen Ausdrucks. Wenn man z. B. in der auch von BLEEK in die genannte Sammlung aufgenommenen Mythe, welche den Titel führt »der Sieg des *Heitsi-Eibib*«, liest: »Im Anfang (?) waren zwei, nämlich *Heitsi-Eibib* und ein anderes böses Wesen; dies letztere brachte viel Menschen um, indem es sie aufforderte, mit Steinen nach ihm zu werfen, die aber die Werfenden selbst im Zurückprallen tödteten, bis *Heitsi-Eibib* diesen Mann (?) im Kampfe durch List besiegte«, so muss man einen klaren Gedankengang vermissen. War es der Anfang aller Dinge, wo kamen dann die Menschen her? und soll doch *Heitsi-Eibib* sowie der Andere ursprünglich von derselben Natur gewesen sein!

Man könnte nun anführen, das Wort »Anfang« dürfe nicht so scharf gefasst werden, es bedeute überhaupt nur »früher, ehedem« und wolle Nichts über den Anfang der Dinge aussagen, aber die Vergleichung von andern Mythen zeigt, dass solche Inconsequenzen des Gedankens häufiger vorkommen. Hierher gehört die vom »ersten« oder »einzigen Menschen«, wie sie TH. HAHN[2]) an genanntem Orte ausführlich wieder erzählt; dieser »einziger Mensch« hat in der Sage nicht nur ein Haus und Hausthiere, ist also alsbald sehr civilisirt, sondern er hat auch eine Mutter in seinem Hause, er verdient daher gar nicht seinen Namen als »einziger Mensch«. Aehnliche innere Widersprüche finden sich viele in den Mythen, sie sind charakteristisch für die Denkweise der Eingeborenen und machen die Seltenheit von Ideen, welche ja nur durch consequentes Denkes in einer abstracten Richtung gebildet werden können, erklärlich.

Was ist aber die Poesie ohne Ideen, sie ist ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle, und ich kann nicht umhin zu bekennen, das ich vergeblich versucht habe mich für das, was man als Hottentottenpoesie veröffentlicht hat, zu begeistern, eben wegen des platt materiellen Inhaltes ohne jeden höheren Gedanken, welcher eine Erhebung über den Boden der Alltäglichkeit bezeichnete. Selbst wenn die Form eine gebundene ist, was auch nur schwach hervortritt, kann man ein blosses Aneinanderreihen von

---

[1]) Wenn man z. B. im obigen Mythus über den Ursprung des Todes anstatt: »sterbend leben« sagt: »im Tode leben«.

[2]) A. a. O. Globus 1867 p. 277 die Sage vom *Gcurikhoisib*. Wie die Fussspuren des *Mo-rimo* und der mit ihm zugleich aus der Höhle hervorgehenden Thiere noch im *Ba-koni*-Lande zu sehen sein sollen, so sieht man auch auf der Felsplatte von *Koaganas* die Fussspuren des *Gcurikhoisib*. Solche Sandsteinfelsen mit abgedrückten Fährten noch jetzt lebender Thiere finden sich übrigens viel in Afrika; ich selbst habe welche bei *Khopong* an der Ostgränze der *Kalahari* gesehen, wo die Spuren noch recht deutlich waren.

schmeichelhaften Ausdrücken, wenn das Ganze ein Loblied, oder von Schimpfworten, wenn es ein Schmäh- oder Rachelied darstellen soll, wohl nicht eigentlich ein Gedicht nennen. Vielleicht sind andere Leser darin glücklicher gewesen, ich selbst vermochte nicht, tiefere Gedanken aufzufinden und schliesse mich den TINDALL'schen Bemerkungen über die geistige Entwickelung der *Namaqua* an.

Ausser dem Geisterglauben setzen sie auch ihr Vertrauen gern auf Amulette und Zauberer, sowie allerhand Aberglauben, worüber die genannten Autoren manche interessante Notizen bringen, welche unter »Sitten, Gebräuche« kurz zu recapituliren sein werden.

---

2. Kleidung, Bewaffnung, Wohnungen, Geräthe.

Da die *Namaqua* als rechte Verwandte der eigentlichen Hottentotten auch in ihrer Tracht und Lebensweise im Allgemeinen mit den Letzteren übereinstimmen, so gilt das für diese Gesagte meist auch für jene, doch erlaubt uns die Reichhaltigkeit der HAHN'schen Notizen eine Ergänzung und Bestätigung der früheren Angaben.

Die Kleidung der Männer hat im *Namaqua*-Land bereits viel von dem nationalen Charakter verloren, indessen lernen wir aus dem Bericht des PIETER MEERHOFF, dass sie in alten Zeiten den Fell-*Kaross* wie die übrigen getragen haben, sie gaben aber mehr auf Schmucksachen, wozu ihnen das Vorkommen von reichlichem Kupfer in ihrem Lande (zuweilen gediegen in gestrickten Massen) ein gutes Material bot. Die daraus dargestellten Perlen dienten sowohl zum Ausputzen der *Karosse*, als auch flochten sie sich dieselben in die Haare und trugen sie als Halsbänder, von denen eben solche Platten herunterhingen. An den Armen trugen sie Ringe von Elfenbein und Kupfer durcheinander, aber auch um die Lenden mehrfache Schnüre (MEERHOFF sagt: 30—40) von Metallperlen, Eisen und Kupfer gemischt.

Ein flaches Stück Elfenbein hing vor den Geschlechtstheilen, diente also wohl zur Zierde für den nationalen »*Jackal*«; um die Beine trugen sie geflochtene Riemchen (plated thongs), ebenfalls mit Perlen verziert. Diese geflochtenen Riemchen werden sonst bei den *Koi-koin* nicht erwähnt, wohl aber finden wir sie in sehr ausgedehnter Anwendung bei den *Herero*; vielleicht hat darin eine Beeinflussung durch die Nachbarschaft stattgefunden.

Damals trugen sie auch die nationale Bewaffnung, nämlich Wurfspiesse von eigener Arbeit, Pfeil und Bogen, sowie Schilde von doppelter Rindshaut, gross genug, um den ganzen Körper zu decken.

Heutigen Tages sind die bezeichneten Waffen zwar nicht ganz verschwunden, aber sie sind stark in Misscredit gerathen gegenüber dem Feuergewehr, welches sich ganz allgemein in den Händen der *Namaqua* findet.

Th. Hahn berichtet, dass der *Kaross* noch heutigen Tages bei beiden Geschlechtern in Gebrauch ist, wenn auch die Meisten der Männer durch europäischen Einfluss veranlasst sind, wenigstens ein wollenes Hemd und ein ledernes Beinkleid ausserdem zu verwenden. Der *Kaross* der Vornehmeren, besonders beim weiblichen Geschlecht, zeichnet sich in seinem oberen, nach Art eines Kragens umgeschlagenen Theil durch die mosaikartige Zusammenstellung bunter Fellstreifen und Fleckchen aus. Der berüchtigte »*Jackal*« der Hottentotten findet sich bei den *Namaqua* ebenfalls wieder in Gestalt eines Stückes Fell, welches, am Gürtel befestigt, beim Manne über die Genitalien herabhängt, wenn überhaupt die nationale Tracht noch getragen wird. Das entsprechende Kleidungsstück der Frauen blieb auch wesentlich dasselbe, wie es bei den eigentlichen Hottentotten beschrieben wurde; die Bezeichnung dafür ist *Qkhubib* im *Nama*-Dialect; dasselbe ist verschieden für die mannbaren und nichtmannbaren Frauen, indem die ersteren es an dem inneren, oberen Theile theils durch die am Fell belassenen Haare, theils durch angefügte Perlengeflechte verziert tragen; und auch der Schurz vor den Genitalien ist ausgeschmückt mit Metall- und Glasperlen, Quasten an den Riemchen desselben, und ähnlichem Putz. Ausserdem erscheinen die bereits von Meerhoff erwähnten, mehrfachen Gürtel um die Hüften auch heute noch zuweilen; doch anstatt der Metallperlen sind daran runde Stückchen von Strausseneierschalen angereiht, wie sie bei den *Herero* in ähnlicher Weise zur Anwendung kommen.

Nicht mannbare Frauen gehen der Sitte nach nackt bis auf den unverzierten Schurz und wenige Schmuckgegenstände in Gestalt kupferner oder messingener Ringe um die Arme und Beine.

Die Figur 63 zeigt Personen, welche die nationale Tracht noch beibehalten haben, doch bedeckt der faltige *Kaross* in der sitzenden Stellung das *Qkhubib*. Um den Kopf sind an Stelle der früheren Fellmützen Tücher europäischen Fabrikates geschlungen, welche die geringste Errungenschaft der Civilisation zu sein pflegen, deren sich Angehörige dieser Stämme erfreuen. In der oben citirten Baines'schen Abbildung erscheinen die *Namaqua*-Damen in grosser Toilette von gestreiftem Kattun, was heutigen Tages auch die häufigere Tracht ist.

Hinsichtlich der Geräthe und Wohnungen ist ebenfalls nur wenig hinzuzufügen; die Angaben der verschiedenen Autoren lehren auch darin die genaue Uebereinstimmung mit den verwandten Stämmen; ausserdem aber hatten gerade die *Namaqua* durch die Lage ihrer Wohnsitze längs der Küste und den Umstand, dass die Handelsstrasse nach dem *Herero*-Lande ihr Gebiet durchzieht, die beste Gelegenheit, sich europäische Erzeugnisse zu

verschaffen. Die colonialen *Kommetjes* [1]) haben die urthümlichen Geschirre fast verdrängt, nur die aus solidem Holze gefertigten *Bamboes* erinnern durch ihre zeitraubende Herstellung, wenn auch nicht durch die Benennung, an die alten Zeiten; die rohen, irdenen Wassergefässe und Kalabassen sind ihnen eigen, wie sie bei den übrigen Eingeborenen vorkommen und verdienen daher keine eingehende Betrachtung.

Die Hütte der *Namaqua* ist noch dieselbe geblieben, wie die Väter sie bauten, und die alten Autoren sie auch bei den cap'schen Hottentotten gefunden hatten; es ist erfreulich, dass die eingehende Beschreibung, welche Th. Hahn von ihnen giebt, es möglich macht die Uebereinstimmung ausdrücklich zu constatiren. Er erwähnt das Zusammenstehen der Hütten im Kreise und giebt das *Namaqua*-Wort für einen solchen Kraal, nämlich *Qās* (Lagerplatz); das Bild eines solchen Dorfes muss also namentlich dem in Figur 61 abgebildeten gleichen bis auf eine Ergänzung, welche in der Kolben'schen vielleicht zufällig weggelassen ist, aber nicht auf eigene Autorität hinzugefügt werden sollte. Um den Kraal vollständig zu machen, gehört um den Hüttenkreis eine Hecke von Dornen, die das rings herum lagernde, grosse Vieh abhält, den leicht gebauten Hütten allzu nahe zu kommen, und andererseits auch das innen eingepferchte Kleinvieh am Ausbrechen verhindert. Solcher äusserer Dornenzaun ist wahrscheinlich meistens vorhanden gewesen, Kolben erwähnt desselben auffallender Weise gar nicht, aber Th. Hahn giebt ihn ausdrücklich als zugehörig an.

Ueber die Erbauung der Hütten, das Zubereiten der Matten, wobei diese Eingeborenen zum Aufreihen der Binsen lange, aus Giraffenknochen gefertigte Pfriemen gebrauchen, sowie über die Herstellung der Bastschnüre dazu bringt er gleichfalls genaue Daten bei Die Anfertigung der Letztern geschieht aus dem Splint der Mimose, welcher durch Kauen geschmeidig gemacht wird, worauf je zwei gleiche Streifen auf dem prallen Schenkel gedreht und darauf zu einer Schnur vereinigt werden; solche Strähne, sowie stärkere Seile von gleichem Material, das eingeweicht, geklopft, zu Strähnen zusammengedreht und dann, wenn Mehrere zum Seil vereinigt sind, mittelst schwerer Steine zum Trocknen ausgespannt wird, geben das hauptsächlichste Bindemittel für die Mattenhütte. Besonders bei heftigem Wind ist es erforderlich, Seile über die ganze Behausung hinwegzuspannen, und durch Anbinden von Steinen das Hinwegwehen derselben zu verhindern.

Der leicht nach der Mitte zu vertiefte Boden im Innern enthält den Feuerplatz, auf welchem drei Steine zur Stütze für den Kessel placirt sind. Als einziges Meubel, wenn man überhaupt den Namen gebrauchen darf, dient im Hintergrunde der Hütte ein niedriges Gerüst von Stangen, an welchem die primitiven Geräthschaften und Waffen aufgehängt werden.

---

[1]) Eine grosse, niedrige Tasse ohne Untersatz und Henkel.

Ein Rauchfang fehlt natürlich auch hier, und die niedrige Thür wird des Nachts, wo sich die Bewohner friedlich auf dem Boden in ihre *Karosse* einrollen, durch eine heruntergelassene Matte geschlossen.

3. Religion, Sitten, Gebräuche.

Nachdem wir bereits die Grundanschauungen der *Namaqua* in höheren Dingen kennen gelernt haben, ist über Religion als Cultus nur wenig zu sagen.

Die meiste Berücksichtigung findet bei ihnen der *Heitsi-Eibib*, und zwar wird dieser verehrt durch Anrufungen, wobei man Segen erfleht, durch Darbringungen, welche auf den künstlichen Steinhaufen, unter dem Volke als Gräber der *Heitsi-Eibib* bekannt, niedergelegt werden. Die Eingeborenen werfen im Vorbeipassiren einen Stein zu dem Haufen, der dadurch mehr und mehr anwächst, oder sie legen grüne Zweige, Blumen und dergleichen auf demselben nieder, während sie den Geist anrufen, dass er ihnen günstig sein möge. Ereignet sich, nachdem sie aus Nachlässigkeit die Erinnerung unterlassen, bei dem Unternommenen etwas Unglückliches, so schieben sie die Schuld auf diese Unterlassung, und suchen sie nachzuholen; geht es ihnen dagegen schlecht trotz des beobachteten Ritus, so werden sie böse, schelten den *Heitsi-Eibib*, und wollen Nichts mehr von ihm wissen.

Von blutigen Opfern erwähnen die Autoren Nichts, obgleich natürlich auch bei den *Namaqua* eine festliche Gelegenheit irgend welcher Art ein Vorwand ist, Vieh zu schlachten und Schmausereien zu halten. Es will hier die Construction eines religiösen Systems aus den abergläubischen Gebräuchen noch weniger glücken als bei anderen Stämmen; wie die Darbringungen für den *Heitsi-Eibib* schon stark an sympathetische Mittel erinnern, so finden sich noch sehr viele andere, in welche die Leute das grösste Vertrauen setzen, während der Charakter des Zaubermittels klar zu Tage liegt. Auch diesen Eingeborenen fehlt nicht die Klasse der Zauberer, welche Hexereien entdecken, behexte Leute, d. h. erkrankte wirklich heilen oder zu heilen vorgeben, Amulette verfertigen und ähnlichen Hocuspocus treiben.

Die Art und Weise, wie dies geschieht, stimmt im Allgemeinen mit der bereits bei anderen Stämmen beschriebenen überein, nirgends ist aber der Fanatismus gegen die Hexen von gleicher Höhe wie bei den Kaffern, wozu gewiss der Wegfall des politischen Momentes beim Hexenprocess viel beitragen mag. Ueber einige beliebte Amulette der Leute berichtet

TH. HAHN, z. B. zwei Stückchen weissgelbes Holz, »Weissvergessen« genannt, weil die Weissen die vom Träger des Amuletts ihnen zugefügten Beleidigungen dadurch vergessen sollen; eine andere Sorte Holzstückchen, in besonderer Weise vereinigt, werden »Mädchenliebe« genannt, weil sie die Zuneigung des weiblichen Geschlechtes anziehen sollen und Anderes mehr. Man trägt diese Zaubermittel, welche die *Namaqua* »*Piljas*« nennen sollen, wie gewöhnlich an einer Schnur am Halse. Das Wort »*Piljas*« ist offenbar dasselbe, welches ich bei den *Be-chuana* zur Bezeichnung von bösen Zaubermitteln, im weitesten Sinne jedes Gift, in der Form »*Palias*« nennen hörte (pag. 202) im Gegensatz von »*Molèmo*«, welches jenes bekämpft. Es zeigt dieser Umstand auf's Neue, wie eng die Eingeborenen in diesen Anschauungen zusammenhängen, und wie Manches von einem Stamm zum andern übergegangen ist, doch lasse ich dahingestellt, welchem von beiden das in Rede stehende Wort ursprünglich eigen gewesen ist.

Alle diese Betrachtungen bekräftigen TINDALL's geringe Vorstellungen von der Religion der *Namaqua* und die Wahrheit seines Ausspruches, dass sie jedenfalls auf ihre Zaubermittel mehr Vertrauen setzen.

Die politische Verfassung steht auf einer gleich niedrigen Stufe wie ihre religiöse. Das nomadisirende Wanderleben, welches sie theils aus Neigung, theils gezwungen führen, die Unmöglichkeit, in manchen Theilen des wasserarmen Landes grössere Gemeinden zu bilden, steht einer festeren Organisation hindernd im Wege. Das Verzeichniss der Stämme lehrt schon, welch bedeutende Zersplitterung des ohnehin nicht zahlreichen Volkes vorhanden ist, und wie die einzelnen Abtheilungen, ohne jede Rücksicht auf den Zusammenhalt, weiter und weiter drängen, um sich mit Rücksicht auf Wasser und Weideplätze günstiger zu situiren, wie sie es schon seit Jahrhunderten thun mussten.

Soviel Familien an einem Orte nach Wunsch existiren können, soviel bleiben zusammen, reicht Wasser und Weide nicht zu, so trennen sie sich lieber, und das Oberhaupt der Familie ist unter solchen Verhältnissen begreiflicher Weise die erste Autorität. Die Bedeutung der Häuptlinge wird dadurch beeinträchtigt und erscheint häufig fast nominell, wenn die persönlichen Eigenschaften ihm nicht eine besondere Achtung verschaffen und Wohlstand nicht zur Stärkung seiner Macht beiträgt. Doch ist es bemerkenswerth, dass selbst unter so aufgelöster Organisation sich eine schwache Spur von Oberhoheit erhalten hat, indem ein Stamm, die *Kei-xhous* oder das »roode Volk«, sich heute noch »die königlichen« nennt und die Tradition aufrecht erhält, dass ihrem Häuptling *Oasib* eigentlich die Herrschaft über die andern gebühre, wenn sie auch nicht ausgeübt werden könne.

Bei den unablässigen Kriegen und Wechselfällen mannigfacher Art konnten sich die Führer wohl erproben, und Vieler Namen sind daher auch keineswegs klanglos geblieben, sei es im guten, sei es im bösen Sinne, Andere aber führten nur ein Schattenregiment. Der Beirath, aus den Ver-

tretern der angesehensten Familien erwählt, ist auch bei den *Namaqua* stets ein wichtiger Factor im Gemeinwesen, welcher im Stande ist, einen schwachen Häuptling vollständig zu leiten.

Unter dem Vorsitz des Häuptlings entscheidet der Beirath Rechtsstreitigkeiten, und urtheilt als Gerichtshof über criminelle Vergehen; die verhängten Strafen bestehen hauptsächlich in Vermögensstrafen, was zur Gemächlichkeit des Gerichtshofes viel beiträgt, und nur im Unvermögensfalle in körperlicher Züchtigung. Das formelle Recht wird in der Regel strict gewahrt, und TINDALL spricht sich sehr anerkennend über die Schärfe ihres Urtheils aus, wenn sie auch öfters aus unbekannten Gründen scheinbar thörichte Entscheidungen träfen. Er sucht diese Widersprüche sehr einleuchtender Weise dadurch zu erklären, dass er annimmt, solche Urtheile würden wohl anders ausgefallen sein, wenn geheime Gelüste die Richter nicht beeinflusst hätten.

TH. HAHN giebt auf anderm Gebiet einen ähnlichen Charakterzug an: Die Gewohnheit, vom Lebensunterhalt an die Umgebung mitzutheilen, macht diese Stämme überhaupt geneigt Gastfreiheit zu üben; die *Namaqua* haben aber noch besondere Veranlassung dazu, gegen die Fremden zuvorkommend zu sein, da sie beim heutigen Stande der Dinge stark auf dieselben angewiesen sind, um europäische Producte, deren sie bedürfen, vor allem Munition zu erhalten. Die Fremden werden im Allgemeinen von den *Namaqua* recht gut aufgenommen, und manche Häuptlinge haben zu ihren Gunsten bestimmte Gesetze erlassen, wonach die Aufnahme und Verpflegung geregelt wird. Hat man aber das Gebiet des Stammes verlassen, so dass sie darauf rechnen, das Odium der That von sich abwälzen zu können, so ereignet es sich wohl, dass die Begierde bei ihnen zum Durchbruch kommt, und sie den Gastfreund, welcher sich ihrer Gunst nicht genügend versichert hat, auf dem Wege ausplündern. Sie sehen darin keineswegs ein schlimmes Verbrechen und nennen diese unerwünschte Erleichterung des Reisenden »abnehmen«.

Welchen Werth die Eingeborenen darauf legen, das formelle Recht, besonders Europäern gegenüber, aufrecht zu erhalten, zeigte sich in einem Falle, der sich bei den *Bundel-Zwarts* zutrug. Ein weisser Händler wurde durch die Betteleien und Plagereien der Dorfbevölkerung einst aufgebracht, dass er sein Gewehr ergriff und einen der Quälgeister niederschoss, worauf die Menge auseinanderstob, der Händler aber, im Gedanken, dass sein Leben den Gesetzen des Landes verfallen sei, mit einem Begleiter und seinem *Griqua*-Treiber nächtlicher Weile in die Wüste floh; dort wurde er nach schweren Leiden schliesslich sammt seinem Begleiter von dem *Griqua* ermordet, welcher sich allein nach bewohnten Gegenden durchschlug. Es wäre unter solchen Verhältnissen gewiss zu rechtfertigen gewesen, wenn der Häuptling David Christian die zurückgelassenen Wagen des entflohenen Verbrechers als Sühne mit Beschlag belegt hätte; doch geschah dies nicht,

sondern er sandte sie, als der Besitzer verschollen blieb, mit sicheren Leuten nach der Colonie zurück.

Hätte sich der Mann gestellt, so würde der Gerichtshof ihn keineswegs zum Tode verurtheilt haben, sondern vermuthlich wäre er mit einer Busse von einigen Rindern an die Obrigkeit und die Verwandten des Erschossenen davongekommen. Vielleicht schreckte ihn aber auch der Gedanke an die Blutrache, welche bei den *Namaqua* wie bei den benachbarten *Herero* herrscht; nach Th. Hahn's Angaben scheint sie aber bei Ersteren nicht so selten zur Ausführung zu kommen, als bei den Letzteren, deren schläfriges Temperament leichter zu beruhigen ist. Gegen einen Europäer sind die Eingeborenen selbst im Falle eines Verbrechens nachsichtiger, und ich glaube nicht, dass der Bluträcher sich an ihn gewagt haben würde.

Bei unbeabsichtigtem Morde soll der Rächer sich der Sitte nach stets mit einer Busse an Vieh begnügen, und es wird dabei ein Versöhnungsmahl abgehalten, an dem sich auch die Freunde des Mörders betheiligen; dieser selbst darf aber nicht mit von dem Rinde essen, welches er geliefert hat, sondern wird nur mit dem Blute desselben bestrichen, worauf die Angelegenheit als beigelegt betrachtet wird.

Werfen wir schliesslich noch einen Blick auf das Familienleben der in Rede stehenden Eingeborenen, so sehen wir hier nicht so düstere Bilder, wie der wilde *Zulu* oder auch der *Xosa* sie uns bot; es gestaltet sich selbst freundlicher, als die Ueberlieferungen es den cap'schen Hottentotten zusprechen, wozu europäischer Einfluss freilich nicht unwesentlich beigetragen haben mag.

Auch bei den *Namaqua* ist Polygamie Landessitte, doch kommt sie bereits seltener zur Ausführung; meist begnügen sich die Leute mit einer Frau, und wenn Th. Hahn's Angabe sich bestätigt, dass ein Mann, der sein Weib durch den Tod verloren hat, nur ausnahmsweise wieder heirathet, so übertreffen sie durch Anhänglichkeit die Boeren bei Weitem; bei diesen ist es das häufigste Vorkomniss, dass ein Mann nach einander drei, vier Frauen hat, und oft genug erwartet er mit Ungeduld den Tod einer kränklich gewordenen, um eine andere zu nehmen, ehe das Gras auf dem Grabe jener zu keimen begann.

Sentimentalität ist allerdings wenig im ehelichen Leben der *Namaqua* zu finden, vielmehr gebraucht die Frau die wunderbare Geläufigkeit ihrer Zunge und den ebenso staunenswerthen Reichthum an den schmählichsten Schimpfwörtern ohne Bedenken auch gegen den Eheherrn, der sich bei der Ungleichheit der Waffen alsdann veranlasst sieht, schlagende Beweise gegen ihre Schmähllieder in Anwendung zu bringen; gleich darauf sind sie aber wieder die besten Freunde von der Welt, und scherzen zusammen, wie die zärtlichsten Liebesleute.

Durch diese engere Verbindung der Ehegatten stellt sich das Loos der Frauen überhaupt nicht so hart, als bei den meisten übrigen südafri-

kanischen Stämmen. Die Arbeitstheilung zwischen den Geschlechtern ist weniger rigoros, der Mann hilft bei den schweren Arbeiten, ausserdem aber ist hier die Klasse der Dienenden oder Sclaven ausgeprägter als sonst, wo viele Frauen sich in die Würden und in die Arbeit theilen.

Da eine Frau die Arbeit nicht wohl durchführen kann, erscheint diese Vermehrung des Hausstandes durch Gesinde geboten und nun sind es gerade die Frauen, welche durch grausame Behandlung der Sclaven die Vergeltung nehmen zu wollen scheinen, für die sonst gegen sie begangenen Ungerechtigkeiten. Diese niedrigste Klasse der Bevölkerung, über deren Bezeichnung als »Sclaven« man streiten kann, da kein bestimmtes Gesetz existirt, welches zwischen Sclaven und Freien unterscheidet, bestehen bei den *Namaqua* hauptsächlich aus Individuen, welche den verachteten Stämmen der Berg-*Damara* und Buschmänner angehören. Diese Leute werden ihrer Geburt nach nicht als gleichberechtigt betrachtet und halten die schlechte Behandlung, ebenso wie die *Vaalpenz* unter den *Be-chuana* für etwas mit ihrer Herkunft unvermeidlich Zusammenhängendes, ohne indessen rechtlich Sclaven zu sein. Als wirklich Leibeigene sind eigentlich nur die Leute zu betrachten, welche im Kriege als Gefangene oder durch Uebergabe auf Gnade oder Ungnade, wie die *Fingoe* bei den Kaffern in die Gewalt der Mächtigeren gelangen; von solchen giebt es unter den *Namaqua*-Stämmen wohl nur Wenige, aber unter allen südafrikanischen Eingeborenen übt der Reiche einen tyrannischen Einfluss über die Unbemittelten aus, welche sich in der Hoffnung, ihren Magen zu füllen, in ein Abhängigkeitsverhältniss fügen, welches de jure nichtig ist. Dass die Frauen sollten in der Lage sein, ihre Gewalt über die Dienenden zu missbrauchen, wäre bei den andern Stämmen nicht gut ausführbar, da sie selbst zum Gesinde gerechnet werden. Misshandlung oder selbst grausame Tödtung der Sclaven soll unter den *Namaqua* keine Bestrafung von Seiten des Richters nach sich ziehen, wofür Th. Hahn Beispiele beibringt, in denen sich eine studirte Grausamkeit zeigt, wie sie sonst nicht berichtet wird, wenn auch anderwärts ebenfalls vereinzelte Tödtungen von Kriegsgefangenen im Augenblick der Erregung vorkommen, oder ein gewaltthätiger Häuptling an diesen einmal seine Blutgier stillt.

In solchen Misshandlungen der Sclaven erscheint die angeborene Härte des Charakters, wie sie Jahrhunderte lange Kämpfe gegen die grausame Natur ihres Heimathlandes und ihre oft noch grausameren Mitgeschöpfe hervorgerufen haben; man darf also von vorn herein nicht mit zu hohen Erwartungen an diese Eingeborenen herantreten, da man sonst sicher Enttäuschungen ausgesetzt ist, wie sie die Missionaire auch unter den *Namaqua* vielfach erfahren haben.

Th. Hahn hatte durch sein Aufwachsen unter ihnen von Hause aus einen richtigen Maasstab für dieselben, und sein Urtheil fällt daher günstiger aus, als man nach alledem erwarten sollte. Er lobt besonders auch das

Verhältniss der Aeltern zu ihren Kindern und umgekehrt, wobei das geschlossene Familienleben von gutem Einfluss sein mag. Sein Loblied einer Mutter auf ihr Kind zeigt unverkennbar viel Zärtlichkeit, wenn auch keine Poesie. Die mancherlei Feste, welche sich mit dem Heranwachsen der Kinder, besonders dem Mannbarmachen der Knaben, dem ersten Eintritt der Regel beim Mädchen, welches dann den geschmückten *Broekkaross* annimmt und drei Tage lang in einer kleinen Umzäunung der Hütte gegenüber im Vollgefühl ihrer erlangten Würde sich der Menge präsentirt, sowie bei der Verheirathung, wo es ebenfalls hoch hergeht, gewähren Einblicke in die gemüthliche Seite ihres Lebens.

Die Braut wird wie bei den anderen Stämmen durch Geschenke an Vieh von den Aeltern erworben, eigenthümlich ist aber die Sitte, dass die Neuvermählten, während das Fest seinen Lauf nimmt, sich in die neuerrichtete Hütte begeben, worauf die Matte vor der Thür niedergelassen wird und sie unter Mitwissenschaft des ganzen Kraales ihre Brautnacht bei Tage feiern.

Hierbei bilden Schmausereien das Hauptergötzen der Menge, aber auch beim Ableben einer Person wird Vieh geschlachtet. Beim Tode seines Vaters soll der Sohn einen Bock schlachten, mit dessen Blut er alsdann die Leiche bestreicht, bevor sie in die Felle eingenäht wird. Es findet also auch bei den *Namaqua* Etwas statt, was man als Todtenopfer bezeichnen könnte, und in ähnlicher Weise fast allen südafrikanischen Eingeborenen zukommt.

Die Beisetzung, die Gestalt des Grabes und die äussere Bedeckung des Letztern ist ebenso, wie sie bei den cap'schen Hottentotten beschrieben wurde.

Der präsumptive Erbe der Häuptlingswürde soll gewöhnlich der jüngste Sohn sein.

Ueberblicken wir noch einmal zum Schluss die Umrisse des Bildes, so ergiebt sich unzweifelhaft, dass die *Namaqua* echte Angehörige der Völkerfamilie der *Koi-koin* sind, und ferner dass die vielfach verlachten Angaben der alten Autoren über die Hottentotten sich bei diesen ihren Verwandten zum Theil noch heute bestätigen lassen.

. Die Korana.

der eigentlichen *Koi-koin* bilden die *Korana*,
Tages sich zum kleineren Theile noch einer ge-
n.

Es hat dies entlichsten Grund in dem Umstand, dass sie ihre
hnsitze stets w r im Innern hatten, und darum erst spät mit den
Colonisten in Berührung kamen. Die flüchtige Notiz über ein Volk des
Namens *Gorona* (Com. plur. obj.) und *Goraqua* (Masc. plur. obj.) auf Seite
110 und 116 der Cape-Records in den für den Nachfolger gegebenen In-
tructionen VAN RIEBECK's identificirt DR. BLEEK[1]) gewiss sehr gerechtfertigter
ise mit den *Korana* (Com. plur. obj.). Dies ist die frühste Erwähnung
selben und es erscheint bemerkenswerth, dass schon damals (1662) eine
rflächliche Kenntniss auch der Inlandstämme sich bis nach dem Cap
verbreitet hatte[2]).

Von den *Namaqua* werden sie nach demselben Autor *Qgoraka* (masc. plur. obj.), von den *Ba-suto Ba-khotu*, von den Buschmännern *Teri* genannt. ARBOUSSET hat sich von Eingeborenen (wenn ich nicht irre, von einem *Mo-suto*) erzählen lassen, die *Korana* führten ihren Namen zurück auf einen Häuptling *Kora*, welcher nach den alten Berichten in der Nähe des Cap gewohnt habe, und dann mit den Stammesangehörigen, von den Colonisten gedrängt, in die heutigen Wohnsitze ausgewandert sei. Er bezeichnet die »alten Berichte« nicht näher, und da die authentischen Records abweichend berichten, auch anderweitige Autoritäten für diese Behauptung nicht bekannt sind, so ist sie in das Bereich der Erfindungen zu verweisen.

---

[1]) S. GEORGE GRAY's Libr. p. 18.

[2]) JOSAPHAT HAHN hält sie, so viel ich weiss, auf seine eigene Autorität hin für Bastardstämme, »durch das zügellose Lasterleben der Boeren entstanden« (Sic!), einer der vielen Irrthümer seines Aufsatzes über die *O va-herero*. Da die Colonie zur Zeit der ersten Erwähnung erst 10 Jahre bestand, so müsste der Stamm jedenfalls nur aus Kindern unter 10 Jahren bestanden haben. Zeitschr. f. Erdk. Berlin. Bd. IV. p. 236.

Die Wohnsitze der *Korana* lagen zur Zeit, wo sie genauer bekannt wurden, schon in denselben Localitäten, in denen sie sich auch heutigen Tages noch aufhalten; sie sind nie viel südlicher vorgedrungen, als in die dem Orange-Fluss benachbarten Districte auf dem linken Ufer in seinem mittleren Laufe bis zur Junction, dann auf beiden Ufern des Vaal-Riviers (*Kei-Garib*) sich rechts bis an den Hart-Rivier, links bis an den *Nu-Garib* und die Gränzen des *Basuto*-Landes ausdehnend. Wenn auch dies die Wohnsitze der *Korana* in den letzten Jahrhunderten waren, so sind sie doch in ihnen Nomaden geblieben, so dass von einem entschiedenen Besitzergreifen des Landes in unserem Sinne eigentlich nicht die Rede sein kann.

Ihre jüngsten Züge umfassen die Oertlichkeiten, in denen die durch das Eingreifen der Europäer in dem Strome der südafrikanischen Völker veranlasste Stauung sie festhielt, ohne diese hätten die *Korana* ihrer Wanderlust folgend, im südlichen Vordringen vielleicht später das Cap erreicht. Die Zersplitterung in einzelne herumziehende Horden, welche für die *Koikoin* charakteristisch ist, ist ihnen stets eigen gewesen, und zeigt sich auch heutigen Tages, als eines der Haupthindernisse, organisirte Verhältnisse bei ihnen einzuführen.

Die kleinen patriarchalischen Vereinigungen werden mit Namen belegt, welche den unverkennbaren Charakter von Beinamen haben und deren es eine grosse Anzahl giebt. Im Jahre 1858 waren dem Aufsatz eines ungenannten aber jedenfalls sehr unterrichteten Autors in PETERMANN's geographischen Mittheilungen [1]) gemäss, noch die alten Kapitainschaften, im Ganzen 17 an der Zahl, und deren Namen vorhanden, welche hier des historischen Interesses wegen folgen sollen.

Es lagen damals am *Kei-Garib* und zwar meist auf dem linken Ufer die Horden der »Rechthände«, »Linkshände«, »Zauberer«, »Springböcke«, »Skorpione«, »Esel«, »Flusspferde« und »Hohen«. Unter den weiter im Freistaate mit *Griqua* und *Be-chuana* (*Ba-rolong*) vermischt Lebenden waren die bedeutendsten die »grossen *Korana*« am kleinen Vet-Rivier und »*Meremezi*« (die östlichsten aller Hottentottenstämme). Weiter nach Westen, am mittleren Lauf des Orange-Flusses, lagerten, häufig den Wohnsitz wechselnd, und zuweilen bis nach *Namaqua*-Land hinunterziehend, die Stämme des »Buschvolkes«, der »Katzen«, »Schmalbacken«, »Schneider« und »Gerber«.

Es wird darauf ausdrücklich betont, dass die Stämme, ohne gerade stark verbastardet zu sein, doch durch den Einfluss der Colonisten und der *Be-chuana* bereits manches Fremde aufgenommen hätten. Die Gesammtzahl schätzt der Schreiber des citirten Aufsatzes auf etwa 20000, wovon auf die einzelnen Clanschaften eine sehr verschiedene Zahl kommt, da manche nicht mehr als 2—300 stark waren.

---

[1]) Die Hottentottenstämme u. ihre Verbreit. 1858. p. 53.

Die Schätzung war vielleicht schon damals etwas hoch gegriffen, aber sie rührt, wenn auch im Jahre 1858 veröffentlicht, doch jedenfalls aus etwas früherer Zeit her, da gerade damals wesentliche Veränderungen vor sich gingen. Während des im genannten Jahre sich ereignenden *Ba-suto*-Krieges nämlich, brachen die *Korana*-Stämme des *Kei-Garib* unter Mord und Brand in den Freistaat ein; sowie die Boeren aber Luft bekamen, wandte sich der Vernichtungskrieg gegen sie, und Viele der Horden wurden fast völlig aufgerieben, Viele flohen weiter nach dem westlichen *Be-chuana*-Lande hinein und führen dort in ziemlicher Abhängigkeit von den Häuptlingen des Landes eine prekäre Existenz.

Obgleich mit dem Verlust der Unabhängigkeit und dem Sprengen der alten Kapitainschaften auch andere Elemente, besonders von den Buschmännern, sich den *Korana* zugesellten, so dürfte die Gesammtzahl der heutigen Stämme, nachdem der Strom der Diamantzoeker einen neuen, gewichtigen Stoss gegen ihren Hauptsitz am Vaal-Rivier geführt hat, zusammen kaum mehr als 15000 betragen, wobei die Mischlinge verschiedenen Grades, welche abgetrennt davon ganz mit den Colonisten leben, nicht inbegriffen gedacht werden. Die Ueberreste der aufgebrochenen nationalen Vereinigungen haben sich an einigen Hauptpunkten zusammengezogen; von den *Korana* des Freistaates existiren noch einige Dörfer bei Bethanien und weiter im Osten von Bloemfontein als eine Vormauer gegen die *Ba-suto*, nordwestlich bei Boshof und Pniel am *Kei-Garib* und weiter aufwärts den Fluss hinauf, sowie abwärts gegen Backhouse zu; auf dem rechten Ufer am Hart-Rivier unter Botmässigkeit des *Ba-tlapi*-Häuptling, sowie einzelne Kraale im Lande der *Ba-wanketsi*. Der westliche Zweig ist theils dem *Griqua*-Häuptling Waterboer unterthan, theils bewohnt er coloniales Gebiet. Diese Letzteren, welche trotz des Bewusstseins ihrer Machtlosigkeit in dem Vertrauen auf die Unzugänglichkeit ihrer Wohnsitze sich öfters räuberische Streifzüge erlaubt haben, sind ebenfalls durch verschiedene Kommando's Seitens der Colonisten stark decimirt worden. Noch in neuerer Zeit, anno 1868, wurde ein solches von Calvinia aus gesendet, ein anderes von Gross-*Namaqua*-Land aus, und als es beiden noch nicht glückte, die *Korana* aus ihren Dickichten an der Mündung des Zak-Rivier zu vertreiben, requirirte man den alten Veteranen der Kafferkriege, Sir Walter Currey mit 300 Mann aus der östlichen Provinz, ein Zeichen, wie schwer zugänglich viele dieser Localitäten und besonders die Flussufer sind.

Diese Trupps von Banditen, welche besonders solche Localitäten lieben, waren früher unter den *Korana* noch häufiger und wurden mit dem besonderen Namen »Bergenaars« belegt.

1. Aeussere Erscheinung und geistige Entwickelung.

Soll man von den Resten der *Korana*-Stämme auf ihre frühere Beschaffenheit schliessen, so muss man annehmen, dass sie niemals die typischen Merkmale der Hottentotten so vollkommen gezeigt haben, als der coloniale Zweig derselben oder selbst die *Namaqua*. Heutigen Tages lassen sich zwei Grundtypen unterscheiden: der eine, wohl der ursprünglichere, zeigt Leute von mittlerem, zuweilen sogar ziemlich hohem Wuchs, bei eckigem, knochigem Körperbau und kräftigem Habitus, mit wesentlich hottentottischen Gesichtszügen, der andere auffallend klein, missgestaltet, dürr, mit sehr abweichenden, häufig dem viereckigen Umriss genäherten Gesichtern, wie sie weiter unten als charakteristisch für die Buschmänner beschrieben werden.

Taf. XXIII. Fig. 1 giebt ein charakteristisches Bild des ersten Typus; wie schon der ganze Habitus verräth, gehörte der Kopf zu einer ziemlich grossen Figur, von etwas schmalen Schultern, der Rücken wurde in gekrümmter Haltung getragen. Obgleich die Verwandtschaft mit den Hottentotten nicht zu verkennen ist, so liegt doch in dem langen Gesicht, dem hohen Schädelgewölbe und dem weniger spitzen Kinn manches Abweichende. Einen ähnlichen Charakter zeigt auch der junge Mann (etwa 14 Jahre alt) auf derselben Tafel, dessen Lippen für einen Hottentotten stark aufgeworfen sind, indessen hängt dieser Umstand wohl damit zusammen, dass überhaupt hier gerade ein sehr feistes Gesicht vorliegt.

Dem zu zweit erwähnten Typus entsprechen die Gesichter auf der Tafel XXV, von denen das untere, durch die breite Stirn, den eckigen Kopf, die grossen, abstehenden Ohren und die vorspringenden Winkel des Unterkiefers sehr an die Buschmänner erinnert; auch war der Wuchs des Mannes dem entsprechend, d. h. nur niedrig. Das andere Gesicht gehört zu denen von unbestimmtem, schwankenden Charakter, wie sie häufig unter solchen Stämmen vorkommen, die aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzt sind.

Ueber die Hautfarbe ist nichts Besonderes zu bemerken; dieselbe stimmt im Wesentlichen mit der, welche die übrigen *Koi-koin* zeigen, nur dürfte sie durchschnittlich etwas dunkler sein; auch kommen röthliche Varietäten häufiger bei den *Korana* vor als sonst, ohne dass gerade der Verdacht einer Beimischung fremden Blutes ersichtlich zu sein brauchte.

Das Haar ist ebenso wie es bei den colonialen Hottentotten beschrieben wurde und bildet, wenn kurz gehalten, dieselben Pfefferkörner (Taf. XXIII, Fig. 1). Die Nase ist meist kräftiger entwickelt, der Rücken breiter, die Spitze besser entwickelt und erscheint im Profil dann nicht so auffallend flach. Solche Formen wie auf Taf. XXV, Fig. 1 sind keineswegs selten.

Die Augen sind charakteristisch durch den schmalen Schlitz der Lider, das obere Lid ist häufig stark über den äusseren Winkel herabgezogen und lässt ihn also tiefer erscheinen als den inneren, wodurch auch selbst die entfernteste Aehnlichkeit mit mongolischen Gesichtszügen verschwindet.

Die Backenknochen sind kräftig entwickelt und treten seitlich vor, bilden indessen keine so scharfen Vorsprünge, wie die colonialen Stämme sie bei alten Leuten als Regel zeigen. Das Kinn ist ebenfalls stark markirt, indem das Gesicht gegen dasselbe schmal zuläuft, ohne dass es jedoch auffallend zugespitzt ist[1]).

Auch hier finden sich häufig Unregelmässigkeiten im Wuchs, welcher früher von mittlerer Höhe gewesen zu sein scheint, untermischt mit zahlreichen, den Durchschnitt überragenden Personen, während jetzt die Stämme sehr den Charakter des Verfalles an sich tragen. Die ausserordentlich zähe Race der Buschmänner hat den zerrütteten Clanschaften vielfach neues Blut zugeführt und dadurch theilweise die äussere Erscheinung geändert und das Sinken der Statur veranlasst, welches ein Theil der *Korana* erkennen lässt. Auch Kafferblut ist in jetziger Zeit wohl in beträchtlicher Menge unter ihnen vertreten; dies übt aber einen günstigen Einfluss auf die Entwickelung des Körpers, während die Hautfarbe dunkler wird. Der Häuptling der *Korana* von Boshof, *Zwart Jaan*, welchen Verfasser zu photographiren Gelegenheit hatte, gehörte, nach seinem Aeussern zu urtheilen, zu dieser Klasse. Weisses Blut scheint weniger unter ihnen vorzukommen, indem solche Mischlinge, »die Bastaarde«, sich in der Regel als etwas Besseres dünken und eigene Vereinigungen bilden, oder unter den Colonisten leben.

Ueber die Bildung der einzelnen Gliedmaassen, über die Hände und Füsse gilt hier ebenfalls, was oben im Allgemeinen in Bezug auf die *Koikoin* angeführt ist.

Ueber den Charakter und die geistige Entwickelung gehen die Ansichten der Autoren wieder sehr auseinander, doch ist dies wohl nicht anders zu erwarten, weil so vereinzelt lebende Gemeinden bei der wechselnden Umgebung unter den verschiedensten Verhältnissen begreiflicher Weise sich sehr ungleich verhalten mussten. Das Bild, welches dem Durchschnittscharakter der *Korana* am besten entspricht, ist von LICHTENSTEIN entworfen, mit dem auch BURCHELL wesentlich übereinstimmt, am wenigsten zutreffend und zuverlässig sind hier wie in andern Gebieten die Angaben von ARBOUSSET, welcher die *Korana*, weil sie mehrfach feindlich gegen seine geliebten *Ba-suto* auftraten, mit den ungünstigsten Farben malt.

Charakteristisch erscheint für die *Korana* im Vergleich zu ihren Verwandten im Süden ein gewisser Stumpfsinn und Mangel an geistiger Regsamkeit, während der coloniale Hottentot zwar träge zur Arbeit, aber munter

[1]) LICHTENSTEIN hat dieselbe Bemerkung über die *Korana* gemacht a. a. O. II p. 412.

und geschwätzig bei der Unterhaltung ist. Ihr Benehmen ist stiller, häufig fast mürrisch, und sie überarbeiten sich ebenso ungern, als die übrigen *Koi-koin*, wenn auch ARBOUSSET's Beschreibung eines *Korana*-Tagewerkes, bestehend aus abwechselndem Schlafen, Rauchen und Essen übertrieben erscheint. Ich hatte selbst einen *Kora* für längere Zeit im Dienst, der seine allerdings mässige Arbeit that, ohne dass besonderes Antreiben nöthig gewesen wäre; wirklich lustig habe ich ihn aber nur einmal gesehen, als wir eine bitterkalte Nacht halb im Wasser verbracht hatten, und die Leute am Morgen vor Kälte klapperten. Unter diesen gewiss wenig verlockenden Verhältnissen zeigte der zähe Eingeborene einen Galgenhumor, welcher auf das drolligste mit der Umgebung contrastirte.

Von Natur sind sie gutmüthig und verrathen wenig Neigung zu kriegerischen Unternehmungen, doch hält es nicht schwer, sie durch die Aussicht auf Beute aufzureizen und auch in die unbedachtsame Wildheit zu versetzen, welche so charakteristisch ist für den Buschmann. Während die Meisten von ihnen gewöhnlich friedlich in ihren Kraalen unter den Colonisten leben und der Umgegend in keiner Weise lästig fallen, gerathen die Leute bei unruhigen Zeiten in eine Art von Fieber, welches sie Thaten vollbringen lässt, die ihrer Natur sonst völlig fremd sind. So geschah es in dem bereits erwähnten Aufstande von 1858, wie in den Raubzügen der *Bergenaars* und den neueren Friedensbrüchen; bei solchen Gelegenheiten verbinden sie sich sogar mit den für gewöhnlich auch von ihnen gehassten und verachteten Buschmännern.

In ruhigen Zeiten hat ihr Auftreten zwar weder die studirte Würde des Mannes der *A-bantu*, noch den Ausdruck von Intelligenz und Beweglichkeit des Buschmannes, aber sie werden doch nicht ungern unter den Colonisten gesehen, weil ihre Geschicklichkeit im Behandeln und Abrichten des Viehes sie zu brauchbaren Mitgliedern der Gesellschaft macht; der Transporthandel nach dem Inlande, welcher zur Zeit noch fast ausschliesslich durch die schweren Ochsenwagen vermittelt wird, verwendet eine bedeutende Anzahl von Personen dieser Stämme als Fuhrleute u. s. w. Auch richten sie Reit- und Packochsen von besonderer Güte ab, und werden in diesen Künsten nur von den *Griqua* übertroffen, bei welchen sich die grössere Intelligenz und Energie europäischer Racen mit der Ausdauer und Zähigkeit des Eingeborenen verbindet. In andern körperlichen Fertigkeiten, wie im Reiten und in der Behandlung des Feuergewehrs, gehören sie zu den anstelligsten, die man finden kann, und sie haben daher öfters brauchbare Hülfstruppen für die Boeren gegen andere Eingeborene gestellt. Da sie für gewöhnlich den Nigritiern ebenso feindlich gegenüber stehen als den Buschmännern, blieb ihnen kaum eine andere Wahl, als sich an die Weissen anzuschliessen, um nicht ganz erdrückt zu werden.

In den Missionsschulen sind sie wegen ihrer Indolenz und Trägheit keine besonders erfreulichen Schüler; für geistige Bildung zeigen sie wenig

Anlagen und noch weniger Lernbegier; so lange die Tabackspenden dauern, erscheinen sie wohl zu den Unterrichtsstunden, aber ohne solche Lockung ist es schwer, sie heranzubringen. Aus freien Stücken haben sie sich natürlich mit geistigen Dingen den Kopf auch nicht warm gemacht. Es fehlt nicht an mancherlei Aberglauben, über den sie aber nur ungern sprechen, und sie nehmen, wie die cap'schen Hottentotten, die Existenz eines einflussreicheren Wesens, Namens *Tsui-xoab*, an, den sie als den Geist eines verstorbenen Häuptlings betrachten, ohne dass man indessen von der Verehrung desselben viel bemerkte (vergl. pag. 338). Die Zeiten des Vollmondes und Neumondes werden auch bei ihnen zu nächtlichen Tänzen an besonderen, gewöhnlich etwas hoch gelegenen Oertlichkeiten benutzt, eine eigentliche Mondanbetung findet aber nicht statt.

Die *Korana* sind leidenschaftliche Verehrer der starken Getränke, sowie des *Dacha* und Tabackes. Von andern Leidenschaften ist die Sinnlichkeit an vorragender Stelle zu nennen, deren hochgradiges Vorkommen bei diesem Stamme fast von allen Autoren gleichmässig betont wird. Lichtenstein hat das »air debauché« derselben (vergl. Taf. XXIII, Fig. 1) unter ihre charakteristischen Merkmale aufgenommen und betont ausdrücklich, dass ein solches Aussehen keineswegs zufällig wäre, sondern guten Grund hätte; Arbousset erklärt es für schimpflich, von den Ausschweifungen ihrer nächtlichen Tänze auch nur zu sprechen. So viel habe ich ebenfalls in Erfahrung gebracht, dass die von Kolben behauptete Sittenreinheit der Hottentotten für die *Korana* nicht gilt, indem sie, die Ueberlegenheit der weissen Race erkennend, den Auswurf der weissen Bevölkerung unter sich nicht nur gern dulden, sondern den Zügellosigkeiten dieser Menschen in jeder Weise Vorschub leisten. Auch wurden die höchsten Lehren der christlichen Religion von ihnen in sinnliche, gemeine Beziehungen verdreht, ein Beweis, wie nahe den Eingeborenen solche liegen, und wie sehr sie sich darin gefallen.

Endlich ist dem Charakter der *Korana* ein gewisser Hang zur Lüge und zum Diebstahl nicht abzusprechen, ohne dass sie das Stehlen jemals so systematisch betrieben hätten als die Buschmänner, oder zur Kriegspolitik erhoben wie die Kaffern. Wenn ihnen die Versuchung nahe tritt und es handelt sich um Gegenstände, deren Besitz ihnen Vortheil gewährt, wie Waffen, Munition, Taback, Werkzeuge, so nehmen sie öfters davon, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen. Ein Missionair, der ihnen den fehlenden Begriff »Gewissen« beibringen wollte und desshalb auf das der Sünde folgende schmerzliche Unbehagen im Innern hinwies, erhielt später, als er seine Katechumenen frug, was sie sich also unter Gewissen vorstellten, die Antwort: »Leibschmerzen«!

Fig. 64. Korana von Boshof.

2. Kleidung, Bewaffnung, Geräthe und Wohnungen.

Auch unter den *Korana* hat der nationale Verfall schon so bedeutende Fortschritte gemacht, dass sie fast Alle die Tracht der Colonisten angenommen haben. BURCHELL und LICHTENSTEIN hatten noch Gelegenheit, nationale Bekleidung an Einzelnen zu beobachten, und beschreiben dieselbe in ihren Werken; dieselbe wich von derjenigen, welche die colonialen Hottentotten früherer Zeiten trugen, nicht wesentlich ab, d. h. sie trugen die eigenthümliche Bedeckung der Genitalien, »*Jackal*« genannt, Sandalen von rohem Leder, und eine Kappe von Fellen auf dem Kopfe: um die Schultern hingen sie bei kaltem Wetter ebenfalls den unvermeidlichen *Kaross*, welcher sich von dem der *Be-chuana* durch den Zuschnitt sowie dadurch unterschied, dass er nicht aus mehreren Fellen zusammengenäht, sondern aus einem Stück war. In die Haarseite dieses Mantels schabten die *Korana* allerhand verschlungene Figuren zur Verzierung.

Der im Uebrigen nackte Körper wurde, wie bei den Hottentotten, mit Fett, Ockererde und Buchu eingesalbt und bestreut. WOOD's Angabe, dass auch die *Korana* sich mit »*Sibilo*« bestrichen, muss hier um so mehr bestritten werden, als dieser Stoff zum Schmuck des Haarschopfes dient, diese Eingeborenen, zumal die Frauen, aber das Haar mehr oder weniger kurz geschoren tragen und früher unter Fellmützen, jetzt aber unter bunten Tüchern europäischer Fabrikation verhüllen, welche sie nur ungern abnehmen. Schon ARBOUSSET hat dies kurze Abscheeren des Haares bei den *Korana*-Frauen ausdrücklich betont, weder er, noch BURCHELL, noch LICHTENSTEIN weiss etwas von ihrer Vorliebe für *Sibilo*; die gewöhnliche Tracht heutigen Tages ist so, wie sie die *Gonaqua*-Frau auf Tafel XXIV zeigt.

Als Schmucksachen erscheinen wieder dieselben wie bei den Hottentotten; bei den Männern hängen Amulette oder Schnüre von Glaskorallen, auch wohl ein Messer von *Be-chuana*-Arbeit am Halse, und die Fellmütze ist meist mit Glasperlen verziert, auch tragen sie Ringe verschiedener Art am Arme, im Allgemeinen giebt der *Kora* aber wenig auf Schmuck, wie überhaupt die braunen Racen Süd-Afrika's nicht so eitel sind als die dunkel pigmentirten. Man kann dies an der Gruppe von Männern (Fig. 64) bemerken, welche auch nicht den leisesten Versuch erkennen lassen, die abgetragenen Lumpen der Civilisation, in irgend etwas herauszuputzen, wäre es auch nur, dass sie den wunderbaren Phantasieformen ihrer Hüte durch Anstecken von Straussenfedern zu einigem Ansehen verholfen hätten. Die Frauen sind natürlich eitler als die Männer; ihre frühere nationale Tracht zeigte anstatt des *Jackal* der Männer einen bis gegen die Knie herunterhängenden Schurz von

Leder, unten in dünne Streifchen zerschnitten und mit Glasperlen verziert, entsprach überhaupt ganz derjenigen, wie sie von den colonialen Hottentotten und *Namaqua* beschrieben wird. Heutigen Tages ist dieselbe verschwunden und die Eitelkeit wendet sich vornehmlich auf bunte europäische Stoffe zu Kleidern, oder auffallend gezeichnete Tücher als Umhüllung des Kopfes, dessen Haar noch immer kurz geschoren wird. Als Schmucksachen sieht man ausserdem kleine Ohrringe, Halsbänder und Fingerringe, über die nichts Besonderes zu bemerken ist.

Die nationale Bewaffnung der *Korana* bestand aus der Assegai, welche sie indessen, ebenso wie die Messer, meist im Tauschhandel von *Bantu*-Stämmen bezogen, und Pfeil und Bogen, die wiederum den Buschmannwaffen ähnelten und gewiss grösstentheils mit Gewalt diesem allgehassten Volke abgenommen wurden. Daher erklärt es sich, dass öfters vergiftete Pfeile der *Korana* erwähnt werden, ohne dass ein Anhalt für die Annahme ist, dass diese Eingeborenen, oder die andern Hottentotten, die Bereitung der kräftigen Pfeilgifte ausgeübt haben. In industriellen Fertigkeiten verlassen sie sich lieber auf ihre Nachbarn, denen sie dagegen Reit- und Zugochsen abgeben.

Von nationaler Bewaffnung ist daher kaum zu sprechen, sondern eher von einer herkömmlichen, und sie haben diese wieder mit der grössten Bereitwilligkeit gegen die Feuergewehre vertauscht, wo sie sich solche irgend verschaffen konnten.

Bei einem so trägen, indolenten Stamm, welcher nicht einmal für eigene Waffen sorgen mag, ist auch in andern Kunstfertigkeiten wenig zu erwarten; die *Korana* werden in solchen Dingen in der That von allen übrigen Eingeborenen Süd-Afrika's übertroffen. Es findet sich wohl ein oder das andere irdene Geschirr zum Wasserholen oder Kochen, die für die *Koi-koin* charakteristischen, aus solidem Holz geschnitzten Gefässe mit etwas engerer Oeffnung und einige Kalabassen, doch zeigt sich selten eine Neigung, etwas mehr an denselben zu thun, als unumgänglich nöthig ist: Schönheitssinn verräth sich kaum durch eine leise Andeutung von rohen Verzierungen.

Ebenso verhält es sich mit den Behausungen: Die *Korana* wohnen auch in niedrigen, halbkugeligen Hütten, wie die verwandten Stämme, aber diese zeigen keine Spur von Eleganz, sondern dienen lediglich dem Nothbehelf. Eine richtige Hottentottenhütte, mit den zierlich geflochtenen Matten bedeckt, so lange sie nur sauber gehalten wird, und der Rauch sich nicht zu stark darin anhäuft, ist gar kein unangenehmer Aufenthalt und entspricht den Anforderungen des Landes recht gut; bei den *Korana* macht sie aber einen ekelhaften Eindruck, indem sich unter die unordentliche Bedachung alle möglichen schmierigen Thierfelle und alte Lumpen mischen, während auch die ganze Umgebung durch die liederlich umhergestreuten Abfälle des Wildes, alte, von den Hunden umhergezerrte Knochen und

Gehörne von Schmutz starrt und von Ungeziefer wimmelt. Ihre Art zu wohnen behalten die *Korana* gern bei, obgleich sie sonst von ihrer Urthümlichkeit so Vieles verloren haben, da die Leichtigkeit des Errichtens, sowie des eventuellen Abbrechens und Weitertransportirens der Behausung ihrer Trägheit sehr zu statten kommt.

So wohnten in der Missionsstation Bethanien [1]) die *Korana* auch noch immer in ihren altväterlichen Hütten, obgleich die Missionaire die Eingeborenen zur Errichtung civilisirterer Häuschen animirten und theilweise auch darin erfolgreich gewesen waren.

Ueber Sitten und Gebräuche derselben sei es gestattet kurz hinwegzugehen; denn wenn schon die besondere Betrachtung der *Namaqua* es unvermeidlich erscheinen liess, manches bei den eigentlichen Hottentotten Gesagte zu wiederholen, um die Zusammengehörigkeit beider Abtheilungen darzuthun, so würden sich hier die Wiederholungen aus der gleichen Ursache erneuern müssen.

Die allgemeinen Grundzüge des öffentlichen und privaten Lebens sind durchaus ähnlich und wenn auch die Vermischung der Stämme sowie europäischer Einfluss viel von dem nationalen Charakter verwischt hat, lassen sich diese doch erkennen und zeigen, dass die *Korana* ursprünglich ebenfalls richtige Zugehörige der Familie der *Koi-koin* sind.

Es finden sich die kleinen Häuptlinge von geringer Autorität mit ihrem Beirath, der Zerfall in kleinere, nomadisirende Abtheilungen, welche, abgesehen vom Namen, fast jede Beziehung zu dem Ganzen verwerfen, und dadurch die Bedeutung des Oberhauptes der angesehensten Familie der Gemeinde in den Vordergrund treten lassen. Häufig sind sie genöthigt, sich wegen dieser Zersplitterung dem mächtigsten Häuptling der Nachbarschaft, in dessen Gebiet sie leben, unterzuordnen. So steht ein Theil der *Korana* unter Botmässigkeit *Waterboers*, ein anderer des *Ba-tlapi*-Häuptlings *Mahura*, die auf dem rechten Ufer des Vaal-Rivier unter der Regierung des Orange-Freistaats.

In der Familie war Vielweiberei erlaubt, ohne häufig zur Ausführung zu kommen, und das Verhältniss der Geschlechter war nicht schlechter als bei den übrigen Hottentotten. Das träge Leben floss gleichmässig dahin, wenn die Noth nicht zur Arbeit drängte, und nur bei den nächtlichen Tänzen, die gerade unter den *Korana* sich durch Lascivität ausgezeichnet haben sollen, bemerkte man die Erregbarkeit der Afrikaner. Die Missionsstation Bethanien [1]) war ursprünglich speciell für die *Korana* bestimmt, und da auch eine Anzahl solcher Eingeborener sich ihr dauernd anschlossen, so hatten die Missionaire Gelegenheit Manches kennen zu lernen; doch hinderte auch hier die Schwierigkeit der Sprache sehr, und WURAS selbst, welcher noch am meisten in ihre Eigenthümlichkeiten eingedrungen ist, äussert sich sehr

[1]) Vergl. d. Abbild. des Ortes in: „Drei Jahre in S.-Afr. p. 118.

bescheiden über den Grad der erlangten Kenntniss. In einem über diesen Gegenstand an den früheren Gouverneur der Colonie, Sir GEORGE GRAY, geschriebenen Brief, giebt er zugleich eine Probe der Sprache zur Veranschaulichung der Schwierigkeiten, welche ich, da die *Korana*-Sprache in diesem Buche sonst keine besondere Berücksichtigung finden konnte, hier folgen lassen will:

»Die verschiedenen Zeichen, welche nothwendig sind, die mannigfachen Bedeutungen des Buchstaben *a* auszudrücken:

ᑎ *a* = lieben — das Zeichen ᑎ ist ein breiter Schnalzlaut,
ᑎᒣ *ã* = sagen — ein breiter Schnalzlaut mit einem leichten Nasallaut,
‿ *a* = schlachten — ein halbbreiter Schnalzlaut,
‿ *ã* = hungrig sein — ein halbbreiter Schnalzlaut mit einem breiten Nasallaut,
ᑎᐩ *a* = durstig — ein breiter Schnalzlaut mit dem ersten leichten Kehllaut,
ᑎ *ã* = dick — breiter Schnalzlaut mit breitem Nasallaut,
ᐱ *a* = scharf — ein scharfer Schnalzlaut,
ᐱ *a* = stehlen — scharfer Schnalzlaut mit dem zweiten Kehllaut,
ᐱ *ã* = feucht — scharfer Schnalzlaut und zweiter Kehllaut mit breitem Nasallaut,
ᐤ *a* = weinen — dritter, sehr tiefer Kehllaut,
· *a* = trinken — zweiter Kehllaut,
a = ja — breit.«

Wie sich die Schreibweisen der andern Autoren zu diesen WURAS'schen Zeichen verhalten würden, bleibt dahingestellt; jedenfalls muss eine Sprache, bei welcher zwölf durchaus verschiedene Bedeutungen nur durch die besondere Art der Aussprache eines einzigen Vokales ausgedrückt werden, der Erlernung colossale Schwierigkeiten entgegen setzen.

IV. Die Griqua.

Wie die Berg-*Damara* unter den *A-bantu* ein raceloses Volk darstellen, die nur den Namen eines wirklichen Stammes entlehnen, so die *Griqua* unter den *Koi-koin*, doch ist die Geschichte der Letzteren nicht von solchem geheimnissvollen Dunkel umzogen, wie diejenige der Ersteren. Darin stimmen Beide überein, dass die heutigen *Griqua* ebenso wie die Berg-*Damara* ihren jetzigen Habitus den Einflüssen verdanken, welche die eindringende Civilisation auf die Eingeborenen Süd-Afrika's ausübte, und sie geben ein Beispiel ab von einer eigenthümlichen, unter ähnlichen Verhältnissen öfter auftauchenden Entwickelungsphase.

Während nämlich ein Theil der unabhängigen Stämme voller Vernichtung anheimfiel, ein anderer wenigstens zum Theil unter gleichzeitiger Amalgamirung mit der Colonistenbevölkerung im Blute erhalten blieb, gelang es einem andern Theil, trotz des gezwungenen Aufgebens ihrer Urthümlichkeit, doch eine gewisse Selbständigkeit und Geschlossenheit zu bewahren.

Als Kern dieser Gemeinschaft ist ein Stamm anzusehen, welcher einige Jahrzehnte nach der Gründung der Colonie schon unter dem jetzigen Namen »*Griqua*« nördlich-östlich vom Cap, gegen den Orange-Fluss zu, als die am entferntesten Wohnenden bezeichnet wird, darüber hinaus sollten »opregte Kaffers« folgen[1]). Die entfernte Lage, sowie die verhältnissmässige Unwirthbarkeit ihrer Wohnsitze musste sie dem ätzenden Einfluss der Civilisation mehr entziehen, als die übrigen, und schon damals mochte sich manches Individuum der zerfallenden, südlichen Stämme, wenn ihm der Boden unter den Colonisten zu heiss wurde, in diese Zufluchtsstätte zurückziehen und ihren Stamm verstärken. Gleichzeitig bewirkte ein günstiges Zusammentreffen von Umständen, dass sie doch den Künsten der Civilisation nicht so fremd blieben als die ganz unberührten Stämme, indem die Flüchtlinge Manches mitbrachten und auch mehrere der frühesten Missionsschulen, welche heute versunken und vergessen sind, wie VAN KICHERER's Buschmannschule am Zak-Rivier, unfern von ihnen ihre Thätigkeit entfalteten. So lernten sie die Civilisation wenigstens in ihren Anfängen gleichzeitig kennen und fürchten, so dass sie vor dem Andringen derselben lieber weiter und weiter zurückwichen, ohne aber schwächer zu werden; denn die Zahl der Flüchtlinge, unter welchen nun auch halb gezähmte Buschmänner in grösserer Menge gewesen sein müssen, führte ihnen je länger je mehr Bestandtheile zu. Sie bildeten so eine ganz respectable Macht, die auch mit Feuergewehren versehen war, und in ihren unzugänglichen Dickichten südlich am Orange-Fluss der Unterdrückungslust der Colonisten spottete.

Diese schon damals sehr gemischte Eingeborenen-Bevölkerung trat aus ihrer relativen Vergessenheit wieder in die Geschichte ein durch das Eingreifen eines Mannes, welcher als talentvoller Führer sich an die Spitze derselben stellte: Das war *Adam Kok*, ein Mann von bedeutender Begabung, wenn er auch dunkeles Blut in seinen Adern hatte. Ursprünglich Sclave im Dienste der Farmer, gelang es ihm, durch Fleiss und Klugheit sich soviel zu erwerben, dass er seine Freilassung erkaufen konnte, worauf er sich nach dem Innern zurückzog (etwa um's Jahr 1810). Im Gefühl seiner geistigen Ueberlegenheit sammelten sich stets mehr und mehr von den herumstreifenden Resten der Eingeborenen-Bevölkerung um seine Person,

[1]) Cape Records p. 415. Vergl. auch pag. 267 dieses Buches.

die ihn als ihren Führer anerkannten, und sich nach der am höchsten geachteten Klasse gewöhnlich »Bastaards« nannten.

Auch die Reste der *Griqua* gingen in dies bunte Gemisch von Stämmen über, und die ganze Anhäufung, dadurch zu einer nicht unbeträchtlichen Macht angewachsen, zog unter Führung von *Adam Kok* den Orange-Fluss aufwärts, um sichrere und ausgedehntere Wohnsitze zu suchen. Sie liessen sich schliesslich am rechten Ufer des Flusses vom Molopo bis gegen den Einfluss des Caledon hin nieder, indem sie sich längs der colonialen Gränze unter Niederwerfung des Widerstandes der Eingeborenen ausdehnten. Waren die Gegenden auch nicht dicht bevölkert, so fanden sich doch herumschweifende Buschmänner und Horden von *Korana* in denselben, welche wie überall unter gleichen Verhältnissen dem Recht des Stärkeren weichen mussten.

Nachdem in den bezeichneten Gebieten eine unabhängige Herrschaft aufgerichtet war, wurde vermöge des Einflusses von Missionären der Name von »*Bastaards*«, welchen die Vereinigung bis dahin geführt hatte, als despectirlich abgelegt und durch Volksbeschluss der von »*Griqua*«, als einem der Bestandtheile zugehörig, für die allgemeine Benennung angenommen [1]).

Zwistigkeiten, welche wenig später unter den Mitgliedern ausbrachen, veranlassten eine ernste Spaltung, indem ein Theil als besonderer Stamm unter *Adam Kok* östlich vom Vaal-Rivier verblieb, der übrige aber unter einem anderen Führer, *Andries Waterboer*, seine Herrschaft westlich davon aufrichtete. Die Hauptstadt der östlichen Abtheilung bildete Philippolis, die der westlichen Griqua-Stad. Als darauf der Orange-Freistaat entstand, nahmen die Streitigkeiten um den Besitz des Bodens zwischen den Boeren und den *Griqua* mehr und mehr zu; die Letzteren sahen sich in Gefahr, erdrückt zu werden und nahmen daher schliesslich lieber einen Tausch der Ländereien an, welcher ihnen durch Vermittelung der englichen Regierung angeboten wurde: Die *Griqua* unter *Adam Kok* traten ihren Bodenbesitz am Orange-Fluss, östlich des Vaal-Rivier, an den Freistaat ab, und erhielten dafür einen Landstrich am östlichen Abhang der *Kwathlamba*-Kette, zwischen dem eigentlichen Kafferland, der Colonie von Natal und dem *Ba-suto*-Lande gelegen. Diese Gegend war, nachdem die Kriegszüge des *Chaka* sie verödet hatten, zur Zeit unbesetzt und wurde daher *No-mans-Land* genannt. Dorthin siedelten die *Griqua* unter *Adam Kok* über und wohnen noch heute in den bezeichneten Gegenden, doch sind sie mit dem Tausch wenig

[1]) Die Unterschiede der verschiedenen Gemeinden wurden dadurch aber nicht aufgehoben, sondern haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten, indem die *Bastaarde* sich immer noch den eigentlichen *Griqua* überlegen erachten und daher auch eigene Niederlassungen (z. B. CAMPBELL, ein Bastaarddorf) zu bewahren streben.

zufrieden, weil der verlassene Landstrich für Viehzüchter unstreitig den Vorzug verdient.

Die andere Abtheilung unter *Waterboer* lebt ebenfalls in denselben Localitäten und geniesst eine ziemliche Unabhängigkeit, indem sie sich daselbst als Gränzwehre gegen feindliche Einfälle räuberischer Stämme zeitweise sehr nützlich gemacht hat.

Weder der eine noch der andere jetzt lebende Führer ist derselbe, welcher zuerst in der Geschichte als solcher auftrat, sondern der heutige Adam Kok ist der Enkel des alten, der heutige *Waterboer* der Sohn des ersten. Die geringe Homogenität der Unterthanen, die sich noch immer in gleicher Weise geltend macht und so weit geht, dass in Süd-Afrika zur Bezeichnung eines Unterthanen von *Waterboer* lieber der Ausdruck »*Griqua-Lander*« als »*Griqua*« gebraucht wird, prägt sich auch im Aeussern der Häuptlinge aus.

Waterboer selbst, noch mehr aber sein Vater, repräsentirte den Habitus, welchen die Afrikaner heute noch als »*Griqua*« bezeichnen, d. h. ein Individuum von Hottentottenabstammung, in welchem eine Beimengung von Buschmannblut unverkennbar ist. Solche Personen zeichnen sich, auch wenn sie, wie es bei dem jüngeren *Waterboer* unzweifelhaft erscheint, etwas weisses Blut in den Adern haben, durch geringe Körpergrösse, schlanken Körperbau, markirte, meist unschöne Gesichtszüge mit den stechenden, rastlosen Augen des Buschmannes aus; Haar und Gesichtsfarbe bleiben, so lange das weisse Blut nicht vorzuherrschen beginnt, noch ähnlich derjenigen der reinen Race; die Farbe ist nur um einen Ton heller und aschiger, das Haar nicht ganz so eng gedreht wie sonst.

Anders verhält es sich mit den *Bastaarden*; wenn auch europäische Missionaire in dieser Bezeichnung etwas Despectirliches fanden, so gilt dies doch keineswegs unter den Eingeborenen, und haben sich jene bemüht, die Benennung »*Griqua*« zu Ehren zu bringen, gilt dieselbe doch heutigen Tages noch nicht für schmeichelhaft, sondern, wer irgend auf weisses Blut Anspruch erheben kann, nennt sich mit Stolz einen »*Bastaard*« und protestirt gegen die Bezeichnung »*Griqua*«. Warum soll auch ein Hottentott sich nicht mit weissem Blut brüsten dürfen, wenn sich in Europa ein Dunois rühmend »Bastard von Orleans« nannte?

Unter den *Bastaarden*, welche den Kern der *Griqua*-Nation ausmachen, sind zwei Kategorien zu unterscheiden, nämlich solche von *Koi-koin* und Europäern, und zweitens solche von Nigritiern und Europäern; die dritte Kategorie aus Verbindungen der beiden Eingeborenenfamilien hervorgehend, ist auch vorhanden, doch entzieht sie sich am meisten der Beobachtung und bildet keinen so integrirenden Bestandtheil der Bevölkerung.

Wie bereits erwähnt, hatte der alte *Adam Kok* schwarzes Blut in seinen Adern, und auch im Enkel verräth sich dies noch sehr deutlich. Die Gesichtszüge haben noch das Massive, Plumpe des Nigritiers, wenn sie

sich auch schon den europäischen Formen nähern, die Lippen sind mässig aufgeworfen, die Farbe dunkel aber matt, die Haare nicht mehr verfilzt, sondern kraus und buschig. Der Ausdruck des Gesichtes ist männlich, entschlossen aber wenig intelligent oder schlau; der Körper robust, von breiten Schultern und mittlerem Wuchs.

Dieser Habitus findet sich bei der genannten Klasse von Mischlingen recht häufig, bemerkenswerth ist aber, dass die Hautfarbe zuweilen auffallend dunkel wird; in anderen Fällen ist der Teint wieder so hell, dass der Unkundige die Vermischung nicht bemerkt, welche indessen auch dann an einem eigenthümlichen grauen Ton, den das Gesicht beim Erblassen der Personen annimmt, dem matten Glanz des leicht gekräuselten Haares und den bläulichen Fingernägeln sichtbar wird. Nicht selten treten in den Zügen solcher Menschen die edlen Linien europäischer Adelsgeschlechter wieder in wunderbarer Deutlichkeit zu Tage, während sie der afrikanische Aufenthalt beim weissen Vater vielleicht schon stark verwischt hatte, und beweisen durch unmittelbare Vergleichung, wie viel dem schwarzen Blut Afrika's zu solcher Formation fehlt.

Eine genaue Statistik, welche über solche Verhältnisse überhaupt schwer zu beschaffen sein dürfte, ist nicht vorhanden, doch ist so viel unzweifelhaft, dass das Blut der *Duplessis*. *de Pelissier*, *du Toit*, *Vivier*, *Fouché*[1]) u. s. w. auch in den Adern manches Farbigen fliesst, und sie nicht die Namen allein tragen.

In keinem Lande hat sich so schnell eine zahlreiche Bevölkerung von Mischlingen gebildet, als in Süd-Afrika, wobei als begünstigendes Moment die relativ gute sociale Lage derselben, welche das Aufbringen und ihre spätere Existenz sehr erleichtert, bedeutend beigetragen hat.

Am leichtesten scheinen sich, wie es sich auch in andern Ländern herausgestellt hat, dort europäische Nationen mit den heller pigmentirten Eingeborenen zu vermischen; denn unter den *Bastaarden* herrschen diejenigen mit Hottentottenblut vor und geben für die so benannte Klasse der Bevölkerung den durchschnittlichen Typus ab. Bei ihnen unterliegt die Gesichtsbildung begreiflicher Weise den bedeutendsten Schwankungen; sie ist im Allgemeinen nicht günstig, doch finden sich besonders unter dem weiblichen Geschlecht zuweilen Personen, bei denen der eigenthümlich sinnliche Ausdruck der geschlitzten Augen, die geschwellten Lippen und leicht gelbliche Färbung, welche Merkmale sie den hottentottischen Voraltern verdanken, keineswegs zur Beeinträchtigung der Reize beiträgt. Es kommt dazu, dass die selbst bei reinem Eingeborenenblut in jüngeren Jahren nicht unschöne Büste, die zierlichen Hände und Füsse der Hottentotten in der

[1]) Diese Familien gehörten meist der hugenottischen Einwanderung an und sind noch heut sehr verbreitet.

Kreuzung mit weissem Blut nicht zu verlieren pflegen, sondern sich noch verfeinern.

Bei männlichen Individuen ist der Wuchs durchschnittlich nicht niedrig; die Körper sind robust und kräftig entwickelt, die Muskulatur nähert sich mehr der europäischer Racen und die *Bastaarde* fühlen sich nicht nur, sondern sind dem reinen, afrikanischen Blut wirklich überlegen. Ueber die Gesichtsbildung sind wegen der grossen Schwankungen allgemein günstige Angaben nicht zu machen, die Hautfarbe nimmt häufig, ohne wesentlich heller zu werden, einen röthlichen Fleischton an, wie das Feld No. 6 der Farbentafel andeutet.

Haupthaar und Bart bleiben bei den ersten Kreuzungen gerade dieser Kategorie meist noch sehr afrikanisch, besonders pflegt der Bartwuchs sich gewöhnlich unbedeutend zu entwickeln.

Der sehr wechselnde, unbestimmte Habitus aller dieser Mischlinge hielt mich ab, von solchen Individuen Portraits wiederzugeben, da keine Möglichkeit vorhanden ist, allgemein gültige Gesetze daraus abzuleiten; es wird

Fig. 65. Farbige der Colonie.

hier nur ein Holzschnitt eingefügt, nach Photographie entworfen, welcher eine Vorstellung von dem äussern Ansehen und der grossen Unähnlichkeit geben kann. Die drei Personen sind Farbige der Colonie und zwar hat der Mann rechter Hand (welcher leider nicht glücklich wiedergegeben ist) den Habitus der *Griqua*, die mittlere Frau verräth sich durch das nach oben und unten verjüngende Gesicht als Hottentottenbastard, die dritte zählt zu den Nigritiern (Fingoefrau?).

Unberechenbar und schwankend, wie die äusseren Merkmale der Mischlinge sind, so unberechenbar ist auch ihr Charakter und ihre geistigen Eigenschaften. Durchschnittlich überragen sie die Eingeborenen auch geistig, wie es hinsichtlich des Körpers der Fall ist, aber allerdings sowohl in Tugenden wie in Lastern.

Die Kreuzung mit weissen Racen giebt ihnen, was den meisten reinen Afrikanern als Regel abgeht, Energie des Handelns, die nicht wie Strohfeuer der Erregung des Augenblicks ihre Entstehung verdankt, sondern andauernd dem vorgesetzten Ziele nachstrebt. Dies lehrt die ganze Geschichte der *Griqua*, wie ihrer Führer, dies zeigt aber auch der Einzelne in seinem Ringen mit der feindlichen Natur des Heimathlandes.

Kein anderer Stamm Süd-Afrika's hat die Mittel, wodurch die Europäer ihre Macht hauptsächlich stützten, so schnell und so erfolgreich sich zu eigen gemacht als die *Griqua*, unter diesen aber wieder die eigentlichen *Bastaarde*; am meisten zeigt sich dies in der Handhabung des Feuergewehrs, worin selbst die Jägernation der Buschmänner nicht mit ihnen concurriren kann. Es ist erstaunlich zu sehen, was diese Schützen mit ihren einfachen Musketen leisten, wie ich mich bei verschiedenen Gelegenheiten überzeugen konnte; sie unternahmen für kürzere Distancen den Wettstreit gegen die besten englischen Büchsen und, wenn sie auch in so ungleichem Kampfe nicht siegen konnten, so gingen sie doch stets mit Ehren aus demselben hervor. Die wasserlosen Steppen der *Kalahari*, in welche sich die weissen Jäger nicht mehr hineintrauen, machen sie dem wandernden Buschmann als Jagdgrund streitig, und lange bevor Oswell mit Livingstone den *Ngami* erreichte, hatten die kühnen *Griqua* auf selbst entdeckten Wegen durch die Wüste seine Ufer besucht, Elfenbein einzutauschen.

Diese wunderbaren Leistungen werden ihnen dadurch möglich, dass sie einmal sich selbst im Hinblick auf ihr Ziel willig den härtesten Entbehrungen und Strapazen unterwerfen, ausserdem aber mit einer Schnelligkeit reisen, welche unübertrefflich ist. Wenn man auch die *Korana* mit Recht wegen der meisterhaft abgerichteten Zug- und Reit-Ochsen rühmt, so erreichen sie in dieser Hinsicht doch nicht die *Griqua*, welche eine eigenthümliche, gedrungene Rindviehrace züchten von mässiger Grösse, deren Schnelligkeit und Ausdauer ganz vorzüglich ist.

Als fliegende Colonne geht der Jagdzug mit einem ausgeruhten Gespann vor den klapprigen, leichten Wagen, die kaum das Nothdürftigste enthalten, tief hinein in die wasserlossen Landstriche; die Ochsen suchen sich Wassermelonen oder müssen in Ermangelung solcher wohl oder übel aushalten, bis die Beute gewonnen ist, und der schleunige Rückzug angetreten werden kann.

Auch als Reiter sind die *Griqua* tüchtig, obgleich sie nicht die vortheilhafte Reiterfigur des zwergenhaften Buschmannes haben; sie halten gern Pferde, wenn sie die Kosten bestreiten können, dies vermag indessen nur ein kleinerer Theil von ihnen.

Andere Einrichtungen, welche die Civilisation mit sich bringt: europäische Kleidung, Benutzung von complicirterem Geschirr beim Essen, Wohnen in meublirten Häusern nach europäischem Muster, das Alles haben sich die *Griqua* in höherem Grade zu eigen gemacht, als die übrigen Ein-

geborenen. Die luftige Hütte, wie die Urväter sie in Afrika bauten, können Viele noch nicht gänzlich vergessen, und errichten sich solche, auch wenn sie ein Häuschen besitzen, neben diesem als Villa. So bewohnte der Häuptling *Waterboer* in Griqua-Stad ausser zwei ganz respectablen Gebäuden in europäischem Styl doch noch seine Mattenhütte, die bei schönem Wetter in der That auch den angenehmeren Aufenthalt gewährte.

Die Verfassung der *Griqua* ist allein noch ähnlich derjenigen, wie sie der alte KOLBEN bei den Hottentotten beschreibt, doch spielen die Häuptlinge scheinbar nur eine so untergeordnete Rolle; während der eitle Schwarze, der einige Hundert Leute commandirt, sich geberdet, als könne er die Welt stürmen, stellen sich diese gewöhnlich als die ergebenen Diener ihres grossen Rathes dar, den sie aus Politik stets vorschieben, wenn ihnen die Ausführung einer Anforderung nicht genehm ist. Dass darum ihre Macht nicht gering ist, bewies der alte *Waterboer*, indem er, als eine Parthei botmässiger Bergenaars unfolgsam war und auf eigene Faust Streifzüge machte, die Rädelsführer ohne Weiteres ergreifen und nach erfolgter Verurtheilung bei Griqua-Stad aufhängen liess; auch dieser gefiel sich aber in der Rolle des Bescheidenen und unterschied sich in der Tracht kaum von dem niedrigsten seiner Unterthanen.

Angelegenheiten, welche das allgemeine Interesse in Anspruch nehmen, werden stets vor den Rath, bestehend aus den angesehensten Männern des Stammes, gebracht, und der Häuptling übernimmt scheinbar nur die Ausführung von dem, was der hohe Rath beschlossen hat, sein Einfluss ist aber bei näherer Untersuchung wohl zu bemerken. Auch im Felde sind die *Griqua*-Häuptlinge stets als die Führer ihrer Mannschaften aufgetreten und haben sich als solche sogar einen grossen Namen gemacht, so z. B. der alte *Waterboer* in der Schlacht gegen die *Mantatisi*, wo wenige Hundert unter seiner Führung den siegreichen Kampf gegen viele Tausende vollbrachten; ihre Rolle ist daher keineswegs so unbedeutend, wie sie auf den ersten Blick erscheint.

Mir war die Freundschaft des Nachfolgers ein mächtiger Schutz beim Reisen im *Griqua*-Lande und die Leute suchten stets aus Furcht vor *Waterboer*, den Verdacht, mich unrechtmässiger Weise zu benachtheiligen, von sich abzuwälzen, wenn sie ihre Habgier zu Ungebührlichkeiten verleitete [1]).

Es ist ein nicht zu unterschätzender Vortheil, sobald man beim Verkehr mit diesen Mischlingen sich bewusst ist, irgend einen Rückhalt zu haben; denn ihr unberechenbarer Charakter macht es unmöglich, ein volles Vertrauen zu ihnen zu fassen. Das excentrische Wesen veranlasst sie zuweilen, ohne nachweisbare Veranlassung feindlich gegen die aufzutreten, welchen sie eben noch Wohlthaten erwiesen, und ihre bedeutendere Energie

[1]) Vergl.: Drei Jahre in S.-A. p. 266.

und ihr Muth bringt sie leichter als andere Eingeborene zu Gewaltthätigkeiten. Aus diesen Gründen findet man unter den Mischlingen ebenso die gefährlichsten Verbrecher des Landes, wie sie andererseits, solange sie Treue bewahren, die brauchbarsten Gefährten unter schwierigen Verhältnissen abzugeben vermögen.

In allen diesen Beziehungen, im Guten wie im Bösen, zeigt sich unverkennbar der mächtige Einfluss der Zufuhr von weissem Blut, und man darf also zur Beurtheilung der Eingeborenen reiner Race Nichts herbeiziehen, was den *Griqua* im weiteren Sinne zukommt.

B.

Die Buschmänner.

Im vorliegenden Abschnitt ist man wiederum genöthigt, einen Trivialnamen und zwar einen solchen, der seinem Ursprunge nach zu verwerfen ist, als Ueberschrift zu benutzen. Obgleich dieser Umstand im Allgemeinen bedauerlich erscheinen muss, bietet er doch einen Vortheil, nämlich den, dass der Name eben wegen seiner Inhaltslosigkeit den objectivsten Charakter an sich trägt und nach keiner Seite hin präjudicirend einwirken kann.

Nur eine ruhige, objective Abwägung der Thatsachen ist im Stande, uns in den jetzt zu berührenden schwierigen Gebieten vor dem Irregehen zu bewahren, nachdem in ihnen bereits eine ziemliche Anzahl von Autoren durch den Mangel dieser Eigenschaft viel mehr zur Verwirrung der wichtigsten Fragen als zur Lösung beigetragen haben. Gerade hier hat das Urtheilen nach vorgefassten Meinungen zur gläubigen Annahme schematisirter Vorstellungen geführt, welchen der thatsächliche Boden mehr oder weniger vollständig fehlt. Weil es viel bequemer ist, ein einfaches Schema wieder und wieder breit zu treten, als wirkliche Beobachtungen, die manches Räthselhafte an sich tragen, zu registriren und den leitenden Faden darin aufzusuchen, so hat die grosse Menge sich bereitwillig der schematischen Anschauungsweise angeschlossen; und nur bei den wirklichen Beobachtern ist Unterstützung für die Feststellung des Thatsächlichen zu erwarten; leider aber haben auch von diesen Viele es nicht vermocht, sich hinreichendes Material zu verschaffen, um positive Angaben zu machen [1].

[1] Am schätzenswerthesten gilt dem V. die entschiedene Unterstützung, welche seine Ansichten durch den bereits mehrfach citirten THEOPH. HAHN gefunden haben, eine Autorität von grosser Bedeutung, da derselbe, selbst Afrikaner von Geburt, den Studien der Eingeborenen seinen grössten Fleiss zugewendet hat.

Vergl. TH. HAHN's Aufsatz: Die Buschmänner. Globus 1870, Nr. 5 u. 6.

Es wäre wohl zu extrem, wollte man die Buschmänner den Hottentotten in gleicher Weise an die Seite stellen, wie auf der andern Seite die Kaffern zu diesen stehen, doch bilden sie jedenfalls eine scharf gesonderte Gruppe, welche den *Koi-koin* nur als Unterabtheilung angefügt werden kann. Gewisse Aehnlichkeiten beider Abtheilungen, wenn auch theilweise ebensogut durch Vermischung erklärbar, führen auf diese Anordnung; es wäre aber gerechtfertigter, die drei Gruppen sich unter einander gleich zu ordnen, als die Buschmänner, wie es eine Anzahl von Autoren befürworten, gänzlich mit den Hottentotten zusammen zu werfen. Bevor indessen die verschiedenen Ansichten ausführlicher beleuchtet werden können, ist es nothwendig, die sachliche Grundlage dafür möglichst klar zu legen.

Der Stamm der Buschmänner ist unter den südafrikanischen Eingeborenen der in der Civilisation am niedrigsten stehende. Er hat nie staatliche Vereinigungen irgend welcher Art gebildet, sondern lebte stets in kleineren Familien oder Horden von verschiedener Kopfzahl, welche durchaus unbeständig waren und von Zufälligkeiten abhingen, so dass eine allgemein geltende Eintheilung derselben nicht aufzustellen ist. Man unterschied und unterscheidet sie noch, soweit überhaupt etwas von ihnen übrig geblieben ist, nach den Gebieten, in denen sie umherziehen, und spricht so von Buschmännern des Orange-Freistaates, der *Kalahari*, *Namaqua*-Landes etc.

Die Bewohner der verschiedenen Landstriche weichen in Gestalt und äusserem Ansehen nicht in wesentlichen Punkten von einander ab, so dass man die Unterschiede auf Familieneigenthümlichkeiten und den Einfluss der örtlichen Verhältnisse zurückführen kann, ohne dass es nöthig wäre, tiefgreifende Trennungen anzunehmen. Durch ganz Süd-Afrika vom Cap bis hinauf zum Zambesi und wahrscheinlich weit darüber hinaus zieht, oder zog sich einst das Gebiet der Buschmänner; wenn sie aus einem grossen Theile der bezeichneten Gegenden verschwunden sind, so hat dies seinen Grund in dem Umstande, dass sie noch in historischer Zeit, d. h. vor ein paar Hundert Jahren daselbst mit Feuer und Schwerdt ausgerottet wurden.

Da die Buschmänner das Land, welches sie bewohnten, sich nicht durch Cultur unterwarfen und zur Heimath machten, wurde ihr Recht darauf von den später Kommenden auch nicht anerkannt und heimathslos blieben sie, wie sie auch namenlos sind.

Der Ausdruck »Buschmann«, welcher wegen Fehlens einer nationalen Bezeichnung nicht wohl umgangen werden kann, ist sehr verschieden gedeutet worden, während es hier wie in anderen Fällen besser gewesen wäre, nicht zu deuten, sondern den Namen zu nehmen, wie er in der Sprache, der er ursprünglich angehört, der holländischen, vor Bekanntwerden dieser Eingeborenen bereits existirte.

Will man durchaus deuten, so erscheint es am einleuchtendsten, dass die Bezeichnung »Buschmänner« einen Volksstamm anzeigt, der sich in buschigen Gegenden verbirgt; es ist diese Erklärung dem Worte von vielen Autoren auch wirklich gegeben worden, so z. B. von SPARRMANN[1], der die genannten Eingeborenen im Gegensatz zu seinen »chinesischen Hottentotten« meist »Buschhottentotten« nennt, und es unterliegt keinem Zweifel, dass auch heutigen Tages besonders Deutsche und Engländer das Wort in diesem Sinne gebrauchen. Da der Buschmann noch immer seine Vorliebe für buschiges Land behalten hat und für ihn auf den Titel eines eigentlichen »Waldbewohners« nie Anspruch erhoben worden ist, so ereifert sich LICHTENSTEIN[2] wohl mit Unrecht, indem er dagegen auftritt, dem Namen eine solche Erklärung zu geben, sondern denselben lediglich auf die Gewohnheit dieser Eingeborenen zurückgeführt wissen will, aus verflochtenen und heruntergezogenen Zweigen des Tarchonanthusbusches sich ein Nachtlager oder einen Hinterhalt zu bereiten, wonach »Bosjesman« unserem »Strauchdieb« entsprechen soll. Es scheint, dass LICHTENSTEIN nie selbst so als Buschmann hinter den Tarchonanthuszweigen campirt hat, was wunderbar genug ist, da Eingeborene jedes Stammes sowie Colonisten, wo die Umstände es erheischen, noch heut diese sehr zweckmässige Methode anwenden, und dass er niemals ein preussisches Bivouak gesehen hat. Die Sache kommt nämlich ganz auf dasselbe Princip heraus, und der einzige Unterschied ist, dass, was man in dem einen Falle mittelst Stroh herstellt, man in dem anderen, in Ermangelung von solchem, aus Tarchonanthusästen macht. Ein derartig einfacher und vielseitig benutzter Kunstgriff dürfte den holländischen Colonisten wohl kaum so sehr imponirt haben, dass sie darnach die Bezeichnung wählten; gegenüber der LICHTENSTEIN'schen Auffassung ist die ersterwähnte wegen des fortdauernden Gebrauches jedenfalls die mehr berechtigte. In derselben Weise ist das Wort auch von einer maassgebenden Behörde, dem »Select Comittee on Aborigines«[3] gedeutet worden, welches sich darüber so äussert: Ausser den unterworfenen Hottentotten gab es andere Afrikaner desselben oder verwandten Stammes, welche frühzeitig mit dem Ausdruck »Buschmänner« bezeichnet wurden, von ihrer Abneigung sich ansässig zu machen (to become bondsmen), indem sie es vorzogen, lieber eine zweifelhafte Existenz in Feld und Wald zu führen.

Die Berechtigung einer solchen Auslegung indessen zugegeben, muss man doch sagen, dass der Ursprung und die erste Anwendung des Namens für Süd-Afrika ein durchaus anderer war, wie sich aus dem Studium der holländischen Sprache und der Vergleichung mit den alten Quellen ergiebt.

---

[1] SP. a. a. O. p. 188.
[2] L. a a. O. II. p. 78.
[3] Report of Select Comittee on Aborigines.

Die Etymologie des Wortes »*Bosjesman*«, welches die ursprüngliche Form ist, zeigt, dass es als identisch mit unserem Ausdruck »Waldmensch« betrachtet werden muss, und der ursprüngliche Sprachgebrauch bezeichnet damit nicht einen beliebigen Waldbewohner, sondern ein Individuum jener fabelhaften Race, die, eine Mittelstufe zwischen Mensch und Affe, schon seit dem grauen Alterthume in Büchern naturhistorischen Inhaltes, in Reisebeschreibungen etc. spukt. Diese Sagen sind ja bekannt genug, und es erscheint unnöthig näher darauf einzugehen, nur möchte ich wegen der Uebereinstimmung des Continentes auf den in punischen Berichten auftauchenden, haarigen, in dichten Wäldern des Sudan lebenden Volksstamm, sowie auf PLINIUS' Beschreibung der Garamanten als eine Hauptgrundlage der Fabel vom Waldmenschen speciell hinweisen. Diese Fabel, lange Zeit als solche erkannt, gewann auf's Neue Bedeutung mit der Auffindung der anthropoiden Affen, besonders des Orang-outang, welcher nun den Namen »Waldmensch« (was sein malayischer Name ebenfalls bezeichnen soll) für sich in Anspruch nahm.

In den ersten Zeiten der Colonie unter VAN RIEBECK fanden die Leute am Abhange des Tafelberges einen todten Pavian, welches Ereigniss von dem Gründer mit folgenden Worten in seinem Journal angeführt wird: An diesem Tage[1]) wurde am Berge ein todtes »*Bosmanneken*«, in Batavia *Ourang-outangh* genannt, aufgefunden, so gross wie ein schwaches Kalb, mit Händen und Füssen wie die eines Menschen[2]).

Es beweist diese Stelle das Wiederauftauchen des Ausdruckes »*Bosjesman*« in Süd-Afrika, und wenn auch anfänglich die Colonisten denselben nicht auf den später so bezeichneten Volksstamm übertrugen, sondern Abtheilungen desselben sogar vielfach aus Unkenntniss mit den Hottentotten zusammenwarfen, lag eine solche Uebertragung doch zu nahe, als dass sie nicht sehr bald hätten darauf verfallen sollen. Schon im Jahre 1685 wird daher in den officiellen Berichten erwähnt, dass Capitain CLAAS ein Hottentottenhäuptling des Cap, Krieg hätte mit den *Sonqua*, gemeinhin »*Bosjesmannen*« genannt[3]).

Je mehr die Farmer die Buschmänner kennen, zugleich aber auch fürchten und hassen lernten, um so mehr war ihnen daran gelegen, diese Race, welche erbarmungslos vertilgt wurde, schon zur Beruhigung eines zarteren Gewissens als nicht dem Menschengeschlechte zugehörig betrachten zu dürfen. Während also die Paviane den ihnen gebührenden Namen erhielten, ging der ursprünglich für diese gebrauchte auf den Stamm über, der nach allgemeiner Ansicht ja nur eine etwas begabtere, aber darum auch

---

[1]) Cape Rec. Apr. 1654.

[2]) Bezeichnend für die damaligen Zustände der Colonie ist es, dass die Leute den verreckten Pavian mit Vergnügen assen und wohlschmeckend fanden. V.

[3]) SIMON V. DER STELL's Journ. Cape Rec. p. 402.

gefährlichere Abart darstellte. Noch heutigen Tages kann man vielfach in Süd-Afrika von Leuten, die niemals KARL VOGT's Vorlesungen über den Menschen gelesen haben, die Behauptung aufstellen hören, dass die Buschmänner in der That den Pavianen näher ständen als den Menschen; die *A-bantu* selbst stimmen mit ein in die härtesten Urtheile über den unglücklichen Stamm, dessen stellenweise Aehnlichkeit mit gewissen Thierklassen hat zum Vorwand dienen müssen, ihn thierisch zu behandeln. Die *Bosjesmannen* sind demnach in der Meinung sämmtlicher anderen Süd-Afrikaner die richtigen »Waldmenschen«, d. h. eine Mittelstufe zwischen Mensch und Affe, und verdienen in ihren Augen auch den Namen, durch welchen sie aus der Reihe der Menschheit gestrichen und als ein rechtloses Opfer der grausamsten Verfolgung bezeichnet werden [1]).

LICHTENSTEIN, von seinem einseitigen (holländischen) Standpunkte bestreitet das einstmalige Vorkommen der Buschmänner in gewissen Gebieten der heutigen Colonie und will dieselben auf die Gegend des Oranje-Riviers beschränkt, alles Andere aber hottentottischen Stämmen zugewiesen wissen [2]). Diese, sowie andere ähnliche Ansichten, die er gläubig von seinen holländischen Gönnern hingenommen hat, können bei Vergleichung mit den authentischen Cape-Records nicht mehr aufrecht erhalten werden, da schon unter den ersten Eingeborenen, die VAN RIEBECK kennen lernte, sich kleine Trupps von Buschmännern zeigten, welche aus Mangel an anderer Unterscheidung mit verschiedenen Trivialnamen belegt, gewöhnlich aber auch als »*robbers*« oder »*banditti*« bezeichnet wurden. Dadurch deutete man an, dass sie ihrer Lebensweise nach sich herumtrieben, kein festes Eigenthum besassen, und sich gelegentlich mit Räubereien abgaben; solche Merkmale passten gar nicht auf den damaligen Zustand der sesshaften, Viehzucht treibenden Hottentotten, und es müssen also Leute anderen Stammes gewesen sein.

Die am häufigsten genannten und am frühsten von den Colonisten als »*Soaqua*« [3]), d. i. der hottentottische Name für die Buschmänner, erkannte Horde, war die der »*Vischman*«, deren Hand gegen Jedermann und Jedermann's Hand gegen sie war, zu einer Zeit (1654, zwei Jahre nach Gründung der Colonie), wo die vereinzelten Europäer von ihrem Beobachtungsposten am Tafelberge aus noch nicht im Stande waren, »den Geist der Zwietracht unter die Stämme zu säen und friedliche (?) Hirtenvölker zu dem Stande der Buschmänner herabzudrücken«, wie die Redensarten über diesen Gegenstand zu lauten pflegen.

---

[1]) In der eben entwickelten Ansicht stimmt leider SUTHERLAND völlig mit mir überein.

Vergl.: SUTHERLAND a. a. O. Tom I, p. 589.

[2]) L. a. a. O. II, p. 85.

[3]) Cape Rec. p. 28.

C. Rec. p. 46 werden die *Soaqua* ausdrücklich als eine besondere Race von Banditti oder Bosjesmannen bezeichnet.

Auch andere, mehr unbeachtet gebliebene Trupps von dieser Race scheinen in unmittelbarer Nähe des Cap gehaust zu haben, doch sind dieselben bald verschwunden, ohne dass genauere Daten darüber gewonnen werden konnten. So hat DAPPER[1]) in dem bereits mehrfach angeführten Werke, nachdem die gelbbraune Hautfarbe der Capbewohner richtig angegeben worden ist, eine Notiz eingeflochten, worin er sagt, die an der *Vleesch-Baay* (eine kleine Bucht etwas östlich vom Cap) seien kleiner von Gestalt und rothbraun von Farbe, wenn auch die einen mehr als die anderen. Die weitere Betrachtung wird ergeben, dass eine Berechtigung vorliegt, diesen in den Felsklüften der Küste lebenden Trupp von Eingeborenen ebenfalls für Buschmänner zu halten. Mag man indessen auch nicht im Stande sein, im einzelnen Falle den Beweis so zu führen, dass aller Zweifel schwindet, so bleibt doch sicher, dass die Colonisten in grösserer oder geringerer Nähe des Cap bald hier bald da auf die *Soaqua*, die später häufiger *Sonqua* oder *Souqua* genannt werden, stiessen, und diese Begegnungen werden in den officiellen Berichten mehr oder weniger eingehend behandelt.

Die Bergketten, welche das Innere von dem Littorale der Colonie trennen, sowie die öden Flächen dahinter waren damals ein Lieblingsaufenthalt dieser Stämme, und es werden diese genannten Gegenden schon sehr frühzeitig[2]) als ihre Wohnplätze bezeichnet. An der angeführten Stelle heisst es nämlich, dass die *Soaqua*, ein Volk ohne Vieh, das jenseits der Berge wohnt (in het overgeberchte) und wesentlich aus Banditen besteht, versprochen haben uns von dort her junge Pferde (junge Quagga's?) zu bringen. Dass sie diese steilen, zerklüfteten Felsketten nur als Schlupfwinkel inne hielten und von dort her das ganze Cap unsicher machten, wurden die Colonisten sehr bald gewahr, und es folgten Conflicte, worüber in dem Kapitel »Geschichte« das Nähere einzusehen ist.

Auch die Hottentottenstämme der Nachbarschaft lagen schon damals in beständiger Fehde mit den Buschmännern, so dass die Berichte voll sind von solchen Streifzügen, bei welchen die Art des Verfahrens, besonders die Vereinigung sonst getrennter Stämme gegen dieselben als gegen einen gemeinsamen Feind, die rücksichtslose Auslieferung oder Tödtung **der Gefangenen, die ausserordentliche Nichtachtung von** Seiten der anderen **Eingeborenen etc. erkennen lässt, dass eine tief durch**greifende Trennung beider Völker damals schon existirte[3]).

Unter den Nachfolgern VAN RIEBECK's, als Manches, was die ersten Erfahrungen gelehrt hatten, schon wieder theilweise vergessen war, begegnen wir in den Berichten Notizen, welche auf einem unabhängigen und mehr objectiven Standpunkte stehen, als die der Gründer. Interessant wegen der

---

[1]) D. a. a. O. p. 268.
[2]) Cape Rec. p. 222.
[3]) Vergl. z. B. HARRY's Bericht über die *Vischman*. Cape Rec. Januar 1653.

Ausführlichkeit ist für die hier vorliegenden Fragen besonders eine Stelle aus dem Bericht einer zur Aufsuchung von *Monomotapa* abgesandten Expedition, welche besagt, dass die Truppe, nachdem sie 48 Meilen vom Cap aus[1]) vorgedrungen sei, sich genöthigt gesehen habe, nach Norden zu gehen. Dort habe sie ein gewisses armes Volk gefunden, von kleiner Gestalt, die ihnen bei dem Uebergang über die ersten Berge behülflich gewesen wären und viel Freundlichkeit erzeigt hätten durch Darreichung von getrocknetem Fisch und Honig. »Sie sind dasselbe kleine Volk, welches früher von unseren Reisenden auch näher gefunden wurde; sie waren sehr abgekommen und lebten in niedrigen, ärmlichen Hütten, von Zweigen gemacht, welche unsere Leute hier und da unbesetzt fanden; es scheint, dass sie die Nacht in diesen Schirmen zubringen. Sie sind reich versorgt mit Pfeilen, mit welchen sie es wohl verstehen, Wild zu tödten, auch nähren sie sich von Honig; bekleidet sind sie mit viel schlechteren Häuten (wilder Thiere) als die Hottentotten, und sie sind nicht so eingefettet; denn Fettigkeit ist ein Zeichen von Wohlhabenheit an Vieh, von günstiger Lebensstellung etc. Sie haben ebenfalls gekräuseltes Kafferhaar und sind von derselben Farbe (wie die Eingeborenen der Nachbarschaft?), ihre Aussprache ist etwas abweichend, obwohl sie dasselbe Glucksen wie Truthähne an sich haben«[2]).

Es giebt diese Stelle, welche wörtlich angeführt wurde, in nuce eine charakteristische und nicht zu bezweifelnde Beschreibung der Buschmänner, bis auf die übersehene Abweichung der Hautfarbe, und diese Angaben erscheinen um so wichtiger, als die Identität der Beschriebenen mit Eingeborenen, die früher auch näher am Cap vorkamen, ausdrücklich betont wird.

Dass die etwas entfernteren Gegenden, der Zak-Rivier-District, das Roggeveld und vor Allem der Sneeuwberg von jeher Jagdgründe und Schlupfwinkel der Buschmänner abgaben, dürfte man schon aus den überall auftauchenden Angaben über Räubereien und Diebstähle, welche in den genannten Localitäten von diesem Volke ausgeführt wurden, mit Sicherheit schliessen; die Thatsache wird aber über allen Zweifel gestellt durch die Geschichte des ersten, grossen Commando's gegen die Buschmänner im Jahre 1774, wo besonders der Sneeuwberg und seine Nachbarschaft berüchtigt wurden durch die schrecklichen Metzeleien unter diesen unglücklichen Eingeborenen.

Wie LICHTENSTEIN solchen Thatsachen gegenüber angeben konnte, die Colonisten hätten erst die Buschmänner vom Oranje-Rivier her durch die

---

[1]) Die Entfernungen sind zugestandenermaassen mehr nach den vorgefundenen Schwierigkeiten als nach der wirklichen Entfernung angegeben und sind durchschnittlich viel zu gross. Da die Richtung nach Norden erst nach Erreichung der Entfernung von 48 Mijlen eingeschlagen wurde, liegt der bezeichnete Ort sicher nicht viel nördlicher als das Cap selbst.

[2]) Cape Rec. p. 224

Hoffnung auf Beute in die Colonie gelockt, ist ebenso schwer zu verstehen, wie die Behauptung mancher Missionäre, dass dieselben durch die Colonisten ihres Viehes beraubte und in den Lebensverhältnissen reducirte Hottentotten seien. Vielleicht haben LICHTENSTEIN zu seiner Angabe die Berichte über ein dem Verfolgungskrieg kurz vorangehendes Herabrücken eines starken Trupps von Buschmännern in die Gegend des Zeekoe-Riviers, wie es COL. COLLINS ebenfalls andeutet, bewogen. Aber wenn auch die beständig rege Wanderlust der Buschmänner damals gerade eine grössere Anzahl ihrem Verderben entgegenführte, ist damit doch nicht gesagt, dass vordem gar keine in allen den genannten Districten vorhanden waren.

Wir finden sogar deutliche Belege dafür, dass die Buschmänner zu den Hottentotten zur Zeit der Gründung der Colonie genau in dem Verhältniss waren, wie die Reste derselben noch heutigen Tages zu den Farmern oder anderen Eingeborenen, z. B. den *Herero*, *Namaqua*, *Matabele* etc. stehen. So findet sich aus dem Jahre 1685, also zu einer Zeit, wo europäischer Einfluss noch nicht umgestaltend auf die entfernteren Stämme eingewirkt haben konnte, im Journal des Gouverneurs folgende Stelle: — »wir fanden durch Nachfrage und anderweitige Untersuchung, dass die *Sonqua's* sich verhalten wie unsere Armen in Europa: jeder Stamm der Hottentotten hat einige derselben, und sie werden dazu verwandt, die Annäherung eines fremden Stammes anzuzeigen. Sie entfremden niemals das Geringste aus dem Kraale, in dessen Diensten sie stehen, wohl aber von anderen, ob im Kriege oder im Frieden, denn, wie bereits erwähnt, sie haben Nichts, als was sie sich durch Diebstahl verschaffen«[1]. Dass ihr Verhältniss in der That nicht eigentlich so war wie das unserer Armen, wenn auch der frisch von Europa gekommene Gouverneur anfänglich gewisse Analogieen damit fand, wird durch die Vergleichung der folgenden Berichte noch deutlicher, obgleich allerdings schon das Ende des angeführten Passus starken Zweifel daran hervorrufen muss.

Die wandernden Trupps der Buschmänner schlossen sich, wie sie es noch jetzt thun, da an, wo ihnen ein gewisser Instinct sagte, dass etwas für ihren Magen abfallen würde. So verdangen sie sich zuweilen für geringen Lohn bei schwerer Arbeit an andere Eingeborene, die sie meist schlechter wie ihre Hunde behandelten; die Beschäftigung war aber für den freiheitsliebenden Buschmann nur der Deckmantel, unter dem er ungestraft seine Räubereien in der Nachbarschaft ausführte, bis ein grösserer, glücklicher Schlag ihn veranlasste, das verhasste Joch gänzlich wieder abzuschütteln, um es des knurrenden Magens wegen einige Monat später an einer anderen Stelle auf's Neue aufzunehmen. Häufig war die Nachfrage um Beschäftigung, die hauptsächlich im Viehhüten bestand, nur der Vorwand, um die Gelegenheit auszuspähen und den in benachbarten Schluchten lauernden Freunden

[1] Cape Rec. p. 402.

die nöthigen Fingerzeige zur Ausführung eines grösseren Diebstahles an die Hand zu geben[1]).

Ein solcher dienstthuender Trupp der *Songua's*, der viel wegen der andauernden, kühnen Räubereien und mehrfachen Mordthaten erwähnt ist, und wohl dieser traurigen Berühmtheit es zu verdanken hat, dass ihm ein besonderer Name beigelegt wurde, sind die *Obiqua* oder *Oeybiqua*, ursprünglich den *Kochoqua* unterthänig. Zuweilen wurden die Verbrechen diesen selbst anstatt ihren Hörigen beigemessen, es stellte sich aber meist heraus, dass die Letzteren die Schuldigen waren; zuweilen wendeten sie sich sogar wenn sie sich stark genug fühlten, gegen ihre früheren Herren. Bei den Notizen und Berichten über diese Fälle und die damit verbundenen Untersuchungen wird gewöhnlich in den Cape-Records nach Nennung des Namens »*Obiqua*« die richtigere, allgemeine Bezeichnung *Souqua* beigefügt, so dass es keinem Zweifel unterliegt, auch sie gehörten den Buschmännern an[2]).

Die Bande wuchs durch Zulauf von Abenteuerern, unter denen auch Hottentotten gewesen sein mögen, und bildete dann eine Art Stamm zweifelhafter Natur, der stark genug war, der Expedition unter MEERHOFF[3]) ein förmliches Gefecht zu liefern.

Solche Verhältnisse sind es hauptsächlich, welche von den Vertretern der Ansicht ausgebeutet werden, dass eine Trennung der Buschmänner und Hottentotten überhaupt etwas Künstliches wäre, und dass man in den Ersterwähnten nur Trümmer und Reste aufgebrochener Stämme der Letzteren vor sich habe. Gingen sie in den als Beweis für ihre Ansicht angeführten Fällen auf die Entstehung der Mischlingsstämme zurück, so würden sie finden, dass die Elemente, welche sie zusammensetzten, ursprünglich verschieden waren, wie noch heute das reine Blut beider Völker verschieden ist; freilich mag es sich nicht überall mit der gleichen Sicherheit nachweisen lassen.

LICHTENSTEIN hat das frühzeitige, vorhistorische Auseinanderweichen dieser Stämme richtig erkannt, doch gemäss seiner Theorie von dem umgestaltenden Einfluss des Klima's und der Lebensweise glaubt er alle Unterschiede auf solche Momente zurückführen zu müssen. Wer möchte leugnen, dass dies wichtige Factoren sind für die Gestaltung der physischen und psychischen Merkmale, aber wer darf sich auch bei eingehender Vergleichung der Thatsachen der Einsicht verschliessen, dass sie allein nicht ausreichen zur Erklärung der auftretenden Unterschiede.

---

[1]) Die Records der Jahre 1676—84 geben viele hierher gehörige Fälle an die Hand.

[2]) Vergl.: Cape Rec. 1676 March.;
1679 Sept., Oct., Dec.;
1684 Jan., March., Apr. etc.
Die *Songua* spielen die Hauptrolle in den angeführten Berichten und den folgenden.

[3]) Vergl. pag. 148.

Bei Gelegenheit der Erwähnung von *Obiqua* in den Records ereignet sich übrigens der für LICHTENSTEIN's Auslegung des Wortes »*Bosjesman*« als »Strauchdieb« unglückliche Zufall, dass die richtigen holländischen Ausdrücke für dieses Wort nämlich: *Boslooper* oder *Bosstrooper*[1]) direct angeführt werden, was seine so schon zweifelhafte Deutung noch unhaltbarer macht.

Ich glaube übrigens durch die angeführten Thatsachen, welche ich, ohne allzusehr in das Gebiet der Geschichte überzugreifen, an dieser Stelle nicht näher ausführen kann, hinlänglich bewiesen zu haben, dass die Buschmänner zur Zeit der Gründung der Colonie als ein besonderer von den Hottentotten scharf geschiedener Volksstamm in den meisten Theilen der Colonie bereits existirten und sich bis in die unmittelbare Nachbarschaft des Cap verbreitet hatten.

Auch von den Eingeborenen wurden sie als ein ganz besonderer Stamm betrachtet, der tief unter ihnen stand, und den man mit verschiedenen Namen belegte. Wie die Hottentotten dieselben *Soaqua*, *Sonqua* oder *Souqua* nannten, wurden sie nach LICHTENSTEIN *Saab* im *Kora*-Dialect, *Saab* (Masc. sing.) und *Saan* (Com. plúr.) nach KNUDSEN im *Nama*-Dialect genannt. Im *Kafir* heissen sie: *Ba-tua* (2 pl.), im *Se-suto Ba-roa*, im *Se-chuana* sollen sie nach LICHTENSTEIN als: *Ma-kantu* (6 pl.) bezeichnet werden, doch ist im Norden wenigstens vielleicht wegen der den *Ba-suto* stammverwandten *Makololo* der Ausdruck *Ba-roa* oder *Ba-saroa* auch im Gebrauch.

Ueber die einstige oder selbst über die heutige Volkszahl der Buschmänner ist Nichts mit Sicherheit festzustellen und nur eine ganz allgemeine, unsichere Schätzung möglich. Die eigenthümliche Lebensweise, der versteckte Aufenthalt und das beständige Umherziehen derselben musste unter allen Umständen eine irgend wie genauere Zählung unthunlich machen; es bleibt somit als einziger Anhalt einer Schätzung fast allein die Anzahl der bei den grösseren Commandos Erschlagenen und Gefangenen übrig. Da der Krieg gegen diese Stämme als Vernichtungskrieg geführt wurde, wobei die Frauen wohl zuweilen, gewöhnlich aber nur die Kinder geschont wurden, so ergeben die Rapporte der operirenden Corps doch einigen Anhalt über die Stärke des Feindes. Ich glaube, man kann annehmen, dass auch in den Fällen, wo die Buschmänner unglücklich genug waren, sich in ihren Verstecken überraschen zu lassen, wegen der geringen Concentrirung, die sie stets beobachteten, nur ein Theil der Banden den Feinden zum Opfer fiel, und dass diejenigen, welche sich beim ersten Alarm in andere Gegenden flüchteten, welche in ihren Verstecken unentdeckt blieben, oder durch irgend einen Zufall gerettet wurden, wohl eben so viel betrugen als diejenigen, welche in die Hände ihrer Verfolger fielen.

---

[1]) Cape Rec. 1676 März.

Wenn also in einer Gegend wie im Roggeveld, Zak-Rivier- und Sneeuwberg-District bei einem grossen Commando (1774) über 500 aufgehoben wurden, müssten in diesen Gegenden wohl über 1000 vorhanden gewesen sein. Wenn eine Reihe von Jahren darauf im östlichen Theil der Colonie durch die Vereinigung von Farmern gegen die Buschmänner in ein paar Jahren, wie COL. COLLINS[1]) erzählt, über 3000 vernichtet wurden, so dürfte die Bevölkerung vor der Verfolgung ungefähr 6000 gewesen sein. Zählt man hierzu die durch keine allgemeinen Züge gegen die Buschmänner heimgesuchten öden Gegenden am Orange-Fluss, wo selbst diese Eingeborenen nur sehr vereinzelt leben, sowie andere in die oben genannten Gebiete nicht mit eingeschlossenen Gebiete als ein starkes Dritttheil des Ganzen, so erhält man eine Buschmannbevölkerung der Colonie von 10000 Seelen, bevor die Ausrottung begann.

Weniger durften es damals wohl nicht gewesen sein, aber andererseits wieder auch nicht sehr viel mehr, und ich glaube verbürgen zu können, die Zahl habe 15000 sicher nicht überschritten. Sie machten sich zu bemerkbar durch den Schaden, welchen sie den Heerden zufügten, als dass eine wesentlich grössere Menge auch nur so lange neben den Colonisten hätte existiren können.

Die heutigen Buschmänner reduciren sich in der Colonie auf einzelne Individuen oder Familien, die als sogenannte: *makke Bosjesmannen*[2]) auf den Höfen menschenfreundlicher Farmer vor der Vernichtung bewahrt oder durch die Missionäre vor dem Untergang geschützt wurden; ähnlich ist das Verhältniss im Oranje-Frystaat und in der Transvaalrepublik; doch birgt hier die *Kwathlamba*-Kette sowie andere felsige, unzugängliche Oerter noch vereinzelte, unabhängige Individuen, die der Oede ihres Aufenthaltes wie der Unzugänglichkeit ihrer Schlupfwinkel eine zweifelhafte Sicherheit verdanken.

In dem *Griqua-*, *Namaqua-* und *Be-chuana*-Lande bis hinauf zum See *Ngami* finden sich hier und da kleine, wandernde Trupps, zeitweise in Unterthänigkeit der benachbarten Häuptlinge, zeitweise in völliger Unabhängigkeit. Denn hier ist die *Kalahari*-Wüste nahe, ein Terrain, welches ihnen mit Erfolg noch von keinem Stamm hat streitig gemacht werden können: das letzte Asyl der Freiheit für den vertriebenen Ureinwohner Süd-Afrika's.

Nördlich von dieser Wüste treten die Buschmänner wieder verhältnissmässig zahlreicher auf, als integrirender Bestandtheil der Bevölkerung vom *Ova-herero-* und *Owambo*-Land, immer noch in allen wesentlichen Zügen physisch wie psychisch unverkennbar derselbe Stamm, wenn auch bedeutende locale Abänderungen zu Tage treten.

---

[1]) Report upon the Relations between the Cape Colonists and the Kafirs and Bushmen in 1808—9 by COL. COLLINS.

[2]) Gezähmte Buschmänner.

Da man, soweit überhaupt Forscher in diesen Gegenden vorgedrungen sind, überall noch Buschmänner oder wenigstens verwandte Stämme angetroffen hat, so ist die nördliche Gränze dieses Volkes zur Zeit überhaupt nicht festzustellen; es ist nicht unmöglich, dass uns die Verfolgung des Fadens viel weiter nördlich führt, als man im Augenblick geneigt sein dürfte anzunehmen.

In den wesentlichen Punkten mit den hier vertretenen Ansichten stimmt auch ein mit grosser Sachkenntniss geschriebener Aufsatz in PETERMANN's geograph. Mittheilungen 1858, betitelt: Die Hottentottenstämme und ihre geographische Verbreitung, vollständig überein. Es sind daselbst die Notizen der Reisenden über Auftreten von Buschmännern in weit nördlich gelegenen Gebieten in übersichtlicher Weise zusammengestellt. So hat LIVINGSTONE mehrere Tagereisen östlich vom *Ngami* unter 23° östl. Länge von Paris den *Saan*-Dialect gehört, ANDERSSON hat sie 5 Tage im Norden des Sees wieder gefunden. Auch im Westen und Nordwesten sollen nach der Aussage von GALTON, sowie glaubwürdiger *Herero* noch Stämme zu finden sein, auf welche die Beschreibung der Buschmänner passt. »Dieselben Menschen«, sagen die *Herero*, »hätten das ganze Land zwischen dem *Ovambo* und dem *Garib* inne gehabt, bevor sie und im Süden die *Namaqua* eingefallen wären«. Etc. Diesen Angaben zufolge wäre das Vorkommen verwandter Stämme bis zum 17° südlicher Breite nachgewiesen [1]).

1. Körperliche und geistige Entwickelung.

a. Aeussere Erscheinung.

Der Beweis, zunächst für die Coexistenz und frühzeitige Abtrennung der Buschmänner von den Hottentotten, durch die bereits angeführten Thatsachen auf sicherer Grundlage aufgerichtet, verstärkt sich durch die weiteren Vergleichungen beider Völker mehr und mehr.

Begreiflicher Weise liegen für den Verfasser als Anatomen vom Fach die Momente, welche sich auf die comparative Anatomie, die Vergleichung der körperlichen Entwickelung beziehen, besonders nahe, und muss er ihnen eine hervorragende Bedeutung beimessen. Indem aber zur Würdigung solcher Verhältnisse anatomische Kenntnisse nothwendig sind, so zeigen sich viele Gegner, welche diese nicht besitzen, sehr geneigt, die Richtigkeit der aus morphologischen Unterschieden gezogenen Schlüsse anzugreifen. Es fehlt

[1]) Vergl. darüber auch die weiter unten folgende Anmerkung über die *Obongo*, *Akka* und *Dōqo*.

nicht an solchen Autoren, die ohne Weiteres alle hierher gehörigen Merkmale, wodurch sich die beiden Völker unterscheiden, als durch den Einfluss der Lebensweise bedingt ansehen, und speciell den Buschmann als einen, in der Entwickelung zurückgeschrittenen, verkommenen Hottentotten darstellen. Hierher gehört besonders MOFFAT [1]) und viele der anderen Missionäre und zwar stützt sich der genannte Autor für seine Ansicht hauptsächlich auf die Analogie, die das Verhältniss der *Ba-kalahari* oder *Ba-lali* zu den *Be-chuana* zu bieten scheint. Dies für eine seine Behauptung stützende Analogie zu halten, beweist schon, dass es ihm an anatomischer Kenntniss fehlte; denn gerade die Vergleichung dieser Verhältnisse macht die Unhaltbarkeit der ganzen Theorie deutlich, wie sich aus dem Folgenden ergeben wird.

Den Vorwand und zwar einen ganz plausibelen für die Aufstellung derselben hat der Umstand geboten, dass die Race der Buschmänner den Eindruck einer verkommenen, unterdrückten macht, und ja in der That auch unterdrückt ist, nur hat man die Vorstellung von dem Zurückschreiten derselben willkürlich in den Begriff hinein getragen, darum wäre es, anstatt den Ausdruck »einer verkommenen Race« zu gebrauchen, allein richtig sie »eine unentwickelte« zu nennen.

Wie es die bereits angeführten Stellen der officiellen Nachrichten lehren, und die Reste es noch heutigen Tages erkennen lassen, zeichnete sich dieses Völkchen von jeher durch seine geringe Körpergrösse aus. Es ist dies ein Umstand, der jedem Beobachter in die Augen fallen musste, und dessen daher auch fast durchgängig Erwähnung geschieht.

Während die Hottentotten, wie wir gesehen haben, eine ansehnliche Körperlänge haben, die nur wenig hinter der durchschnittlichen des Europäers zurückbleibt, manche Stämme, z. B. die *Namaqua*, sich in gewissem Grade sogar durch ihre Grösse auszeichnen, war und ist der Buschmann ein Diminutiv des Menschengeschlechtes.

Die durchschnittliche Grösse von 6 erwachsenen Männern aus verschiedenen Gegenden ergab nur 144.4 CM., ein nicht völlig erwachsener Knabe hatte 109.5 CM., drei erwachsene Buschmann-Hottentotten 140.2 CM.; trotz der sehr kurzen Reihe dürften die Zahlen der Wahrheit ziemlich nahe kommen, da die Schwankungen unter den einzelnen Messungen nur gering sind und die Körperlänge im Allgemeinen eine constante zu sein scheint. Charakteristisch für den Stamm ist, dass im Gegensatz zu den Hottentotten, wo die durchschnittliche Grösse der Frauen so bedeutend hinter der der Männer zurückbleibt, dies hier keineswegs der Fall ist, sondern dass die weiblichen Individuen den männlichen darin nicht nachstehen, häufig sie

[1]) Missionary Lab. in S.-A. pag. 7—10. Obgleich MOFFAT anfänglich selbst diese Ansicht nicht zu theilen behauptet, so lauten seine Ausführungen doch ganz so, als wenn es der Fall wäre.

sogar überragen. So betrug das Mittel aus den Zahlen für 5 Frauen der Buschmänner 144.8 CM., also 0.4 CM. mehr als für die Männer und 0.6 CM. mehr als für die Hottentottenfrauen gefunden wurde. Das Letztere ist indessen als Zufall zu betrachten, da die Zahl von 144.2 (Hottent. Fr.) jedenfalls unter dem Durchschnitt sein würde, wenn die entsprechende Reihe länger wäre. Immerhin werden die Frauen der Buschmänner denen der Hottentotten an Grösse nicht viel nachstehen, während die Männer so auffallend kleiner sind.

Der geringe Unterschied in der Gestaltung beider Geschlechter ist ein Zeichen, dass die Ausbildung des Körpers überhaupt auf einer verhältnissmässig niedrigen Stufe stehen geblieben ist, und ein Beweis dafür, dass die vollkommene Entwickelung des Menschen gemäss der in seinem Organismus vorhandenen Anlage nur unter dem Einfluss der Cultur erreichbar ist.

Je geringer der Grad der Cultur, um so mehr nähert sich der Habitus in vielen Beziehungen, die zum Theil auch schon weiter oben näher gewürdigt worden sind, dem thierischen, ohne dass man desshalb die Schranke zwischen Mensch und Affe fallen sähe. Das Thier im Menschen hat wohl noch Niemand geleugnet, aber wenn es auch wegen Vernachlässigung der höheren Anlagen in manchen Fällen stärker zu Tage tritt, bleibt das Individuum immer noch ein menschliches Thier d. h. ein specifischer Mensch, der nur nicht in der eigenartigen Weise entwickelt ist. Auch ohne Anstoss von Aussen her brechen sich viele charakteristische Eigenthümlichkeiten Bahn und zeigen die Zugehörigkeit zur Species Homo, wenn auch die Uncultur die volle Entfaltung verhindert.

Wie das weibliche Geschlecht bei den Buschmännern dem männlichen an Grösse gleichsteht, so bleibt es auch in Bezug auf Kraft und Fülle des Körpers nicht viel hinter ihm zurück. Man könnte sagen, dies wäre überhaupt nicht mehr möglich; denn in der That ist die Figur des Buschmannes noch auffallender durch die entsetzliche Magerkeit und Dürre der Gliedmassen, wie durch die geringe Grösse.

Fettleibigkeit kommt im männlichen Geschlecht, wie es scheint, nur ausnahmsweise vor, die Haut zeigt sich von Jugend an auffallend trocken, mager, weder durch Natur noch Kunst reich mit Fett ausgestattet, und dabei ist sie von einer eigenthümlichen Textur, welche sich am ersten mit der von gegerbtem Saffianleder vergleichen lässt. Ebenso wie das Leder durch den chemischen Process einen Theil seiner Elasticität verloren hat, scheint hier die Haut am lebenden Körper schon diese Eigenschaft eingebüsst zu haben; denn überall, wo sie vorübergehender Ausdehnung unterworfen ist, wie in der Achselgegend, auf dem Bauche, um die Knie herum etc., spannt sie sich nicht wie bei anderen Racen, sondern legt sich in tiefe Falten.

Schon bei den Hottentotten war die Neigung zur Faltenbildung hervorgehoben worden, der Charakter dieser Eigenthümlichkeit ist aber bei ihnen ein anderer, indem es sich dort wesentlich um eine allgemeine Runzelung der Oberfläche handelt, die weniger abhängig ist von der Körpergegend und ihren Grund wohl hauptsächlich in frühzeitigem Schwund der Fetthaut, nicht im Verlust der Elasticität hat wie bei den Buschmännern. Demgemäss ist auch die feinste Markirung der Oberfläche bei beiden verschieden; während bei jenen die kleinen in die Leistchen der Haut übergehenden Fältelungen charakteristisch sind, findet sich bei diesen eine viel unregelmässigere, breitrissige Textur, welche stellenweise sogar beim Gerben etwas stark gemisshandeltem Leder zum Verwechseln ähnlich sieht. Die Hauptrichtung der genärbten Eindrücke fällt keineswegs immer mit der Längsrichtung der Falten zusammen, sondern schneidet sich häufig damit unter beliebig stumpfen Winkeln.

Dass diese merkwürdige Textur der Haut nicht allein eine Folge der Lebensweise und klimatischer Einflüsse ist, lässt sich sehr leicht endgültig darthun durch den Hinweis auf die Kinder sogenannter gezähmter *Bosjesmannen*, welche auf Farmhöfen wie die anderen Dienstboten auferzogen wurden. So findet sich das genärbte, lederartige Ansehen in seiner charakterischen Form schon bei einem nur 13jährigen Knaben, den ich in der Nähe von Bloemfontein (Oranje-Frijstaat) zu photographiren Gelegenheit hatte. Die Photographie zeigt die Verhältnisse in völlig beweiskräftiger Deutlichkeit, doch ist es schwer im Stich von so minutiösen Details eine genaue Darstellung zu geben (Carlo XXIX, Fig. 2a). Der Farmer war englischer Abstammung und hielt die Buschmänner mehr der Curiosität als des Nutzens willen, so dass der Verdacht, das betreffende Individuum könnte durch schlechte Behandlung verkommen sein, jedweder Begründung entbehrt; ich kann aus eigener Anschauung versichern, dass die Leute so gut gehalten wurden, wie sie es nur verlangen konnten.

Während die Kinder der Hottentotten sich durch eine gewisse Fülle der Formen auszeichnen, zeigen die der Buschmänner gerade das Gegentheil, sie sind meist von Geburt an mager, schlank und eckig, jedenfalls verliert sich die etwa vorhandene kindliche Rundung des Körpers sehr bald, so dass gerade die Jugendzustände beider Racen sich mit Leichtigkeit unterscheiden lassen. Vergleicht man die Kinder in der Gruppe von Buschmännern (umstehend, Fig. 66), so sieht man selbst an dem Jüngsten bereits schlanke Glieder, und unter den Portraits erhellt der Unterschied durch die Betrachtung der etwa gleichaltrigen Kinder, die feiste Hottentottin (Taf. XXII, Fig. 2a) und der eckige Buschmannknabe (Taf. XXIX, Fig. 2a b). Zugleich möchte ich darauf aufmerksam machen, dass die Stellungen der drei Kinder in Figur 66 durchaus selbstgewählte sind, während man zugeben wird, dass sich darin eine gewisse natürliche Anmuth verräth. Es ist nöthig, den Umstand zu betonen, da Wood behauptet, die Kinder dieser Race seien

»stupendeously thick« und keinen treffenderen Vergleich findet als mit gelben Kröten, von denen sie sich nur durch etwas bedeutendere Grösse unterschieden (Sic!).

So plausibel also im ersten Augenblick die Theorie von dem Verkommen in der Wüste erscheinen mag, dürfte sie doch schwerlich den Umstand erklären, dass gut gepflegte Kinder der Buschmänner unter den günstigsten Verhältnissen dieselben Merkmale zeigen. Aber auch anderweitige Thatsachen sprechen auf das deutlichste gegen diese aprioristische Annahme.

Die östliche Colonie, der Oranje-Frijstaat, das ganze Littorale bis zum Cap sind jedenfalls reicher von der Natur ausgestattet als die *Kalahari*-Wüste und die angränzenden öderen Gegenden des *Be-chuana*-Landes. Waren es also die Einflüsse der Lebensweise, die Entbehrungen aller Art und die

Fig. 66. Buschmänner des Orange-Freistaates.

Verlassenheit, was den Buschmann zum Buschmann machte, so mussten jedenfalls die armseligen Bewohner der Wüste die verkommensten unter allen sein. Merkwürdiger Weise ist dem aber keineswegs so, sondern die einsamen Wüstenwanderer, besonders weiter im Norden, sind wahre Prachtexemplare ihres Stammes und überragen durch körperliche Entwickelung, wie man aus den Ueberlieferungen und an den Resten der heutigen colonialen Bevölkerung (die ja fast durchgängig wenigstens in halbcivilisirten Verhältnissen lebt) zur Genüge sehen kann, ihre Landsleute, die seit Alters die fruchtbareren Gegenden inne hatten, Districte, denen durchaus gleich, welche nach der Ansicht der klimatologischen Philosophen dem Kaffern zu seinem vielgepriesenen Körperbau verhalfen (!?).

In der *Kalahari* erhebt sich die Statur des Buschmannes; wenn auch immer noch unter der Mittelgrösse, trifft man doch öfters Individuen, welche

ihr nahe kommen. Die Gestaltung ist die der Race eigenthümliche, aber die Formen sind regelmässiger und es liegt eine gewisse natürliche Anmuth, man möchte sagen Eleganz in der Haltung und Bewegung der dürren, trainirten Gliedmassen, welche unter südlicheren Stammesgenossen den Erwachsenen abgeht, und die in scharfem Gegensatz zu den erbärmlichen *Ba-kalahari* steht (vergl. bei Fig. 67 die stehende Person).

Auf Schönheit machen indessen auch die am besten Gebildeten unter ihnen keinen Anspruch, die Grazien haben nicht an ihrer Wiege gestanden (zumal da sie überhaupt nicht in eine solche gekommen sind); es giebt nur wenig Züge in der ganzen Erscheinung, die ansprechend wirken, aber viele abstossende.

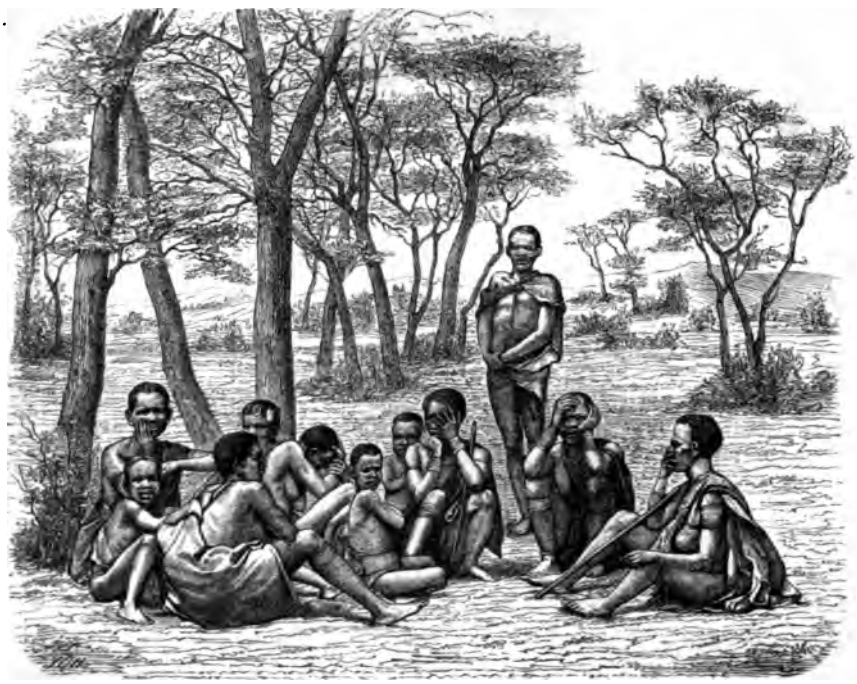


Fig. 67. Buschmänner von den Gränzen der Kalahari (nach CHAPMAN's Photographie).

Die durch ihre bereits beschriebene, eigenthümliche Textur verunstaltete Haut wird durch ihre Farbe um Nichts verschönert, indem dieselbe dunkler ist als die der Hottentotten, und sich auch die Schattirung wesentlich von der letzteren unterscheidet; denn während hier in allen Varietäten ein schmutzig gelblicher Ton zu Tage tritt, neigt sich dort die Grundfärbung mehr nach dem Kupferrothen hin, ohne dass Eisenocker eingerieben zu sein braucht. Das Feld Nr. 7 der Farbentafel stellt diese häufigste Pigmentirung der Buschmänner dar, sie nähert sich aber durch Färbungen wie Feld Nr. 8 zuweilen denen der Hottentotten, und zwar um so öfter, als ja unzweifelhaft zahlreiche Vermischungen beider Völker vorkommen;

doch überall da, wo die gesammte Betrachtung die Vermuthung der Reinheit der Race ergab, war der Unterschied der Hautfärbung ersichtlich [1].

Die auffallend niedrige Statur und die röthlich braune Pigmentirung erscheinen derartig charakteristisch für die Buschmänner, dass man wohl berechtigt ist (wie auf Seite 236 angedeutet), die von DAPPER gegebene Notiz von Eingeborenen, welche sich durch diese Merkmale von den Hottentotten unterschieden, für solche zu halten.

Gewiss ist die Constatirung der Naturfarbe bei einer unreinlichen Nation nicht immer ganz leicht, doch ist diese Schwierigkeit von den Autoren auch vielfach übertrieben worden. Einmal ist die Ockerbemalung des ganzen Körpers bei ihnen lange nicht so häufig als bei vielen Stämmen der *A-bantu*, indem der Buschmann überhaupt der Eitelkeit wenig unterworfen ist und nicht so viel auf die Pflege seines Körpers hält wie ein Kaffernstutzer; dann aber kommt der Erstere auf seinen Lebenswegen doch auch wohl oder übel zuweilen mit Wasser in Berührung, was den abgelagerten Schmuz wenigstens stellenweise von dem Leibe entfernt; endlich trägt die Haut durch den ihr eigenen Regenerationsprocess selbst dazu bei, die fremden ihr anhaftenden Elemente abzustossen. So kann man ohne besondere Kunstgriffe dazu gelangen, sich eine Vorstellung von der natürlichen Färbung zu bilden, auch wenn der Körper stellenweise stark marmorirt aussieht. Im Vergleich mit den anderen südafrikanischen Nationen, besonders den *A-bantu*, scheint die Art der Pigmentirung recht constant zu sein; denn abgesehen von den theilweise durch Vermischung zu erklärenden häufigen Uebergängen in die Hottentottenfärbungen finden sich keine stark abweichenden Varietäten [2].

Trotz aller Unreinlichkeit des Körpers, durch welche sich die Buschmänner in so bemerkenswerther Weise hervorthun, findet sich auch bei ihnen die auffallende Hautausdünstung der *A-bantu* nicht; sind sie ordentlich gewaschen und der schmierigen Lumpen entkleidet, so verschwindet der üble Geruch, den sie verbreiten [3].

Wenn schon Textur wie Färbung der Haut des Buschmannes das Ansehen von roh gegerbtem Leder geben, so trägt auch die Kahlheit derselben nicht wenig dazu bei, den Eindruck zu erhöhen. Obgleich der Körper ausser der etwa zufällig ihm anhaftenden Schmutzkruste den grössten Theil des Jahres über kaum eine Bedeckung erhält und beständig den atmosphä-

---

[1] Auch MOFFAT hat öfter bei jungen Buschmännern einen leichten Anflug von Roth gesehen a. a. O. p. 7.

[2] Es war dem Verfasser sehr erfreulich, in persönlicher Besprechung mit einem deutschen Arzte, Dr. MEYER, der 7 Jahre in den westlichen Districten der Colonie gelebt hat, zu finden, dass der genannte Herr in Bezug auf die Hautfarbe der Buschmänner, sowie viele andere wichtige Fragen in seinen Ansichten mit dem hier Gesagten vollständig übereinstimmte.

[3] Auch hierin stimmte der in voriger Note genannte Herr, welcher als Gefängnissarzt hinreichende Erfahrungen über den Einfluss des Wassers auf die Haut des Buschmannes zu sammeln Gelegenheit hatte, mit dem Autor überein.

rischen Einflüssen exponirt ist, findet keine Entwickelung der Lanugo statt. Der grösste Theil der Körperoberfläche erscheint ganz kahl, die Achselhöhle hat nur eine schwache Andeutung von Haarwuchs, selbst die Pubes sind sehr spärlich, Bart wird gewöhnlich nur als ein rudimentärer, unregelmässiger Schnurrbart beobachtet, der nie auch nur einige Länge erreicht, mitunter finden sich vereinzelte krause Stoppeln am Kinn, aber ein richtiger Backenbart wurde vom Verfasser an Buschmännern nie gesehen.

Auf dem nach BAINES' Originalskizze gezeichneten Holzschnitt[1]), eine Buschmanngruppe darstellend, scheinen bei einem oder dem anderen der Männer schwache Spuren von Backenbart vorzukommen, die den nämlichen Gegenstand betreffenden Photographien CHAPMAN's zeigen zwar Nichts davon, doch könnte die Dunkelheit derselben die Ursache davon sein, und es ist immerhin möglich, dass in jenen Gegenden (*O va-herero*-Land) stärkerer Bartwuchs auftritt; dies stände im Einklang mit der bereits angedeuteten besseren Gesammtentwickelung des Körpers.

Die bemerkenswerthe Kahlheit der Haut bei einem der niedrigst stehenden, ausserordentlich stark exponirten Volksstamm erscheint als ein recht wichtiger Einwand gegen die Affentheorien der Jung-Darwinianer. Während so mancher hochgebildete, übercivilisirte Europäer sich unter seiner warmen Kleidung eines recht ansehnlichen, natürlichen Pelzwerkes erfreut, sind diese ungeleckten Nachkommen der Urmenschen nackt in des Wortes verwegenster Bedeutung, und es ist schwer zu sagen, wo sie die von ihrem Stammvater, dem Uraffen, als Erbtheil überkommene Behaarung gelassen haben[2]).

Es geht daraus hervor, dass stärkere oder schwächere Entwickelung der Körperhaare, wie so manches ähnliche Merkmal, welches Analogien mit dem Thierreich bietet, eine zufällige Eigenthümlichkeit einer bestimmten Race, häufig auch nur eines Individuum ist und mit der Stellung derselben in der Stufenfolge der Civilisation gar Nichts zu thun hat.

[1]) B. Explor. in S.-W.-Africa p. 96.

[2]) Die wegen einiger Uebereinstimmung als Buschmänner Central-Afrika's von DU CHAILLU beschriebenen *Obongo* im *Ashangi*-Lande sollen kurze, zwerghafte Gestalten und behaarte Glieder haben, was eine auffallende Abweichung darstellen würde; doch wäre es wünschenswerth, erst noch genauere Angaben über die *Obongo* zu haben, um über die Möglichkeit eines Zusammenhanges zu entscheiden.

Nachrichten, welche unser verehrter Freund SCHWEINFURTH von seiner letzten Reise in die *Njam-njam*-Länder mitbringt, erscheinen von ganz besonderer Wichtigkeit für die vorliegende Frage über nördliche Verwandte der Buschmänner. Er erzählt von einem rothbraunen Zwergenvolke des Innern, gewöhnlich *Akka* genannt, welches er geneigt ist, für die Ureinwohner zu halten. Seine Beschreibungen dieser Eingeborenen, sowie mitgebrachte Portraits derselben erinnerten mich so lebhaft an die Buschmänner, dass ich gegründete Hoffnung habe, es sei in den *Akka* ein neuer Rest dieser Ureinwohner des südafrikanischen Continents gefunden. Nach Notizen von HARTMANN und KRAPF giebt es südlich von Abyssinien und südöstlich von *Sennâr* ein kleines Jägervolk von dunkel gelbbrauner Farbe, *Dôqo* genannt, welche in den Wäldern hausen, sich von allerhand Gethier, besonders auch Reptilien, Heuschrecken, Termiten nähren, und eine glucksende Sprache haben. Die Wahrscheinlichkeit ist bedeutend, dass auch diese zum gleichen Stamm der Ureinwohner gehören.

Auch das Kopfhaar der Buschmänner steht an Stärke hinter dem der anderen, benachbarten Stämme zurück. Am nächsten kommt es in seiner Beschaffenheit dem Haar der Hottentotten, nur ist es noch enger gerollt und fügt sich auch leicht in die oben beschriebenen, rundlichen Knäuel, doch wird auf die Toilette von ihnen zu wenig Sorgfalt verwandt, um die Neigung zu dieser Bildung so deutlich zu Tage treten zu lassen.

Im Alter wird das sonst sehr dunkle Haar grau melirt, zuweilen, aber nur in sehr hohem Alter, tritt Kahlköpfigkeit ein (siehe Taf. XXVII, Fig. 2). Die Vergleichung der entsprechenden Angaben über die Haarentwickelung bei den übrigen *Koi-koin* und bei den *A-bantu* lehrt, dass trotz der kleinen vorhandenen Abweichungen das Haar sämmtlicher südafrikanischen Eingeborenen eine grosse Aehnlichkeit im Habitus zeigt, während die anderen Merkmale so entschieden auseinandergehen; es ist dies eine auffallende Thatsache, welche in so schroffer Weise in keinem anderen Lande vorzukommen scheint.

Fig. 68. Buschmann, Bethanien.

Obgleich also Hottentotten und Buschmänner unter einander ebensowenig durchgreifende Unterschiede in dem Haarwuchs zeigen, wie beide wieder mit den *A-bantu*, so ist der gesammte Körperbau doch sehr abweichend. Ueber die Grösse und den allgemeinen Charakter ist schon gesprochen, und es bleiben also nur noch die Einzelheiten für die Vergleichung übrig.

Bei der als Regel vorhandenen ausserordentlichen Magerkeit der männlichen Individuen ist es natürlich, dass alle Vorsprünge, welche der normale menschliche Körper darbietet, sich besonders scharf markiren: der verhältnissmässig grosse Kopf balancirt sich auf einem dünnen Halse, die Schultern treten eckig heraus, die Schulterblätter und Schlüsselbeine ragen wegen der dünnen Muskulatur, stark hervor. Die mangelhafte Entwickelung der bei den meisten Menschen gewöhnlich hier vorhandenen Fettpolster lässt die Vertiefungen oberhalb und unterhalb der Schlüsselbeine zu wahren Gruben einsinken, während die zuweilen ziemlich schräg abfallende Linie des Nackens das eckige Vorspringen der Schulter etwas mildert. Recht charakteristisch erscheinen die eckigen Schultern an der Figur des jugendlichen Buschmannes (Taf. XXIX, Fig. 2a), wo die Muskulatur noch nicht den Charakter des Erwachsenen angenommen hat, und somit die Härte der Umrisse unausgeglichen ist; die Clavicula zeigt sich auf allen Abbildungen stark markirt.

Die Form des Brustkorbes ist an gut entwickelten Personen in den besten Jahren nicht schlecht und übertrifft sogar in Hinsicht auf die Höhe des grössten Querdurchmessers und die Andeutung der Taille den durch-

schnittlichen Typus der *A-bantu*. Indessen ist bei den meisten Individuen das ursprüngliche Verhältniss durch die ausserordentlich wechselnden Füllungszustände des Abdomen gestört. Die bereits bei den *Ba-kalahari* erwähnte chronische Tympanitis, der sogenannte Armoed-Penz, findet sich bei diesem Stamm ebenfalls, besonders im jugendlichen Alter, und wenn er sich auch später etwas verliert, so tritt doch oft vorübergehend durch Ueberladung des Magens eine übermässige Ausdehnung der Bauchhaut ein, welche bleibende Spuren in der starken Faltung der Haut, sowie in der Erweiterung der unteren Brustapertur zurücklässt (siehe Fig. 68 u. 69). Weder ein nach Art der Reptilien bis zur Unbeweglichkeit vollgestopfter Buschmann, noch ein solcher, der sich zur Beseitigung des Hungers den Unterleib mit Riemen zusammengeschnürt hat, geben begreiflicher Weise sehr anziehende Figuren ab, selbst wenn die ursprüngliche Anlage keine unschöne genannt werden kann.

Fig. 69. Buschmann, Colesberg.

Die Nates sind, entsprechend der im Allgemeinen schwachen Muskulatur, wenig vortretend, obgleich auch hier das Becken stark geneigt und die unteren Extremitäten leicht nach hinten gerückt erscheinen; die besonders während des Bestehens des Armoed-Penz sehr tiefe Lumbosacralbeuge ist später nicht so auffallend; doch bleibt eine abnorme Beweglichkeit der Lendenwirbel zurück, welche beim Kauern auf der platten Erde eine sonderbare auswärts convexe Krümmung der Lendengegend veranlasst, worauf Baines und nach dessen Angaben Wood ein besonderes Gewicht legen. Es erleichtert dieser Umstand dem Buschmann das merkwürdige Zusammenrollen des Körpers in unbegreiflich kleine Räumlichkeiten.

Die Extremitäten, und zwar sowohl Ober- und Unterarme, als auch Schenkel und Waden, haben nur einen geringen Durchmesser, die zähen, trainirten Muskeln bilden feste, markirte Stränge, aber keine starken Vorsprünge und daher sehen zuweilen die Glieder denen einer wohl conservirten Mumie nicht unähnlich. Da die Gelenke nicht dem geringen Umfang der Muskelparthien entsprechend dünn sind, so machen die einzelnen Glieder und der Körper als Ganzes keineswegs den Eindruck eines normalen, nur in allen Verhältnissen verjüngten Menschen, wie es manche Autoren (z. B. Wood) behaupten. Die spitzen, vorragenden Ellbogengelenke, die knochigen nach Innen gebogenen Knie über den spindelförmigen Unterarmen und wadenlosen Unterschenkeln sehen nicht eben zierlich aus [1]).

[1]) In Figur 69 lassen sich die allgemeinen Verhältnisse berücksichtigen, die Details sind nicht recht glücklich wiedergegeben, da der Zeichner sich in die Darstellungsweise der Photographie nicht finden konnte. Das Portrait auf Taf. XXVII, Nr. 2 gehört zu derselben Figur.

Hände und Füsse sind im Vergleich zur Körpergrösse klein, doch setzen sie sich scharf von den mageren Gliedern ab und fallen daher in den Abbildungen stärker auf. In Bezug auf Kleinheit des Fusses überragen sie, besonders im weiblichen Geschlecht selbst die Hottentotten, welche sich auch durch die allgemeine Form wesentlich von den Buschmännern unterscheiden. Während sie bei jenem Volke von mässiger Länge aber schmal sind und die Zehen nach aussen zu schnell an Grösse abnehmen, sind sie bei diesem kurz und verhältnissmässig breit, die erste Zehe ist nur eben so lang, selbst von geringerer Länge als die nächsten, so dass der Fuss wegen der überwiegenden Breite vorn quer abgestutzt erscheint. Auch hier ist die Wölbung der Sohle nur gering, die Ferse ist nicht auffallend entwickelt und überragt die Knöchel nach hinten wenig. Die Hände sind für ihre Kleinheit ebenfalls breit, die Finger kurz und dicklich, häufig leicht verkrümmt; öfters fehlen, besonders am kleinen Finger, einzelne der letzten Phalangen, was seinen Grund hat in dem abergläubischen Gebrauche, von dem schon bei den Hottentotten eingehender gesprochen worden ist (pag. 332).

Die Bildung der männlichen Genitalien entspricht dem Gesammthabitus des Körpers, d. h. sie haben nicht das Uebermässige wie bei den Kaffern. Das Präputium scheint häufig sehr lang zu sein, aber trotzdem wird Nichts davon erwähnt, dass sie die Beschneidung übten (vergl. Fig. 69).

Bei den Frauen der Buschmänner findet sich die oben als Hottentottenschürze beschriebene Besonderheit der Genitalien ebenfalls regelmässig vor, so dass sie zum normalen Charakter gerechnet werden kann. Doch, wie bereits früher angedeutet, ist dies Merkmal keineswegs ein ausschliessliches Eigenthum der *Koi-koin*, und man hat also kein grosses Gewicht auf diese Uebereinstimmung der beiden Abtheilungen zu legen, zumal da anderweitig so wichtige Unterschiede zu Tage treten. Abgesehen von der im Vergleich zu den Männern bedeutenderen Grösse der Buschmannfrauen, ist ihr ganzer Habitus ein anderer wie der der Hottentottinnen. Sie sind schlanker, beweglicher und neigen nicht so durchgängig zur Fettleibigkeit wie diese. Der grössere Theil ist fast ebenso mager als die Männer, wie die Vergleichung der Abbildungen lehren wird, jedoch kommen auch hier einzelne Fälle von starker Entwickelung der Fetthaut, und leichtere Grade von Steatopyga vor, die sich bei der Schlaffheit der Haut und den dünnen Extremitäten noch auffallender markirt. Solche Bilder, wie die liegende Figur in der von BAINES gegebenen Buschmanngruppe (BAINES a. a. O. p. 96), wo die Haut glatt und gespannt über den Fettpolstern erscheint, bekommt man sicherlich nicht zu sehen; wahrscheinlich hat der Holzschneider durch die mechanische Tongebung die Skizze entstellt. Charakteristisch für die geringe Abweichung zwischen dem männlichen und weiblichen Typus des Körpers bei der in Rede stehenden Race ist es, dass die Figur 70, nach einer in meinem Besitz befindlichen Photographie, die ich nebst mehreren anderen der Güte des Herrn Dr. BLEEK verdanke, obgleich die anatomischen Ver-

hältnisse sie als unbestreitbar weiblich erkennen lassen, von TH. HAHN als männlich abgebildet worden ist [1]).

Man bemerkt an derselben auch ein ziemlich beträchtliches Fettpolster, doch trägt die Beckenstellung viel zum Hervortreten der Nates bei; sehr starke Steatopyga ist mir überhaupt bei reiner Race nicht vorgekommen, so dass eine derartige Bildung schon allein den Verdacht auf Vermischung mit Hottentottenblut rechtfertigt.

Eine charakteristische Abbildung von Frauen dieses Stammes giebt Fig. 70 und 71 (auf nächster Seite), sowie die weiblichen Personen der Buschmanngruppe Fig. 66, von denen die kleinere die fettleibigste ist, welche ich gesehen habe, ohne dass sie darum mit den oben dargestellten Hottentottinnen verglichen werden könnte.

Da ausser den Momenten der Ernährung, der wechselnden Mächtigkeit der Fetthaut etc. hier noch das der Schwangerschaft hinzukommt, so sieht man die Haut der Bauchdecken bei den Frauen der Buschmänner noch schlaffer und faltiger als bei den Männern; um die Schultern und die Gelenke treten die Falten in derselben Weise auf. Die Bildung der Glieder weicht im Einklange mit der übereinstimmenden Grösse wenig oder häufig gar nicht von der männlichen ab, wesshalb Unkundige bei der Betrachtung von Portraits dieses Stammes häufig das Geschlecht zu verwechseln pflegen, obgleich die Figuren fast völlig nackt erscheinen. Es könnte dies nicht vorkommen, wenn z. B. auch nur die Entwickelung der Brüste die gewöhnlichen Unterschiede darböte; aber während bei älteren Individuen weiblichen Geschlechtes dieselben ganz schlaff, beutelartig der Brust anliegen, findet sich wiederum beim anderen Geschlecht häufig eine abnorm starke Ausbildung der Brustdrüsen, und es sind unzweifelhaft Fälle constatirt, wo der Vater beim Ableben der Mutter das Säugegeschäft fortgesetzt hat, wenn dies auch gewiss nur in unzureichender Weise stattgefunden hat.

Fast ebensowenig wie die Brüste verrathen die Hüften das Geschlecht, wenigstens nicht wie bei civilisirten Völkern, sondern nur durch die stärkere Beckenneigung bei der Frau (vergl. Figur 70), doch wird dies aus der Betrachtung der Skeletttheile sich noch klarer herausstellen; nur die Hände und Füsse tragen auch hier einen entschieden weiblichen Charakter, indem sie bei ihrer Kleinheit sich gleichzeitig durch eine gewisse Breite und Abrundung der Zehen auszeichnen (in diesem Punkte stimmte die *Afandy* noch am besten mit dem Stamme überein, dessen Namen ihr beigelegt wurde).

Bei einem aussterbenden Volk, wie das vorliegende, ist begreiflicher Weise kein grosser Ueberfluss an heranwachsender Generation und es kann

---

[1]) TH. HAHN: Die Buschmänner. Globus 1870, p. 85.
Dr. BLEEK gab die mir bereits zugesagte Photographie vorher an TH. HAHN, welcher sie, ohne Absicht mein Interesse zu schädigen, benutzte.

daher wegen Mangel an Material über die mittleren Altersklassen nichts Bestimmtes ausgesagt werden, doch dürften bei der entwickelten Jungfrau die Brüste sich ähnlich verhalten wie bei den Hottentottinnen, nur dass sie nicht dieselbe Ueppigkeit zeigen werden.

Fig. 70. Buschmännin.

Wollte man auch wirklich annehmen, dass alle die bisher angeführten Unterschiede im Körperbau in der That auf den Einfluss der Lebensweise zurückzuführen wären, so gränzt es doch an Absurdität, dasselbe für die Bildung des Kopfes und des Gesichtes annehmen zu wollen, welche sich bei diesen Völkern in auffallender Weise unterscheiden.

Der Kopf ist im Ganzen bei den Buschmännern verhältnissmässig gross und breit. Der Umriss des Gesichtes weicht von demjenigen der Hottentotten in der Weise ab, dass bei den Letzteren das Gesicht durch die Schmalheit der Stirn und das spitze Kinn den Eindruck eines Parallelogrammes macht, während sich bei Ersteren eine breite Stirn findet; dabei tritt der untere Theil des Gesichtes, und besonders die Gegend der Unterkieferwinkel seitlich stark heraus, das mittelmässige Kinn ragt nur wenig nach unten vor, und der Umriss des Enface nähert sich daher bei der gleichzeitigen Depression des Scheitels in seinen Hauptumrissen eher einem Rechteck mit senkrechten, als einer Raute mit schräg gestellten Seiten. Ferner unterbrechen die Jochbeine, obwohl sie für sich betrachtet stark markirt erscheinen, doch den Umriss nicht so sehr als bei den Hottentotten, weil die grossen Breitendurchmesser ober- und unterhalb das Vorragen abschwächen.

Fig. 71. Buschmännin.

Wie diese Hauptzüge, welche das Gesicht des Buschmannes, von vorn betrachtet, charakterisiren, bieten auch die Einzelheiten mannigfache, obwohl nicht so durchgreifende Unterschiede. Während bei den übrigen *Koi-koin* die horizontalen Augenaxen wenigstens öfter von ihrer normalen Richtung abweichen und bald der äussere, bald der innere Winkel tiefer steht, so stehen dieselben bei den Buschmännern bemerkenswerth horizontal, und nur ganz ausnahmsweise findet ein geringes Abweichen statt. Auch hier sind starke Contracturen der Lider Regel, die Falten stellen sich gewöhnlich sehr regelmässig radiär und scheinen nicht auf den einen oder anderen Augenwinkel einen stärkeren

Zug auszuüben. Die Lidspalte ist ebenfalls schmal, die Augen liegen etwas tief in den Höhlen, doch legt sich das obere Lid nicht so weit über den äusseren Winkel, wie es bei den Hottentotten meist der Fall ist.

Der allgemeine Charakter des Auges ist sehr typisch. Der Blick hat etwas Lauerndes, Scheues, die dunkelbraune oder marmorirte Iris, in der die kleine Pupille sich kaum von der Umgebung absetzt, wandert rastlos umher, als wittere die Person beständig Gefahr, oder suche Anderen solche zu bereiten; das Auge der Hottentotten dagegen hat, abgesehen von dem mürrischen, finsteren Eindruck der zusammengezogenen Brauen, etwas Harmloses, Einfältiges an sich. In der Jugend klar und wegen der dunkelen Regenbogenhaut von eigenthümlichem Reiz (Taf. XXIX, Fig. 2a), werden die Augen der Buschmänner im Alter noch mehr als die der anderen *Koi-koin* missfärbig und pigmentirt, Arcus senilis und häufig auch Cataracten entstellen ausserdem in vorgerückten Jahren, das Aussehen so, dass der Eindruck übel und krankhaft wird.

Fig. 72. Buschmann der westlichen Colonie.

Die Nase ist an der Wurzel tief eingedrückt, der Rücken wendet sich dann in scharfer Krümmung nach vorn und es fügt sich alsbald eine plumpe, abgerundete Spitze daran, die leicht aufgestülpt erscheint und seitlich in schmale Flügel ausläuft. Die verhältnissmässig geringe Länge und Erhebung der Nase, die seitlich ausgezogenen Flügel mit den etwas nach vorn gerichteten Oeffnungen kommen ihrem Charakter nach sehr mit der bei den Hottentotten beobachteten Bildung überein, unterscheidend ist jedoch die tiefe Einsenkung der Wurzel sowie das Fehlen der sattelförmigen Gestalt des Rückens, da die Krümmung der Nasenbeine schnell ansteigt und somit der eingedrückten Wurzel näher liegt; die Nasolabialfalte ist sehr ausgeprägt und tief. Von den beigegebenen Portraits sind besonders die des *Rooiman* (Taf. XXVI. Fig. 2) und des *Boessek* (Taf. XXVII. Fig. 1) in Bezug auf die Bildung des Riechorganes charakteristisch, wo in den Profilen auch die eigenthümliche Krümmung deutlich zu Tage tritt.

Ueber den Mund ist nur wenig zu sagen, da sein Schnitt mit dem der übrigen *Koi-koin* in den wesentlichsten Punkten übereinstimmt. Gewöhnlich von ziemlicher Breite, sind die Lippen mässig aufgeworfen, bald mehr bald weniger, aber nie in solchem Grade wie bei den *A-bantu*. Stets

ist der mittlere Einschnitt der Oberlippe markirt, auch die Unterlippe zeigt gewöhnlich eine Theilung; von der Seite betrachtet, bilden die Lippenränder scharf begränzte Vorragungen, welche durchschnittlich stärker prominirend sind als bei den Hottentotten.

Der letzterwähnte Umstand hängt wesentlich mit dem hohen Grade von Prognathismus zusammen, welchen die Buschmänner zeigen, indem der ganze untere Theil des Gesichtes nach vorn geschoben und häufig fast schnauzenförmig verlängert erscheint (vergl. Taf. XXVII, Fig. 1b und 2b), ein Zug, der den Hottentotten keineswegs in dem Maasse eigen ist. Die Zähne sind nur von mässiger Grösse, und die Reihen derselben stehen wenig geneigt, so dass es sich also hier um wahren Prognathismus, d. h. Verschiebung der Kiefer nach vorn, nicht um Schiefstellung der Processus alveolares oder der Zähne handelt. Die Abrundung des Kinnes gegenüber dem spitz zulaufenden der Hottentotten, macht den Eindruck einer Schnauze hier noch frappanter. Die steile Stirn, die Depression des Scheitels und das Vortreten des Hinterkopfes vollenden das eigenthümlich Eckige des Profiles, welches auch den Hottentotten zukommt, aber sich bei ihnen in anderer Weise zusammensetzt (vergl. Schädelbau).

Ein charakteristisches Merkmal für den Buschmann, auf welches manche Autoren Werth legen, sind endlich noch die grossen, unförmlichen Ohren, die seitlich mehr oder weniger stark abstehen, und vom Ohrläppchen nur eine schwache Andeutung besitzen, wie bei vielen wilden Racen. Dieser Zug ist indessen nicht immer deutlich ausgesprochen und hat wohl nur individuellen Charakter, zumal da durch Tragen von Ohrringen das ursprünglich nur angedeutete Läppchen wenigstens annähernd künstlich ausgebildet wird.

Doch möge es genug sein mit der Beschreibung der Gesichtszüge, welche durch Worte überhaupt nicht zuverlässig vergegenwärtigt werden können; eine genaue, eingehende Betrachtung und Vergleichung der beigegebenen Portraits wird dazu beitragen müssen, dem Leser eine geeignete Anschauung von der Sache zu geben, und es soll darum alsbald zur Beschreibung des Skelettes übergegangen werden.

b. Das Skelett.

Wie es sich schon im Aeussern bemerkbar machte, erscheint auch der Knochenbau der Buschmänner von sehr typischer Gestalt; da mannigfache Vermischung nicht in Abrede gestellt werden kann, so darf man diesen Fall als ein interessantes Beispiel der Constanz der Charaktere bezeichnen, welches um so auffallender ist, als diese Eingeborenen eine so grosse geographische Verbreitung zeigen, und der Zusammenhang der einzelnen Horden ein sehr lockerer ist.

Es wurden bereits die Gründe angeführt, wodurch die Behauptung, äussere Agentien hätten die Unterschiede hervorgerufen, hinsichtlich der allgemeinen Entwickelung des Körpers als unhaltbar bezeichnet werden muss; dies gilt nun in erhöhtem Maasse von den Skelettheilen, wo der Versuch, die Eigenthümlichkeiten auf klimatische Einflüsse, Besonderheiten der Lebensweise und ähnliche Umstände zurückzuführen noch viel gewagter erscheint. Die Vergleichung ergiebt, dass die unter denselben Lebensbedingungen stehenden *Ba-kalahari* keineswegs die gleichen Merkmale zeigen, während andererseits die gezähmten Buschmänner, welche unter halbcivilisirten Verhältnissen aufwachsen, diese Eigenthümlichkeiten nicht zu verlieren pflegen. Das Letztere ist um so weniger auffallend, als in der That die Unterschiede keineswegs solche sind, welche man auf Rechnung des Verkommens eines Volksstammes setzen könnte.

Hierbei ist in erster Linie auszuführen, dass die allgemeinen Verhältnisse der Knochen besonders der männlichen Skelette für die geringe Totalhöhe nicht sehr gracil sind, wie es sonst als Zeichen der Uncultur vorzukommen pflegt. Man vergleiche das Becken auf Tafel XLV (zu dem sehr typischen Schädel auf Taf. XXXV, Fig. 13), dessen zugehöriger Oberschenkel die unverhältnissmässige Länge von 42.8 CM. hat, und man wird sich über den robusten Knochenbau wundern müssen. An dem Skelett des Berliner Museum, obgleich dasselbe einem Manne angehörte, bei dem Vermischung mit Hottentottenblut wahrscheinlich ist, darf man im Vergleich zur Körperlänge wenigstens nicht von besonderer Feinheit der Knochen sprechen, und bei dem Unterschenkel nebst Fuss (Taf. XLVIII, Fig. 3) eines erwachsenen Buschmannes der westlichen Districte ist die gedrungene Formation sogar sehr auffallend.

Bei weiblichen Individuen kann man natürlich nicht erwarten, dasselbe Merkmal zu finden, da der generelle Charakter entgegengesetzt ist, das von mir ausgegrabene weibliche Skelett (Berl. Mus. No. 22137, das Becken auf Taf. XLVI, der Schädel Taf. XXXV, Fig. 14) zeigt feine Knochen, aber immerhin im Verhältniss zu der geringen Totalhöhe von 137 CM. nicht auffallend gracil; an dem bereits beschriebenen weiblichen Hottentottenskelett (vergl. pag. 300.), welches wirklich einen verkommenen Charakter an sich trägt, sind die Knochen bei etwa gleicher Gesammthöhe durchschnittlich zarter gebildet.

Die sehr auffallende Abweichung der Bildung bei den Buschmännern im Vergleich mit den übrigen *Koi-koin* tritt sofort zu Tage, wenn man typische Schädel mit einander vergleicht. Der enorme Unterschied zwischen den Figuren auf Tafel XXXV und XXXVI gegenüber denen auf den vorhergehenden wird jedem Beschauer in die Augen fallen, und die bemerkenswerthe Uebereinstimmung, welche andererseits die Figuren unter sich zeigen, lehrt, dass es sich hier nicht um Zufälligkeiten oder lediglich individuelle Schwankungen, sondern um wirklich typische Bildungen handelt.

Die Schädel der Buschmänner rangiren insofern mit denen der Hottentotten, als sie ebenfalls platycephal sind; der Breitenindex der hier aufgenommenen Specimina beträgt 73.82, ihr Höhenindex nur 70.23, und es stellt sich also ein Minus der Höhe von 3.59 heraus, welches dasjenige der Hottentotten (1.71) noch bedeutend übertrifft. Der allgemeine Charakter des Schädelbaues ergiebt also in Uebereinstimmung mit den übrigen Vergleichungspunkten die Wahrscheinlichkeit einer gewissen Verwandtschaft beider Stämme, welche zweifelhafter erscheint, sobald man die Einzelnheiten eingehender berücksichtigt.

Als reinster Typus des Buschmannschädels ist die erste Figur (13) der Tafel XXXV zu bezeichnen, zumal derselbe aus einer frühen Zeit stammt; das betreffende Individuum verstarb als sehr alter Mann in Colesberg und hatte bereits eine lange Reihe von Jahren im Grabe gelegen, als dieses von mir geöffnet wurde. Der schon etwas defecte Schädel liess sich in den Umrissen wieder vollständig herstellen und stimmt in seinen Merkmalen mit Typen, welche von andern Autoren[1]) abgebildet werden, recht erfreulich überein.

Betrachten wir zunächst die Seitenansicht, so zeigt diese eine sehr wesentlich andere Entwickelung der Gesichtslinie als den Hottentotten eigen ist. Die Stirn ist weder so steil noch so plötzlich nach hinten gekrümmt, die Glabella prominirt etwas über der vertieften Nasenwurzel, die eingedrückten Nasenbeine verschwinden in der Profilansicht im oberen Theil gänzlich, und nur der unterste stark nach vorn gekrümmte Theil wird sichtbar; indem nun ausserdem die Zahnfortsätze des Oberkiefers beträchtlich hervorragen, erhält die Linie starke Biegungen, während sie bei den Hottentotten im Profil auffallend flach ist und sich zuweilen einer geraden nähert (vergl. Taf. XXXIII, Fig. 7). Auch der Unterkiefer verhält sich sehr abweichend; denn während bei den Letzteren der Körper gegen das Kinn zu stark an Höhe zunimmt, der Winkel stumpf ist, und der aufsteigende Ast bei kurzem Gelenkfortsatz und langem, nach vorn gerichtetem Kronenfortsatz ein sehr verschobenes Viereck darstellt, ist bei den Buschmännern der Körper gegen das Kinn zu nur wenig höher, der Ast steht steil und erscheint bei nach oben gerichtetem Kronfortsatz mehr quadratisch. Am besten ist dies an dem Schädel No. 13 ausgeprägt, wo der männliche Charakter das Merkmal verstärkt, doch selbst an dem jungen, weiblichen No. 15 ist der Unterschied besonders hinsichtlich des Kinnes bemerkbar; ebenso in dem mittleren, gleichfalls weiblichen, wo indessen der Winkel und Alveolarfortsatz atrophisch ist. Auf Tafel XXXVI wird das Kinn be-

[1]) Vergl. OWEN, Anatomy of Vertebrat. Vol. II, p. 564. Besonders auffallend wird die Uebereinstimmung, wenn man einen Schädel der Westküste, welcher nicht mit abgebildet wurde, zur Vergleichung herbeizieht. Mit Rücksicht auf diesen Umstand möchte ich vermuthen, dass der von OWEN abgebildete Schädel auch den westlichen Districten der Colonie entstammt.

trächtlich höher, doch ist bei diesem, welcher von dem Mordplatz bei Boshof stammt, eine gewisse Vermischung der Merkmale nicht zu verkennen; wie bereits erwähnt, haben die *Korana* selbst, sowie die zwischen ihnen lebenden Buschmänner den Typus ihrer Race überhaupt nicht so rein erhalten, als die übrigen Stämme. No. 17 auf Tafel XXXVI, einem weiblichen Individuum der Westküste entnommen, ist wegen des feineren Knochenbaues weniger deutlich, wenn auch immer noch sehr verschieden von den reinen Hottentotten.

Die Depression des Scheitels, welche der Platycephalie eigen ist, wird bei den Buschmännern in der Seitenansicht wohl merklich, sie fällt aber nicht so sehr auf, als man erwarten sollte, weil das Hinterhaupt gerundet ist und dadurch das Eckige des Umrisses gemildert wird; auch der Basaltheil ist in manchen Fällen nicht so gerade und so flach gestellt, als bei den übrigen *Koi-koin*, in andern aber (Taf. XXXII, Fig. 14) findet sich dies Merkmal in gleicher Weise. Obgleich der Gesichtstheil des Schädels bei typischem Bau stark schnauzenartig vorspringt (Fig. 13), so ist der Oberkiefer nicht gleichzeitig abwärts gedrängt, und der Gesichtswinkel daher trotz der anscheinend starken Prognathie doch grösser oder ebenso gross als bei den Hottentotten. Er beträgt bei den Schädeln auf Tafel XXXV resp. 64°, 74° und wiederum 74°, bei der ersten Figur auf Tafel XXXVI 68°, der zweiten 66°, was eine Durchschnittzahl von 69° ergiebt.

In der Vorderansicht erscheint die allgemeine Breite der Gesichtsfläche bemerkenswerth, indem alle Querdurchmesser beträchtlich sind. Die Stirn, welche ebenfalls immer noch breiter ist, als bei den vorher beschriebenen *Koi-koin* projicirt sich in dieser Ansicht auf den sehr grossen Spheno-frontal-Durchmesser, welcher bei allen mir zu Gebote stehenden Buschmännerschädeln von auffallender Grösse ist; die allgemeine Form des Umrisses wird ausserdem dadurch eine andere, dass die Tubera parietalia, welche beim Hottentotten so stark vortreten und meist die grösste Breite bilden, bedeutend weniger prominiren. Die beiden eben genannten Merkmale geben den hauptsächlichsten Grund ab, dass in sämmtlichen Ansichten das Bild der Schädel der zwei Unterabtheilungen der *Koi-koin*, wie die Tafeln lehren, ein so durchaus verschiedenes wird. Es treten aber noch andere Merkmale hinzu, welche beim typischen Bau auch sehr in die Augen fallen.

Vergleicht man wieder die Vorderansicht von Fig. 13., so findet man mässig starke Supraorbital-Bögen, gerundete Augenhöhlen, sehr grosse Interorbital-Breite, eingedrückte Nasenbeine, eine breite, niedrig herzförmige Apertura pyriformis, mässig starke, etwas prominirende Jochbeine, breite Kiefer, mit sehr entwickeltem, vortretendem Winkel des Unterkiefers. Das letztere Moment, im Verein mit der wenig verschmälerten Stirn und den mässig vortretenden Jochbeinen, bewirkt das eigenthümlich viereckige Aussehen des Gesichtes beim Lebenden, welches oben beschrieben

wurde. Die andern hierhergehörigen Figuren weichen nicht sehr weit von dem eben beschriebenen Bilde ab und lassen es als typisch erkennen. In Figur 14 erscheinen die Knochen entsprechend dem weiblichen Charakter, glatter, feiner, die Vorsprünge weniger markirt, in Figur 15 ist der Gesichtsschädel klein, noch nicht voll entwickelt, wie es dem kindlichen Alter zukommt, obgleich bei dem Mädchen der fünfte, obere Backenzahn schon durchgebrochen war; die Vorderansicht von Figur 16 ist fast ganz typisch für den Buschmann, obgleich eine Vermischung mit *Korana*-Blut nicht ganz ausgeschlossen werden kann; bei Figur 17, einem weiblichen Individuum der westlichen Distrikte entnommen, zeigt sich wesentlich derselbe Typus wie bei den östlichen.

Die Ansicht von oben ergiebt auch einen stark von dem der Hottentotten abweichenden Umriss. Wegen des geringeren Hervortretens der Tubera parietalia — die grösste Breite liegt unter und vor denselben — wird die längliche Eiform des Schädels weniger gestört, wozu auch die mässig scharf vorspringenden Jochbeine und gewölbtere Stirn etwas beitragen; die Seiten sind daher nicht gerade, sondern leicht convex; die Rundung des Hinterhauptes ist weniger rein, indem der Schuppentheil stärker vortritt und den Umriss unterbricht. Die verschiedenen Schädel stimmen in diesen Merkmalen recht gut überein, indem nur der *Korana*-Buschmann (Fig. 16) seine geringere Reinheit durch starkes Vortreten der Tubera parietalia verräth.

In der Ansicht von hinten erscheint die grössere Rundung der Schädelkapsel bestimmend für die Form des Umrisses. Während bei den Hottentotten dieser mehr oder weniger deutlich an ein Fünfeck erinnert, wird bei den Buschmännern reiner Race diese Figur sehr undeutlich, und zwar in dem Grade, dass ein solcher Vergleich schon gesucht erscheinen muss. Dafür giebt wieder Figur 13 und auch 15, also ein sehr alter Mann, ebenso wie ein junges Mädchen, charakteristische Beispiele; in Figur 14 lassen sich dagegen die Ecken noch einigermaassen constatiren, noch mehr natürlich in dem unreinen Individuum Fig. 16, Fig. 17 bleibt dagegen auch hierin dem Typus treu.

Die Warzenfortsätze der männlichen Schädel sind breit und kräftig entwickelt, dabei aber mässig lang und prominiren nur wenig an der convexen Basis, welche zugleich schwach verengt ist.

Der allgemeine Charakter der Schädelknochen stimmt mit dem des übrigen Skelettes vollkommen überein, d. h. die Knochen sind besonders beim männlichen Geschlecht schwer und compact, mit kräftigen Muskelansätzen. Die mässig gezackten Näthe pflegen als Regel verhältnissmässig früh zu verwachsen.

Die Zähne in den breiten Alveolarfortsätzen sind durchschnittlich stärker als bei den Hottentotten; sie scheinen nicht so reich an Schmelz wie diese und neigen daher mehr dazu, abgekaut als cariös zu werden.

Die starke Benutzung, welche sie durch das Kauen von so manchen für andere Menschenkinder ungeniessbaren Dingen finden müssen, trägt dazu bei, die Abnutzung häufig zu einer sehr hochgradigen zu machen. Im Alter fallen die Zähne nicht selten aus und die Alveolarfortsätze atrophiren alsdann in der Weise, wie Figur 14 es erkennen lässt.

Die verhältnissmässige Undeutlichkeit der generellen Charaktere bei den Buschmännern, welche schon im Habitus des Lebenden auffiel, erscheint wieder recht ersichtlich beim Betrachten des Beckengürtels.

Vergleicht man die beiden Becken auf Tafel XLV und XLVI, zwei alten Individuen verschiedenen Geschlechtes zugehörig, so wird man in der That zweifelhaft, auf den ersten Blick zu entscheiden, welches von beiden das weibliche sei; urtheilt man nach der grossen Hüftbreite und der flachen Stellung der Darmbeine, so ist man sogar gezwungen, das auf Tafel XLV irrthümlicher Weise als weiblich anzusprechen.

In Wahrheit also ist dies Becken männlich (es gehört zu Schädel Fig. 13, Tafel XXXV) und zeigt für die Gesammthöhe einen bemerkenswerth robusten Bau; die Knochen sind schwer und massiv, die Darmbeine zeigen in der Fläche keine durchsichtige Stelle. Die Fossa iliaca ist geräumig, die Cristae sind geschweift, ihre Entfernung beträgt 23.3, die der Spinae ant. sup. 21.2, während die entsprechenden Zahlen des Beckens der folgenden Tafel sich wie 19.7 zu 16.7 stellen. Auch das des Berliner Buschmannskelettes (No. 7193) übertrifft dies weibliche Becken (Cristae 21.2, Spinae 19.1) während das von Martin beschriebene[1]) in demselben Sinne niedrige Werthe zeigt (Cristae 19, Spinae 16). Schon dies letztere Becken wird von Vielen als monströs oder kindlich bezeichnet, während das hier auf Tafel XLVII abgebildete einem in der Pubertätperiode stehenden, allerdings etwas schwächlichen Mädchen entnommen, zeigt wie tief die Dimensionen sinken können (Cristae 16.5, Spinae 15.5); dem zu Folge liegt kein Grund vor, den typischen Bau des MARTIN'schen Beckens anzuzweifeln. Auch bei diesen Eingeborenen liegt der weibliche Charakter in den relativ bedeutenden Maassen für das kleine Becken, und lässt sich durch Uebertragung derselben in Procente der Darmbeinbreite sichtbar machen.

Als ein Zeichen, wie abweichend die Gesetze des Wachsthums unter solchen Verhältnissen sind, erscheint in dem auf Tafel XLV abgebildeten Exemplar, einem sicherlich wenigstens 50 Jahre alten Manne entnommen, die Fuge zwischen dem Scham- und Darmbein auf der rechten Seite noch offen, auf der andern ist die Verwachsungsstelle noch ganz deutlich trotz der im Allgemeinen kräftigen Entwickelung der Knochen.

---

[1]) MARTIN, a. a. O. Tabelle. VROLIK und JOULIN haben diese Distanzen nicht angegeben. Buschmänner und Hottentotten sind auch meist zusammengeworfen, wesshalb die Zahlen einen sehr ungleichen Gang nehmen.

Der Beckeneingang ist undeutlich herzförmig, von mässiger Breite und könnte auch sehr wohl einem weiblichen Individuum angehören, der Schambeinwinkel, die breiten Scham- und Sitzbeinäste, sowie die beträchtliche Höhe des Foramen obturatorium sind von männlichem Charakter. Die Gestalt des Kreuzbeines wird durch die Breite der untersten Wirbel eher weiblich, die Entfernungen der Tubera und Spinae ossis ischii sind von unbestimmtem generellen Charakter.

Das Becken der folgenden Tafel ist im Ganzen viel dürftiger entwickelt, die Knochen sind fein und gracil, wie es dem weiblichen Geschlecht zukommt, die Tuberositäten und Leisten dabei aber merkwürdig prominent; die Dimensionen der Darmbeine haben eine so geringe Ausdehnung, dass der Raum des grossen Beckens ein ganz kindlicher wird. Die Cristae sind auffallend kurz und im vordern Theil einander genähert, wodurch die geringe Entfernung von 16.7 für die Spinae entsteht. Der Beckeneingang, welcher nur wenig vom Promontorium überragt wird, nähert sich der dreieckigen Gestalt bei mittlerem Querdurchmesser (9.4), die Conjugata vera beträgt nur 8.4, während sie bei dem männlichen der vorigen Tafel 9.6, dem Berliner Skelett 10.2 (!), dem Mädchen auf Tafel XLVII nur 6.8 misst. Der Beckenausgang zeigt dagegen 9.9 CM. Entfernung der Tubera, gegen 9.2 und 8.6 der männlichen und bleibt somit dem weiblichen Charakter treu; auch das jugendliche Becken (Taf. XLVII) hat noch 7.6 Distanz der Tubera, die Spinae verhalten sich ähnlich, ohne dass der Gang der Zahlen in gleicher Weise deutlich erscheint. Sucht man sich die Werthe für die Querdurchmesser und Conjugata der beiden Becken auf Tafel XLV und XLVI, die Darmbeinbreite = 100 gesetzt, so ergiebt sich Folgendes: Werthe: Conjugata vera 41.2 % ♂ zu 42.6 ♀; Querdurchmesser 44.2 % ♂ zu 47.7 ♀; Distanz der Tubera ischii 39.5 % ♂ zu 50.3 ♀! also ein constantes Plus auf Seiten des weiblichen Beckens.

Bei den Abbildungen der Tafel XLVII ist der jugendliche Charakter wegen der noch ganz unvollständigen Verwachsung der einzelnen Knochen und den abgetrennten Epiphysen nicht zu verkennen; doch darf man denselben mit Rücksicht auf das beobachtete Ausbleiben der Verwachsung selbst in vorgerückteren Jahren nicht überschätzen, wie die Betrachtung der Zahnentwickelung am zugehörigen Schädel (Taf. XXXV, Fig. 15) erkennen lässt. Im Hinblick auf diese Thatsache, sowie anderweitige Beobachtungen am Lebenden darf ich die Ueberzeugung aussprechen, dass unter den Buschmännern gewiss häufig Frauen mit wenig besser ausgebildeten Becken bereits Mütter werden. Die Dehnbarkeit der Theile muss alsdann ersetzen, was ihnen an Völligkeit der Entwickelung abgeht.

Der sehr zwergenhafte Eindruck, den das Becken im Ganzen macht, beruht auch hier hauptsächlich auf der geringen Grösse der Darmbeine, welche durch das Fehlen der Epiphysen noch schmaler und niedriger erscheinen, als es sonst der Fall wäre.

Der Schultergürtel zeigt bei den Buschmännern ebenfalls erhebliche Unterschiede im Vergleich mit demjenigen der Hottentotten, die gedrungene Gestalt der einzelnen Skelettheile prägt sich in dem Schulterblatt und der Clavicula in ähnlicher Weise aus, wie im übrigen Knochenbau. Das Erstere ist von geringer Länge und dabei auffallend breit (Breite zur Länge wie 9.7 : 12.3), während der innere Rand convex vorspringt, der untere Winkel ist nicht verlängert; die Spina ist verhältnissmässig hoch, das Acromion in seinem breiten Theile kurz, rundlich und massig. Das Schlüsselbein ist für die Kleinheit auch ziemlich dick und dabei stark geschwungen.

Hinsichtlich der Stärke gilt dasselbe von den Oberarmknochen, deren Achsendrehung 35° (♀) und 30° (♂) beträgt; bei ersterem sind die Verhältnisse der einzelnen Theile: äusserster Punkt des Kopfes bis zum Tuberculum majus 4.1; Breite der Condylen 4.7; Umfang der Diaphyse 5.6 bei einer Gesammtlänge des Knochens von 27.9; bei dem zweiten verhalten sich dieselben Zahlen wie 4 : 5.6 : 5 bei etwas geringerer Länge. Die Verhältnisse des Femur, zu dem weiblichen Skelett gehörig, zeigen trotz dieses Geschlechtes bei einer Länge von 38.1 eine Entfernung des äussersten Punktes des Kopfes bis zum Trochanter major von 8.2; Breite der Condylen 6.4 und Umfang der Diaphyse von 7.8, während der zum Schädel No. 13 gehörige Femur eines alten Mannes folgende Zahlen aufweist: 9.1 (Kopf-Troch. m.) 7.6 (Condylen-Breite) und 8.1 (Diaphysen-Umfang) bei einer Gesammtlänge von 42.7 CM.

Es zeigt sich also, dass bei den Buschmännern, auch in den Skelettheilen im Verhältniss zu der mässigen Länge bedeutende Zahlen für die Breiten und Umfang vorkommen, wie sie den übrigen südafrikanischen Eingeborenen nicht eigen zu sein pflegen, zumal, wenn man berücksichtigt, dass der Femur im Vergleich mit der Fibia und dem Fusse relativ lang ist. Die beste Illustration dafür ist der auf Tafel XLVIII Fig. 3 abgebildete Fuss eines männlichen, alten Buschmannes der westlichen Districte, welche auf einen Blick lehrt, wie enorm die Unterschiede werden können, ohne dass Monstrosität vorliegt. Die Länge des Fusses = 100 gesetzt, ergiebt sich für denselben ein Breitenindex von 41.3 (gegen eine entsprechende Zahl des Kaffernfusses von 27.7). Die absoluten Werthe der Metatarsusknochen der grossen Zehe verhalten sich an den drei abgebildeten Füssen wie 6.1 : 4.2 : 2.6 (!); obgleich also der mittlere einer schwächlichen Hottentottin von geringer Skeletthöhe (135 CM) angehört, überragt der genannte Knochen den des männlichen, erwachsenen Buschmannes um mehr als 2 CM. Der Fortsatz des Fersenbeines ist in gleicher Weise beim Buschmann bei Weitem der kürzeste unter den dreien, das Sprungbein ist breit und kräftig, besonders hinsichtlich der scharf abgesetzten Gelenkfläche, die übrigen Fusswurzelknochen verhalten sich in demselben Sinne.

Aehnliche Unterschiede finden sich auch hinsichtlich der Hände; doch ist an den skelettirten Händen die Gesammtform weniger klar

zur Anschauung zu bringen, wegen des lockeren Aneinanderlagerns der Knochen.

Aus der Betrachtung aller dieser Skelettverhältnisse, besonders auch mit Rücksicht auf das beschriebene, wirklich verkommene Hottentottinskelett geht hervor, dass die Behauptung, die charakteristischen Unterschiede im Bau des Buschmannes beruhten lediglich auf dem Einfluss des Verkommens der Völkerschaft als eine durchaus unerwiesene bezeichnet werden muss.

c. Körperliche und geistige Leistungsfähigkeit.

Wenn es soweit gelungen sein dürfte, an der Hand von Material, dessen Eigenthümlichkeiten zur unmittelbaren Anschauung zu bringen sind, die ursprüngliche Trennung der Buschmänner von den Hottentotten nachzuweisen, so lässt sich leicht begreifen, dass die Schwierigkeiten hinsichtlich der functionellen Unterschiede viel erheblicher werden.

Man darf wohl darauf verzichten, hierin den Beweis in gleicher Weise durchführen zu wollen, da es überhaupt ungeeignet ist, sich allzu fest an die mannigfach wechselnden, einzelnen Züge zu klammern, anstatt das Gesammtbild in's Auge zu fassen. Thut man das Letztere, so ergiebt sich bei eingehender Vergleichung, dass sich zwischen beiden Volksstämmen auch auf diesem Gebiet die erheblichsten Unterschiede in den Talenten, Anschauungen, Neigungen und der Lebensweise finden, wovon Vieles gar nicht bezweifelt werden kann, wenn auch manche Autoren sich bemüht haben, den Buschmännern alle Scheusslichkeiten aufzubinden, welche ihnen gerade einfielen.

Vergleicht man dasjenige, was selbst wohlwollende, vorurtheilsfreie Beobachter über den unglücklichen Stamm mittheilen, so scheint es, als ob ein harter Fluch auf ihm laste, der die übrigen *Koi-koin* nicht in gleicher Weise berührt, und es muss dies in einer besonderen Gemüthsrichtung seinen Grund haben, welche wir versuchen wollen näher zu erläutern. Gleich hier sei ausdrücklich erwähnt, dass meine eigenen Erfahrungen, welche, wie das beigegebene Material beweist, nicht ganz unbedeutend sind, hinsichtlich der Buschmänner verhältnissmässig günstig waren, und dass ich, sollte darnach allein geurtheilt werden, ihnen wohl ein zu vortheilhaftes Zeugniss ausstellen müsste.

Will man ein Urtheil über ihren Charakter in einen kurzen Satz zusammenfassen, könnte man sagen: Der Buschmann ist das unglückselige Kind des Augenblickes.

Der bereits bei den Hottentotten hervorgehobene Leichtsinn steigert sich bei ihm zu einer verhängnissvollen Unbedachtsamkeit, welche wohl die richtigste Erklärung für die merkwürdigen Widersprüche im Charakter ab-

giebt. Sieht sich der Buschmann einer Entschliessung oder einer That gegenüber, so scheint er allein die augenblickliche Neigung zu Rathe zu ziehen, ohne sich durch etwas Anderes leiten zu lassen oder den möglichen Folgen auch nur einen Gedanken zu widmen.

Nimmt man seine andern Eigenschaften mit dieser zusammen, so begreift man, woher es kommt, dass die Buschmänner so oft und leicht zu Verbrechen geführt werden, welche man bei oberflächlicher Kenntniss dem scheinbar so gutmüthigen Sohne der Wildniss nicht zugetraut hätte. Unter solchen Eigenschaften wird ihnen am meisten ihre grosse Gleichgültigkeit gegen Besitz verderblich; denn es leitet sich daraus auch die Nichtachtung fremden Eigenthums ab.

Hat der Buschmann hinreichend zu essen und eine Pfeife Dacha, so fehlt ihm Nichts zum Glück des Lebens, Besitz macht ihm Sorge, und er ist darin der wahre Philosoph, omnia sua secum portans. Was sollte er mühsam Vieh aufziehen, hegen und pflegen, die Thiere des Feldes sind sein Vieh; es gedeiht ohne sein Zuthun, und er tödtet davon nach Belieben, wie es der Augenblick bietet. Dass andere Leute ein heiliges Recht auf die Heerden hätten, welche sie sich irgend wie erwarben, wollte ihm nie vollständig einleuchten; das Vieh war hinreichend da, die augenblicklichen Besitzer brauchten es nicht, indem sie es sonst geschlachtet hätten, er hatte Hunger, folglich raubte er dasselbe. So sehen wir bereits in den frühsten Zeiten der Colonie die Buschmänner als »Banditti« und »Robbers« auftreten und es hiesse die Wahrheit entstellen, wollte man leugnen, dass der Viehdiebstahl zum wirklichen Gewerbe derselben gehörte. Bei sämmtlichen übrigen Eingeborenen Süd-Afrika's ist die schwärmerische Zuneigung zu ihrem Vieh, als dem liebsten Besitzthum, betont worden, man hat sie mit Recht als wahre »*Boomanen*« bezeichnet, und es leuchtet daher ein, welcher allseitiger Hass sich gegen einen Volksstamm wenden musste, der diesen Besitz nicht nur gefährdete, sondern geradezu als unberechtigt betrachtete. Es war ein Kampf für ihr werthvollstes Eigenthum, auf dem die eigene Existenz wesentlich beruhte, wenn Eingeborene und Colonisten sich in dem Losungswort einigten: Tod den Buschmännern! Selbst Jahrhunderte lang fortgesetzte üble Erfahrungen konnten diese von dem unseligen Viehdiebstahl nicht abbringen, und erst in der neueren Zeit haben die letzten Reste sich, wie es scheint, zu grösserer Vorsicht bestimmen lassen, so dass derartige Verbrechen weniger häufig geworden sind.

Vielleicht hätten die Feinde der Buschmänner nicht einen so schrecklichen Grad von Erbitterung gezeigt, wenn nicht ein anderer Vorwurf das volle Maass ihrer Sünden zum Ueberlaufen gebracht hätte. Das Stehlen oder Rauben des Viehes allein, welches in Süd-Afrika eine berechtigte Eigenthümlichkeit kriegführender Mächte zu sein scheint, würde man ihnen nicht so sehr übel genommen haben, aber das Bewusstsein, dass die lieben, vierbeinigen Zöglinge, einmal in der Hand der Buschmänner, rettungslos ver-

loren seien, verwandelte die Herzen der Verfolger gegen die unglückselige Race in Stein. Schon vor Alters war es nämlich die Gewohnheit derselben, im Falle sie verfolgt wurden und nicht mehr vermochten, ihren Raub mit fort zu treiben oder sonst in Sicherheit zu bringen, dass sie die Thiere mit den Speeren durchstachen, sie mit ihren Pfeilen erschossen, oder denselben die Achillessehnen durchschnitten, um sie lieber zu vernichten, als in die Hände ihrer Besitzer zurück zu geben. Sahen dann die Nachsetzenden ihre Lieblinge sich kläglich im Staube wälzen, einem unvermeidlichen Tode anheim gegeben, so erfasste sie schreckliche Wuth gegen diejenigen, welche eine so unnütze Grausamkeit verübt hatten.

Hierbei zeigt sich die unangenehmste Seite im Charakter des Buschmannes, nämlich eine gewisse Neigung zur Gewaltthat, welche die durch wildes Leben erzeugte Verhärtung des Gefühls erklärlich macht; durch den Gedanken an diese schlummernde Gewaltthätigkeit wird man dringend zur Vorsicht im Verkehr mit denselben aufgefordert, weil es schwer zu sagen ist, wann und wodurch sie zum Ausbruch kommen wird, oder welches ihre muthmaasslichen Ziele sind. Eine besonders gefährdete Klasse der Bevölkerung bildeten die unglücklichen Wächter der Heerden, gewöhnlich hottentottischen Stammes, welche sehr häufig die Opfer des Ueberfalles einer Buschmannhorde wurden und auch die Art und Weise, wie man dieselben umbrachte (z. B. durch Zerschmettern des Kopfes der Schlafenden mit Steinen, während die Räuber dieselben ebensogut hätten binden können) zeigt von bösartiger Grausamkeit. Solcher Beispiele werden in den Cape Records verschiedene erwähnt, doch auch Mordthaten gegen Weisse verübt, kamen zuweilen vor, wenn gleich seltener, indem der Buschmann vor den Letzteren die instinctive Furcht zu haben scheint, welche die reissenden Thiere gegen den Menschen überhaupt verrathen.

Die vereinzelten Fälle von Unthaten der Buschmänner beseelten alle Klassen der sesshaften Bevölkerung mit einer lebhaften Furcht vor ihnen, und das dadurch entstandene Misstrauen ist vielfach der Grund gewesen zu weiteren Feindseligkeiten. Die Furcht ging schliesslich so weit, dass die Ansiedler es nicht wagten, in der Nähe ihrer Niederlassungen bebuschte Höhen zu haben, welche die Quellen allein vor dem Austrocknen schützten, »weil die Buschmänner sich darin unbemerkt anschleichen könnten«. Vielfach findet man auch in den Journalen der Reisenden und Missionäre (Moffat, Burchell) Notizen darüber, welche Vorsichtsmaassregeln ergriffen wurden, um den Lagerplatz gegen Buschmänner zu sichern; zuweilen haben auch trotzdem Angriffe aus dem Hinterhalt stattgefunden, aber die Gesammtsumme derer, welche dem schrecklichen Giftpfeil wirklich zum Opfer fielen, ist gewiss eine merkwürdig geringe.

Wie bei den grossen Niedermetzelungen im Jahre 1774 auf etwa 500 getödtete Eingeborene ein Boer geblieben war, so ungefähr wird sich das Verhältniss meistens gestellt haben. Mir ist aus dem Orange-Freistaat ein

Fall bekannt, wo auch bei solcher Jagd einer der Jäger zu Schaden kam und zwar auf sehr charakteristische Weise, wesshalb das Ereigniss kurz berichtet werden soll.

Eine grössere Horde von Buschmännern, welche sich unfern von Bloemfontein auf den Bergen eingenistet hatte und wegen der Viehdiebstähle lästig fiel, sollte unschädlich gemacht werden; es wurde also eine grosse Jagd angestellt, die keine bedeutende Ausbeute ergab, da die braunen Schelme, durch ihre Spione gewarnt, sich grossentheils gerettet hatten. Als der Trupp von Boeren beim Lagerplatz jener zusammenstand, um über die weiteren Maassregeln zu berathen, fiel einem derselben eine alte, flach am Boden liegende Ochsenhaut auf, welche er mit dem Fusse bei Seite stiess. Im selbigen Augenblick sprang ein Buschmann, der darunter zusammengerollt gelegen hatte, in die Höhe, und obgleich umringt von seinen Todfeinden, entsandte er sofort den verderblichen Pfeil mitten in die Brust des Störenden, welcher der Wunde in einigen Stunden erlag. Freilich war damit auch sein Schicksal besiegelt, aber daran dachte er nicht, als er sich plötzlich den Gegnern verrathen sah, sein Gedanke war nur, der Gewalt bis zum Aeussersten Widerstand zu leisten.

Diese Entschlossenheit bei gleichzeitiger Verachtung der möglichen Folgen ihrer Handlungen macht aus der zwergenhaften Race wahre Helden, wie die südafrikanischen *A-bantu* sie nicht aufweisen können, und oft genug habe ich von kundigen Leuten daselbst die Versicherung gehört, dass sie sich mit einem Duzend gezähmter Buschmänner auf ihrer Seite vor Hundert Kaffern nicht fürchteten, auch würde ich selbst die Parthei der ersteren wählen.

So vollführte der auf Tafel XXIX Fig. 2 abgebildete Knabe, welchen man nach seinem Aussehen vielleicht auf 13 Jahre schätzen müsste, eine Heldenthat, welche ihm ein Europäer schwerlich nachmachen würde. Eine gezähmte Hyäne seines Herrn, die frei herumlief, wurde in der Rollzeit wüthend und fiel den unbewaffneten Knaben an; da griff ihr derselbe tief in den Rachen, erfasste ihre Zunge, und obgleich arg zerbissen und umhergeworfen von dem Raubthier, liess er das Organ nicht los, bis Hülfe herbeikam, und die Hyäne vertrieben wurde.

Dieselben Buschmänner (auf BAINES Farm bei Bloemfontein) gaben dort schon früher Proben ihres Muthes, welche man sich scheut zu erzählen, weil sie nach europäischen Vorstellungen unglaubwürdig klingen, obwohl sie vollständig verbürgt sind. Der genannte Farmer schoss auf seinem Terrain mit eigener Hand 25 Löwen (den letzten etwa vor 20 Jahren), und bei diesen Jagden waren die Buschmänner seine besten Helfer. Diese kühnen Jäger ermittelten die Lagerstätte des Raubthieres und wussten es durch vorsichtiges Beunruhigen desselben dahin zu bringen, dass es allmälig seinen Weg nach der Gegend nahm, wo die Schützen verabredetermaassen warteten.

Manche solche Stückchen, welche mir von der angefeindeten Race bekannt geworden waren, erweckten Interesse für sie, und ich freute mich stets, wenn ich in der Steppe dem herumschweifenden Buschmann begegnete. Gegen einige Schnüre Glasperlen tauschte ich mehrmals Bogen und Köcher, gefüllt mit den gefürchteten Pfeilen, von denselben ein, ohne dass mir auch nur entfernt die Besorgniss aufgestiegen wäre, sie könnten diese Waffen gegen mich gebrauchen. Häufig unterstützten sie uns bei der Jagd, stets mit einem bescheidenen Antheil der Beute zufriedengestellt.

Nur eine Unthat kam mir in dieser Zeit zu Ohren und gerade diese lässt die Vermuthung zu, dass dabei der unglückliche Buschmann, wie gewiss sehr häufig, der Sündenbock für Andere gewesen ist. Im westlichen *Be-chuana*-Lande wurde ein Händler, welcher mit seinem fast erwachsenen Sohne und einem Buschmann als *Achterrijder* im Felde campirte, während des Schlafes ermordet; natürlich musste der arme Schelm, der sich ruhig öffentlich zeigte, trotz der Betheuerung seiner Unschuld, der Thäter gewesen sein, obgleich das werthvollste Besitzthum der Ermordeten sich in den Händen anderer Einwohner vorfand. Es wurde ihm unter *Mahura's* Vorsitz der Process gemacht, und wenn auch viele von der Unschuld des Mannes überzeugt waren, so wagte der Häuptling, da es sich um Ermordung von Weissen handelte, nicht, ihn frei zu geben; er wurde zum Tode verurtheilt; und es fand sich auch ein Weisser, der das Henkeramt versah (!). War es doch nur ein Buschmann!

So unwahrscheinlich in diesem Falle die Schuld war, für unmöglich darf man sie nach den oben angeführten Charaktereigenthümlichkeiten nicht halten; der Mord würde alsdann eine von den plötzlichen, unberechenbaren Ausbrüchen der Wildheit veranschaulichen, wie sie bei dem gezähmten Buschmann zuweilen vorkommen; doch sind solche Fälle äusserst selten. Man darf wohl sagen, dass der Jäger, welcher einsam die Buschsteppe durchreitet, jeden Tag ungestraft von diesen Eingeborenen ermordet werden könnte, und doch spricht die einfache Thatsache, dass, den erwähnten, zweifelhaften Fall abgerechnet, keiner der vielen kühnen Jäger, wie Oswell, Wahlberg, Chapman, M'Cabe, Andersson, Galton u. s. w. durch sie zu Schaden gekommen ist, viel besser zu ihren Gunsten, als alle langen Auseinandersetzungen. Besonders Chapman hatte häufig ein Gefolge von Buschmännern, welche für enorme Strecken seinem Zuge folgten, sich als Träger nützlich machten und an der Beute participirten.

Vielleicht liegt der Grund, warum gerade die alten Berichte über diesen Stamm so sehr dunkel gefärbt sind, in dem Umstande, dass die Gegend der jetzigen Colonie viel schneller arm wurde an leicht erreichbarem Wild, und so die zwingende Nothwendigkeit sie früher zum Viehdiebstahl hinführte als in der noch heute wildreichen *Kalahari*.

Dort ist der Buschmann in seinem Element, denn er kann seinem unbezähmbaren Hang zur Freiheit und zum ungebundenen Leben nach

Herzenslust nachgehen. Diese Freiheitsliebe ist eine charakteristische Eigenschaft der in Rede stehenden Race, eine gleiche Neigung findet sich weder bei den Hottentotten noch bei den *A-bantu*, noch bei den sogenannten *Be-chuana*-Buschmännern, den *Ba-kalahari*, welche trotz des Wohnens in der Wüste Sclaven sind und dadurch beweisen, dass die Wohnsitze nicht den Unterschied genügend erklären. Dass die Unterdrückung, das körperliche und geistige Verkommen den Freiheitsdrang stärkt, erscheint an sich schon unwahrscheinlich, und so lehrt auch die Beobachtung, dass die wirklich verkommenen *Ba-kalahari* sich durch knechtischen Sinn, die Buschmänner, deren Verkommen nach Obigem unerweislich ist, durch Liebe zur Freiheit auszeichnen. Es ergiebt diese Betrachtung also einen weiteren Beweis gegen die angedeutete Theorie.

Wie die Cape Records uns überliefern, gingen die Buschmänner schon in den frühsten Zeiten der Colonie nicht selten in den Dienst der Farmer, besonders als Viehhüter, aber selten hielten sie dabei lange aus, wenn sie es nicht überhaupt nur als Vorwand benutzten, um die Gelegenheit auszuspähen, und später zwar nicht ihren Herrn, aber doch die Nachbarn zu bestehlen. Es kommen aber Fälle vor, und sind mir selbst zur Kenntniss gelangt, dass Individuen dieses Stammes treu ihren Dienst, zur vollsten Zufriedenheit des Herrn versahen, und doch plötzlich wieder von dem innern Drang nach dem Leben in der Steppe erfasst wurden; sie verschwanden dann entweder heimlich, in der Regel ohne etwas zu entfremden, oder mit Erlaubniss des Herrn, um nach einigen Monaten wieder zu kommen, als wenn Nichts vorgefallen wäre, und den früheren Dienst in alter Weise zu übernehmen.

Es verräth solches Verhalten einen innewohnenden, mit ihrem ganzen Wesen verwachsenen Trieb, welcher ihnen nicht künstlich im Verlauf von ein paar Jahrhunderten anerzogen werden kann.

Auch ihre übrigen Anlagen und Fertigkeiten sind eigenartiger Natur und zeichnen sie vor andern Stämmen vortheilhaft aus. Wenn schon früher bei verschiedenen Abtheilungen der Eingeborenen bald diese, bald jene Befähigung rühmend genannt wurde, so geschah dies öfters nur vorbehältlich der Buschmänner, welche an Schärfe der Sinnesorgane, an Schlauheit und Geschicklichkeit in allem, was die Jagd anlangt, sämmtliche übrigen Süd-Afrikaner weit überragen.

Unzweifelhaft thut in solchen Dingen die Uebung sehr viel, und die Buschmänner hatten bei dem beständigen Aufenthalt im Freien gute Gelegenheit, ihre Sinne zu üben, doch kann man sich der Ueberzeugung nicht verschliessen, dass der Kaffer, wollte man ihn auch von Kindesbeinen an in der Wüste zu leben zwingen, nie ein Jäger werden würde, wie es der Buschmann als Regel ist.

Die Schärfe der Sinne, besonders der Augen, ist dem Letzteren wohl eine wesentliche Hülfe, aber macht ihn noch nicht zum Jäger, sondern dies ist seine Schlauheit und Intelligenz, welche ihn anleitet, Alles seinem Zwecke dienstbar zu machen. Er hat sich sinnreiche Fallen und Fangmethoden ausgedacht, um das Wild in seine Gewalt zu bekommen, von denen manche von den andern Eingeborenen nicht einmal nachgeahmt werden können. Er kennt die Gewohnheiten der Thiere auf's Genauste und mit eiserner Geduld lauert er am bestimmten Ort auf seine Beute und fühlt nicht Hunger, Durst oder Hitze, so lange noch eine Hoffnung auf Gelingen vorhanden ist. Besonders originell ist eine von MOFFAT[1]) zuerst beschriebene Art den Straussen beizukommen, bei welcher dem Buschmann das eigenthümliche Talent der Nachahmung hülfreich zu statten kommt. Es wird dabei die Haut eines Strausses in der Weise ausgespannt, dass der Körper ein hohles Gerüst bildet, welches der Jäger so über sich nimmt, dass der obere Theil seiner Gestalt ziemlich verdeckt ist, während die eigenen Beine die fehlenden des Strausses ersetzen; der Hals und Kopf des Vogels lässt sich mittelst eingefügter Stöcke bewegen. In dieser Vermummung nähert sich der Buschmann, beständig die abgelauschten Geberden der Strausse nachahmend, den scheuen Vögeln und mischt sich unter sie, bis er Gelegenheit findet, unter der Maske hervor einem ruhig äsenden Stück den tödtlichen Pfeil zuzusenden. Die Rolle soll zuweilen so gut gespielt werden, dass der fremde Eindringling von den wehrhaften Hähnen angegriffen und gezwungen wird, durch Abwerfen der Hülle sich Respect zu verschaffen.

Freilich gehört die Figur des Buschmannes dazu, um ein derartiges Kunststück auszuführen, wenn auch das hohe Gras das verdächtige Untergestell etwas verdeckt; diese Besonderheit seines Wuchses erleichtert ihm aber das Anschleichen an irgend welches Wild, ohne dass er einer Vermummung dazu bedürfte. Unter Umständen kriecht er wie eine Schlange auf dem Bauche an seine Beute heran, unbeirrt durch die am Boden liegenden Dornen[2]), verharrt stundenlang regungslos, wenn die Beute Misstrauen zeigt, und erreicht es schliesslich doch, das Ziel in Schussweite zu bekommen.

Handelt es sich um ein grösseres Thier, so entflieht dasselbe, nachdem der Pfeil es getroffen hat, und die Aufgabe ist alsdann, seine Spur zu halten bis zu dem Orte, wo es endlich verendet ist.

So viele Lobredner manche der andern Stämme auch in dieser Fertigkeit gewiss mit Recht gefunden haben, am erstaunlichsten sind mir die Leistungen im Spüren stets bei den Buschmännern erschienen. Sie gehen im schnellen Tempo auch bei ziemlich dicht bewachsenem Boden einer Spur

---

[1]) A. a. O. p. 64.

[2]) Besonders unangenehm ist ein mit Stacheln besetzter kleiner Saame, von den Colonisten »*Dubbeljes*« genannt, der sich weit und breit verstreut findet.

nach, während sie kaum darauf zu achten scheinen, und nur wenn dieselbe eine unerwartete Wendung macht, oder sich irgend etwas Auffälliges zeigt, verräth eine Geberde die gespannte Aufmerksamkeit, welche sie dem unbedeutendsten Merkmal zuwenden.

Der trainirte, sehnige Körper, dessen Muskelkraft beträchtlicher ist, als man meint, macht es ihnen möglich, nicht nur durch andauerndes Laufen wie die Kaffern sich hervorzuthun, sondern sie erreichen dabei auch eine verhältnissmässig grosse Durchschnittsgeschwindigkeit. Sie hetzen zuweilen zu Fuss die Arten des Wildes, welche nicht sehr andauernd zu laufen vermögen, wobei sie eine besondere Taktik anwenden. Es verbinden sich nämlich eine Anzahl von Männern zu solcher Hetzjagd und postiren sich an gewisse, vorausbestimmte Stellen in grösseren Entfernungen; einer sucht darauf das Wild in der Umgegend auf und bewegt sich so, dass das Stück veranlasst wird, die Richtung auf die Jagdgenossen zu nehmen. Er treibt es alsdann möglichst in die Nähe des Zweiten, welcher den Ermüdeten ablöst, um es dem Folgenden zuzutreiben, und so lösen sich die Jäger ab, bis das Thier ermattet und eingeholt wird. Dem Unkundigen erscheint die Möglichkeit, ein flüchtiges Thier in eine bestimmte Richtung zu drängen, vielleicht wunderbar, dem afrikanischen Jäger, d. h. auch dem Weissen, sobald er ein tüchtiges Pferd unter sich hat, wird diese Sache ganz geläufig, und es ist ein alltägliches Vorkommniss, dass ein solcher die Eland-Antilope oder die Giraffe wie ein Stück Vieh zum Lagerplatz oder zur Niederlassung treibt, um sie dort nach Gefallen zu tödten.

Die Intelligenz musste dem Buschmann den Mangel an Mitteln ersetzen und die angegebenen Künste sowie die Anfertigung weiter unten zu beschreibender Waffen beweist, dass es ihm daran in der That nicht mangelt. Alle diese Leistungen beziehen sich indessen auf das materielle Interesse, man ist auch kaum berechtigt von einem Wilden in des Wortes verwegenster Bedeutung etwas Anderes zu erwarten, um so bedeutungsvoller erscheint es aber, dass die Buschmänner darüber herausgegangen sind. Es ist schwer zu begreifen, wie ein Volk im Zustande der Verkommenheit, im Verzweiflungskampfe für seine Existenz gegen Mensch und Thier eine Kunst betreiben sollte, welche es im Zustande der behaglichen Ruhe und des Lebensgenusses vernachlässigte. Dass die verachteten Kinder der Wüste das Talent der Malerei ausgebildet haben, während die ansässigen Stämme, und zwar weder die Hottentotten noch die *A-bantu* sich darin mit ihnen messen können, ist also ein weiterer Beweis der eigenartigen Natur jener.

Der Buschmann entwirft natürlich keine Gemälde, welche sich den Meisterwerken der Kunst an die Seite stellen liessen, aber ebenso Unrecht ist es zu sagen, die Zeichnungen seien unbedeutende Kritzeleien, welche gar keine Beachtung verdienten. Es prägt sich in den Figuren eine scharfe Auffassung und treues Gedächtniss für die Formen aus, welche zuweilen mit bewunderungswürdig sicherer Hand und grosser Leichtigkeit wieder-

gegeben sind. Während der *Bantu* mühsam eine steife, groteske Thiergestalt modelirt, schnitzt, oder in den seltensten Fällen bildlich darstellt (Wandverzierungen der *Be-chuana*), von den Hottentotten aber gar nichts Analoges bekannt ist, haben die Buschmänner die Felswände der Grotten und flach umherliegende Blöcke mit Figuren förmlich bedeckt. Auf einem Höhenzug unweit Hope-Town sah ich auf derartigen Steinen Tausende von verschiedenen Thiergestalten, oft zwanzig und mehr auf einem Block. Die Leichtigkeit, mit welcher die Eingeborenen die Arbeit ausführten, verräth sich in dem Umstand, dass sie dieselbe Figur, welche sich ihrem Gedächtniss einmal eingeprägt hat, zuweilen neben einander wiederholentlich darstellen, bis dadurch ganze Reihen entstehen, und die Sicherheit der Hand erkennt man an der merkwürdigen Aehnlichkeit, welche jede der folgenden mit der ersten Figur hat.

Gegenstand der Darstellungen waren fast durchgängig nur lebende Wesen, welche sie in ihrer Umgebung bemerkten, von leblosen Wesen ist mir nur die Nachbildung von Schiffen bekannt, welche den Buschmännern vielleicht auch den Eindruck von lebendigen Ungethümen machten. Als häufigste Vorkommnisse sieht man die Figuren des Wildes: Eland, Springbok, Gemsbok, Strauss, Elephant, Rhinoceros, Pavian u. s. w., dann zahme Thiere, Ochsen, Hunde, und unter neueren Zeichnungen Pferde, welche in den älteren fehlen, da sie erst durch die Colonisten eingeführt wurden. Menschliche Figuren sind ebenfalls sehr häufig, darunter sowohl solche die Eingeborene darstellen, als auch Boeren oder selbst europäische Soldaten, stets kenntlich an besonderen Merkmalen; zuweilen scheinen die Künstler aber ihrer Phantasie freien Spielraum gelassen zu haben, wie sich z. B. eine nackte menschliche Figur mit rothem Zickzackstreifen um die Lenden und einem Ding wie ein zusammengefalteter Regenschirm in der Hand auf einem Felsen in Key-Poort (östliche Colonie) vorfand, welche sich nicht wohl deuten lässt.

Andere Proben, theils von dem ebengenannten Orte, theils aus dem Hope-Town-District finden sich auf Tafel L wiedergegeben, wozu Chromolithographie gewählt wurde, um den Eindruck möglichst zu fixiren. Die Art der Darstellung ist in der Natur verschieden: Entweder die Figuren wurden auf einem dunkel angelaufenen Fels mittelst eines härteren, scharfen Steines ausgekratzt und erscheinen dann hell auf dunkel (die Figuren der zweiten und dritten Reihe, sowie die mittlere der ersten) oder sie wurden farbig auf helle Felsen gemalt (die andern beiden Figuren der ersten Reihe). Bei diesen Malereien kamen verschiedene Farben in Anwendung: Ein lebhaftes Roth, braune Ockererde, Weiss, Schwarz und auch Grün soll vorkommen, die letztere Farbe habe ich jedoch nicht selbst beobachtet.

Die Verbreitung solcher Figuren ist sehr gross und reicht von der unmittelbaren Nähe des Cap, wo in Tulbagh-Kloof noch jetzt Reste davon vorhanden sind, durch die ganze Colonie und über den Orange-Fluss hin-

weg, als ein Beweis, dass bereits von Urzeiten an die Buschmänner die Südspitze Afrika's inne hatten.

Auch für Musik haben die Eingeborenen eine grosse Vorliebe und treten selbst producirend auf, indem sie das schreckliche Instrument, die *Goorra*, in nervenerschütternder Weise maltraitiren, worüber im nächsten Kapitel noch einige Bemerkungen folgen.

Die ideale Seite ist im Geiste dieser Naturmenschen also nicht ganz unentwickelt, wenigstens sicherlich stärker als bei den übrigen Süd-Afrikanern, doch werden sie von Letzteren hinsichtlich der religiösen Anschauungen übertroffen. Schwankend und verworren, wie die religiösen Begriffe bei den *A-bantu* und Hottentotten sind, bei den Buschmännern werden sie dies in noch höherem Grade; es scheint sogar, als hätten sie überhaupt nur dies oder jenes von den Anschauungen und abergläubischen Gebräuchen der Nachbarstämme angenommen, was ihnen irgendwie imponirte, ihr System ist daher das lückenhafteste von allen. Sie glauben an böse Geister, an Zauberei und Amulette, und halten gewisse Personen mit besonderer Macht ausgestattet, die bösen Geister und Zauberer zu beschwören, ob aber diese Begriffe von ihnen selbst gebildet sind, oder ob ihnen andere urthümlich zukommen, welche bisher unbekannt blieben, muss dahingestellt bleiben.

Schliesslich ist es nicht zu vermeiden, der Charakteristik dieser Leutchen noch einigen Tadel anzufügen hinsichtlich gewisser Fehler, die sich zu sehr in den Vordergrund drängen, um übersehen zu werden und die zur allgemeinen Verachtung, in der die Buschmänner stehen, viel beigetragen haben. Es ist dies einmal ihr ausserordentlicher Schmutz, der so weit geht, dass man sagen muss, Waschen ist ihnen eine ganz unbekannte Sache; wenn die anklebenden Schmutztheile nicht zeitweise von selbst abfielen: Wasser ist an ihrer Entfernung unschuldig, es sei denn, dass sie zufällig einen Fluss zu passiren hätten.

Alsdann ist ihre Unmässigkeit zu rügen. So erstaunlich es ist, wie lange sie hungern können, indem sie sich den Magen mit Riemen fester einschnüren, ebenso erstaunlich ist ihre Gefrässigkeit, wenn sie Gelegenheit finden, in Fleischkost zu schwelgen; sie verschlingen alsdann kolossale Quantitäten Fleisch, bis man glauben möchte, sie würden platzen, rollen sich auf die Seite, schlafen ein paar Stunden, und fangen darauf zum Entsetzen der Umstehenden wieder von vorn an mit Essen. In ähnlicher Weise machen sie es mit dem Rauchen und Trinken; sie ziehen den Rauch des Tabackes oder des Dacha voll in die Lungen mit einer solchen Hast, dass sie häufig sinnlos betäubt werden, doch scheint ihnen dies gerade das erwünschte Ziel zu sein.

Starke Getränke vertragen sie schlechter als der massige Körper des Kaffern, doch lieben sie dieselben ebenfalls sehr und werden schnell davon berauscht.

In den letzterwähnten, wenig angenehmen Eigenthümlichkeiten lässt sich der Buschmann, wenn er einen verständigen Herrn hat, aber doch in hohem Grade bessern, er verhält sich dem Einfluss des Europäers gegenüber nicht so feindlich als der Kaffer, erkennt die Ueberlegenheit bereitwilliger an und ist ein gelehriger Schüler, freilich nicht um Bibelverse oder den Katechismus auswendig zu lernen; wegen der Ruhelosigkeit und der Neigung zum Umherschweifen haben die Missionäre gerade mit den Buschmännern die grösste Mühe gehabt.

---

2. Kleidung, Bewaffnung, Wohnungen, Geräthe.

Bei einem so rohen, wilden Volksstamm, wie ihn die Buschmänner darstellen, lässt sich erwarten, dass Gegenstände, welche eng mit der Civilisation zusammenhängen, wie die meisten der in der Ueberschrift genannten nur in ihren primitivsten Anlagen auftreten werden.

Eitelkeit auf ihre persönliche Erscheinung ist keiner von den hervorragendsten Fehlern dieser Eingeborenen, wenn sie es auch nicht verschmähen, sich auf ihre Weise zu putzen. Eine gute, solide Kruste von Schmutz auf der Haut gilt im Allgemeinen als eine ganz ausreichende Kleidung; diese besteht aber in der Regel nicht aus einer Grundlage von Fett und Buchu wie bei den Hottentotten, sondern mehr aus zufällig anklebenden Substanzen, Blut, Aschentheilen, Ockererde und ähnlichen Dingen. Sind sie in der Cultur fortgeschritten und gelangen sie in den Besitz von Fett, so benutzen sie auch die Buchusalbe mit grossem Behagen, doch erscheinen die Buschmänner in solchen Dingen nicht originell, sondern nehmen von den Stämmen, unter welchen sie leben, bald dies bald jenes an, um sich in den Augen der civilisirteren ein Ansehen zu geben. Darum erscheinen die Einzelheiten wechselnd und unsicher.

Gewöhnlich sieht man den männlichen Buschmann mit einem kleinen dreieckigen Schurz zur Bedeckung der Genitalien, welcher dem bei den *Be-chuana*-Stämmen gebräuchlichen ähnelt, zwischen den Beinen durchgezogen und hinten an einem Gürtel befestigt wird; in anderen Gegenden wieder, wo sie mehr mit Hottentotten in Berührung kommen, tragen sie den Jackal der letzteren. An den Füssen sieht man bei ihnen, wenn sie anfangen sich zu cultiviren, zuweilen die colonialen Fellschuhe (vergl. Fig. 68), oder die einfachen Sandalen aus Thierhäuten oder Bast geflochten (Fig. 74), welche wie oben beschrieben mit Riemchen, oder einem queren, über den Spann angesetzten Lederstreifen befestigt werden, wie BURCHELL's Abbildung

eines Buschmann zeigt. Häufig sieht man diese Wilden aber auch barfuss, unempfindlich durch glühenden Sand und Dornen laufen, als wenn die Kleidungsstücke nur zum Staat da wären, und sie solche Verweichlichung ursprünglich verachteten. Dies gilt auch von dem dürftigen Fell-*Kaross*, welchen sie um die Schultern tragen, obgleich derselbe als einziges grösseres Kleidungsstück auch zugleich ihr Bett und Schutz gegen die Kälte der Nacht abgeben muss.

Dann rollt sich der Buschmann an etwas geschützten Orten in seinen Fellen zum kleinsten Raum zusammen und vergisst die Unbilden der Witterung.

Die Tracht der Frauen hat ebenfalls keine nationalen Unterschiede, ausser ihrer Dürftigkeit, die einzelnen Theile sind dieselben wie sie die Nachbarvölker tragen, d. h. ein kleiner Schurz vor den Genitalien von Leder mit schmierigen Frangen daran; dazu mitunter auch das Hinterleder der übrigen *Koi-koin* und ein Fell um den oberen Theil des Körpers, welches als Tragetuch zugleich zur Aufnahme der Kinder dient. Auf Figur 71, wo diese beide vorkommen, zeigt sich durch die Grösse, sowie durch die am Saum angesetzten Knöpfe Einfluss der Kaffern (die Frau lebte im Orange-Freistaate), in der Wildniss treibt die Buschmannschöne selten einen so weit gehenden Luxus; geputzt muss einmal werden — und gewiss hätten es die Frauen dieser Race am nöthigsten sich zu verschönern — dazu werden aber meistens die Gegenstände benutzt, welche von den Andern verschmäht sind. So gelangen die kleinen, unscheinbaren Glasperlen von dunklen Farben, durch die Vermittelung der höher stehenden Stämme als Entschädigung für geleistete Dienste, oder gelieferte Federn und Häute an die Buschmänner; einige alte Messingringe, unbrauchbare Metallgeräthe irgend welcher Art und ähnliche Gegenstände bilden die Schätze dieser Wüstenbewohner und werden mit Stolz von ihnen als Schmuck um den Hals oder die Extremitäten getragen.

Ausserdem aber verzieren sie sich gern mit Trophäen der Jagd, und wie europäische Jäger sich einige seltene Federn an den Hut befestigen, steckt der Buschmannjäger sich dieselben direct in's Haar, wo sie bei ihm noch fester haften, oder wenn es sich um Klauen, Hörnchen, Zähne handelt, so werden sie zu Halsbändern umgeformt; mitunter bilden solche Trophäen wie die Hasenschwänze auf Tafel XXVII, Fig. 1, Gehänge um den Kopf, indem sie mittelst Sehnen an die Haarzöpfchen geknüpft werden. Manche von diesen Gegenständen dienen zugleich als Amulette, denen man irgend welche geheimnissvolle Heilkräfte zutraut, zuweilen sollen sie wirklich brauchbare Medizinen enthalten.

Eine Zierde, die zugleich auch als Behältniss für Taback, Buchusalbe oder ähnliche Cosmetica dient, erscheint an dem Halsgehänge der Buschmänner besonders häufig, wenn sie auch von anderen Stämmen in ähnlicher Weise gern benutzt wird; es sind dies Schalen einer kleinen, niedlichen Land-

schildkröte (Testudo Verrauxii?) mit gelben, sternförmig zusammenlaufenden Streifen, welche in den Steppen lebt und gewöhnlich nur die Grösse einer starken Wallnuss zeigt. Indem sie die Lücken bis auf die durch einen Stöpsel verschliessbare Oeffnung verkitten, bilden sie aus dem Gehäuse in einfacher Weise den beliebten Artikel.

Die Abbildungen zeigen allerhand solche Schätze an den Personen in irgend welcher Weise angebracht, besonders an den Halsgehängen der Frauen, worunter ein als Amulett geschätztes, kurzes Ziegenhorn mehrfach auftritt.

Lässt sich über die Kleidung der Buschmänner begreiflicher Weise nicht viel Wunderbares berichten, so darf man erwarten, dass sie als Jägernation in der Herstellung von Waffen sich hervorgethan haben werden. Dies ist auch bekanntlich der Fall, aber nur in einer gewissen Richtung, nämlich in dem Erfinden und Beschaffen der mit Recht gefürchteten Giftpfeile.

Pfeil und Bogen sind die nationalen Waffen gerade dieser Eingeborenen, und sie allein verstehen es in Süd-Afrika sie kräftig zu bereiten. Es ist sicher, dass die anderen Stämme darin nichts Aehnliches hervorbringen; wie erwähnt, benutzen manche derselben zeitweise Pfeile, welche sie auch selbst vergiften sollen, doch solange nur Euphorbia- oder Haemanthussaft benutzt wird, dürften sie wenig damit ausrichten. Es wurde auch bereits angedeutet, dass jedenfalls ein grosser Theil der vergifteten Pfeile, welche andere Eingeborene führen, den Buschmännern ihre Entstehung verdankt, und es zeigt dies zugleich, dass die Andern in ihre eigenen Fabrikate wenig Vertrauen setzen, und die Wissenschaft der sonst verachteten Race in dem einen Punkte zu schätzen wissen.

Der Buschmann fasst die Schrecken der Natur kühn in's Auge, für ihn haben sie nichts Furchtbares, da er zwischen ihnen aufgewachsen ist, mögen sie sich zeigen, unter welcher Gestalt sie wollen; während der Nigritier eine abergläubische Scheu vor einer Schlange hat, die er im Hause findet, draussen aber ihr furchtsam ausweicht, sieht der Buschmann in derselben ein gütiges Geschenk der Natur, das er sich nützlich machen kann. Er stachelt das gefährliche Reptil bis zur höchsten Wuth, um sie möglichst viel und wirksames Gift abscheiden zu lassen und tödtet sie dann nach seinem Gefallen. Es liest sich so Etwas ganz behaglich, aber wer die Wildheit, Kraft und Schnelligkeit vieler der gefürchteten Schlangen in der Natur kennen gelernt hat, weiss, es ist keine Kleinigkeit, eine beim Schwanz zu ergreifen und den nackten Fuss ihr in den Nacken zu setzen, wie der Buschmann thut. Ich selbst war Zeuge, dass eine Frau dieses Stammes eine 5 Fuss lange Cobra capella (*Naja Haye*), die sie an einem Wasser antraf, beim Schwanze ergriff und unverletzt herbeibrachte, obgleich die Schlange sich mächtig bäumte, um die Frau von der Seite zu erfassen. Die Furchtlosigkeit und Gewandtheit, mit welcher die Buschmänner giftige Schlangen behandeln, ist ein Vorzug, der ihnen bei der Herstellung des

Pfeilgiftes zu Statten kommt. Dies stellt in der Regel ein Gemisch dar, und zwar werden pflanzliche und thierische Gifte, am häufigsten das der Schlangen, dabei vereinigt. Der Pflanzensaft giebt durch seine grössere Consistenz und Klebrigkeit einen geeigneten Träger für die andere Substanz, welche er zugleich in ihrer Wirkung unterstützt.

Zwei Pflanzen kommen dabei zur Anwendung: Die Gift-Amaryllis (Haemanthus toxicarius), wonach das Präparat, da die Zwiebel den Stoff liefert, Bolletjesvergif genannt wird, und das Melkhout (Euphorbia tetragona oder candelabrum), welches stärker wirkt und unter dem Namen Malkop-vergif bekannt ist, weil es ausser der übrigen Wirkung sehr bald Störungen des Sensorium herbeiführt und den Kopf irre (colonial: »*mal*«) macht.

Ob die Pflanzensäfte ohne weiteren Zusatz von den Buschmännern überhaupt verwendet werden, um kleinere, ungefährliche Thiere zu erlegen, erscheint sehr zweifelhaft, da dieselben keine schnelle Tödtung herbeiführen, und also der Hauptvortheil verloren geht; auch benutzen die Eingeborenen den wenig gefährlichen Saft der Amaryllis wegen seiner klebrigen Eigenschaften zum Kitten ihrer irdenen Geschirre; endlich ist es sicher, dass auf der Jagd von ihnen auch unvergiftete Pfeile verwendet werden, wenn sie darauf rechnen können, dass die Wunde an sich ausreichend ist, die Beute in die Gewalt des Jägers zu bringen.

Für Pfeile, die gegen reissende Thiere oder im Kriege gebraucht werden sollen, sind schnell und kräftig wirkende Gifte erforderlich, und der Buschmann mischt daher zu den genannten Pflanzensäften Schlangengift, welches er dem getödteten Reptil, nachdem es lange vergeblich versucht hat, den schrecklichen Fangzahn in den Fuss seines Peinigers zu drücken, sammt dem Behälter entnimmt; sehr geschätzt ist zu diesem Zwecke das Secret der Puffadder (Echidna arietans) und der Cobra capella (*Naja Haye*).

Ausser den genannten Pfeilgiften kommen noch andere vor, von denen besonders eins gefürchtet ist, welches den Namen »Klipgift« führt, da der pflanzliche Stoff, der die Grundlage bildet, an Felsen gesammelt werden soll, doch ist über die Natur desselben nichts Näheres bekannt. Von einem neuen Gifte der Buschmänner des *Herero*-Landes berichtet der Reisende Baines, und Wood bildet in seiner History of Man auch die Insektenlarve ab, *N'gwa* genannt, von der es stammen soll. Nach dieser Skizze und der dabei gegebenen Beschreibung zu schliessen, scheint man es mit der Larve einer Chrysomeline zu thun zu haben, welchen sonst ein so heftiges Gift nicht eigen zu sein pflegt. Der Saft des Thieres wird nach Baines' Angabe von dem Buschmann vorsichtig ausgequetscht und direct auf die Pfeilspitzen aufgetragen. Die Futterpflanze, eine mit starken Stacheln an Stamm und Aesten besetzte Leguminose, und also wahrscheinlich das Thier auch, fehlen den südlichen Gegenden.

Mannigfach wie die Gifte des Buschmannes sind, so ist auch ihre Anordnung und die Gestalt des Pfeiles, indem nur der leitende Gedanke

derselbe bleibt, nämlich das Gift der Wunde in genügender Menge zuzuführen und möglichst lange in Berührung damit zu lassen. Dies ist ein naheliegendes Gebot des gesunden Menschenverstandes und kann wohl nicht als besondere Bosheit angesehen werden, wenn man überhaupt die Anwendung vergifteter Waffen gutheissen will. Die Einrichtungen zielen darauf ab, das vollständige Herausziehen des Pfeiles aus der Wunde zu erschweren oder unmöglich zu machen, was auf verschiedene Weise erreicht ist.

Der Schaft wird stets gebildet von einem einfachen Rohr, ähnlich unserm Phragmites, etwa 50 CM. lang, welches am einen Ende eine seichte Kerbe für die Sehne trägt und zur Vermeidung des Spaltens dicht darüber etwas umwickelt ist. Am andern, ebenfalls umwickelten Theil wird die Spitze in die Höhlung des Rohres eingesetzt, doch ist diese Spitze selten einfach, sondern ist mehr oder weniger künstlich combinirt, wobei sich die Intelligenz des Verfertigers in glänzendem Lichte zeigt. Auch das Material ist wechselnd, indem entweder Knochen allein zur Verwendung kommt, oder Knochen und Eisen, oder Eisen allein, ja es findet sich im Berliner ethnographischen Museum sogar ein Buschmannpfeil an dem eine kleine Glasscherbe die Spitze bildet (der mittlere mit breiter Spitze in Figur 73 stellt ihn dar). In der Regel besteht der vordere Ansatz aus zwei Theilen: zunächst am Schaft einem cylindrischen, beiderseits zugespitztem Knochenstück, welches nur den Zweck zu haben scheint, das Gewicht des Pfeiles zu vermehren, und der eigentlichen Spitze, zu deren Befestigung ein kurzes, röhrenförmiges Zwischenstück dient. Die Spitze ist entweder ganz einfach aus einem Knochen geschnitzt, oder der knöcherne Stiel trägt vorn ein dreieckiges Plättchen von Eisen, welches dann der allein scharfe Theil des Ganzen ist. Zuweilen ist an den Pfeilen eine nach rückwärts sehende, spitz geschnittene Federpose befestigt, oder der Stiel der Spitze ist bis zu einer gewissen Tiefe eingekerbt; und es leuchtet ein, dass so construirte Pfeile einen sehr geringen Halt in sich haben, sobald man versucht, sie nach rückwärts aus der Wunde zu entfernen; die Spitze wird durch die Widerhaken, in die sie ausläuft oder die noch besonders angefügten zurückgehalten; sie bricht, wenn eingekerbt, ab, oder der Stiel der Spitze verlässt die Höhlung des Zwischenstückes, in die sie nur locker eingesetzt ist und man verliert dadurch den Halt an dem tiefer eingedrungenen Theil. Es wird also so jedenfalls der Zweck erreicht, die Wunde in möglichst innige Berührung mit dem Gifte zu bringen, welches die Spitze sammt ihrem cylindrischen Stiel überzieht. Es bildet auf diesem Theil der Waffe leicht kenntliche Figuren, die mittelst eines rohen Pinsels aufgetragen werden, sei es, dass sie den Stiel in Gestalt von Spiralen oder Ringen umziehen oder reihenweise geordnete Punkte darstellen, während die eigentliche Spitze oder das eingefügte dreieckige Plättchen einen gleichmässigen dicklichen Ueberzug zu tragen pflegt.

Von der Form des Pfeiles mit dem dreieckigen Metallplättchen als Spitze hat bereits BURCHELL eine gute Abbildung gegeben und mehrere neuere Autoren haben sie wieder aufgenommen oder ähnliche gegeben[1]; die untenstehende Figur stellt daher auch einige andere etwas abweichende dar, welche ich selbst aus den Händen verschiedener Buschmänner empfing[2]; unter diesen ist eine Spitze (die nach rechts oben sehende) von Eisen, eine trägt das dreieckige Plättchen als Spitze, eine, wie erwähnt, eine Glasscherbe, die anderen sind ganz knöchern, und zwar nimmt der Buschmann für diesen Zweck besonders gern die Beinknochen des Strausses wegen ihrer Festigkeit und Elasticität.

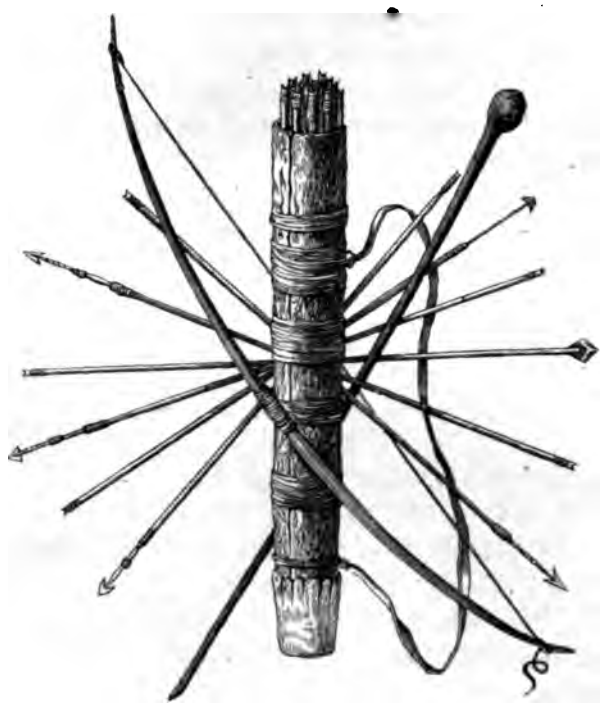


Fig. 73. Buschmann-Waffen.

Der zugehörige Bogen hat nicht ganz Meterlänge und ist roh gearbeitet, ein andrer, den ich besitze, ist ähnlich aber noch schwächer und unregelmässiger als dieser; an den Enden und in der Mitte ist er mit demselben Material umwickelt, welches sich an den Pfeilen befindet, und aus

---

1) WOOD a. a. O. p. 284 u. 289, auch THEOPH. HAHN bildet in seinen trefflichen Aufsätzen über die Buschmänner die Pfeilspitzen ab. Globus 1870, p. 104.

2) Der Zeichner hat die Spitzen meist zu dürftig dargestellt, auch verkannte er die Spirallinien des Giftes, die auf meiner Skizze angegeben sind, für eingeschnittene Vertiefungen, was ich zu beachten bitte; das letztere gilt besonders von der nach rechts unten sehenden Spitze.

getrockneten und zerspaltenen Gedärmen hergestellt wird, die Sehne ist eine sauber gedrehte, zweisträhnige Darmsaite, an dem einen Horn des Bogen umgeschlungen, an dem andern mittelst einer Oese in einen vorspringenden Zahn gehakt.

Die Pfeile werden in einem Köcher getragen, gewöhnlich aus der Rinde von Aloearten (Aloe dichotoma oder perforata, desshalb »Kokerboom« genannt), welche abgeschält und durch Umwickeln zu einer Röhre geformt wird; Boden und Deckel bilden Fellstücke, die nass übergezogen, zusammengeschnürt und so beim Trocknen in die richtige Form gebracht werden. Ein Schulterriemen zur Erleichterung des Tragens vervollständigt das schmucklose Geräth, welches gegen 30 der gefürchteten Geschosse nebst dem Pinsel zum Aufstreichen des Giftes enthält; für das Tragen im Köcher pflegt man, um die vergifteten Spitzen zu schonen, dieselben umzukehren und verkehrt in das hohle Zwischenstück zu versenken, während ein einziger Griff genügt, um den Pfeil wieder zu armiren.

Um auch diesen zu sparen, steckt sich der Buschmann, wenn er vermuthet schnell seiner verderblichen Waffen zu bedürfen, eine grössere Anzahl derselben mit aufwärts gekehrten Spitzen in eine schmale Stirnbinde, welche ihm, so arrangirt, unmittelbar zur Hand sind, um mit bewunderungswürdiger Rapidität gegen den Feind versandt zu werden; dennoch dürfte es ihm schwer fallen, in weniger als zwei Secunden drei Pfeile in's Ziel zu schicken, wie Wood versichert, da es nun einmal ohne Uebertreibungen bei ihm nicht abgeht.

Der furchtbare Kranz dient zugleich dazu, die Feinde zu schrecken, und die Träger kehren zu dem Zweck durch eine Kopfbewegung zuweilen in wirklichem oder geheucheltem Zorn die Masse der rückliegenden Pfeile nach vorn, dass die Spitzen sich drohend gegen den Angreifer wenden.

Werfen wir nun einen Blick auf die Leistungsfähigkeit des ganzen, in seiner Roheit immerhin sinnreichen Apparates, dessen Ausführung um so mehr Bewunderung verdient, weil der Buschmann, unkundig der Bearbeitung der Metalle in der Glühhitze, ihn mit unendlicher Mühe fast nur mittelst einiger geeigneten Steine herstellt, so ist unzweifelhaft, dass die unscheinbaren Waffen ihn zum Herrn seiner Wildniss gemacht haben.

Es wurde bereits erwähnt, dass diese Eingeborenen ausser andern Fertigkeiten sich auch sehr leicht eine bemerkenswerthe Gewandtheit mit dem Feuergewehr aneignen und sichere Schützen abgeben; dagegen lässt sich ein ungleicher Bogen von fast kindischen Dimensionen und Rohrpfeile von wenig mehr als $^1/_2$ Meter Länge, die ebenfalls nicht immer symmetrisch sind, nicht mit der Sicherheit handhaben wie eine Büchse, und die Treffähigkeit lässt daher stets viel zu wünschen übrig. Auch darüber ist viel gefabelt worden, aber man darf festhalten, dass weder die Genauigkeit noch die Distanz, auf welche die Pfeile versandt werden, etwas Erstaunliches ist; es liegt sogar nicht einmal in der Absicht des Jägers, auf weite Entfernung

zu schiessen, wo der Wind den leichten Pfeil unter allen Umständen stark beeinflussen muss, sondern seine Hauptkunst beruht darin, auch an scheues Wild nahe heranzukommen, und sein Stolz ist es, dass er selbst die Nähe gefährlicher Thiere nicht fürchtet.

Es wird von glaubwürdiger Seite berichtet, dass die Buschmänner den Löwen, wenn er vollgefressen ist, im Schlafe beschleichen, und während dann der Eine den tödtlichen Pfeil entsendet, wirft der Andere dem Thiere einen weiten Kaross über den Kopf, um ihn zu verwirren und an der Verfolgung zu hindern; ebenso schleicht sich der vermummte Schütze mitten unter die Nichts argwöhnenden Strausse, oder liegt tagelang an der Salz-Pfanne, um sie zu erwarten: Alles dies würde nicht geschehen, wenn der Pfeil des Buschmanns auf 200 Schritt sein Ziel sicher erreichte. Sechszig Schritt darf man wohl als die Gränze bezeichnen, über die hinaus der Jäger nicht gern das schwache Rohr versendet, es sei denn, dass er wesentlich die Absicht hat zu schrecken und nicht zu tödten, wie es häufig vorkommt. Der Bogen wird vom Schützen in fast horizontaler Lage gehalten, wie das Spielzeug europäischer Kinder, dem die Waffe überhaupt sehr ähnlich sieht, was schon deswegen geschehen muss, um befähigt zu sein in allen möglichen Stellungen den Schuss abgeben zu können.

Selbst auf kürzere Entfernungen wird mancher Pfeil vorbeigeschossen, wie auch Burchell zu seiner Ueberraschung beobachtete [1]), ein vorbeizischendes Rohr alarmirt aber das Wild nicht so stark, wie ein Büchsenschuss, und der zweite nachfolgende kann alsbald den Fehler verbessern.

Was nun die Wirkung anbelangt, so muss dieselbe bei der Verschiedenheit und wechselnden Mischung der Gifte begreiflicher Weise ebenfalls sehr ungleich sein, zumal da der Grad der Affection sehr abhängig bleibt von dem Eindringen des Pfeiles und der dadurch gegebenen Möglichkeit des Giftes sich dem Blute beizumischen.

Ueberhaupt sind die Fälle, in denen Menschen den schrecklichen Waffen der Buschmänner zum Opfer gefallen sind, wie erwähnt, keineswegs zahlreich, und ich kann nur nach dem Hörensagen darüber berichten. Darnach ist die Wirkung nicht entfernt so rapide, wie bei dem *Kurare* und trägt den Charakter eines septischen Giftes unverkennbar an sich. Die Wundränder verfärben sich sehr bald, werden livide und die ganze Gegend schwillt in den nächsten Stunden stark an, während allgemeine Erscheinungen, bestehend in Erbrechen, Convulsionen und Delirien den Uebergang des Giftes in das Blut kennzeichnen. Die nervösen Erscheinungen sind besonders stark und wachsen bald zu Wuthanfällen und Raserei, wenn das *Malkopvergif* zur Verwendung kam, bei dem *Bolletjesvergif* herrschen die septischen Zustände vor, die Wirkung der *Ngwa* soll sich durch die in den

[1]) A. a. O. II. p. 61.

Körper ausstrahlenden wüthenden Schmerzen charakterisiren und scheint also besonders die sensiblen Nerven zu reizen. Der Tod erfolgt gewöhnlich innerhalb der ersten zwölf Stunden, bei Menschen oder grösseren Thieren wohl kaum vor Ablauf ein oder selbst mehrerer Stunden.

Als Gegengifte müssen in erster Linie die gegen septische Gifte überhaupt gebrauchten Mittel empfohlen werden: Reinigen und Ausschneiden oder Ausbrennen der Wunde, Einträufeln von Ammoniak, rein oder in Form des Eau de Luce, sowie ähnliche Substanzen; bei dem gemischten Charakter des Stoffes versprechen zwar auch diese keine vollkommene Wirkung, sie geniessen aber bei den Leuten mit Recht ein gewisses Vertrauen (es wird gewöhnlich Urin verwandt, der bald in ammoniakalische Gährung übergeht). Für das Gift der *Ngwa* will Baines ein den Eingeborenen bekanntes Gegen-

Fig. 74. Buschmänner bei der Mahlzeit.

mittel, bestehend in einer bestimmten Pflanze, die unter gleichzeitiger Application von Fett auf die Wunde selbst angewendet werden soll, in Erfahrung gebracht haben; der Name der Pflanze wird als »*Kàla haètlwe*« angegeben. Näheres ist darüber nicht bekannt geworden.

Zur Zeit des Vernichtungskrieges gegen die Buschmänner, wo die Gefahr, von ihren Pfeilen getroffen zu werden, grösser war als jetzt, hatten einzelne Personen, besonders alte Hottentotten im Dienste der Colonisten den Ruf, die verschiedenen Gifte genau unterscheiden zu können und sichere Gegenmittel zu wissen, doch hielten sie ihre Kunst geheim, und es lässt sich nicht feststellen, wie viel Wahres an dem Glauben der Leute war. Haben jetzt auch diese Doctoren ihre Wissenschaft leider mit sich in das Grab genommen, so sind glücklicherweise andererseits die Fälle, wo ihre

Kunst nothwendig wäre, noch seltener geworden, als sie so schon waren; denn in neuerer Zeit ist eine Tödtung durch die vergifteten Pfeile der Buschmänner eine durchaus unerhörte Sache in Süd-Afrika, wenn auch bei manchen Colonisten die überlieferten Schaudergeschichten noch eine grosse Rolle spielen.

Ausser diesen nationalen Waffen haben die Buschmänner es mitunter zum Besitz einer Assegai oder eines Messers gebracht, welche aber keine eigenen Fabrikate sind, sondern den Kaffern oder *Be-chuana* ihren Ursprung verdanken. Zur Ausrüstung gehört auch hier ein langer Stock mit verdicktem Ende, wie ihn die übrigen Eingeborenen tragen, doch hat er dem Buschmann ganz besondere Dienste zu leisten, da sein Rüstzeug im Allgemeinen so dürftig ist.

Diese Eingeborenen leben noch halb in der Steinzeit, wie sich aus dem Gesagten bereits erkennen lässt: sie zerschlagen mit scharfen Steinen die Röhrenknochen (was der Mann im Vordergrunde auf Fig. 74 thut),

Fig. 75. Buschmanngeräthschaften.

schleifen die Knochensplitter auf den Steinen zu Pfeilspitzen und machen centrale Löcher in platte rundliche Steine, welche sie dann über feste Stöcke schieben. Mit dem so beschwerten Stock (Fig. 75 linker Hand) graben sie sehr schnell und gewandt die essbaren Wurzeln, welche einen Theil ihrer Nahrung bilden.

Auf die Beschaffung des Lebensunterhaltes beziehen sich auch ihre anderen spärlichen Geräthe, die meist unmittelbar der umgebenden Natur entnommen sind. Da die Buschmänner in fast wasserlosen Gebieten leben, so spielen bei ihnen die Strausseneierschalen als Wasserbehälter eine besondere Rolle; diese Schalen werden beim Transport in Netzen aus dem Bast der Mimose getragen und bilden den Wasservorrath, von dem die ganze Familie existirt.

Sache der Frauen ist es, diese Wassergefässe zu füllen, zu welchem Zwecke sie zuweilen in Ermangelung besserer Quellen, die Feuchtigkeit

mittelst eines Rohres, an dem unten ein Büschel feinen Grases befestigt ist, aus dem nassen Boden in den Mund aufsaugen und wieder in die Eier laufen lassen. Ein Pfropf von Gras bildet gewöhnlich auch den Stöpsel, welcher die Gottesgabe in dem Gefäss zurückhält (siehe Fig. 75). In der Behandlung dieser geringen Wasservorräthe liegt eine besondere Kunst und Politik der Eingeborenen, da sie wissen, dass der Mangel desselben für sämmtliche übrigen Zweihänder Süd-Afrika's, welche mit wenigen Ausnahmen alle ihre persönlichen Feinde sind, die besten Jagdgründe unzugänglich macht. Es ist daher ein häufig angewandter Kunstgriff der Buschmänner bei Annäherung irgend welcher Fremder »das Wasser zu verstecken«, eine Sache, welche den nicht mit der Steppe Vertrauten vielleicht als ein unmögliches Unternehmen erscheint. Freilich dürfte es schwer sein, die Victoriafälle zu verstecken, aber es handelt sich hier nur darum, eine vom heissen Steppenwind oberflächlich ausgetrocknete Quelle, aus welcher, wenn geöffnet, zahlreiche Menschen und Vieh ihren Durst stillen können, selbst kundigen Augen zu verbergen, wozu immerhin eine bedeutende Fertigkeit gehört.

Nachdem sie durch diesen Kunstgriff das Land für die Eindringlinge unbewohnbar gemacht haben, ziehen sie sich in beobachtende Ferne zurück, bis jene durch den Wassermangel bezwungen, wieder abgezogen sind, und haben also gar nicht nöthig, ihre gefürchteten Pfeile in Thätigkeit zu setzen. Für sie selbst findet sich auch ohne Quellen in der Natur hinreichender Stoff, um den Durst zu stillen; der Saft der wilden Wassermelone, obgleich ausserordentlich bitter, dient zu diesem Zweck, man gräbt aus dem Boden eine wasserhaltige Wurzel oder benutzt andere succulente Pflanzen, um in Ermangelung von Wasser dem Körper die nöthige Flüssigkeit zuzuführen.

Wie fast alles Nasse, was nicht geradezu Gift ist, für die Buschmänner trinkbar erscheint, so betrachten sie Alles, was irgend welchen Nahrungswerth enthält, als geniessbar. Besonders aus dem Thierreich verschmähen die Kinder der Wüste nicht leicht etwas, was die Zähne bewältigen können: haben sie kein grösseres Wild, so helfen sie sich durch das Verzehren von Eidechsen, Schlangen, Heuschrecken und Termiten, welche letzteren besonders geschätzt sind; auch macht es ihnen wenig Unterschied, ob etwas halb verfault ist, wenn es in ihren Mund gelangt: sie behandeln ihre Geschmacksnerven mit souverainer Verachtung.

Zur Bereitung einer so primitiven Kost ist keine lange Reihe von Geschirren erforderlich, doch haben sie rohe irdene Gefässe, die häufiger dazu dienen, etwas aufzubewahren, als darin zu kochen.

Meist rösten die Buschmänner nur das Fleisch oberflächlich am Feuer und verschlingen es kaum halb gar; auch das Ausnehmen der Thiere und Reinigen der Gedärme gilt als eine überflüssige Arbeit: es wird von Augenzeugen berichtet, dass sie Hasen zubereiteten, ohne sie auch nur abzuziehen, in einem andern Fall sollen sie den Mageninhalt eines Python mit Vergnügen verspeist haben.

Feuer bedürfen sie natürlich zu verschiedenen Zwecken und pflegen solches in derselben Weise zu machen, wie die anderen Eingeborenen, mit Hülfe zweier verschieden harter Hölzer; ich hielt es aber für geeignet, die nähern Angaben darüber hier einzufügen, weil gerade dieser Stamm bei seinem beständigen Wandern oft in die Lage kommt, von der mühsamen Methode Gebrauch zu machen und mir auch eine Photographie zweier Buschmänner bei dieser Beschäftigung zu Gebote stand (aufgenommen von CHAPMAN), welche in der Figur 76 (s. umstehend) wiedergegeben ist. Der Apparat besteht aus einem dünnen Stock von hartem Holz, der unten etwas ausgehöhlt ist, und einem schmalen, flachen Stück weicheren Holzes (Fig. 75, rechter Hand), in welches kleine Vertiefungen gegraben sind. Das Letztere wird mit dem Fusse auf dem Boden fixirt und alsdann das Stöckchen nach Art eines Quirles so lange heftig in der Vertiefung gedreht, bis ein wenig dazwischen gelegter Zunder zum Glimmen kommt; die andere Person hat die glimmenden Theilchen zu sammeln und mittelst leicht entzündlichen Brennmaterials zur Flamme anzufachen. Zuweilen ist an den Zündstöcken das obere Ende der Länge nach gespalten und ein cylindrisches Stück Knochen eingesetzt, um eine bequemere Handhabe zum Drehen zu gewinnen.

Der Quersack ohne Nath aus Antilopenhaut ist auch die Schatzkammer des Buschmannes, welche ihn auf seinen Zügen begleitet, und beim friedlichen Wandern gewöhnlich auch den Pfeil und Bogen aufnimmt. In Figur 74 hängen diese Reiseutensilien am benachbarten Baum, in Figur 76 ruhen sie am Boden.

In diesem Allerweltsbeutel findet sich auch gewöhnlich der geliebte Dacha und vielleicht ausserdem Taback sowie die Pfeife dafür, welche entsprechend den übrigen primitiven Einrichtungen auch auf die einfachste Form zurückgeführt ist. Sie besteht nämlich aus einer einfachen, thönernen Röhre von etwa 12 CM. Länge, die nach dem einen Ende zu sich etwas erweitert (siehe Figur 75 rechter Hand). In diese stopft der Buschmann den Dacha, oder Gemenge von Taback und solchem und saugt in der beschriebenen Weise seine Lungen voll Rauch, bis er eine vollständige Narkose erzielt.

Auf der citirten Figur findet sich auch ein Instrument abgebildet, welches wie so vieles Andere einer ganzen Reihe von Stämmen gemeinsam ist und daher schon früher Erwähnung fand, aber von den Buschmännern mit besonderer Vorliebe gehandhabt wird. Es ist dies die *Gcurra*, oder *Gcorra*, eine Art Maultrommel aus einem flachen Bogen, dessen Sehne am Ende eine gespaltene Federpose trägt, welche beim Schwingen der Saite summende Töne verursacht. LICHTENSTEIN sowohl als BURCHELL[1]) haben

[1]) LICHTENSTEIN a. a. O. II. p. 379.
BURCHELL a. a. O. I. p. 459. II. p. 66.

genauere Angaben über diese Musik, sowie ihr Verhältniss zur unsrigen gemacht; doch ich selbst bin zu wenig Musiker, um mir ein eigenes Urtheil darüber bilden zu können, weshalb ich lieber auf die Autoren verweise. Es war mir nur wichtig zu constatiren, dass wie die Malerei auch die edle Musica nicht ungeehrt bleibt von den »verkommenen, auf gleicher Stufe mit dem Thier stehenden (?)« Buschmännern; vielleicht bildet ihre, von der gebräuchlichen europäischen so abweichende Tonleiter den Ausgangspunkt für die zukünftigste aller Zukunftsmusik.

Lässt sich nach dem Gesagten sehr darüber streiten, in wie weit man die in Rede stehende Race als eine verkommene zu betrachten hat, so ist doch unzweifelhaft, dass sie geächtet und vogelfrei ist, weshalb es leicht begreiflich erscheint, dass sie keine mühsamen Wohnungen errichten. Wie der Buschmann ausser Branntwein und Taback die Genüsse der Civilisation

Fig. 76. Buschmänner beim Feuermachen.

verschmäht, so denkt er gering von der Behaglichkeit einer festen Behausung, zumal da die Unbilden der Witterung keinen Eindruck auf ihn machen.

Für seine ganz temporären Niederlassungen ist geringe Mühe ausreichend, ein Obdach herzustellen, und in vielen Gegenden hat die Natur selbst für ihn vorgesorgt durch Bildung von Grotten und Höhlen, welche von jeher eine beliebte Zuflucht für den Verfolgten abgaben. Den Eingang einer solchen Höhle, in einer kraterförmigen Vertiefung unweit *Kuruman* gelegen, welche für längere Zeit von einer Horde Buschmänner bewohnt war, stellt die beistehende Figur dar. Hier wie in ähnlichen Fällen veranlasste sie die durch den beschwerlichen Zugang gebotene Sicherheit, dem Orte treu zu bleiben, bis ihre Verfolger auch dazu den Weg fanden, häufiger aber sichern sie sich jetzt durch das Zurückweichen in die unwirthbaren Gegenden oder den schnellen Wechsel des Aufenthaltes.

Alsdann begnügt sich der Buschmann mit der einfachen Vorrichtung, welche auch von andern Bewohnern Südafrika's als Nothbehelf angewendet

und in colonialer Bezeichnung »Scherm« genannt wird: Man wählt einen dichten Busch als Schutz, entfernt die überflüssigen Aeste, verflicht nach der Wetterseite zu die übrigen, zieht sie herunter und verstopft die Zwischenräume mit Reissig, so dass ein niedriges, überhängendes Schutzdach entsteht, unter dem man sich behaglich zusammenrollen kann; besonders geeignet sind dazu die Büsche des Tarchonanthus.

Da der Buschmann vermöge seiner Statur und der grösseren Fertigkeit im Zusammenrollen nicht so viel Platz gebraucht als ein gewöhnlicher Sterblicher, so findet er durch Auseinanderbiegen der Aeste wohl auch Raum mitten in dem Busch, und er wird diese Unterkunft vorziehen, wenn er Grund hat, seine Anwesenheit verborgen zu halten. Solche durch Niederlegen und Verflechten der innern Aeste hergestellte Lagerplätze sehen durch

Fig. 77. Buschmannhöhlen im Griqua-Lande.

das ganze Machwerk und das mannigfache zum Ausstopfen der Lücken benutzte Material grossen Vogelnestern ähnlich, und gerade diese Buschwohnungen sollen, wie erwähnt, nach der Meinung mancher Forscher dem Stamme den Namen eingetragen haben. Sie sind indessen keineswegs so häufig wie die Felsenwohnungen, und wo die Buschmänner sich sicherer fühlen, vervollkommnen sich auch ihre Hütten, wenn dieser Name überhaupt zulässig ist. Anstatt des »Scherm« findet man alsdann die Form, welche der Afrikaner »*Bosjesman zyn struys*« nennt und die entfernte Aehnlichkeit hat mit den Reisighütten unserer Waldläufer. Einige stärkere Stöcke werden in einem Durchmesser von etwa zwei Metern in die Erde gestossen, oben vereinigt und dann rings herum mit Gestrüpp verkleidet bis auf eine

kleine Lücke, welche den Eingang bildet. Die Höhe und allgemeine Gestalt ist sehr wechselnd, charakteristisch bleibt die Roheit der Ausführung und der Mangel eines regelmässigen Gerüstes.

Wo die Buschmänner in nähere und freundschaftlichere Beziehung mit Hottentottenstämmen kamen, nahmen sie zuweilen Einiges von der Bauart ihrer Hütten an, wir sehen die allgemeine halbkugelige Form und Mattenbedeckung wieder erscheinen, doch verräth auch dann die Unvollkommenheit und Liederlichkeit der Ausführung, welch geringer Werth auf die Errungenschaft gelegt wird. Die Annahme, dass die Buschmänner jemals aus freien Stücken im Kreise angelegte, regelmässige Dörfer gebaut haben sollten, halte ich für irrig.

Viel näher liegt es ihnen noch heute, wie THEOPH. HAHN sehr hübsch beschreibt[1]), sich ein behagliches Lager dadurch zu schaffen, dass sie auf trockenem Sand ein grösseres Feuer anzünden, alsdann in den auf angenehme Temperatur gebrachten Sand eine Höhlung graben und sich dahinein betten, bedeckt von dem wieder zusammengescharrten Material und dem unvermeidlichen Kaross.

---

3. Sitten und Gebräuche.

Man könnte meinen bei einem so ungesitteten Volksstamme, wie ihn die Buschmänner darstellen, sei es überhaupt ein verfehltes Beginnen von Sitten sprechen zu wollen, und manche Autoren haben sich in der That in dieser Weise ausgedrückt, indem sie durch Absprechen irgend welcher Gesittung ihre Unkenntniss derselben bekundeten.

Ist es schon im Allgemeinen keine leichte Sache, die Sitten eines fremden Volkes kennen zu lernen, so muss dies in erhöhtem Maasse von einem so abgeschlossenen, durch die schwersten Verfolgungen misstrauisch und zurückhaltend gemachten Stamme der Fall sein. Dazu kommt die unbekannte Sprache derselben, welche zwar im allgemeinen Charakter der hottentottischen ähnelt, aber doch so stark abweicht, dass beide Abtheilungen der *Koi-koin* sich gegenseitig nicht verstehen, wenn sie ihre Muttersprache reden. Die kurzen Vocabularien der Buschmannsprache, welche in neuerer Zeit besonders durch das Verdienst DR. BLEEK's gewonnen wurden, haben unsere Kenntniss wohl erweitert, doch ist wenig Aussicht, dass man zu einem befriedigenden Ziele kommt, da die Sprache sehr starken dialektischen

---

[1]) TH. HAHN: Die Buschmänner. Globus 1870.

Abweichungen unterworfen ist. So kommt es, dass die einzelnen Horden der Buschmänner, wenn sie aus etwas verschiedenen Gegenden stammen, sich selbst unter einander nicht verstehen.

Sie sprechen ausser der Muttersprache in der Regel auch die Sprache der benachbarten Stämme, und diese bildet das gewöhnliche Mittel, mit ihnen zu verhandeln. Manches Wort geht dabei natürlich über, und es entsteht ein buntes Durcheinander, was aber doch verstanden wird, da die ausserordentlich lebhafte Geberdensprache der Buschmänner die etwaigen Lücken im Verständniss ausfüllt. Sie bezeichnen Menschen, deren Namen sie nicht wissen, ganz kenntlich, indem sie nur ihr Wesen oder ihre Gewohnheiten copiren; auch das Benehmen und die Laute der Thiere machen sie sehr geschickt nach, sei es zum Zweck der Jagd oder lediglich zur Unterhaltung. Bei einem so lebhaften Auffassungsvermögen konnte es nicht fehlen, dass sie die Gebräuche ihrer Nachbarn kennen lernten und Manches davon ist auch in ihre eigenen übergegangen, in anderen sind sie national geblieben. Ueber Religion ist Nichts bekannt geworden, ohne Aberglauben und Zauberer geht es aber auch bei ihnen nicht ab (das Individuum auf Tafel XXVII mit den Hasenschwänzen war z. B. als Zauberdoctor bekannt), wenn die Anschauungen auch keinen eigenen, urthümlichen Charakter tragen.

Am meisten eigenartig und durch bestimmte Regeln abgegränzt erscheint das Leben in der Familie, welches in der That das Einzige ist, was auf den Namen einer gewissen Organisation Anspruch erheben kann.

Auch dies lässt sich nur schwer feststellen, doch ist unsere Unkenntniss der betreffenden Verhältnisse keineswegs so gross, um eine Entschuldigung für die obigen harten Urtheile zu gewähren; manchen neueren Reisenden ist es geglückt, Einblicke in das Familienleben der Buschmänner zu thun, und die Ansichten haben sich dabei viel besser gestaltet, als man von vorn herein erwarten sollte.

Unter solchen Reisenden, die zugleich als Schriftsteller aufgetreten sind, hat keiner sich einer so langen und vertrauten Bekanntschaft mit diesen Eingeborenen zu rühmen gehabt als mein nun leider ebenfalls verstorbener Freund CHAPMAN [1]; und da die Erfahrungen, welche ich selbst zu machen Gelegenheit hatte, wenn auch keineswegs gleich ausgedehnt, mit seinen Angaben in bemerkenswerther Weise übereinkommen, habe ich kein Bedenken, mich seiner Autorität anzuschliessen.

Er war sich wohl bewusst, wie viel er der Hülfe der Buschmänner zu danken hatte, und schätzte sich glücklich bei einer zweiten Reise seine »alten Freunde« wieder anzutreffen. Aber nur dort fand er sie zugänglich, wo sie durch den Einfluss der Nachbarschaft noch nicht misstrauisch gemacht oder »hottentottisirt« (!) waren, was für ihn gleichbedeutend ist mit

[1] CH. TR. a. a. O. II. p. 75.

liederlich geworden. Abgesehen von diesem erklärt er die Buschmänner in ihrer Moral für weniger verderbt als irgend einer der grösseren organisirten Stämme, es sei denn, dass sie lange in inniger Berührung mit solchen standen. Ein derartiger Ausspruch konnte allerdings im Ohre jener nicht angenehm klingen, welche sich zu enthusiastischen Lobrednern der Kaffern gemacht hatten, doch ist die Opposition der Letzteren kein Beweis, dass derselbe falsch wäre.

Gerade in Hinsicht des geschlechtlichen Verkehrs, worin ihnen Wood jede Schranke abspricht, sind sie in der That weniger frei als ihre viel civilisirteren Nachbarn. Sie sind im Allgemeinen nicht so sehr der Sinnlichkeit ergeben, zu welcher ihr hartes Leben unter den schwersten Entbehrungen auch eine ungeeignete Schule ist; die Frauen sind keuscher als die der *Be-chuana* und halten einen unerlaubten Umgang mit Männern dieser Stämme, obgleich sie von jenen als untergeordnete Race behandelt werden, keineswegs für eine Ehre. Die Wahrheit dieser Behauptung ergiebt sich aus der Beobachtung, dass die Buschmänner trotz der Zersplitterung, ihren Typus noch so treu erhalten haben und Mischlinge mit den dunkeln Stämmen selten sind; wenn dasselbe hinsichtlich der braunen nicht in gleicher Weise gilt, so liegt der Grund dafür vielmehr in dem Umstande, dass sie Theile der gesunkenen Hottentotten als Stammesmitglieder aufnahmen, als durch ungezügelten geschlechtlichen Verkehr.

Die ganze Lebensweise verbietet eine straffere, staatliche Organisation; wenn sich auch zuweilen eine Anzahl Familien zu einer grösseren Horde vereinigt haben und in der *Kalahari* auch heutigen Tages noch zu kleinen Dörfern vereinigen, so ist dies doch nur ein mehr zufälliges Zusammenleben, welches nicht nach besonderen Gesetzen geregelt wird. Vielleicht wird einer der Bewohner wegen grösserem Ansehen als Kapitain betrachtet, aber dies ist nur nominell, eine wirkliche Führerschaft macht sich nicht bemerklich.

Fehlt es also in der That auch an einer staatlichen Verfassung, so ist doch soviel bekannt geworden, dass die Organisation der Familie keineswegs eine gleich ungebundene ist; Polygamie ist gestattet und die Frauen werden durch Geschenke erworben, persönliche Zuneigung pflegt dabei aber stets in Rechnung gezogen zu werden. Dem Buschmann ist das Herz nicht so voll von seinen Ochsen wie bei den gepriesenen Kaffern und somit ist noch Platz darin für Frau und Kind; die Frau rangirt nicht gleich so und so viel Stück Vieh und ist daher bei diesem verachteten Stamm relativ viel angesehener, als bei ihren Verächtern. Unter den Buschmännern giebt das weibliche Geschlecht Lebensgefährtinnen ab, unter den *A-bantu* Lastthiere; bei den Letzteren faullenzt der Herr und Gebieter, bei Ersteren, wo der Lebensunterhalt hauptsächlich durch die Jagd gewonnen wird, hat jedes Geschlecht seinen guten Theil der Mühe; während bei jenen, der an Vieh reiche alte Herr das Mädchen von den speculativen Aeltern als Braut zu-

geschickt erhält, verlockt bei diesen kein Reichthum dazu, die Neigungen des Herzens zu unterdrücken.

Wir sehen, die Parallele fällt keineswegs durchweg zu Gunsten der *A-bantu* aus und doch müssen wir in den Autoren die rührendsten Braut- und Hochzeitsgeschichten der Kaffern lesen, während die Verachtung den Buschmann sogar in den Büchern verfolgt. Doch CHAPMAN [1]) ist ihnen auch darin gerecht geworden und erzählt, dass die Freierei eines solchen keineswegs so sans façon vor sich geht, wie Viele anzunehmen scheinen.

Die Mittelsperson bei einer derartigen Verhandlung bildet gewöhnlich die Schwester des jungen Mannes, welcher durch dieselbe bescheidentlich bei der Zukünftigen selbst anfragen lässt, ob sie günstig über seine Liebe denkt. Erweckt die Art, wie sie sich ausdrückt, Hoffnungen, dass seine Bewerbung angenommen werden dürfte, so sendet er nach einiger Zeit wiederum durch die Schwester ein kleines Geschenk, welches sie vor der Behausung des Mädchens lässt, und wird dies nicht in den nächsten Tagen zurückgeschickt, so nimmt der Buschmann an, dass sein Antrag Gnade gefunden hat. Er veranstaltet alsdann mit seinen Freunden eine grosse Jagd, welche das Fleisch liefern muss zum bevorstehenden Fest, und während dies unter Singen und Tanzen in Scene geht, schickt die Familie der Braut bei den Freunden des Bräutigams ein irdenes Gefäss herum, in welches dieselben ihre Hochzeitsgeschenke, bestehend in Glasperlen, Schmucksachen oder auch Waffen, deponiren. Darauf gilt die Ehe für geschlossen, das Paar wohnt aber noch für längere Zeit bei den Schwiegerältern, und der junge Mann bringt die Jagdbeute als ein Zeichen des Respectes dem Schwiegervater dar.

Wie bei der Sitte des *Uku-hlonipa* der Kaffern scheut der Buschmann seine Schwiegermutter und vermeidet sie, ebenso wie die Frau ihrem Schwiegervater aus dem Wege geht.

Die verschiedenen Grade der Verwandtschaft finden auch sonst bei diesen Eingeborenen eine sorgfältige Beachtung, da sie die Blutschande verabscheuen, und es geht aus diesem Allen hervor, dass sie, obgleich wie Thiere behandelt, keineswegs wirklich zu Thieren geworden sind.

Da ein derartig hartes Urtheil schon zu einer allgemeinen Ansicht geworden zu sein schien, war es wohl an der Zeit, wieder einmal auf die Punkte aufmerksam zu machen, welche sich zu Gunsten dieses unglücklichen Volksstammes, für den jeder Europäer, welcher als Jäger im Innern Süd-Afrika's gelebt hat, ein gewisses Mitgefühl empfindet, und dem er häufig genug zur Dankbarkeit verpflichtet ist, geltend machen lassen. Es sollte mich freuen, wenn es mir als ihrem Anwalt gelungen wäre, wenigstens eine vorurtheilsfreie Beurtheilung, nicht vom Standpunkt des senti-

[1]) A. a. O. I p. 258. Auch BURCHELL hat viele treffende Notizen über die Sitten der Buschmänner gebracht.

mentalen Europäers, sondern vom allgemein menschlichen, zu erreichen. Man wird alsdann nicht übersehen können, dass die Buschmänner neben vielen widerlichen und schädlichen Eigenschaften, manche ansprechende Charaktereigenthümlichkeiten zeigen, und unser Interesse wohl verdienen, welches um so lebhafter sein muss, als die neuesten Forschungen es täglich mehr ausser Zweifel stellen, dass wir in ihnen wirklich die Ureinwohner Afrika's zu erkennen haben.

Historische Uebersicht.

Früheste Nachrichten.

Obgleich es nicht im Plane dieses wesentlich beschreibenden Werkes liegen kann, eine ausführliche Geschichte derjenigen Eingeborenen zu geben, welche seinen Inhalt ausmachen, dürfte es dem Leser doch angenehm erscheinen, wenigstens die Grundzüge einer solchen in chronologischer Ordnung vor sich zu haben, um daran weiter anknüpfen zu können.

Leider reichen unsere Quellen für derartige Studien nur bis in eine sehr junge Zeit und ein Theil der frühsten ist schwer zugänglich und daher wenig gekannt; es gilt dies namentlich von den Berichten der Portugiesen, welche zuerst genauere Kenntnisse über die südlichen Theile Afrika's erlangten, aber dieselben lange aus Eigennutz geheim hielten. Ein genaues Studium dieser Quellen kann noch viele wichtige Punkte hinsichtlich der Entwickelung der Eingeborenenverhältnisse in Süd-Afrika klar legen, doch darf man sich dabei nicht auf die hier beschriebenen Stämme beschränken, sondern muss nördlichere mit in die Vergleichung ziehen, was einer späteren Arbeit vorbehalten bleiben mag; über die jenseit des *Capricorn* gelegenen Gebiete erhält man durch sie geringeren Aufschluss. —

Von den in die allgemeine Weltgeschichte aufgenommenen Daten haben wenige solche Berücksichtigung gefunden und sind soviel nach jeder Richtung hin besprochen worden, als die Umschiffung Afrika's durch die Phönizier in den Jahren 610 — 596 vor Christi Geburt unter Pharaoh Necho, wie sie Herodot erzählt. Die Angaben über die Abfahrt südlich durch das rothe Meer und die Rückkehr durch die Säulen des Herkules lassen keine andere Erklärung zu, wenn man nicht die ganze Erzählung in das Bereich der Fabeln verweisen will, als dass in der That eine Umsegelung stattgefunden hat, auch liegt keine Unmöglichkeit vor, in dem genannten Zeitraum mit kleinen Fahrzeugen längs den Küsten um Afrika herum reisen zu können; die weiteren Theorien aber, welche von manchen Sanguinikern an diese

Thatsachen mit Rücksicht auf die Eingeborenenbevölkerung geknüpft werden, entbehren der sachlichen Begründung.

Wenn auch angenommen wird, dass die Seefahrenden in der Länge der Zeit mehrfach am Lande verweilten und sogar Korn bauten, um ihre Vorräthe wieder zu vervollständigen, so können sie wohl Colonien gebildet haben, welche für eine Reihe von Monaten bestanden; dass diese temporären Colonien aber die Ausgangspunkte für die heutige Eingeborenenbevölkerung, soweit sie zu den *Koi-koin* zählen, hätten abgeben können, wird bei vorurtheilsfreier Betrachtung der von den letzteren gegebenen Beschreibung schon als unhaltbar erscheinen. Man vergegenwärtige sich ausserdem die kleine Schaar von Fremdlingen männlichen Geschlechtes, sich anklammernd an die Küste und die See, ihre zweite Heimath, welche an günstiger Stelle ihre spärlichen Feldfrüchte in beständiger Erinnerung an die ersehnte Rückkehr cultiviren, und blicke dann auf die Viehzucht treibenden, uncivilisirten Nomaden, welche die endlosen Steppen durchziehen, oder die wilden Höhlen bewohnenden Jäger der Wildniss, um sich die ganze Kühnheit der Theorie klar zu machen.

Leider ist dieser schwache Versuch, die Bevölkerung Süd-Afrika's an der Hand der Geschichte mit bekannten Nationen in Verbindung zu bringen, der einzige, welcher bisher versucht werden konnte; denn nach dieser sagenhaften Erzählung Herodots folgt ein unbeschriebenes Blatt der Geschichte, welches den enormen Zeitraum von 1400 Jahren umfasst. Auch dann beziehen sich die mangelhaften Berichte nur auf den Theil der Ostküste, welchen die Araber bei ihrem Sclavenhandel besuchten und dabei oberflächlich kennen lernten, d. h. etwa so weit nach Süden bis zur Delagoa-Bay, von den Arabern *Dugutha* genannt. Ueber die südlicheren Gebiete wurde in dieser Periode Nichts bekannt und erst das fünfzehnte Jahrhundert brachte einiges Licht in die dunklen Verhältnisse.

Von beiden Küsten her näherten sich die Entdeckungsfahrten allmälig mehr und mehr der Südspitze, indem 1480 östlich *Sofala*, westlich 1486 *Cape-Cross* an der Walfish-Bay von Europäern besucht wurden. Sechs Jahre später geschah dann das wichtigste Ereigniss, von dem eine neue Zeit für Süd-Afrika datiren sollte: die Umsegelung des Cap durch Bartholomeus Diaz, welcher auf dieser Fahrt östlich bis zum grossen Fischfluss vordrang.

Es folgten nun neue Entdeckungsreisen, unter denen die des Vasco de Gama von den bedeutendsten Folgen waren. Auf einer derselben (1497) geschieht auch der Eingeborenen eine besondere Erwähnung, indem angegeben wird, dass de Gama am Ufer der St. Helena-Bay, als er beschäftigt war, die Sonnenhöhe zu nehmen, von einem Trupp der feindlichen Bewohner überfallen und durch einen Pfeil in's Bein verwundet wurde. Auf derselben Fahrt entdeckte er am 25. December die Küste von *Natal*, welche von dem Datum (Dies natalis) ihren Namen empfing, und besuchte auch verschiedene andere Punkte der benachbarten Küsten.

Es war so der Weg eröffnet, auf welchem sich bald mehr Nachfolger fanden, und am Anfang des neuen Jahrhunderts begannen die Portugiesen bereits im Westen bei Angola ihre Niederlassungen zu gründen.

Von dem Beginn des sechszehnten Jahrhunderts aber werden dann die Nachrichten zahlreicher und bestimmter, so dass sich auch die südlichsten Gegenden wirklich in unsere Geschichte einreihen lassen. Gerade diese erweckten ein besonderes Interesse, da der lange aber wichtige Seeweg nach Indien es wünschenswerth erscheinen liess, auf halber Entfernung eine Erfrischungsstation zu haben, wo man süsses Wasser und neue Vorräthe einnehmen könnte. So besuchten die Schiffe aller seefahrttreibenden Nationen das Cap, welches damals noch einen ganz neutralen Charakter behielt, während an der Westküste, wie später auch an der Ostküste, (Eroberung von *Sofala* 1508) die Portugiesen sich mehr und mehr, natürlich mit Unterdrückung der Eingeborenen, festsetzten, da sie in dieser Zeit dem Sclavenhandel jeden Vorschub leisteten.

Von der Capregion wird hinsichtlich der Eingeborenen wenig Wichtiges erwähnt, ausser dass 1508 der aus Indien zurückkehrende, erste portugiesische Vicekönig Francisco d'Almeida an den Ufern der Tafelbay in einem Streit mit denselben erstochen wurde. In dieser Zeit erschienen auch die ersten Publicationen, welche eine Beschreibung der Gegenden und ihrer Bewohner enthielten, dies war Santo's Werk über Ost-Afrika (1506) und etwas später eine Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung und Kaffraria durch den Portugiesen Lopez (1591). Im Jahre 1626 folgte ihm alsdann der Reisende Herbert, welcher in seiner Reisebeschreibung auch eine Abbildung der Eingeborenen des Cap beibrachte, die allerdings auf Naturwahrheit keinen Anspruch machen darf.

Die öffentliche Aufmerksamkeit hatte sich nun schon sehr stark den in Rede stehenden Gegenden zugewandt, und nach mehreren unfruchtbaren Besitzergreifungen verschiedener Nationen waren es die Holländer, welche zuerst praktisch damit vorgingen, eine wirkliche Erfrischungsstation mit dauernder Niederlassung an der Tafelbay anzulegen.

Es geschah dies bekanntlich im Jahre 1652 unter van Riebeck, dessen Anlagen den Ausgangspunkt für die ganze Colonisirung Süd-Afrika's abgaben.

Gründung und Entwickelung der Colonie.

Die Niederlassung, welche ursprünglich allein den Zweck hatte, Provisionen an frischem Fleisch und Gemüse für die ankommenden Schiffe bereit zu halten, musste natürlich mit den Eingeborenen des Landes Bezie-

hungen anknüpfen und versuchen, sich mit ihnen auf guten Fuss zu stellen. Wir sehen daher in den Berichten ihnen einen hervorragenden Platz eingeräumt, und der Commandeur gab sich ersichtlich Mühe, sie kennen zu lernen und in einen regelmässigen Verkehr mit ihnen zu kommen.

Wären die Ansiedler dabei auch nicht irrende Menschen, sondern Engel vom Himmel gewesen, so konnte es bei dem grossen Widerstreit der Interessen kaum fehlen, dass sie mit den Eingeborenen in Collision geriethen, zumal unter einer so harten, egoistischen Leitung wie die ostindische Compagnie Hollands war. Schon die Art und Weise, wie die Verhandlungen angeknüpft wurden, trug wegen der Person des Vermittlers den Keim von Missverständnissen und Unfrieden in sich. Es fand sich nämlich ein Subject, den herumziehenden Horden des Cap angehörig, unter dem Namen *Herry* oder *Harry*, ein Hottentot, »welcher auch Englisch sprach«, um die Stelle eines Unterhändlers zwischen den Abgesandten der »weel edelen maatschappij« und den Eingeborenen zu übernehmen.

Dieser *Harry* diente nur seinem Vortheil, indem er den Holländern zu dienen vorgab; er hatte durch den Verkehr mit den Europäern Manches gelernt, was er gegen sie gebrauchen konnte, und indem er die Rolle eines Vermittlers mit dem grössten Ernste durchführte, belog er seine europäischen Freunde, je nachdem es ihm gut schien, gleichzeitig seine Untergebenen, »die *Waterman*«, zum Widerstande aufstachelnd. So kam es, dass bereits im zweiten Jahre der Colonie ein Ereigniss eintrat, welches zum Prototyp für so viele spätere dienen sollte: Das Vieh der Ansiedler war eines Morgens verschwunden, der Knabe, dem die Bewachung übergeben war, lag erschlagen am Berge (1653, 22. Oct.); gleichzeitig war *Harry* mit seiner Familie verschwunden, und auch die Untergebenen desselben waren unsichtbar geworden. Es wurde darauf die erste Unternehmung gegen die Eingeborenen in's Werk gesetzt, indem der Commandeur 17 Mann zur Verfolgung absandte, welche aber vergeblich versuchten, die schnellfüssigen Eingeborenen einzuholen und unverrichteter Sache zurückkehrten.

Durch diesen Gewaltstreich entzogen die Hottentotten den Ansiedlern ihren nothwendigsten Lebensunterhalt und man begreift wohl, dass eine gewisse Wuth in ihnen entstand, nachdem sie für längere Zeit mit Pinguinen und Seehunden genährt worden waren.

Auch die Eingeborenen waren keineswegs damals im Stadium kindlicher Unschuld, und man konnte an den mächtigen Narben und Wunden, mit denen der Körper der Meisten bedeckt war, gut erkennen, dass sie häufige Kriege und Raufereien bestehen mussten. Ein Stamm scheute den andern, die *Choringaina* (Waterman) die *Goringhaicoina* (Caepman), Beide wieder die *Saldanhier* und die *Kochoqua*, alle zusammen die *Songua* (Buschmänner), welche in dieser Zeit die erste Erwähnung fanden; sie bethätigten ihre gegenseitige Feindschaft durch die Wegnahme von Vieh, so dass ein Stamm bald reich bald arm daran erschien. Daher kam es auch, dass *Harry*

mit seinen Unterthanen nicht gänzlich aus der Nachbarschaft verschwinden konnte, vielmehr zeigte er sich trotz seines bösen Gewissens wieder unter den Ansiedlern und man darf sagen, beide Theile waren einander werth. Hatte *Harry* die Colonisten nach Möglichkeit angelogen und betrogen, so vergalt ihm Commandeur und Rath dies jetzt mit gleicher Münze, der Hottentot aber ging mit dem seiner Nation eigenen Leichtsinn in die plump gestellte Falle; er liess sich durch allerhand schöne Versprechungen (zoete praetjen) in's Fort locken, worauf er sofort festgenommen wurde. Man konnte ihm weder hinsichtlich des Viehdiebstahls noch des Mordes etwas beweisen und wagte nicht ihn zu tödten, sondern sandte ihn als Sträfling nach der öden Insel der Tafelbay, Robben-Island genannt.

Nachdem dieser Rädelsführer unschädlich gemacht war, gedieh die Niederlassung wieder besser, die Ansiedler tauschten für Messing, Eisen, Glasperlen und ähnliche Dinge Vieh ein, aber auch der Branntwein spielte sehr bald eine bedeutende Rolle, um die Verhandlungen mit den Eingeborenen zu erleichtern. In diese Zeit fällt der Anfang einer eigentlichen Colonisation, indem eine Anzahl »freie Bürger« Erlaubniss erhielten, in der Ebene hinter dem Tafelberge gewisse ihnen zugewiesene Landstriche zu bebauen. Schon damals tauchten alle die dunklen Punkte am Horizonte auf, welche sich zu dem Wirbelsturm sammeln und die Eingeborenen gänzlich verwehen sollten.

Gering wie die Entfernung dieser Farmen vom Fort war (etwa eine Stunde zu gehen), so konnten sie doch natürlich nicht so leicht geschützt werden, wie die unmittelbare Umgebung, und die Besitzer erlitten daher manchen Schaden durch Diebstahl und Gewaltthat von Seiten der Eingeborenen; andererseits aber waren diese »freien Bürger«, welche nicht den edelsten Klassen der heimathlichen Bevölkerung angehörten, bei der Abwesenheit der strafenden Gerechtigkeit nur zu geneigt, selbst eine grausame Lynchjustiz zu üben. Der Druck der harten Lebensbedingungen, sowie derjenige, welchen der Egoismus des Gouvernements ausübte, das seinerseits wieder von der unersättlichen, heimathlichen Compagnie gedrückt wurde, machte es sehr bald allen Partheien klar, dass hier ein Kampf um die Existenz vorlag, und keine zeigte sich in der Wahl der Mittel verlegen.

Die Eingeborenen hatten in *Harry* ihren Führer verloren, doch sorgte das Gouvernement selbst dafür, einen andern heranzuziehen, *Doman* genannt, welchen sie erst für einige Zeit nach Batavia schickten, wo er genug lernte, um ein gefährlicher Feind zu werden. Dieser *Doman*, oder *Anthonius*, wie er später genannt wird, nahm die Stellung eines Dollmetschers ein, zugleich aber reizte er heimlich die *Caepman* zum Widerstande und machte sich, als Führer der Hottentotten, nachdem er seine Zeit abgepasst hatte, der jungen Colonie furchtbar genug.

Es ging so 1659 der erste wirkliche Eingeborenenkrieg in Scene, dessen Ursprung und Verlauf sich in merkwürdig ähnlicher Weise immer und immer

wiederholt hat. Der weggelaufene Dollmetscher *Doman*, welcher die Schwäche der Ansiedler kannte, flösste seinen Landsleuten Muth ein und führte sie selbst bei den Ueberfällen an, deren Ziel wie gewöhnlich die Viehheerden waren; doch zeigten sie, dass sie auch ernsten Kampf nicht scheuten, wenn die Eigenthümer es wagten, ihren Besitz zu vertheidigen. In diesen Plänkeleien war der Vortheil fast immer auf Seite der Eingeborenen, welche sehr schlauer Weise die Regenzeit zu ihren Angriffen benutzt hatten, wo die Feuerschlossgewehre der Ansiedler in vielen Fällen gänzlich versagten, während sie selbst bei ihrer grossen Zahl massenhafte Assegaien und Pfeile zu schleudern vermochten. Die Straflosigkeit steigerte ihre Kühnheit so sehr, dass es bei einer bestimmten Gelegenheit 5 Hottentotten wagten 4 berittenen Ansiedlern Stand zu halten und mit dem störrischen Muthe zu kämpfen, durch den sich die *Koi-koin* im Gegensatz zu den *A-bantu* auszeichnen. Sie vertheidigten sich, obgleich ihnen Pardon angeboten wurde, solange noch Leben in ihnen war, und nur *Anthonius* selbst, der dabei war, entzog sich dem Untergange durch die Flucht, nachdem ihn ein Schrotschuss zum weiteren Kampfe unfähig gemacht hatte. Bei einer andern Gelegenheit trieben 20 Hottentotten 7 Ansiedler, welche ihr Vieh wiedererobern wollten, in die Flucht.

Es stellte sich immer deutlicher gegenüber der täglich wachsenden Verwegenheit der Eingeborenen die Unmöglichkeit heraus, vom Fort aus die abgelegenen Farmen zu vertheidigen, und die freien Colonisten reichten daher am 7. Mai 1659 dem Gouvernement eine Petition ein, worin sie auf den dringenden Nothstand hinwiesen und sich bereit erklärten, im Falle Feindseligkeiten es erheischten, wenn gestattet würde, ihre Heerden in der Nähe des Fort unter militairischem Schutz weiden zu lassen, auf Commando wenigstens einen bewaffneten Mann aus jedem Hause zu stellen[1]). Dieser Petition wurde Folge gegeben, und es entstand gleichzeitig eine Miliz, in welcher auch Farbige dienten, damals »Cape-Schutters« genannt, später als »Cape mounted-Rifles« bekannt, über welche der Commandeur in der Nähe des Fort die erste Parade abhielt, nachdem an die freien Bürger die nöthigen Befehle erlassen waren.

Dies ist der Ursprung der berüchtigten Commando's, welche noch heut in Süd-Afrika gegen die Eingeborenen zur Anwendung kommen, deren Geschichte aber von Anfang bis zu Ende mit Blut geschrieben werden müsste. Wenn man bedenkt, dass dabei Leute die Büchse zur Hand nehmen, welche gezwungen werden, ihr ruhiges Besitzthum und ihre Familie schutzlos zu lassen, während sie gegen einen wilden Feind ziehen, der zwar das grössere Recht auf seiner Seite hat, jedoch entschieden keinen löblichen Gebrauch davon macht, so darf man nicht erwarten, dass diese Interimssoldaten sich durch Milde gegen den Gegner auszeichnen sollten. Sehnen

[1]) C. Rec. p. 161.

sie sich doch möglichst bald ein Ende zu schaffen, um zu den Ihrigen zurückzukehren, und in Zukunft mit grösserer Ruhe die Früchte ihrer Arbeit geniessen zu können. Ausserdem aber findet sich im Phlegma des Holländers ein entschiedener Hang zur Grausamkeit, welcher durch die noch heute nicht beseitigte Verachtung gegen alle Farbigen zu einer starken Entwickelung gelangte.

Im vorliegenden Falle fand sich wenig Gelegenheit für die Colonisten, ihren Grimm auszulassen; denn die Eingeborenen blieben während dieses ersten Krieges durchgängig im Vortheil. Die abgelegenen Farmen mussten zeitweise gänzlich aufgegeben werden, und die Compagnie verlor in Raubanfällen, welche sich Schlag auf Schlag folgten, und auch einzelnen Europäern (SIMON INTVELT der erste, welcher fiel) das Leben kosteten, den grössten Theil ihres Viehes; die Ansiedler wurden muthlos und wussten sich nicht mehr gegen ihre unerbittlichen Feinde zu schützen, da dieselben nach überraschenden Angriffen stets fast spurlos verschwanden, und beim Anrücken der Truppen, durch ihre Späher gewarnt, längst das Feld geräumt hatten. Wie verzweifelt die Lage erschien, geht schon daraus hervor, dass sich die Ansiedler gezwungen sahen, zur Vermehrung ihrer Streitkräfte einen Theil der Sclaven, welche meist aus *Guinea* und *Angola* stammten, von den Ketten zu befreien und zu bewaffnen, um mit gegen die Hottentotten zu Felde zu ziehen.

Die Nigritier bewiesen also auch im vorliegenden Falle den Hass gegen die gelbbraunen Stämme, welcher ihnen im Allgemeinen eigen ist, und verstanden nicht, dass es in ihrem Interesse sei, der Ausbreitung der Europäer unter allen Umständen einen Damm entgegen zu setzen. Kaum konnten die einzelnen Stämme der *Koi-koin* sich selbst hinreichend beherrschen, um ihre privaten, kleinen Fehden für einige Zeit schweigen zu lassen, und soweit sie nicht selbst mit den Ansiedlern engagirt waren, wenigstens Neutralität zu bewahren. So erlaubte der Häuptling der *Saldanhier*, *Oedasoa*, den *Caepman*, als sie sich vor den Commando's zurückzogen, zwar einen Aufenthalt in seinem Gebiet, doch fanden sich die Neugekommenen in gedrückter Lage und sehnten bald sich nach ihren früheren Weideplätzen zurück.

Die Holländer andererseits hatten sich allmälig, indem sie sich mehr concentrirten und Zuzug durch die Schiffe erhielten, wieder gekräftigt, so dass sie in der unmittelbaren Umgebung der Niederlassung sich in gehörigen Respect setzen konnten. Dass dies mit hinreichender Energie geschah, dafür sorgte die rücksichtslose Grausamkeit der Regierung; denn während sie anfänglich nur auf den Kopf des *Anthonius*, lebend eingeliefert 100, todt 50 Guilders gesetzt hatte, für einen gewöhnlichen Räuber aber 20 oder 10, so dehnte sie das letztere bald auf jeden Hottentotten aus, der nicht notorisch mit ihnen befreundet war.

Die Race wurde also verfehmt und in gleicher Weise wie bei schädlichen Raubthieren Schussgeld für ihre Tödtung bezahlt. Dies blieb auch

keineswegs todter Buchstabe, indem schon am 4. August eine Patrouille zwischen den Felsen in der Nähe von False-Bay auf einen Kraal der Eingeborenen stiess, *Waterman* oder *Vischman*, welche bei dem plötzlichen Erscheinen der Soldaten die Flucht ergriffen und nicht Stand halten wollten. Dies war das Signal, sie sofort niederzuschiessen, obgleich es fast gewiss erscheint, dass man in ihnen keine der eigentlichen Sünder, welche längst weiter landeinwärts geflohen waren, vor sich hatte. Drei fielen unter den Kugeln, doch zum grossen Aerger der Schützen wurde der Körper des Einen nicht gefunden, so dass man die Oberlippe, welche als Wahrzeichen zur Aushändigung des Schussgeldes eingeliefert werden musste, nur zweien abschneiden konnte. Diese geniale Idee, deren Erfinder leider nicht der Geschichte überliefert wurde, entsprang sicher dem Gehirn eines alten Fuchsjägers und es kam nur darauf an, die bei Tödtung der Füchse übliche Praxis direct auf die freilich menschenähnlichen *Schepsel* zu übertragen. Die Hütten und Geräthschaften der Unglücklichen wurden dann der Erde gleich gemacht, ihre Waffen in's Meer versenkt. Einige Tage später wagten sich mehrere der Ueberlebenden zum Fort, von dem ihr Kraal nur wenige Stunden entfernt lag, um nochmals ihre Unschuld zu betheuern und um Schonung zu flehen.

Doch auch die wirklichen, in sicherer Ferne lebenden Uebelthäter, welche keine Aussicht hatten, durch weitere Viehräubereien ungestraft sich zu bereichern, wurden des Kriegszustandes überdrüssig und suchten Unterhandlungen anzuknüpfen, die Holländer aber verstanden ihr eigenes Interesse zu gut, um nicht auf solche einzugehen. Sie überlegten sich sehr angelegentlich, ob sie die Verhandlungen nicht benutzen sollten, um die Anführer, wie sie es früher bereits mehrfach gethan hatten, durch Versprechungen zu locken und alsdann gefangen zu nehmen, doch hielten sie es schliesslich für bessere Politik, im vorliegenden Falle Ehrlichkeit walten zu lassen.

Diese Friedensverhandlungen, bei welchen auch *Harry* wieder erschien, nachdem er einige Monate früher in leckem Boot von Robben-Island durch Sturm und Brandung die kühne Flucht gewagt und glücklich vollführt hatte, geben ein gutes Bild von den Anschauungen, nach denen sich die Partheien in den ersten Perioden der Colonie gruppirten. *Anthonius*, welcher in der That in Batavia viel zu viel gelernt hatte, und seine natürliche Schärfe des Urtheils auf europäische Anschauungen anzuwenden verstand, legte dabei den Rechtspunkt so klar dar, dass den Ansiedlern nur übrig blieb, ihren Besitztitel hinsichtlich des Grund und Bodens auf das Recht der Eroberung zu stützen und ihn auf gerechte Weise in einem Vertheidigungskriege durch ihr Schwerdt gewonnen zu erklären. Die Eingeborenen suchten darauf mit treffender Logik zu beweisen, dass sie die sich Vertheidigenden wären, wenn fremde Leute kämen, sie von ihrem heimathlichen Boden verdrängten und die Weideplätze, deren sie selbst bedürftig wären,

mit dem Pfluge umstürzten, ohne zu fragen, ob es den Besitzern angenehm sei oder nicht; aus Nothwehr hätten sie alsdann den Pflügenden die Zugochsen genommen, um sie am weiteren Arbeiten zu verhindern. Diese Gründe wurden dem Commandeur etwas zu stark, und er schnitt die Debatte, in welcher er offenbar den Kürzeren zog, dadurch ab, dass er auf das Recht des Stärkeren pochte und sie aufforderte, die Europäer mit Gewalt zu vertreiben, wenn sie es vermöchten. Solcher Logik beugte sich die Gegenparthei ohne Widerrede, da die Bemerkung an Klarheit Nichts zu wünschen übrig liess, und der Friede wurde geschlossen auf Grund des augenblicklichen Besitzes (Brack-Rivier als Gränze bezeichnet), indem beide Partheien versprachen, sich gegenseitig nicht weiter zu belästigen und im Falle Vergehen vorkämen, sollte jede Parthei ihre Angehörigen zur Rechenschaft ziehen unter Benachrichtigung der andern. Von dem weggenommenen Vieh war Nichts mehr zurück zu bekommen, doch versprachen die *Caepman* durch Beförderung der Handelsbeziehungen den Schaden nach Möglichkeit zu ersetzen.

Am nächsten Tage kamen die *Gorachouqua* (auch wohl Tabacksdiebe genannt) mit einem ansehnlichen Geschenk von 13 Ochsen und baten in den Vertrag aufgenommen zu werden, was auch geschah, so dass ein allgemeiner Friede abgeschlossen werden konnte.

Dieser erste Krieg ist, obgleich die Verhältnisse nur klein waren, doch ein vollständiges Prototyp einer langen Reihe späterer, welche stets mit allgemeinen, häufig recht blutigen, Ueberfällen und grossartigen Viehräubereien beginnen, dann unter Plänkeleien weiter geführt werden, indem die Ueberfallenen mit grösserer oder geringerer Energie ihre geraubte Habe oder das verlorene Terrain wieder zu gewinnen suchen; solche Kämpfe, auch wenn sie durch Zufälle bedeutenderen Umfang erreichen, führen aber gewöhnlich keine Entscheidung herbei. Dann folgt die Periode, wo beide Theile sich zu sichern streben, ohne dass etwas Bedeutendes von irgend einer Seite unternommen wird, bis der Krieg sich im Sande verläuft und eines Tages feierlicher Weise ein Frieden abgeschlossen wird unter Bedingungen, welche bei idealen Verhältnissen kaum im Stande wären, erneute Verwickelungen zurückzuhalten, aber sicher nicht bei uncivilisirten, wo die zwingende Nothwendigkeit als unberechenbares Moment hinzutritt.

Die Zwischenzeit einer relativen Ruhe benutzten die Partheien hauptsächlich zu ihrer Stärkung und zum Suchen nach Allianzen, auf welche gestützt sie mit besserer Hoffnung die Feindseligkeiten erneuern könnten. Die Holländer verstanden es sehr wohl, die lockere Verbindung der Stämme durch Erregung von Eifersucht zu sprengen, sie machten gleichzeitig die zunächst Wohnenden immer mehr von sich abhängig, während sie gleichzeitig weitere Beziehungen zu Entfernteren anknüpften (1660 mit den *Chainouqua* unter *Sousoa* und den *Cochoqua*, in welchem Jahre auch die *Namaqua* zum ersten Male erwähnt werden).

Die Nachbarn hatten sich verpflichtet, so fern sie nicht selbst hinreichend Vieh liefern konnten oder wollten, dafür zu sorgen, dass andere Stämme zu dem Handel zugelassen wurden, konnten auch aus Schwäche das Weitergreifen der Holländer nicht hindern. In diese Zeit fallen die ersten ausgedehnteren Entdeckungsreisen nach dem Innern, welche aus Eigennutz der Compagnie geplant aber häufig von unternehmenden, aufopferungsfähigen Personen ausgeführt wurden, denen der Reiz der Neuheit und die Freude des Entdeckens am Herzen lag. Am bekanntesten wurde die Expedition von CRUYTHOFF und MEERHOFF nach dem Lande der *Namaqua*, welche damals zuerst erreicht und in dem Bericht beschrieben wurden (vergl. p. 343), es folgten aber bald andere, ähnliche Unternehmungen nach, indem die Kunst des Reisens im Innern allmälig mehr und mehr Fortschritte machte.

Im Jahre 1662 hatte VAN RIEBECK den mit so grossen, persönlichen Opfern aufgerichteten Posten an seinen Nachfolger übergeben und nun wechselten die Gouverneure mehrfach in schneller Folge, ohne dass viel bemerkenswerthe Ereignisse stattgefunden hätten.

Die Regierung betrachtete von der Zeit der Gründung der Colonie ganz Süd-Afrika als das Ihrige, soweit sie ihre Macht ausdehnen konnte, und der Versuch einer andern Nation, in der Nachbarschaft Platz zu greifen, hatte stets sofort Gegenanstrengungen zur Folge. So wurde, als die Franzosen neuerdings Saldanha-Bay besucht und daselbst einen Flaggenstock aufgerichtet hatten, sofort ein Schiff vom Cap hingesandt und eine Factorei angelegt (1669).

Ein anderes Schiff, die Grundel, sandte der Gouverneur HACKIUS nordwärts zur Erforschung der Küste, welches aber keine guten Ankerplätze fand ausser Grundel-Bay (*Angra Pequena*) und ohne weitere Ergebnisse zurückkehrte. Bei einer zweiten Fahrt desselben Schiffes östlich verlor es siebzehn Mann, die später die Veranlassung neuer Expeditionen wurden.

Auch auf andere Weise wurde für Ausbreitung der Colonie gesorgt, wozu der zersetzende Einfluss europäischer Politik in dem Zeitraum von zwanzig Jahren Alles vorbereitet hatte. Die durch den ersten Krieg mit bewaffneter Hand zurückgedrängten und eingeschüchterten Stämme des Cap wagten es nicht mehr, feindlich gegen die Ansiedler vorzugehen, sondern suchten lieber eine prekäre Existenz durch die Gnade derselben zu fristen, während sie in ihren Landsleuten bequemere Feinde fanden, wenn der knurrende Magen sie zu Uebergriffen in fremde Rechte verleitete. Dazu kam, dass im beginnenden Verfall der Viehzucht treibenden Stämme die herumschweifenden Buschmänner an Macht wuchsen und ungestraft Viehräubereien ausführten, bis die Hottentotten den Schutz der Holländer gegen dieselben anrufen mussten. Besonders gefürchtet hatte sich eine grössere Bande gemacht, *Obiqua* genannt, welche einem Corps unter Sergeant *Cruse* ein ordentliches Gefecht lieferte, in dem sie jedoch natürlich vollständig geschlagen und die Beute ihnen wieder abgenommen wurde.

Dadurch erhielten die Stämme etwas Ruhe vor denselben, doch verarmten sie, eingeengt wie sie waren, immer mehr, theilweise wichen sie bereits einzeln nach dem Innern zu aus, um sich anderen Häuptlingen anzuschliessen. Ohne Vieh brauchten sie auch kein Land, und die Holländer überredeten daher leicht einige von den kleinen Häuptlingen, ihnen den Grund und Boden, welchen sie wünschten, abzutreten. So wurde zu gleicher Zeit von den Häuptlingen *Schacher* und *Manekhūgou* der ganze Capdistrict, von einem unmündigen Häuptling, *Dhouw*, unter Beistand eines andern, *Dackgry* (alias *Cuyper*), Hottentotts-Holland, jedes für den nominellen Preis von 4000 Realen erstanden, welche in Waaren bezahlt wurden, deren Werth nach den Berichten f. 81. 16 und f. 33. 17 repräsentirte.

Schon sahen die Entfernteren das jähe Verderben näher und näher rücken, und da sich für die zunächst bedrohten *Saldanhier* wieder ein Führer gefunden hatte, welcher sie vereinigte und in ihrer Feindseligkeit bestärkte, so liessen sie ihrem Hass freien Lauf. Es war dies ein kleiner Häuptling unter *Oedasoa*, in den Berichten gewöhnlich als sein Secunde bezeichnet, mit Namen *Gonnoma* oder *Ngonomoa*, der schon von RIEBECK mit Misstrauen betrachtet wurde, doch wusste jener bis zum günstigen Moment seinen Hass gegen die Europäer klug zu verstecken, während er mehr und mehr Anhänger gewann, die später auch gewöhnlich unter seinem Namen als »*Gonnoma*-Hottentotten« eingeführt werden.

Nachdem ihnen mehrere kleine Verbrechen ungestraft hingegangen waren, wurden sie kühner und erschlugen zwei Ansiedler, welche einen Jagdzug auf Flusspferde nach dem Innern gemacht hatten, verbrannten ihren Wagen und entführten das Gespann von acht Ochsen (man hatte also schon damals die noch heute bestehende Weise des Reisens eingeführt). Auch diese Unthat blieb ungerächt und wurde daher alsbald durch eine grössere überboten, indem die Eingeborenen eine andere Jagdgesellschaft von 9 Personen überfielen, ermordeten und ausraubten.

Jetzt riss den Ansiedlern die Geduld, sie hoben ein Commando aus von 72 Mann (freie Bürger und Diener der Compagnie in gleicher Zahl), welches eben abgerückt war, als auch schon eine neue Hiobspost kam mit der Nachricht, dass die *Gonnoma*-Hottentotten an der *Saldanha*-Bay die Europäer an's Land gelockt, vier von ihnen erschlagen und das Haus der Compagnie geplündert hätten. Es wurden nun noch 18 Mann nachgesandt, und die vereinigten Abtheilungen trafen nach siebentägigem Marsch auf die *Gonnoma*; doch diese, wie gewöhnlich vorher gewarnt, waren in die Berge geflohen, so dass nur 10—12 von ihnen erschossen wurden, dagegen hatten sie ihre Herden zurücklassen müssen, welche natürlich als gute Beute mitgenommen wurden. Die Flucht der Hottentotten war also eine verfehlte und jedenfalls in der Bestürzung geschehen, insofern sie das preisgegeben hatten, woran ihr Herz allein hing, und sie folgten daher auch den zurück-

gehenden Truppen, um die Heerden wieder zu erobern, wurden aber mehrfach abgewiesen.

Die *Gonnomoa* vergassen diesen Verlust nicht, sondern sammelten sich im Anfang des nächsten Jahres und zogen in die Gegend des kleinen Berg-Riviers, wie es scheint in der Absicht, sich wieder in den Besitz ihres Eigenthums zu setzen. Die Colonisten, von dem Anmarsch benachrichtigt, rückten gegen sie aus unter Fähndrich *Cruse*, indem sie bei dieser Gelegenheit bereits gegen 250 Hottentotten als Verbündete in's Feld stellen konnten. Im Bericht an die »Chamber« in Holland heisst es nur »die Truppen hätten die Feinde angegriffen und so tractirt, dass sie sicher das Wiederkommen nach dieser Gegend und das Plagen der Bürger vergessen hätten«; dabei war kein Mann von Seiten der Holländer getödtet oder verwundet. Zahlreiches Vieh fiel auch hier wieder in ihre Hände, welches an die Ansiedler und die treugebliebenen Hottentotten vertheilt wurde, damit sie um so mehr in ihrer Feindschaft gegen die *Gonnomoa* bestärkt würden.

Diese scheinbar so harmlose Geschichte giebt viel zu denken, wenn man die Verhältnisse gehörig würdigt; wie kam es, dass die *Gonnomoa* mit ihrem Vieh in den Krieg zogen? ferner warum liessen sie sich diesmal so ganz gegen ihre Gewohnheit von dem Feinde vollkommen überraschen? endlich wie konnte es sein, dass auch nicht einmal eine Verwundung auf Seiten der Holländer vorkam? Es hat ganz den Anschein, dass hier eine jener düstern, verrätherischen Geschichten gespielt hat, welche in ihrem Erfolg der mächtigeren Parthei zu angenehm war, als dass sie sich viel darum gesorgt hätte, durch welche Mittel der Erfolg erzielt wurde.

Die Alliirten der Ansiedler beginnen nun eine bedeutendere Rolle zu spielen als ein Zeichen, dass auch in Süd-Afrika das: Divide et impera! seinen mächtigen Einfluss üben sollte. Unter diesen Alliirten that sich besonders der Häuptling der *Chainouqua*, *Claas* (*Darka*) hervor, welcher auf eigene Hand den Kampf fortsetzte und für die Erfolge seine Belohnung einfordern kam; er brachte auch einst ein Kind von zwölf Jahren, dessen Eltern er getödtet hatte, und bot es der Compagnie als Geschenk an, die sich indessen bewogen fühlte, es ihm als eigenen Gefangenen zu überlassen. Es ist hier das erste Beispiel von dem bis auf den heutigen Tag nicht ganz verschwundenen Gebrauch des »*Kidnapping*«, welches sehr viel zur Umgestaltung der Eingeborenen beitrug; denn später zeigten sich die Colonisten in diesem Punkte nicht so zartfühlend, als sie es das eine Mal waren.

Von dieser Zeit an entwickeln sich die Verhältnisse, unaufhaltsam zum Untergang der unabhängigen Stämme fortschreitend, indem die geringe Organisation, durch das Drängen der Colonisten ganz aus der Ordnung gebracht, nicht mehr ausreichte, um Verwickelungen zu verhüten. Anstatt der grösseren, offenen Kämpfe, welche in der Hoffnung auf weitergehende Erfolge unternommen wurden, treten jetzt kleine Plänkeleien und Räubereien, in denen natürlich die »Banditti« von Profession, die Buschmänner, eine

Hauptrolle spielten, in den Vordergrund. Dabei ist häufig gar nicht zu entscheiden, ob die Letzteren wirklich die Uebelthäter waren, oder die Schuld nur auf die Schwächsten gewälzt wurde, während auch solche Fälle nicht selten sind, wo Verbrechen dieser den Hottentottenstämmen, denen sie botmässig waren, zur Last fielen.

So war die Sachlage z. B. bei der Ermordung von drei Bürgern im Jahre 1676, über die ausdrücklich bemerkt wird, sie sei vollführt worden durch *Souqua*, in der Hottentott-Sprache *Obiqua* genannt, aber in Abhängigkeit von *Gonomoa*. Diese nur nominelle Abhängigkeit musste den Vorwand abgeben, um sofort wieder ein Commando gegen *Gonomoa* selbst, »diesen heimtückischen Erbfeind«, auszusenden, er wich aber, durch frühere Erfahrungen gewarnt, aus, und die Truppen fanden nur einen ganz Unbetheiligten, den sein gutes Gewissen an der Flucht gehindert haben mochte, *Cees* mit Namen; doch unter dem Vorwande, dass es ein Anhänger des Gesuchten sei, wurden ihm einige Leute erschossen und Vieh weggenommen, was die Ansiedler nun einmal durch das Commando als »von Gott erhoffte Beute« zu gewinnen rechneten.

Die wirklichen Hottentotten, anstatt die Holländer, ihre Unterdrücker, weiter zu belästigen, wurden durch den angeborenen Leichtsinn veranlasst, sich ärger wie je in ihren kleinen Fehden untereinander zu zerfleischen, als wenn es keinen gemeinsamen Feind für sie gäbe; im Gegentheil hatten die Fremden, die sich jetzt stark genug fühlten, um in der Schwächung dieser Stämme keinen Vortheil für sich selbst zu sehen, die Rolle der Vermittler zu übernehmen und Streitigkeiten beizulegen, wodurch die bereits gebrochenen Stämme zu wirklichen Vasallen herabgedrückt wurden.

Als ein Feind, mit welchem nicht so leicht fertig zu werden war, als mit den Hottentotten, treten jetzt in den Berichten die *Soaqua* in den Vordergrund, gewöhnlich auch *Obiqua* genannt oder *Bosjesmannen*, *Bosloopers*, *Banditti* und *Robbers*. Sie machten sich nun, nachdem sie früher fast übersehen worden waren, auf sehr unangenehme Weise bemerklich, indem sie die Ausbreitung der Colonie, welcher die Hottentotten keinen energischen Widerstand mehr entgegenzusetzen wussten, durch ihre kleinen Plänkeleien und ewiges Beunruhigen, ohne dass sie bei ihrer Zersplitterung einen geeigneten Halt zur Unterdrückung boten, in hohem Grade erschwerten. Die Ansiedler kannten bald diese ihre kleinen aber furchtbaren Feinde recht gut und fassten allmälig einen grimmigen Hass gegen dieselben, welcher nicht lange auf seine Ausführung warten liess.

Neuer Zuzug aus dem Mutterlande in Gestalt von 50 Farmern und Handwerkern, sowie ebenso vielen Mädchen, von der Compagnie 1684 herausgesandt, musste untergebracht werden, und man gründete daher in diesem Jahre drei neue Niederlassungen: Stellenbosch, Paarl und Drakenstein, wodurch der Umfang der Colonie sehr bedeutend erweitert wurde.

Natürlich wuchsen damit gleichzeitig die Gelegenheiten für den in den Bergen lauernden Buschmann einen glücklichen Schlag auf einsam weidendes Vieh oder eine verwegene Jagdgesellschaft auszuführen, und es tauchen daher nun in den Berichten die bereits oben erwähnten zahlreichen Räubereien und Ermordungen von Hirten auf, die eine immer feindseligere Stimmung gegen die Unglücklichen erzeugten.

Dem Gouverneur SIMON VAN DER STELL war es vorbehalten, die einleitenden Schritte zu ihrer Bekämpfung zu thun, er berichtete ausführlich »über den gefürchteten Stamm, *Oebyqua*, oder vielmehr deren *Sunqua*«, welche nur vom Jagen und Plündern leben sollten. Es scheint nach dieser Bemerkung, als hätte ursprünglich wirklich ein Hottentott-Stamm des Namens *Obiqua* existirt, während die früher erwähnte Angabe darin nur eine andere Benennung der *Soaquà* fand; jedenfalls galt von jetzt an das Wort gleichbedeutend mit Buschmannhorden, als welche sie in den Berichten dieser Jahre eine grosse Rolle spielen. Bereits 1685 wurde ein Streifzug gegen sie unternommen, um den ewigen kleinen Beunruhigungen ein Ziel zu setzen; das Commando traf auch wirklich auf 40 bewaffnete *Obiqua*, welche sich zusammengerottet hatten, sie ergriffen aber alsbald die Flucht und es gelang nur, drei davon zu erschiessen.

Damit war das Uebel nur verschlimmert, doch lehrte der Häuptling der *Soeswa Darka* (*Claas*), der getreue, standhafte Freund und Helfer der Colonisten, eine wirksamere Weise, mit ihnen zu verfahren. Eine Anzahl der *Obiqua* kam mit ihrem Capitain zum Kraal des *Claas*, um Taback zu erhandeln (Nov. 1685), ohne an etwas Arges zu denken. Die Aufnahme war freundschaftlich und es wurden ihnen neun oder zehn Schaafe als Beköstigung geschlachtet, (ganz gering kann also die Zahl nicht gewesen sein); nachdem die Gastfreundschaft auf's beste etablirt war, überfielen die Hottentotten plötzlich ihre Gäste und machten sie sämmtlich nieder, weil sie im Verdacht standen, bei einer früher an Ansiedlern begangenen Mordthat betheiligt gewesen zu sein (!).

Um das Abhängigkeitsverhältniss, in das die cap'schen Hottentotten bereits übergegangen waren, auch äusserlich kenntlich zu machen, bestätigten die Holländer bestimmte Personen als Häuptlinge und verliehen ihnen als Abzeichen der Würde grosse Stöcke mit Metallknöpfen, den sogenannten Königen aber (in der westlichen Colonie galt der Herrscher der *Hankumqua* für den ersten) eine Art messingner Krone. Es war jetzt wieder die Möglichkeit zu weiterer Ausbreitung gegeben, und dazu wurde mit Freuden eine Botschaft der *Inqua*-Hottentotten als Anknüpfungspunkt benutzt, welche zum Cap kamen, um Handelsbeziehungen anzuknüpfen: ein weiteres Zeichen dafür, wie machtlos sich die westlichen Stämme bereits fühlten, da sie früher eifersüchtig auf die Respectirung ihrer Gränzen zu achten pflegten. Diese *Inqua* wohnten nach Angabe »einen Monat entfernt« in östlicher Richtung, trotzdem unternahm man im Jahre

1689 um sie aufzusuchen eine grössere Expedition unter Fähndrich SCHRIJVER, welcher sie auch glücklich auffand an einem Fluss, in den Berichten *Kaluiga* genannt, ein westlicher Nebenfluss des heutigen Zondags-Rivier, unter einem Häuptling *Hycon* oder *Hecon*, dessen Namen der Stamm, wie so häufig, später zu dem seinigen machte. Nach eingehenden Unterredungen mit *Hykon* und Einziehung von Informationen über die Nachbarstämme kehrte die Expedition zurück und hatte in der Krommen-Kloof (Kromme-Rivier) ein Gefecht mit den *Hougliqua* zu bestehen, bei welchem 30 von feindlicher Seite fielen; in der nach Holland gesandten Depesche über diese Angelegenheit wird dieser selbige Stamm »*Makrigga*« genannt, ein Name, welcher in den Berichten der schiffbrüchigen Mannschaft der Stavenisse für ein Kaffernvolk gebraucht wird.

Bis zu diesem Punkt der Geschichte erscheinen die Notizen über die dunkelpigmentirten Eingeborenen Süd-Afrika's nur ganz dürftig, zum Theil auch unsicher. Es scheint, dass VAN RIEBECK's Angaben über »*Chobona*« auf Kaffernstämme zu beziehen sind, obgleich dieser auch nicht recht wusste, was er aus denselben machen sollte, und an einer Stelle *Chobona* als den Namen eines Königs anführt, tief im Innern, welcher die benachbarten Hottentottenstämme durch zwei Armeen in beständiger Unterwerfung hielte.

Im Jahre 1680 berichtet SIMON VAN DER STELL in einer Depesche, die hauptsächlich die Feindseligkeiten der *Geregriqua* mit den *Namaqua* zum Inhalt hat, dass die geschlagenen *Geregriqua*, welche sich unter den Schutz der Ansiedler begaben, versprachen unsere Leute zu den *Namaqua* zu geleiten, von denen Handelsbeziehungen unterhalten würden mit einem sonderbaren, schwarzen Volke jener Inland-Districte[1]), womit offenbar die *Be-chuana* gemeint sein müssen.

Einige Jahre später (1688) traf eine Jagdgesellschaft der Boeren im Innern das erste Mal mit den Kaffern zusammen, welche allmälig nach Ueberschreitung des Kei ihre Wohnsitze mehr und mehr nach Süden ausgedehnt hatten und in dieser Zeit westlich bis zum grossen Fischfluss vordrangen. Die Bahn in die östlichen Gegenden war für die Ansiedler durch die Expedition zu den *Inqua* offengelegt und bald genug bediente man sich häufiger dieser neuen Verbindung. So ging im Jahre 1702 ein grosser Jagdzug von 45 Bürgern mit 4 Wagen nach dem Lande der Kaffern, und wenn auch anfänglich keine Collisionen vorkamen, so konnten solche doch bei der entgegengesetzten Richtung des Vordringens beider Partheien nicht ausbleiben.

Die genauen Forschungen, welche von verschiedenen unter den Kaffern thätigen Regierungsbeamten und Missionären mit grossem Fleiss angestellt wurden, haben uns einige, wenn auch nicht sehr bestimmte Daten über die

---

[1]) C. Rec. p. 374.

Geschichte der Kaffer-Stämme aufwärts verschafft, soweit sich solche nach Traditionen feststellen lassen. Die meisten von ihnen sind sehr bestimmt in der Angabe, dass sie aus nordöstlichen Gegenden in ihre heutigen Wohnsitze gekommen sind; es scheint dies aber keine anhaltende Wanderung, sondern ein langsames Herabrücken gewesen zu sein, wobei die Eingeborenen Rindvieh und Schaafe mit sich führten, aber keine Pferde.

Eine Abtheilung, welche von diesem nach Süden Rücken Nichts wissen will, sind die *Pondumisi*, indem sie jeden Zusammenhang mit den *Ama-mpondo* oder anderen Stämmen ableugnen und von jeher in denselben Wohnsitzen gelebt zu haben behaupten; dagegen geben auch diese an, es seien einige Hundert Jahre früher die *Ama-tembu* und *Ama-xosa* von Norden her herabgekommen und um sie herum in ihre gegenwärtigen Länder gezogen, die *Ama-pondumisi* scheinen darnach wenigstens die ältesten Bewohner des heutigen Kafferlandes zu sein.

Ein Herr Thompson, welcher eine längere Reihe von Jahren in Windvogelberg als Regierungsbevollmächtigter unter den *Ama-ngqika* thätig war, hat sich bemüht nach Möglichkeit, in den Traditionen dieser Stämme zurückzugreifen und fixirt in einem von ihm zusammengestellten Stammbaum der Häuptlinge die Regierungszeit des frühsten in der Reihe, *Dhlanga*, etwa auf das Jahr 1440. Wie weit die Zahl Genauigkeit beanspruchen kann, mag dahingestellt bleiben, man erhält dadurch aber wenigstens einen ungefähren Anhalt.

Spätere Traditionen, welche besonders durch W. Kaye[1]) gesammelt sind, geben schon reichere Angaben. Nach seinen Daten erhob *Tshawe* die Waffen gegen *Cira* und *Iwara*, die Enkel des *Xosa*, er besiegte sie und wurde seitdem als gemeinsames Oberhaupt anerkannt; von ihm entsprangen dann die späteren Clanschaften. Von seinen Nachkommen liessen sich als die ersten in dem heutigen Kafferland die Häuptlinge *Togu*, *Ngconde* und *Tshiwo* mit ihren Unterthanen nieder, nachdem sie auf ihren Jagdzügen in Erfahrung gebracht hatten, dass die Gegenden reich waren an Wasser, üppigen Weiden und Wild. Sie fanden das Land bewohnt von Buschmännern, welche sie austrieben.

Nach der Ueberlieferung der *Ama-xosa* fällt ihre Ankunft am *Kei* vor sieben und einer halben Generation[2]), was etwa auf den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts hindeutet, doch wird von Andern (Hall) die Zahl beträchtlich früher (gegen 1500) gesetzt.

Tshiwo, der Sohn des *Ngconde*, trennte sich von seinem Vater, um den *Kei* zu überschreiten, und obgleich er Anfangs nur der Jagd wegen hinübergezogen war, so blieb er doch gänzlich drüben und kehrte nicht wieder zurück. Er sorgte väterlich für seine Unterthanen, denen er in der

---

[1]) W. Kaye's Manuscr. in S. George Gray's Libr. Nr. 172.

[2]) Kafir Law's and Cust. p. 166.

Noth durch Vertheilung seines Viehes aufhalf, und belegte die Verbrecher mit schweren Strafen; es sollen unter ihm Blutschande, Hexerei und Diebstahl mit dem Tode bestraft worden sein. Auch erhob er den Kriegsruf gegen *Gando*, welcher floh und den *Buffalo*, *Keiskamma* und *Ngwalana* kreuzte. Die Armeen trafen sich darauf am *Cihoshe*, *Tshiwo*, welcher links- und rechtshandige Krieger (vermuthlich für das Werfen der Assegai) hatte, brach mit seinen Truppen in doppelter Reihe durch die feindlichen, *Gando* wurde geschlagen und verlor sein Vieh. Der Letztere ging nun den Fischfluss hinauf und baute einen Kraal am *Koonap*, doch veranlasste ihn *Tshiwo* später, zurückzukehren, während ein Theil seiner Unterthanen weiter zog in ein anderes Land (jenseits des Fischflusses?).

Nach *Tshiwo's* Tode wurde sein Sohn *Palo* geboren (1700), welcher heimlich erzogen und erst 12 Jahre später seinem unterdessen regierenden Bruder *Gwali* gegenübergestellt wurde, worauf dieser die Häuptlingswürde an ihn abtrat, ohne dass eine Anklage gegen *Gwali* gerichtet wurde [1]).

Es ergiebt sich aus diesen Notizen die allmälige Ausbreitung der *Ama-xosa* in südwestlicher Richtung, welche sich bis zum Sonntagsfluss und in einzelnen Streifparthien zeitweise noch ein gutes Stück darüber hinaus ausdehnten. Sie trafen dabei auf die östlichsten Hottentottenstämme, mit welchen sie nach KAYE's Behauptung in Freundschaft lebten und zum Theil sogar durch Heirathen verbanden; so sollen sich zuerst die *Mangosemi*, und dann die *Imi-dange* und *Ama-ntinde* vermischt haben.

In den Gegenden westlich vom Fischfluss trafen alsdann die Kaffern zuerst mit den Weissen zusammen, und zwar waren dies holländische Boeren, welche ihre Streifzüge so weit ausdehnten, und wir treten also an diesem Punkte wieder in die Geschichte der Colonie ein, welche wir oben verliessen.

Hinsichtlich der Belege lassen uns nun die authentischen Quellen im Stich, da die officiellen Papiere dieser Periode (1690—1796) verschwunden sind, und man kann also nur den allgemeinen Gang der Ereignisse nach einzelnen, zufällig erhaltenen Dokumenten und gelegentlichen Daten der Autoren feststellen. Dabei kommen an dieser Stelle historische Notizen, welche SPARRMANN in der Beschreibung seiner Reisen (1772—76) giebt, wegen des engeren Zusammenliegens der Jahre hülfreich zu statten.

Die Neigung der Colonisten, weiter und weiter auszugreifen, um frei und unbeschränkt ihre Heerden weiden zu können, sowie die Jagdpassion, welche jedem Ansiedler angeboren erscheint, führte sie jetzt öfter in die Nähe der gleichfalls vordringenden Kafferstämme und schon 1737 erfolgte der erste feindliche Zusammenstoss zwischen den Partheien, welche sahen wie ihre Interessen mehr und mehr collidirten. Es wurde im genannten

[1]) Parts of Kafir History in S. G. GRAY's Libr. Manuscr. N. 157e.

Jahre eine Jagdgesellschaft überfallen und grösstentheils ermordet, worauf die Regierung ein Verbot erliess, solche Unternehmungen fernerhin auszuführen.

Die Gesellschaft wurde geführt von einem gewissen HEUPPENAER und hatte die Elephantenjagd zum Zweck. Mit der für die Boeren charakteristischen Verachtung der Eingeborenen ignorirten sie die Schaaren der Kaffern, welche sich aus Beutegier den Zelten der Jäger näherten, und nahmen nicht einmal ihre Waffen zur Hand, so dass es den Angreifenden möglich war, durch einen plötzlichen Schauer von Assegaien die Unbesonnenen grösstentheils kampfunfähig zu machen. Zweien allein gelang es ihre Jagdpferde zu erreichen, und diese Beiden führten nun das erste Mal, soweit es bekannt wurde, die Taktik gegenüber den verfolgenden Feinden aus, welche so häufig in späterer Zeit den Boeren gegen die furchtbarste Uebermacht den Vortheil sichern sollte. Sie gewannen einen Vorsprung, warfen sich dann von den Pferden, gaben ihren wohlgezielten Schuss in den dichten Haufen der Anstürmenden ab und hatten die Sättel wiedergewonnen und sich zur Flucht gewendet, bevor die Verfolger sie erreichen konnten. Dies Spiel wiederholte sich mehrfach, indem im Reiten geladen wurde, bis die Feinde, des aussichtslosen Kampfes müde, von dem Nachsetzen abliessen[1]).

Die Reibereien werden sich darauf sicherlich allmälig vermehrt haben, wenn auch besondere Nachrichten darüber fehlen, da die coloniale Gränze und damit der Gürtel der »Trek-Boeren«, welcher sich schon damals vor derselben hinzuziehen pflegte, durch Gründung des Districtes Swellendam (1745) weiter ausgedehnt wurde. Fanden solche herumziehende Farmer einen Fleck Landes, der ihnen besonders zusagte, so blieben sie daselbst und gründeten eine Niederlassung, ohne auf die festgesetzten Gränzen Rücksicht zu nehmen (»Encroaching«). Langsam aber sicher rückten die Farmer so nach Osten vor und hatten im Jahre 1772 die von den Kaffern besetzten Gebiete fast erreicht, da sich einzelne (W. PRINSLO wird namentlich erwähnt) jenseits Bruyntjes Hoogte vorfanden. Auf einen Befehl der colonialen Regierung mussten diese zwar wieder geräumt werden, aber wenige Jahre später waren sie wieder in gleicher Weise occupirt. Das grosse Gebiet, welches die doch nur spärliche weisse Bevölkerung so besetzt hielt, machte es unerlässlich, dass sie in den exponirten Stellungen selbst auf ihren Schutz bedacht waren; denn die Gefahren von Seiten der Eingeborenen mussten durch das vereinzelte Wohnen ungemein an Bedeutung gewinnen. Es ist erstaunlich zu sehen, dass schon damals die Stämme der Hottentotten durch die systematische Unterdrückung bereits so vernichtet waren, dass eine irgendwie bemerkenswerthe Opposition ihrerseits gegen das Vordringen der Colonisten in der Geschichte nicht zu Tage tritt. Mancher blutige Kampf mag wohl noch stattgefunden haben, ehe die Reste der

[1]) SP. a. a. O. p. 459.

Hottentotten sich geduldig in ihre Rolle als »Schepsel« fügten, doch nahmen diese Kämpfe jedenfalls keinen allgemeinen Charakter an, da sonst auch ohne die authentischen Berichte Einiges in der Geschichte darüber verlauten müsste.

Die ebenso gehassten als gefürchteten Feinde der einsam wohnenden Farmer, die Buschmänner, zogen die Augen der colonialen Regierung jetzt in gefährlicher Weise auf sich. Hatten sie sich auch schon früher öfters unnütz gemacht und dafür zeitweise schwere Strafe erduldet, so nahmen ihre Raubzüge unter den günstigeren Verhältnissen jetzt so überhand, dass es als eine Lebensfrage für die Colonie betrachtet wurde, ihnen einen Damm entgegen zu setzen.

Dies ist die Periode, in der die Ansiedler im Bewusstsein, dass nur extreme Massregeln dem Einzelnen eine immer noch unvollkommene Sicherheit verschaffen könnten, sich zu dem Vernichtungskriege gegen die listigen Räuber der Berge verbanden und sie in einer Reihe von Commando's unter schrecklichem Blutvergiessen wirklich bis auf geringe Reste ausrotteten.

Da die coloniale Gränze in dieser Zeit gegen Norden zu noch eine gedachte Linie war, welche die Einöden auf dem linken Ufer des Orange-Flusses quer durchschnitt, so fanden die Buschmänner in der ganzen Länge dieser Linie die Möglichkeit, von ihren gesicherten Wohnplätzen aus gegen die Colonisten Ueberfälle auszuführen und sich dann nordwärts zurückzuziehen. Längs dieser Gränze fanden daher auch die bedeutendsten Kämpfe und Niedermetzeleien statt, durch welche man versuchte, die lästigen Gegner zu vernichten. Den Anfang machte das westliche Gebiet der Colonie, woselbst die Ansiedler ihre Kräfte schon länger gesammelt hatten und also eher einen grösseren Schlag zu führen vermochten. Hier begann die Vernichtung schon im Jahre 1770, und ihr Ziel waren ausser einigen kleineren Horden der Nachbarschaft besonders die Buschmänner des Zak-Rivier. Diese Unternehmungen waren keineswegs Gewaltthätigkeiten einzelner Bürger, sondern von der Regierung befohlene und durch den Landdrosten des Districtes organisirte Züge, zu welchen den Betheiligten Pulver und Blei geliefert wurde, die Nachrichten darüber sind daher auch von officiellem Charakter und bestehen in Briefen und Berichten der Landdrosten an die Regierung und zwischen jenen und den Befehlshabern der einzelnen Commando's.

So fielen laut Bericht vom 5. Mai 1771 bei einem solchen Zuge ausgeführt von 30 Mann unter *van Jarsveld* 92 Buschmänner[1]). Im nächsten Jahre, bei einem neuen Commando, welches in Folge eines schweren Mordes an einem Farmer (*Hendrik Teutman*) und mehrerer anderer Mordthaten und Räubereien unternommen wurde, wurden nur 6 der Eingeborenen erschossen, 1 entkam

[1]) The Record p. 10. Der Nachtrag der Cape Records enthält, was MOODIE noch von authentischen Nachrichten zu sammeln vermochte, die, wenn auch einzeln und ohne Zusammenhang doch manche Streiflichter auf den weiteren Verlauf der Ereignisse werfen.

und 58 wurden gefangen. Von all' diesen war erwiesener Maassen nur einer bei dem erwähnten Morde des Farmers anwesend, zwei andere hatten, angereizt durch einen Bastard, Theil gehabt an der Ermordung eines Schäfers. Um die zahlreichen Gefangenen, welche aus diesen Zügen zurückkamen, loszuwerden, vertheilte die Regierung sie unter die ärmeren Ansiedler als Sclaven, und dieses Princip wurde auch später allgemein eingehalten, so dass die Leute häufig nur in der Absicht, auf billige Weise Arbeitskräfte zu bekommen, ihre Jagden in's Werk setzten, während andererseits, wenn bei den Unternehmern ein solches Bedürfniss nicht vorlag, die Listen über das Ergebniss nur Todte aufzuweisen pflegen.

Ueberblicken wir zur Probe einige der Schusslisten, wie sie in den Berichten der Feld-Corporale enthalten sind. Von dem Commando im Roggeveld wurden am 4. September 1774 19 Buschmänner, die sich unterwarfen, gefangen; am 11. Sept. 16 erschossen, 6 gefangen; am 12. Sept. 9 erschossen; am 16. Sept. 8 erschossen, 1 gefangen. *Van der Merwe*, welcher als Commandant im mittleren und kleinen Roggeveld thätig war, tödtete in verschiedenen Scharmützeln 142, und nahm 80 gefangen, ohne mehr als einen durch einen Giftpfeil Verwundeten zu haben (1774). Ein anderer Commandant, *Opperman*, tödtete darauf 265 und fing 129, wobei er selbst und einige Leute durch Giftpfeile verwundet wurden, aber kein Leben verloren ging; es scheint also, dass damals die Gegenmittel für das Pfeilgift wirklich, wie es die Tradition berichtet, allgemein gebraucht wurden und auch halfen. Im östlichen Districte wurde im nächsten Jahre ebenfalls ein Zug gegen die Buschmänner des Sneeuwberges unternommen, nachdem diese durch Viehdiebstahl unter Ermordung der Wächter die Ansiedler mehrfach gereizt hatten. Hier wie meistens waren die Feinde durch ihre Spione gewarnt und meldeten sich gegenseitig durch Signalfeuer die Ankunft der Boeren. Trotzdem waren die Buschmänner in ihrer Unbesonnenheit thöricht genug, sich um Flusspferde, welche die Weisen als Köder, »wohl wissend, wie jene das Aas liebten«, ausgelegt hatten, in grosser Zahl nächtlicher Weile zu versammeln. Bei dieser Beschäftigung waren sie so vertieft, dass es den Boeren gelang sie zu überraschen, worauf in dem Gemetzel 122 getödtet wurden, 5 sich durch Schwimmen über den Zeekoe-Rivier retteten und 70 Wehrlose gefangen wurden; dabei war nur einer der Angreifer durch einen Pfeil verwundet, vier durch die Kleider geschossen worden. Am 17. August wurde wieder ein Kraal bei Nacht umzingelt, bei Tagesanbruch das Feuer eröffnet und 15 auf der Stelle getödtet, keiner entkam, 8 Kinder wurden gefangen; am 19. wurde eine Abtheilung in Höhlen eingeschlossen, am Morgen in dieselben hineingeschossen, wobei 44 fielen, keiner entkam, 7 Kinder gefangen wurden.

Nach diesen Schlägen fanden die Buschmänner den Boden doch zu heiss für ihre Behaglichkeit und zogen sich in die nördlichen Wildnisse zurück, um indessen schon im folgenden Jahr (1776), durch die reiche

Beute angelockt, zahlreicher wie je wieder zu erscheinen, als wollten sie durch eine Art von Guerillakrieg die Ansiedler zum Aufgeben ihrer Wohnplätze veranlassen. Diese waren bereits so an das Blutvergiessen gewöhnt, dass sie vielfach ganz auf eigene Hand sich Ruhe zu verschaffen suchten, und gewiss ist der grösste Theil der Buschmänner diesen privaten Unternehmen erlegen.

Col. Collins erzählt[1]), dass er bei seinen Nachforschungen in den nordöstlichen Gränzdistricten einen respectabeln, allgemein geachteten Farmer sich rühmen hörte, dass, als er noch jung war, unter seiner Anführung nicht weniger als 3200 dieser unglücklichen Geschöpfe getödtet worden wären. Ein Anderer bestätigte, dass er betheiligt gewesen sei bei der Vernichtung von 2700. Nehmen nun auch die südafrikanischen Boeren gern zu ihren Erzählungen den Mund etwas voll, so wäre immerhin die Hälfte der angegebenen Zahlen schon eine recht erhebliche Summe für so blutige, grausame Metzeleien unter fast Wehrlosen; denn wie früher bei den Kriegen der Russen im Kaukasus ist der eine verwundete Boer bei diesen Kämpfen eine beinah stereotype Figur.

Ausser den privaten Ausübungen der Lynchjustiz nahmen auch die officiellen in diesen Jahren ungestörten Fortgang: Am 8. December 1775, berichtet Feld-Corporal Joubert, habe er auf der Verfolgung, um geraubtes Vieh wiederzuerlangen, 25 Buschmänner getödtet, 26 Kinder gefangen, am 12. Februar 1776 in gleicher Weise 15 erschossen, 10 gefangen. Doch wollten diese kleinen Schläge nicht recht wirken, sondern reizten die Feinde nur, so dass es für nöthig erachtet wurde, im folgenden Jahre ein grosses Commando auszusenden, welches im Januar beim ersten Zusammentreffen 62 tödtete oder gefangen nahm, auf der Verfolgung im April 53 erschoss und 11 Kinder fing. In dieser Weise laufen die Berichte weiter, indem nur die Namen der Befehlshaber sowie die verrätherischen Kunstgriffe, welche man gebrauchte, um die scheu gewordenen Eingeborenen in's Garn zu locken, wechselten; allmälig erlahmte indessen die Mordgier der Ansiedler, während die Buschmänner trotz aller Verwegenheit und Zähigkeit den so äusserst ungleichen Kampf nicht mehr fortzusetzen wagten. Anstatt grosser, gemeinsamer Unternehmungen sehen wir dann die Buschmannjagd mehr aus Liebhaberei als eine Art Sport betrieben, oder aus Rache, um vereinzelte Unthaten zu bestrafen, und schon im Jahre 1797 gab es Stimmen, welche sich zu Gunsten der Unterdrückten geltend machten, indem sie gleichzeitig nicht ohne Erfolg versuchten, dieselben durch Güte zu gewinnen. Unterdessen hatte sich aber die öffentliche Aufmerksamkeit andern Angelegenheiten zugewendet.

---

[1]) Col. Collins Reports etc.

Ernste Feindseligkeiten gegen die Kaffern.

In den östlichen Gebieten am Sonntagsfluss bis gegen den Fischfluss hin hatte sich allmälig ein unsicheres, schwankendes Verhältniss zwischen den Colonisten und den Kaffern ausgebildet, welches nothwendig regulirt werden musste. Es fand sich nach und nach eine grössere Anzahl der Ersteren, welche trotz der verschiedenen kleinen Feindseligkeiten, wie die erwähnte Ermordung *Heuppenaers* und trotz aller Verbote der eigenen Regierung dreist in die Gebiete hineinzogen, in denen sie Kaffern antreffen mussten, und Manche hatten auch einen Viehhandel mit ihnen angefangen, welchen die Regierung theils aus Eifersucht, theils aus Furcht vor weiteren Verwickelungen mit sehr misstrauischen Blicken beobachtete, ohne ihn vollständig unterdrücken zu können.

Als Basis für die Aufrechthaltung der Ordnung hatte der Gouverneur *van Plettenberg* 1778 durch persönliche Unterhandlungen mit den äussersten Posten der Kaffern die Verabredung getroffen, dass sie sich auf's andere Ufer des grossen Fischflusses zurückziehen und auch die Colonisten denselben nicht überschreiten sollten, so dass der Fluss eine wirkliche Gränze bilde.

Es scheint, dass gerade dieser Versuch, die Feinde in gewisse Landstriche einzuengen, ihnen klar machte, wie nachtheilig das Vordringen der Europäer für sie sei, und die Gränze war nur dafür da, um überschritten zu werden. Bald im nächsten Jahr begannen ernste Feindseligkeiten, indem die Kaffern ihrerseits den Versuch machten, die Colonisten aus den Territorien westlich vom Fischfluss zu vertreiben. Die exponirten Familien am Buschmannfluss verliessen ihre Farmen, welche von den hereinbrechenden Feinden verbrannt wurden, auch raubten sie, wo es thunlich war, die Heerden und erschlugen die Hottentotten im Dienste der Farmer. Diese Eingeborenen mussten ihnen sogar als Vorwand für den Einbruch dienen; denn sie behaupteten, die *Gonaqua* hätten ihr Vieh gestohlen, die Colonisten aber duldeten sie unter sich, statt sie auszutreiben, und begingen also ebenfalls Unrecht.

Im Jahre 1780 brach dann nach dem gewöhnlichen Vorspiele, welches schon von beiden Seiten viel Blut gekostet hatte, der Krieg wirklich aus, und das erste grössere Commando wurde gegen die Kaffern geschickt, um das Land von ihnen zu säubern; doch hatte dies keinen nennenswerthen Erfolg und scheint sich überhaupt sehr passiv verhalten zu haben, so dass im folgenden Jahre die Feinde stärker als je in den streitigen Gebieten erschienen und durch Wegnahme der Heerden, Plünderungen und Mordthaten ihre Macht fühlen liessen. Es wurde darauf ein neues Commando

ausgesandt unter den Befehlen des *Jarsveld*, eines Mannes, der schon durch die Kämpfe gegen die Buschmänner seinen Namen mit Blut in's Buch der Geschichte eingeschrieben hatte und neu bewähren sollte; doch kennzeichnet der Verlauf des Unternehmens auch die Schwäche, Thorheit und den kindischen Sinn der Gegner.

Das Commando traf um den Buschmannfluss zahlreiche Haufen von Kaffern unter drei Häuptlingen, die *Jalomba*, *Susa* und *Bozana* genannt werden; die Truppen rückten gegen sie vor, und es wurde Rückgabe des geraubten Viehes, sowie Uebersiedlung nach der andern Seite des Fischflusses verlangt, was die auf ihre Zahl trotzenden Eingeborenen rund abschlugen, während sie sich zwischen die Reihen der Weissen drängten, bis diese, misstrauisch geworden, nach ihrem Lager zurückkehrten. Am folgenden Tage wiederholte sich die nämliche Scene, und wieder zogen sich die Colonisten, gewarnt durch den Dollmetscher, dass ein Angriff bevorstände, zurück, um nicht erdrückt zu werden; doch drängten die Kaffern heftig nach und mischten sich auf's Neue mit den Weissen, entgegen dem ausdrücklichen Befehle, zurückzubleiben, so dass das Commando nicht vermochte, sich zu railliren. Offenbar wurde nur der günstige Moment abgewartet, den Angriff zu beginnen, und der Befehlshaber, seine kritische Lage wohl übersehend, verfiel auf eine verzweifelte Auskunft: Er benutzte das Zaudern der Feinde, um allen bei seinen Truppen befindlichen Taback sammeln zu lassen, welchen er darauf wenige Schritt vor seiner Front niederwarf mit der Aufforderung an die Kaffern, ihn aufzulesen. Und siehe da, die grossen Krieger vergassen über einigen Krümchen Taback ihren kühnen Plan, verliessen die Reihen ihrer Gegner, welche in dem Handgemenge gegen die blanke Waffe die Gewehre nicht einmal hätten gebrauchen können, und stürzten sich, die Häuptlinge voran, auf die kindische Beute. Die krachende Salve ihrer heimtückischen Gegner belehrte sie erst zu spät über die begangene Thorheit und keiner von den am Platze Befindlichen entging dem tödtlichen Blei.

Es folgten weitere Unternehmungen gegen die Häuptlinge *Coba*, *Magoti* und *Thathoe* (*Tshatshu*), welchen die Heerden entrissen und durch einen Angriff aus nächtlichem Hinterhalt eine Anzahl Leute getödtet wurden, bis die ganzen Gränzdistricte augenblicklich vom Feinde gereinigt waren. *Jarsveld* entliess darauf das Commando, bestehend aus 92 Colonisten und 40 Hottentotten, unter denen als einziger Verlust die Verwundung von drei der Letzteren zu verzeichnen war; 12 Mann liess er zurück, um die Aussenposten zu bewachen. Wie glänzend zeigt sich der Heldenmuth der Kaffern bei diesem ersten Kriege!?

Sie hatten nun wohl eingesehen, dass die Ansiedler nicht bedenklich darin waren, auf welche Weise sie sich in Respect setzten, und schrecklich wie die Mittel vom civilisirten Standpunkt erscheinen, so bewies der Erfolg, dass die rücksichtslose Grausamkeit erreichte, was die friedlichen Verhandlungen nicht erlangt hatten, und es herrschte für einen längeren Zeitraum

Ruhe an den östlichen Gränzen. Die Eingeborenen wollten sich nur der Macht beugen. Freilich handelten sie nicht ganz nach Willkühr, wenn sie gegen die Colonie vordrangen, sondern damals, wie fast beständig, waren sie selbst gedrängt durch innere Fehden, obgleich die wachsende Macht der Ansiedler ihnen eine ernste Warnung zur Eintracht hätte sein sollen.

Die Nachrichten, welche COL. COLLINS im Jahre 1809 in den Gränzdistricten von den Kaffern selbst einzog, erzählen von einer ganzen Kette innerer Zwistigkeiten, als deren schliessliches Resultat sich das Vordrängen nach Südwesten äusserlich bemerkbar machte.

Nach *Tshiwo's* (*Tzeeo*)[1] Tode war die Macht grösstentheils übergegangen an *U'mdange* (*Mandankee*) einen andern Sohn des *Ngconde* und *Palo's* Sohn *Gcaleka*, welcher mit seinem Bruder *Khakhabe* häufig in Fehde stand und meist siegreich aus den Kämpfen hervorging. Andererseits kämpfte *Khakhabe* auch gegen die *Ama-tembu*, aber ebenfalls unglücklich, wesshalb sein zweiter Sohn *Dhlambe*, der nach dem Tode des Aeltesten, *U'mlawu*, die Regierung und zugleich die Vormundschaft seines Neffen *Ngqika* an sich riss, gezwungen wurde, mit seinem Anhange nach dem Gebiet zwischen dem *Kognie* (Buffalo) und dem *Keiskamma* auszuweichen.

Dort trafen sie auf den Theil der Nation, welcher unter *Mahode's* (*Mahota's*), eines Sohnes des *U'mdange*, Führung lebte; diese versuchten die Eindringlinge mit bewaffneter Hand zurückzutreiben, doch waren sie darin so wenig glücklich, dass sie selbst wiederholentlich gezwungen wurden, in das Zuurveld auszuweichen, *Mahode* selbst im Jahre 1780 im Kampfe fiel, sein Sohn *Jalamba* (*Jalumba*) aber es vorzog, mit seinen Unterthanen ganz in das Gebiet von AGTER-BRUYN'S-HOOGTE überzusiedeln. So kam es, dass *Jalamba* zwischen zwei Feuer gerieth und wie bereits erzählt, 1781 von den Boeren erschossen wurde. Sein Sohn hatte einige Zeit darauf dasselbe Schicksal bei einem andern Versuch, den District auf's Neue zu besetzen und die *Imi-dange* wichen darauf bis in die Gegend des *Koonap* zurück.

In diese Zeit (1782) fällt auch ein Ereigniss, welches von Einfluss auf die innere Entwickelung einiger Stämme war, doch sind die darüber angestellten Nachforschungen (VAN REENEN's Expedition) von wenig klaren Ergebnissen gewesen[2].

Es ereignete sich nämlich, dass ein grosser Ostindienfahrer, der Grosvenor, an der Küste von Kaffraria Schiffbruch litt, wobei der grösste Theil der Passagiere sich an das Land rettete. Unter diesen befanden sich eine grosse Anzahl Frauen, die von den Häuptlingen der benachbarten Stämme

---

[1] Die eingeklammerten Namen bezeichnen COLLIN'S eigene, nicht sehr correcte Schreibweise.

[2] Vergl. darüber in THOMPSON, Trav. a. Advent. XVII. Kap. I.

unter die Zahl ihrer Weiber aufgenommen wurden, und dem zu Folge sollen ein Theil der Nachkommen — man nennt ausdrücklich den Häuptling *Daapa* und die Königin *Nonebi* — weisses Blut in ihren Adern haben.

Die Gegend der Algoa-Bay, welche bisher weniger beachtet worden war, wurde jetzt (1785) ein Gegenstand der Sorge für die holländische Regierung, indem ein englisches Schiff, Pigot, in der Bay landete und ein Theil der Passagiere von dort aus die Reise über Land nach Capetown antrat. Es entstand so die Befürchtung, die Engländer möchten sich daselbst festsetzen und man gründete, um dies zu verhindern, im Jahre 1786 die Division *Graaff-Reinet* mit der Stadt gleichen Namens, zu welchem auch das Gebiet an der Algoa-Bay gehörte.

Hier sollten alsbald die Feindseligkeiten mit den Kaffern, welche einige Jahre geruht hatten, wieder auf's Neue beginnen, indem die *Ama-gqunukwebi* unter ihrem Häuptling *Tshaka* bis an den Baka-Fluss (heutige Gegend von Port-Elisabeth) gezogen waren und dort mit den Colonisten, die vom Westen her vorrückten, für einige Zeit friedlich zusammenlebten, bis 1786 ein Streit ausbrach. Die Eingeborenen, sich selbst zu schwach fühlend, riefen die *Ama-dhlambe* zur Unterstützung herbei, welche auch 3000 Mann stark anrückten, aber eine achselträgerische Rolle gespielt zu haben scheinen. Die *Ama-gqunukwebi* wurden nämlich trotzdem geschlagen, ihr Häuptling fiel, und die Beute an Vieh wurde von den Colonisten an *Dhlambe* gegeben. Als sich einige Zeit darauf die Besiegten wiederum erhoben, wurden sie gänzlich aus der Gegend vertrieben; doch auch jetzt blieben sie nicht lange jenseit des Fischflusses, sondern kehrten in verstärkter Anzahl zurück, wie man sagt, durch Bestechung an den Landdrost der Gegend, *Wocke*, die stillschweigende Erlaubniss zum Verbleib im Zuurveld-District erkaufend. Jedenfalls geschah Nichts, um gegen etwaige Feindseligkeiten geschützt zu sein, die Farmer trieben Handel mit den Eingeborenen und nahmen sie in ihre Dienste, bis allmälig Erbitterung eintrat und 1792 die Kaffern plötzlich über die Ansiedler herfielen und viele derselben vertrieben und ausplünderten. Es wurde nun ein grosses Commando ausgehoben unter der Führung des Landdrostes *Maynier von Graaff-Reinet*, der die Angelegenheiten erbärmlich genug leitete, wesshalb er gezwungen war, einen Frieden abzuschliessen, in welchem die Kaffern ruhig im Besitz der usurpirten Districte belassen wurden.

Die Verwaltung der Landdroste *von Graaff-Reinet* und *Swellendam* hatte so gerechte Gründe zur Klage gegeben, dass sich unter den Ansiedlern eine grosse Unzufriedenheit entwickelte und man laute Anklagen gegen die Regierung erhob, die sich bald zur vollen Flamme der Rebellion entwickeln sollten.

Werfen wir, ehe zu einem andern Abschnitt übergegangen wird, noch einen kurzen Rückblick auf die Reste der *Koi-koin*, welche nur noch sporadisch in der Geschichte dieser Jahre auftauchen.

Die Buschmänner spielten keine bedeutende Rolle mehr, indem die Metzeleien ihre Reihen dafür allzusehr gelichtet hatten, und die Privatjagden der Colonisten genügten für gewöhnlich, um die Reste derselben in gehörigem Respect zu halten. Nur zuweilen, wenn sie sich durch Zuzug aus dem Innern wieder verstärkt hatten, machten sie ihre Anwesenheit den Farmern so bemerkbar, dass grosse officielle Commando's gegen dieselben unternommen wurden, und solche ereigneten sich noch zu verschiedenen Zeiten (1802 noch eins im *Graaff-Reinet*-District), ohne viel von sich reden zu machen. Die Hottentotten, im grössten Theil der Colonie zur Rolle von Untergebenen herabgedrückt, hatten im Süd-Osten noch einige Landstriche gefunden, welche wegen der ausgedehnten Waldungen dem Viehzucht treibenden Boer unerwünscht waren, und daher eine Zuflucht von zweifelhafter Sicherheit für diejenigen unter den Hottentotten darboten, welche lieber ein hartes Dasein unter den schwierigsten Verhältnissen fristen, als Sclaven der Colonisten sein wollten. Dazu kam, dass hier ein Stamm vorhanden war, die *Gonaqua*, welche, wenn auch ursprünglich echte Hottentotten, doch manche Elemente von den Kaffern aufgenommen hatten und durch die Kreuzung zu einer vortheilhafteren Entwickelung gelangt waren. Fand sich ein tüchtiger Führer, so fehlte es ihm in der östlichen Colonie nicht an Gelegenheit, um in kürzester Zeit zahlreiche Banden verwegener Gesellen um sich zu sammeln, mit Hülfe deren er eine Macht gründen konnte, welche freilich mit dem Untergang des Führers wieder in Nichts zerfloss.

Ein solcher Führer war der Häuptling *Ruyter*, welcher am Fischfluss sich seine Herrschaft gründete, nachdem er im Roggeveld im Dienste eines Boeren einen Mord an einem Landsmann verübt und wegen desselben flüchtig geworden war. Durch Entschlossenheit und Muth verschaffte er sich Ansehen, er führte die Eingeborenen zu mancher kühnen That gegen die Kaffern der Nachbarschaft und hielt mit eiserner Strenge und Grausamkeit seine Autorität aufrecht, bis das Glück sich gegen ihn wandte. Die eigenen Unterthanen liessen ihn, durch seine Grausamkeit und Ueberhebung erbittert, in einem Kampfe gegen die Kaffern im Stich, er fiel in die Gefangenschaft der Feinde, und obwohl später befreit, vermochte er doch die frühere Macht nie wieder zu erreichen. Beim Vordringen der Colonisten trat in dem Anfang der achtziger Jahre ein grosser Theil seiner einstigen Untergebenen mit andern Hottentotten der Nachbarschaft in die Dienste derselben.

Süd-Afrika unter der Herrschaft der Engländer.

Die holländische Herrschaft hatte sich in der Colonie überlebt, die Zerwürfnisse nahmen überhand, und die Empörung, welche längst im Stillen

thätig gewesen war, erhob ungescheut ihr Haupt, indem die Landdroste der Divisionen *Graaff-Reinet* und *Swellendam* vertrieben und in letzterem Orte eine freie Republik erklärt wurde. In demselben Jahre (1795) fiel das Cap fast ohne Schwerdtstreich in die Hände der Engländer, ohne dass dieselben es sobald vermocht hätten, in das zerrüttete Land Ordnung zurückzuführen.

Ueberall sehen wir in dieser Zeit Unruhen und Kämpfe, worunter als wichtiger Ausgangspunkt für spätere Verwickelungen auch das Auftauchen des Hottentottenhäuptlings *Afrikaner* zu erwähnen ist. Dieser Mann, welcher einen hohen Grad von Entschlossenheit besass, tödtete, gereizt durch grausame Behandlung, seinen Herrn *Pinaar* im Hantam und entfloh mit Gesinnungsgenossen nördlich in die unwegsamen Ufergebiete des Orange-Flusses (1796). Seine hervorragenden Eigenschaften verschafften ihm sehr bald einen bedeutenden Anhang, und er wurde der Schrecken jener Gegenden, indem er seine Raubzüge bald südlich gegen die vorgeschobenen Farmen der Colonie richtete, bald nördlich den Eingeborenen der Nachbarschaft seine Macht fühlen liess. Am schwersten mussten dies die *Korana* unter *Barend-Barends* empfinden, welche in jener Zeit langsam den Orange-Fluss abwärts gezogen waren und nun durch die Angriffe *Afrikaner's* gezwungen wurden, ihre Schritte rückwärts zu wenden, bis sie später durch das Auftreten der *Griqua* einen sicheren Stützpunkt fanden.

Auch im Kafferlande wüthete die Assegai unter den eigenen Landsleuten wieder ärger als je. Der junge Häuptling *Ngqika*, welcher als unmündiger Knabe zeitweise in der Gesellschaft von Colonisten gelebt und mit offenem Sinn Manches von ihnen gelernt hatte, entwickelte sich früh zum aufstrebenden Herrscher. Einer der eigenthümlichen, gewaltthätigen Charaktere, wie sie Süd-Afrika so zahlreich unter den Colonisten hervorgebracht hat, und denen man bei allen Fehlern eine gewisse Kraft nicht absprechen kann, der Rebell *Buys* schloss sich, als ihm der Boden in der Colonie zu warm wurde, ganz an *Ngqika* an und heirathete sogar, um sich unter den Kaffern mehr Autorität zu verschaffen, die Mutter des jungen Häuptlings. Dieser selbst forderte, entschlossen sich seinem Onkel *Dhlambe* nicht länger unterzuordnen, die Herrschaft, und überzog ihn, als er sich weigerte zurückzutreten, mit Krieg. In einer grossen Schlacht schlug *Ngqika* seinen Vormund (1797), worauf der Rest der geschlagenen Parthei die gewohnte Zuflucht im Zuurveld aufsuchte.

Ein zweiter Versuch, den *Dhlambe* später machte mit Hülfe der *Amatembu* die verlorene Herrschaft wieder zu gewinnen, fiel ebenfalls unglücklich aus, er gerieth selbst in Gefangenschaft und der Theil des Stammes, welcher sich dem Häuptling *Ngqika* nicht unterordnen wollte, musste ausserhalb unabhängige Wohnplätze suchen. Da die Verhältnisse keine andere Wahl übrig liessen, so wendeten sie sich nordwärts, um an den Ufern des Orange-Flusses eine Zuflucht zu finden, doch zurückgetrieben von den dortigen

Stämmen, waren sie genöthigt, auf ihre Unabhängigkeit zu verzichten und in der Colonie von der Gnade der Ansiedler zu leben (später sind sie unter dem Namen »*Praamberg* und *Schietfontein-Kaffers*« bekannt).

Es ist hier also der Zeitpunkt erreicht, wo die brandenden Wogen der Völkerwanderungen in Süd-Afrika durch die Stauung gegen die Colonisten in rückläufige Bahnen sich ergossen, soweit dazu überhaupt noch eine Möglichkeit gegeben war. Sehr beschleunigt wurden diese Strömungen durch das anwachsende Drängen der ruhelosen Boeren, von denen ein Theil das System des »Trekkens« überhaupt nie aufgegeben hatte, das aber allmälig durch die Umgestaltung der politischen Verhältnisse ungeheuer an Ausdehnung gewann.

Diese vielbesprochene Neigung der Ansiedler, stets weiter und weiter auszugreifen, ist gewiss mit einem geordneten Staatsleben nicht vereinbar, und hat daher stets vielen Tadel erfahren; doch lässt sich nicht verkennen, dass durch diese Unsitte eine Truppe von Pionieren geschaffen wird, welche dem Fortschritt der Cultur die Bahn ebnet, ohne dass die Einzelnen selbst die geringste Neigung dafür hätten; denn wo die Cultur festen Fuss gefasst hat, und geordnete Verhältnisse eintreten, weicht der Trek-Boer in die Wildniss aus.

Die englische Regierung der damaligen Zeit machte, geleitet durch Personen, welche kein Verständniss für coloniale Verhältnisse hatten, selbst sesshaften Colonisten die Wahl nicht schwer, sich für das Auswandern zu entscheiden, doch gehört dies nicht eigentlich hier her und fällt auch zum wesentlichen Theil in spätere Zeit; es genüge zu betonen, dass von nun an der Strom der Auswandernden, welcher sonst meist östlich gezogen war, in immer stärkeren und stärkeren Wogen nach Norden drängte, er gewann aber seine grösste Kraft erst um das Jahr 1835, also einige Zeit nach der gleich gerichteten Wanderung der *Griqua*, über welche im betreffenden Kapitel bereits gehandelt wurde.

Unter der Herrschaft der Engländer kamen jetzt auch europäische Soldaten in grösserer Ausdehnung gegen die Eingeborenen zur Verwendung, und auch darin musste die neue Regierung die schlimmsten Erfahrungen machen. Während die geringschätzig betrachteten Bürgermilizen der afrikanischen Boeren unter leidlicher Führung selbst in bedeutender Minderzahl sich wohl in Respect zu setzen wussten und mit Hülfe ihrer farbigen Untergebenen den Feinden manchen harten Schlag beigebracht hatten und noch beibringen sollten, machten die schwerfälligen, bepackten englischen Soldaten trotz aller Tapferkeit das glänzendste Fiasco in den Kämpfen mit Kaffern und verhalfen den Letzteren so zu einem billigen Ruhme der Kriegstüchtigkeit. Die Gränzgebiete und besonders die schwer zugänglichen Dickichte am Sonntags- und Fisch-Fluss waren auch jetzt der Kriegsschauplatz, auf welchem alle Partheien zu gleicher Zeit auftraten. Die Boeren rebellirten gegen die Engländer, die Hottentotten gegen die Boeren,

die Kaffern mit den Hottentotten ebenfalls gegen die Boeren, andererseits aber mit einem Theil der empörten Boeren gegen die Engländer. Aus diesem grossartigen Durcheinander ergab sich als einziges vorstechendes Resultat die Verwüstung der Gränzdistricte unter Verlust von vielen Menschenleben und das Wegziehen der früheren Bewohner, welche nicht mehr vermochten dem Sturm zu trotzen. Von den Kaffern waren es die *Ama-ggqunukwebi* unter *Congo*, welche entschlossen waren, die Districte, welche man ihnen aus Indolenz belassen hatte, nicht ohne Kampf aufzugeben. Der General *Vandeleur* hatte in einer Unterredung mit dem Häuptling das Versprechen erlangt, die Gegenden sollten geräumt werden und war, da er nicht wusste, dass ein Kaffer nie etwas rund heraus abschlägt, sehr überrascht, die Feinde nicht nur verbleiben zu sehen, sondern es zu erleben, dass sie seinen Marsch in hellen Haufen überfielen und nur durch Kartätschenfeuer zurückgetrieben werden konnten, später aber sogar einen entschlossenen Angriff auf sein Lager am Buschmann-Fluss machten. Ein Lieutenant von ihm, *Chumney*, wurde mit einer kleinen Abtheilung abgeschnitten und fiel mit dem grössten Theil seiner Leute, worauf *Vandeleur* es für geeignet erachtete, sich nach der Bay zurückzuziehen und die gefährdeten Gegenden preiszugeben. So war die Führung der Angelegenheiten wieder in die Hände der Colonisten gegeben, welche nach Verlust ihres tüchtigen Führers, *Tjard van der Walt* durch die Kugel eines der insurgirten Hottentotten am Gamtoos-Fluss, sich zersplitterten und nach Art der alten, grausamen Weise der Kriegführung selbst Ruhe zu schaffen suchten, ohne in der Wahl der Mittel bedenklich zu sein.

Als Führer der Hottentotten hatten sich in dieser Zeit besonders drei Brüder *Stuurman* hervorgethan, welche die Erbschaft des Königs *Ruyter* angetreten zu haben scheinen und als Sammelpunkt aller den Boeren feindlichen Elemente von den letzteren ebenfalls feindlich betrachtet werden mussten. Die *Stuurman's* sind hauptsächlich auf das Zeugniss von Missionären als Martyrer für die Sache ihres Volkes hingestellt worden, und man hat Col. Collin's Berichte, welche im Allgemeinen durch den objectiven, höchst unpartheiischen Standpunkt rühmlichst bekannt sind, angegriffen, obgleich sich derselbe auch darin nur auf Thatsachen stützt. Es ist wahrscheinlich überhaupt, jedenfalls aber hier unthunlich zu untersuchen, ob und wie weit darin Irrthum untergelaufen ist; soviel steht aber fest, dass von einem friedlichen Leben unter dem milden Scepter der *Stuurman's* bei diesen Eingeborenen nicht die Rede gewesen sein kann, da die Kriegsfurie die vielumkämpften Gebiete um die Algoa-Bay überhaupt in der ganzen Zeit nicht verlassen hat, ausserdem aber ist notorisch, dass seit 1793 aufrührerische Hottentotten das Land von George bis hinein nach Kafferland durchzogen, welche jedenfalls von den *Stuurman's* nicht an den Raubzügen gehindert, wahrscheinlich aber, wenn auch unabsichtlich, gefördert

wurden. Indirect hatten sie als Sammelpunkt einen grossen Einfluss auf das Fortbestehen der feindlichen Bewegung und der Erfolg bestätigte es, dass nach Entfernung *David Stuurman's*, welcher durch schnöden Verrath in die Hände der Boeren fiel[1]), der aus lauter zusammengelaufenen Elementen bestehende Stamm desselben alsbald zerfiel. *D. Stuurman*, der sich durch kühne Flucht von Robben-Island befreit hatte, wurde schliesslich in seiner Heimath wieder ergriffen und starb um's Jahr 1830 als Gefangener in New-South-Wales. *David's* Bruder, *Klaas Stuurman*, war noch im Jahre 1803, als das Cap für kurze Zeit wieder in den Besitz der Holländer gelangte, vom General *Janssen* mit einem metallnen Schild geehrt worden, auf dem ihm Freundschaft und Frieden mit der batavischen Republik zugesichert war. Diese Anerkennung sollte wohl als Palliativ wirken, um den Führer und damit die ganze Horde zu verhindern, sich gegen die Holländer zu erklären; unter allen Umständen erheischte es die politische Klugheit, in den fast unwegsamen, waldigen Gegenden des heutigen Districtes Uitenhagen keine unabhängigen Eingeborenen zu belassen, welche, selbst wenn sie für ihre Person treu ausharrten, andern Feinden das Eindringen nicht zu verwehren vermochten.

Auch unter den Bewohnern von Kaffraria hatte kein Friede gewaltet, sondern *Ngqika*, den seine Herrschsucht niemals ruhen liess, überzog nach dem Tode ihres Häuptlings *Kauta* (*Khomota*) auch die *Ama-gcaleka* mit Krieg. Es kam zu einer offenen Feld-Schlacht, wobei *Ngqika* versuchte, von europäischer Taktik Gebrauch zu machen, doch wandte sich der Tag entschieden gegen ihn, und er war schon daran das Schlachtfeld zu verlassen, als durch irgend einen Zufall sich unter den Siegern ein panischer Schrecken verbreitete und sie ihrerseits die Flucht ergriffen, verfolgt von den so unerwartet siegreichen *Khakhabe*.

Die Erfolge dieses Sieges, zu welchen auch die Gefangennahme des unmündigen Erben der Häuptlingswürde bei den *Ama-gcaleka*, *Hintza*, gehörte, brachten *Ngqika* auf den Gipfel seiner Macht, doch verliess ihn nun das bisherige Glück. Zunächst wurde der junge Häuptling *Hintza* durch einen treuen Veteranen heimlich in Sicherheit gebracht und wuchs in der Fremde auf. Darauf fand er Widerstand bei seinen eigenen Unterthanen, und man benutzte den Vorwand, er habe sich dadurch, dass er ein seinem Oheim *Dhlambe* gehöriges Weib in seiner Gewalt hielt, der Blutschande schuldig gemacht, um die abergläubischen Gemüther gegen ihn einzunehmen; bald erhob die Empörung offen ihr Haupt, und anfänglich unglücklich, gewann sie durch Beitritt von *Ngqika's* Oheim die Oberhand. Der geschlagene Häuptling floh nach Verlust der auf Kosten seiner Unterthanen an sich gerissenen Reichthümer in die Berge, doch liess man ihn

[1]) Vergl. TH. HAHN'S Aufsatz: Beitr. zur Kunde d. Hottent. p. 4

allmälig wieder zu Kräften kommen, bis 1818 noch einmal die Waffen erhoben wurden. Jetzt hatte sich ein neuer Gegner gefunden in einem Manne von niedriger Geburt aber einem feurigen Geiste, *Makanna* (*Lynx*) mit Namen, welcher Gelegenheit gehabt hatte, im Verkehr mit den Colonisten Manches von europäischer Kriegskunst zu lernen und nun plötzlich gleichzeitig als Prophet und Häuptling mit der offen ausgesprochenen Absicht auftrat, die Weissen in's Meer zu jagen. Sein Zulauf mehrte sich nach verschiedenen glücklichen Unternehmungen, und er konnte daran denken, *Ngqika's* Macht zu brechen. Zu diesem Zwecke verband er sich mit *Dhlambe*, beide zogen vereint gegen *Ngqika* und schlugen ihn in rangirter Schlacht auf den *Debe-Flats* vollständig auf's Haupt, worauf der Geschlagene den Schutz der englischen Regierung nachsuchte und auch erhielt.

Makanna, trunken durch diesen Sieg, ging nun im Verein mit *Dhlambe's* Nachfolger *Dushani* an die Ausführung seines Planes, sammelte, was ihm an Streitkräften zu Gebote stand, und erschien plötzlich mit seiner ganzen Macht vor Grahamstown, wo sich nur eine geringe Truppe von 250 Mann mit zwei Feldstücken und eine Schaar Hottentotten befand. Trotz der geringen Streitkräfte rückte man gegen den etwa 8—10,000 Mann zählenden Feind aus, welcher indessen so ungestüm andrängte, dass das kleine Häuflein sich zurückziehen und zwischen den Häusern selbst Stellung nehmen musste. Mehrmals versuchte nun *Makanna* mit stürmender Hand die leichten Verschanzungen zu nehmen, doch gelang es der verzweifelten Gegenwehr die Angriffe abzuhalten, bis der abergläubische Fanatismus der Angreifer plötzlich erlosch und sie die Flucht ergriffen. Am glücklichen Ausgang des Tages hatte das Hülfscorps der Hottentotten unter einem gewissen *Boezak* das grösste Verdienst, indem dieser, vertraut mit den Gegnern, es verstand die Anführer der Colonnen (*Induna*) herauszukennen, und dieselben durch seine eigenen, sowie seiner vortrefflichen Schützen wohlgezielte Schüsse zu Boden streckte. Der vom Unglück gebeugte, von seinem Anhange verlassene *Makanna* fiel in die Hände der Colonisten, und endete später mit andern Unglücksgefährten bei einem Versuch von Robben-Island zu entfliehen, in den Fluthen des Meeres.

Mit kräftiger Hand wurde jetzt die Säuberung der streitigen Districte in's Werk gesetzt, das Land zwischen *Koonap*, *Kat-* und Fisch-Fluss zur Colonie hinzugefügt und das Gebiet zwischen dem letzteren und dem *Keiskamma* als neutraler Boden erklärt. Die gewaltthätigen Häuptlinge, welche so viel Blut hatten fliessen machen, *Ngqika*, *Congo*, *Dhlambe* und sein Sohn *Dushani* starben, ihre Nachfolger *Sandili*, für den die älteren Brüder *Magoma* und *Tyali* die Regierung führten, *Pato*, *Kama* und *Cobus*, die Nachfolger *Congo's* sowie *Dhlambe's* Enkel *Siwana*, für den sein Onkel *U'mhala* regierte, verhielten sich abwartend und sammelten ihre Kräfte.

Während dieser Zeit verhältnissmässiger Ruhe an der Gränze sah es in nördlicheren Gegenden um so wilder aus, und bald sollten die Partheien

ernstlich zusammengerathen; es wird daher nöthig, jetzt die frühere Geschichte dieser Länder nachzuholen. Der Ausgangspunkt der Bewegungen war Natal.

Entwickelung der Zulu-Herrschaft und ihre Folgen.

Die Eingeborenen Natals kamen zuerst im Jahre 1686 bei der Expedition zur Aufsuchung der Mannschaft des Schiffes Stavenisse in nähere Berührung mit den Colonisten. Diese machten damals sogar mit einem der kleinen Häuptlinge einen Vertrag, die Bay und das umliegende Land ihnen abzutreten, doch als sie einige Jahre später zurückkehrten, fanden sie den alten Häuptling gestorben, sein Sohn und Nachfolger gab ihnen folgende, ungemein charakteristische Antwort: »Mein Vater ist todt, seine Felle sind mit ihm begraben in seiner Hütte, welche über ihm verbrannt wurde, die Stelle ist eingezäunt und es ist Niemandem erlaubt, sie zu betreten: Was er aber abgemacht hat, es galt für ihn, ich habe Nichts dazu zu sagen.«

Das Land blieb auch noch lange im Besitz der zersplitterten Clanschaften, welche in ähnlicher Weise wie in Kaffraria sich unter einander drängten und bekriegten, ohne dass ein Stamm eine besonders hervorragende Stellung erlangt hätte. Die *Ama-Zulu* konnten dies gewiss nicht beanspruchen, sondern sie waren ein kleiner, herumziehender Stamm, der sich keinen Kriegsruhm erworben hatte, aber durch den Handel mit Taback und andern Bedürfnissen der Eingeborenen bekannt war.

Das einzige Volk, welches seinem Namen schon in früherer Zeit einen gewissen Klang verliehen hatte, waren die *U'mtetwa*, diese bewahrten noch die Ueberlieferung ihres Herabrückens aus nördlicheren Gegenden, und man darf mit Wahrscheinlichkeit annehmen, dass die in alten Schriftstellern vorkommende Bezeichnung *Vatwah* oder *Batwa* auf sie zu beziehen ist; sie wurden unter diesem Namen auch anfangs und zwar nicht ganz mit Unrecht in den Nachbargebieten (Delagoa-Bay) als die Erreger der beginnenden grossen Kriege betrachtet[1]). Doch lag der eigentliche Ausgangspunkt für die hereinbrechende neue Zeit in einem einzigen Manne, nämlich ***Chaka***. Dieser Mann wurde geboren im Jahre 1787 im Stamme der ***Ama-Zulu***, doch rettete ihn seine Mutter *U'mnandi* aus Furcht, sein Vater *U'senzangacona*[2]) möchte ihn umbringen, zu den *U'mtetwa* unter *U'dingiswayo*, wo die Flüchtigen freundlich aufgenommen, und das Kind von seinem Beschützer als zukünftiger Häuptling erzogen wurde.

[1]) Vergl. THRELFALL's Brief 1823, abgedruckt in THOMPSON's Travels a. Advent. etc. I. p. 356.

[2]) Vergl. Stammbaum der *Zulu*-Häuptlinge p. 119.

Nach dem Tode seines Vaters kehrte der aufstrebende, etwa 30jährige Mann, welcher in der Fremde sich Kriegstüchtigkeit, sowie das Bewusstsein eines gewissen Anhanges verschafft hatte, in die Heimath zurück, stürzte seinen Bruder *U'sigujana*, welcher den kurzen Besitz des Thrones mit dem Leben bezahlte, und ergriff mit eiserner Faust die Zügel der Regierung (1818). Ein Theil der *U'mtetwa* schloss sich an ihn an, der andere wurde besiegt, und es begann so jene blutige Laufbahn, deren Wirkungen sich durch ganz Süd-Afrika fühlbar machten. Jeder unabhängige Stamm galt als feindlich, und wurde, sobald *Chaka* sich ihm gewachsen fühlte, mit Krieg überzogen, worauf die Reste sich der Militairmacht des Zuluhäuptlings einordneten oder flüchtig wurden. Wie diese Kriegszüge hauptsächlich in drei Richtungen vor sich gingen, nördlich, westlich und südlich, so entstanden auch drei Volksströmungen, welche sich zwar mit einander vielfach verwickelten, die aber nach ihrem Ursprunge verschieden waren und auseinander gehalten werden müssen.

Die interessanteste, zugleich aber immer noch räthselhafteste ist diejenige, welche unter dem Namen der *Mantati* (*Ba-mantatisi*) in den Berichten erscheint, über deren Züge wir Moffat und Thompson die beste Auskunft verdanken, wenn auch manche von den Schlussfolgerungen des Letzteren unhaltbar erscheinen dürften. Thompson verlegt die Heimath der *Mantati* in die Gegend von Harrismith, während dieser Landstrich im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts noch besetzt war von den *Makololo*, die auch erst durch die Unruhen veranlasst wurden, nach Norden zu auszuweichen[1]). Ferner geht aus ihrem Aeusseren, ihrer Kleidung und Bewaffnung unzweifelhaft hervor, dass die *Mantati* überhaupt nicht aus so südlichen Gegenden stammten und jedenfalls den *Be-chuana* näher standen als den *Ama-zulu*. Als Beweis für diese Behauptung wird, was die Gesichtsbildung anbelangt, auf die Portraits der Tafel XIII, XV und XVI im Vergleich mit den Abbildungen der *Zulu* verwiesen, über die anderen Punkte hat Thompson selbst die Daten gegeben. Aus diesen geht hervor, dass die *Mantati* sich der Streitaxt bedienten, was die *Ama-zulu* oder ihre Verwandten nie thaten, wohl aber die *Be-chuana*; ausserdem aber benutzten die Ersteren eine Waffe, welche sonst in Süd-Afrika ganz unbekannt, im centralen Afrika aber von regelmässigem Vorkommen ist, das Wurfeisen; dies hatte allerdings nicht die charakteristische Gestalt des *Trumbatsch* der *Njam-njam*, sondern war ein Mittelding zwischen der Streitaxt der *Be-chuana* und der erwähnten Waffe, indem es ein stark sichelförmig gebogenes Eisen mit äusserer Schneide an keulenförmigem Stiel darstellte, welches zum Wurf und zum Schlag diente[2]). Ausserdem hatten die *Mantati*-Krieger den Fellschurz (*Pukoli*)

[1]) Diese Angabe stütze ich auf die Autorität des Herrn Schultheiss, früherer Superintendent der Berliner Mission, der lange Jahre im Harrismith-District wohnhaft war.

[2]) Vergl. Thompson a. a. O. I. p. 307.

der *Be-chuana*, während viele auch sogar lange Shawls von Baumwollenstoffen trugen, welche nach THOMPSON's eigener Aussage nur von den portugiesischen Niederlassungen oder indirect durch die Eingeborenen von *Inhambane* bezogen sein konnten. Endlich sagten gefangene *Mantati* aus, dass sie weiter im Norden im Kampf gestanden hätten mit anderen Stämmen, unter denen Leute von Hottentottenfarbe mit langen Bärten und langem Haar gewesen wären. Solche Gefangene bezeugten in Uebereinstimmung mit einem *Mo-rolong*, der über die Verhältnisse gut unterrichtet war, dass unter den sogenannten *Mantati* sich in der That ein Stamm befände, welchem der Name »*Mantatisi*« von Hause aus zukäme, wenn auch zur Zeit sich die Leute unter *Mantati* nur einen verächtlichen Ausdruck wie Plünderer, Eindringling dächten. Zwei Völker wurden von denselben noch ausdrücklich namhaft gemacht, welche wesentlich zur Bildung dieser zusammengewürfelten Masse hatten beitragen helfen, die *Ba-cloqueeni* und *Ma-hallogani*, von denen die Ersteren bei *Hambona* und *Port Natal* wohnhaft gewesen sein sollten, die Letzteren an den Quellen des *Maponta*. Die Angabe der eben genannten Wohnsitze lässt sich aber nach anderen Quellen als unhaltbar erweisen, wenn auch die Stamm-Namen auf thatsächlicher Grundlage beruhen mögen.

Es geht aus allen diesen Betrachtungen hervor, dass es unthunlich ist, in den *Mantati* eine Abzweigung vom *Zulu*-Stamm zu sehen, sondern, dass sie Verwandte der *Be-chuana* sind, welche als die jüngsten Einwanderer, also die, welche nördliche Gegenden erst später verlassen haben, betrachtet werden müssen. Ihr Auftreten an den nordwestlichen Gränzen des sich bildenden *Zulu*-Reiches war daher nur ein Eintreten in unsere Geschichte, kein Anfangspunkt ihrer Wanderungen.

Vor dem geschlossenen Angriff der Krieger *Chaka's* wichen sie und schwenkten westwärts, wo sie im heutigen Transvaal-Gebiet wenig kriegerische Stämme, besonders von den *Le-hoya*, trafen, die von der immer noch steigenden Fluth der Anstürmenden erdrückt wurden. Die zwingende Noth, ihre grosse Menge und die wachsende Zahl von Erfolgen, welche sie errangen, fachten ihre Kriegsbegeisterung an, so dass der Schrecken vor ihnen herging, um ihnen das Werk zu erleichtern. Nachdem sie *Kurrechane*, die grosse Stadt der *Ba-hurutse* verbrannt hatten, wendeten sie sich etwas mehr nördlich, wo sie einen unerwarteten Widerstand bei dem Stamm der *Ba-wanketsi* antrafen. Der energische und muthige Führer dieses Stammes, *Makabba*, ermuthigte seine Unterthanen zum Kampf, überfiel die getrennten Feinde unversehens und richtete ein grosses Blutbad unter ihnen an, wodurch sie veranlasst wurden, nach Süden abzuschwenken, um über die weniger kriegerischen *Ba-rolong*, *Tamacha* und *Ba-tlapi* herzufallen. Nach Ueberwältigung derselben hätte den *Mantati* die Colonie, welche augenblicklich jedes Schutzes an dieser Gränze entbehrte, offen gestanden und schon verbreitete sich die Kunde von der, wie es schien, unvermeidlichen

Gefahr, da stellte sich dem wilden Schwarme eine Schaar Männer entgegen, gering an Zahl, aber kühnen Herzens und vertraut mit der Führung des Feuergewehres, sowie dem Gebrauch der Pferde. Dies waren die *Griqua* unter Führung ihres Häuptlings *Andries Waterboer*. Zwar erschienen die zahlreichen Stämme der *Ba-tlapi* und der Rest der *Ba-rolong* in gleicher Weise bedroht, doch täuschten sich die Missionäre von *Kuruman* und die *Griqua* nicht über den geringen Werth dieser Bundesgenossen. MOFFAT schildert den Verlauf der Ereignisse, welche die Kühnheit der *Griqua*, wie die Erbärmlichkeit der genannten *Be-chuana* in helles Licht setzt, in lebendiger Weise. Es wurde Alles versucht, um die Eindringlinge, die unterdessen *Lattakoo* eingenommen hatten und in zwei Abtheilungen lagerten, zu friedlicher Rückkehr zu bewegen, aber die *Mantati* glaubten wohl nicht an den Ernst solcher Vorschläge, da es ihnen selbst wegen der grossen Zahl unmöglich scheinen musste, anders als durch Unterdrückung Schwächerer ihre Existenz zu fristen; war es ihnen doch selbst so kaum gelungen, unter beständigem Kampf ihre Weiber und Kinder vor Noth zu schützen. Mit bewunderungswürdiger Ruhe wartete die kleine Schaar, welche mehr als das Doppelte an Tausenden gegen sich hatte, wie sie Hunderte zählte, im Vertrauen auf ihre Reitergewandtheit und den geringen Vorrath von Munition (15 Schuss per Mann) in unmittelbarer Nachbarschaft des Feindes auf den günstigen Moment des Angriffes, den *Waterboer* in eigener Person eröffnete. Der Kampf wurde nun in der Weise geführt, dass die *Griqua*, um die wenigen Schüsse anzubringen, aus grosser Nähe auf die mit dem Muthe der Verzweiflung sich wehrenden Feinde abgesessen feuerten und schnell wieder in die Sättel sprangen, um den unter wildem Geheul Anstürmenden zu entgehen, welche mehrfach die Weichenden zu umschliessen strebten.

Erst nach mehrstündigem Gefecht äusserte die verderbliche Wirkung des Feuergewehrs ihren Einfluss auf die Haltung der Feinde; unfähig, die gewandten Reiter zu fangen und erschreckt durch das räthselhafte Fallen ihrer tapfersten Krieger, begann allmälig die ganze Masse derselben abzuziehen, und bald artete der Rückzug in wilde Flucht aus, nachdem auch die Vereinigung mit der in *Lattakoo* lagernden Abtheilung und der erneute Angriff der gesammten Schaar nicht vermocht hatte, die Gegner in den Bereich ihrer Waffen zu bringen. Jetzt bekamen auch die feigen *Be-chuana* Muth, während sie bisher aus sicherer Entfernung ihre harmlosen Geschosse versendet hatten, sie plünderten die Todten und liessen durch Ermordung von Verwundeten, von Frauen und Kindern ihrer Barbarei freien Lauf.

Die geschlagenen *Mantati* zogen sich nach der Schlacht bei *Lattakoo* (1823), in der sie ihre beiden bedeutendsten Führer verloren hatten, in zwei Abtheilungen zurück, deren eine, in nördlicher Richtung vordringend, noch einmal versuchte, die *Ba-wanketsi* zu durchbrechen, und noch einmal durch *Makabba* geschlagen, sich mit den früher bekämpften *Ba-hurutse* vereinigte, der andere aber sich wieder südöstlich wendete. Mancher früher

verschonte Stamm fiel ihnen noch jetzt zum Opfer, doch fanden sie auch stärkere Gegner in diesen Ländern vor, an welchen ihre Macht gänzlich zerschellte und sich in die Bruchstücke auflöste, deren Reste noch heut daselbst gefunden werden.

Ein neuer Häuptling war unterdessen aufgetaucht, dessen Namen sich in gleicher Weise mit dem Gedanken an Blutvergiessen verbinden sollte, wie *Chaka's* im *Zulu*-Lande; dies war *U'mselekazi* (*Moselikatse* der *Be-chuana*) wie man sagt, ein entfernter Verwandter *Chaka's*, welchem es glückte um's Jahr 1820 starke Trümmer der zerschmetterten Stämme zu sammeln und rechtzeitig durch das Ausweichen nach Westen vor dem Untergang zu bewahren. Vor seinem Andringen wichen die *Makololo* des Harrismith-Distriktes, glücklicher als die *Mantati*, mit welchen sie nicht zu verwechseln sind, nördlich aus und erreichten die *Zambesi*-Niederung, wo sie unter dem Häuptling *Sebituane* eine blühende Niederlassung bei *Linyanti* gründeten.

Die Anhänger *U'mselekazi's*, welche den Namen *Matabele* annahmen, durchstreiften nun den heutigen Orange-Freistaat, in glücklichen Gefechten ihre Zahl und ihr Ansehen vermehrend. Hier formirten sich damals gleichzeitig vier verschiedene Partheien, von denen keine ein volles Recht auf die umliegenden Gegenden, noch auch die Macht hatte, ein solches geltend zu machen.

Beim Versuch der Ausdehnung ihrer Herrschaft geriethen sie natürlich in Collision und der Ausgang des Kampfes entschied für die Machterweiterung des Siegers; jeder suchte alsdann seinen Rechtstitel auf historischer Grundlage festzustellen, während hier ebenso wie in der Colonie das Recht des Stärkeren allein die Entscheidung gebracht hatte.

Als die frühsten Bewohner der in Rede stehenden Gegenden sind ausser den Buschmännern einzelne Horden von *Korana* zu nennen, welche längs des Vaal- und Hart-Riviers abwärts vordrangen und dann ihre Wanderungen an den Ufern des Orange-Flusses fortsetzten [1]). Diese Eingeborenen dehnten sich anfangs nicht stark nach Osten aus und kamen daher auch erst spät in Collision mit den Bewohnern der von den grossen Flussthälern entfernten Gegenden. Hier hausten dunkelpigmentirte Stämme, zu den *Be-chuana* zählend, von geringer Bedeutung, welche sich an die Gebirge anlehnten, um dort Schutz zu suchen. Einige derselben, später unter dem Namen *Ba-suto* vereinigt, konnten keine grössere Bedeutung beanspruchen wie die Nachbarn, als ein Mann an ihre Spitze trat, der sich als ein Häuptling von grosser Begabung zeigen sollte. Im Jahre 1815 starb ihr Häuptling *Mo-tlumi* und es ging die Würde auf einen Vetter von ihm aus einer jüngeren Linie, Namens *Mosheshwe* über, unter dem die zersplitterten Clans sich zu

---

[1]) Nach Versicherung des Herrn WURAS von der *Korana*-Mission sind die Traditionen über diese Wanderungen unter den *Korana* noch heut lebendig.

einem mächtigen Stamm vereinigten, dessen Einfluss auf die Geschichte der Inlanddistricte von grosser Bedeutung wurde.

Dass sich seinem Clan, den *Ba-mokoteri*, allmälig die übrigen anschlossen, bewirkte er besonders durch schlaue Politik, indem er den Sitten des Volkes gemäss für die Aermeren seiner Unterthanen aus dem reichen Besitzthum an Vieh Frauen kaufte, doch mussten sich die so Begünstigten verpflichten, das für die Töchter eventuell wieder erlangte Heirathsgut ihm zurückzuerstatten. Er verhalf auf solche Weise seinen Unterthanen zu Frauen und legte sein Capital auf Zinsen. Seine milde und doch kraftvolle Führung liess seine Unterthanenzahl mehr und mehr anwachsen, so dass er schon im Jahre 1818 im Stande war, die durch *Chaka* herauf beschworenen Stürme zu überdauern. Ihn berührten zunächst die äussersten Trupps der dritten, noch nicht besprochenen Völkerströmung, welche schliesslich in ihren Ausläufern unter dem Namen *Ama-fengu* (*Fingoe*) in der Geschichte der Colonie eine Rolle spielen sollten. Dies waren die *Fetcani* unter *Matuana* und die *Ama-hlubi* unter *Pacarita*, deren vor *Chaka* fliehende Schaaren sich gegenseitig und die Nachbarschaft bekämpften.

Die genannten Eingeborenen unterschieden sich sehr wesentlich von den *Mantati*, stimmten dagegen mit den *Zulu* in ihrer äussern Erscheinung, Kleidung und Bewaffnung überein, man darf also in den *Fingoe* ebensowenig Reste der *Mantati* sehen als in den *Matabele* oder in den *Makololo*, welche ebenfalls von manchen Autoren, weil sie aus dem Harrismithdistrict kamen, *Mantati* genannt werden.

Pacarita von *Matuana* geschlagen, gerieth in die Gewalt von *Moshesh* und soll von demselben getödtet worden sein, während ein Theil der Unterthanen in den Stamm der *Ba-suto* Aufnahme fand. *Matuana* griff darauf selbst die *Ba-suto* an, erlitt jedoch eine Niederlage und wurde südlich auf die *Ama-tembu* gedrängt; es erfolgte im Jahre 1827 eine grosse Schlacht zwischen diesen Partheien an der *Hanglip* im heutigen Queenstown-District, in welcher die *Fetcani* zurückgetrieben wurden, doch schon im nächsten Jahre wiederholte sich der Angriff. Jetzt erbaten sich die *Ama-tembu*, zu schwach, allein den Einfall zurückzuweisen, die Hülfe colonialer Truppen, worauf Major DUNDAS im Verein mit ihnen und Abtheilungen der *Ama-gcaleka* am *Bashee*-Fluss *Matuana* gänzlich auf's Haupt schlug und ihn zwang, noch einmal nordwärts zu fliehen; der schlaue *Moshesh* erlaubte ihm den Durchzug nach *Natal*, einen Theil der Unterthanen benutzte er aber wieder zur Stärkung seines Stammes.

Wie die beiden genannten Stämme auf ihren südwestlichen Wanderungen erscheinen, um nach Erduldung von schweren Verlusten zu verschwinden, erscheinen nun ab und zu mehrere derselben von verwandtem Charakter, die ein gleiches Schicksal erduldeten, und es entstand so jene Masse von Resten verschiedener Stämme, welche einige Jahre später unter dem Namen *Ama-fengu* aus den Händen ihrer Unterdrücker befreit wurden.

Dass der Strom dieser unglücklichen Wanderer noch immer nicht versiegte, hatte seinen Grund in den innern Verhältnissen bei den *Zulu*. Es bildete sich nämlich gegen den blutigen Tyrannen eine Verschwörung unter seinen nächsten Angehörigen, an deren Spitze seine eigenen Brüder *Dingaan* und *U'mhlangane* standen. Mancher hatte die Hand des Despoten fühlen müssen und war erfreut einen Tag der Rache erscheinen zu sehen, andere hofften wohl, dass nach den beständigen Kämpfen unter schrecklichem Blutvergiessen eine ruhigere Zeit kommen würde; viel Feinde mochte ihm auch der Umstand machen, dass er seinen Kriegern nicht zu heirathen erlaubte. Doch war es ihm vergönnt, seine Laufbahn im Glanze seiner Macht zu beschliessen; denn noch im Jahre 1828 drangen *Chaka's* Armeen, Alles vor sich niederwerfend, durch ganz Natalland, umgingen die *Ama-ponda* unter *Faku* und dehnten ihre Plünderungen bis in die Nachbarschaft von *Hintza's* Gebiet aus, so dass coloniale Truppen gegen sie gesandt werden mussten, welche indessen anstatt der bereits verschwundenen *Ama-Zulu* andere Stämme angriffen. Bald darauf benutzten die Verschwörer die günstige Gelegenheit, als ein Theil der zuverlässigsten Truppen auf einem neuen Kriegszuge gegen Norden abwesend war, und stiessen den Häuptling am hellen Mittag auf dem Rathsplatze seiner Stadt *Utukusa* nieder. Am nächsten Tage fochten beide Brüder im Einzelkampf um den Thron, und der als Sieger daraus hervorgehende *Dingaan* tödtete nach den zwei Brüdern auch die bedeutendsten Anhänger und Häuptlinge des *Chaka*; als darauf die Armee von *Usoshengane* an der Delagoa-Bay geschlagen, decimirt durch den Feind und Hunger, zurückkehrte, war *Dingaan* unbestrittener Herr der ganzen Nation.

Diejenigen, welche indessen von dem neuen Häuptling ein milderes Regiment erhofft hatten, sahen sich furchtbar getäuscht; denn wenn auch anfänglich sein Auftreten weniger grausam erschien, so folgte er doch bald vollständig den Fusstapfen seines blutigen Vorgängers.

Auch in *Natal* verwickelten sich die Verhältnisse mehr und mehr, indem die Europäer seit 1823 an der Küste festen Fuss zu fassen begannen, nachdem bereits 1721 für eine kurze Zeit eine holländische Factorei daselbst bestanden hatte. Im genannten Jahre liess sich an der Bay eine Anzahl englischer Colonisten unter Lieutnant FAREWELL nieder, um welche sich eine grössere Anzahl der von *Chaka* versprengten Eingeborenen sammelten; FAREWELL wurde bereits 1829 treuloser Weise durch den Häuptling der *Ama-quabi Quetoo* (*Quecha*) ermordet, worauf zwei Untergebene von ihm, *Ogle* und *Cane*, die Führung der Niederlassung überkamen.

Dingaan nahm gegen die Ansiedler, da er sie für Anhänger seines Vorgängers hielt, bald eine feindliche Stellung und schickte eine Armee gegen sie, vor welcher *Cane* in den Busch floh, ein anderer Theil aber unter einem gewissen *Fynn* mit Verlust von einigen Leuten und des grössten Theiles der Heerden gegen den *Umzimkulu* zog, wo eine Anzahl der Ein-

geborenen unter Führung der Wittwe von *Fynn's* Bruder Frank (*Incosi-case*) verblieb, während den Ansiedlern gestattet wurde, zurückzukehren.

Unterdessen hatten sich in den von den *Ba-suto* keineswegs in der ganzen Ausdehnung besetzten Gebieten des späteren Freistaates noch andere Partheien eingefunden: von Westen her die *Griqua* unter *Adam Kok*, sowie einzelne Banden von *Bastaarden* unter eigenen Häuptlingen (von denen besonders eine unter dem Räuber *Jan Bloem* sich durch die für längere Zeit mit Glück fortgesetzten Raubzüge einen gewissen Namen machte) und der langsam von Süden her zwischen den *Ba-suto* und den *Griqua*, *Korana* vordringende Strom der auswandernden Boeren.

Keine der Partheien beanspruchte anfänglich das Grundrecht ausschliesslich, sie berührten sich zu wenig, um sich zu hindern, und wenn die kleineren Abtheilungen der *Be-chuana* und *Bastaard*-Horden, die sich in unmittelbarer Nachbarschaft der *Ba-suto* niederliessen, *Moshesh's* Erlaubniss dazu einholten, so beweist dies unter Eingeborenen noch nicht, dass sie sein Grundrecht anerkannten, sondern nur, dass sie sich den Schutz des mächtigsten Häuptlings der Gegend zu sichern wünschten, der sie andernfalls verderben konnte[1]; denn Grundbesitz hatte für sie keinen Werth, da es ihnen lieb war wegen den Heerden den Aufenthalt wechseln zu können.

Im Jahre 1824 verlegte *Moshesh* seinen Wohnsitz von *Butabuta* nach *Thaba-Bosigo*, ein Tafelberg mit steil abfallenden Rändern, welcher eine Art natürlicher Festung darstellte. Hier wurde er von den *Matabele U'mselekazi's* angegriffen und war so glücklich, durch den natürlichen Vortheil der Gegend den Anprall dieser gefürchteten Feinde zurückzuweisen, was nicht nur zur Vermehrung seines Ansehens sehr viel beitrug, sondern der Fall verschiedener weniger glücklicher *Ba-suto*-Häuptlinge machte ihn nun zum allgemein anerkannten alleinigen Oberherrn.

Es baute sich dadurch auch im Nordwesten eine Barrière auf, welche ein Ausweichen der Kaffer-Stämme nach dieser Richtung erschwerte, doch äusserten sich solche Versuche in den häufiger werdenden Kämpfen zwischen *Moshesh* und seinen südlichen Nachbarn, und liessen auf den Druck schliessen, unter dem die Letzteren von der andern Seite her standen. Nach dem Kriege von 1819 hatte die Regierung die Gründung von Ansiedlungen an der östlichen Gränze durch Bewilligung von Land und Anlage von Fort's sehr befördert und es bildete sich bis zum Jahre 1834 ein dichter Gürtel von empor blühenden Farmen längs dem Gebiete der Kaffern, welcher die Eingeborenen gleichzeitig durch die wachsende Einengung reizte und

---

[1]) Ein sehr partheiisches Buch »Basutu-History«, welches indessen viele wichtige Daten enthält, erklärt das bei solcher Gelegenheit entrichtete »*Pego*« ausdrücklich als ein Anerkenntniss der Territorialrechte, betont aber unmittelbar hinterher, dass das Land gemeinsames Eigenthum des ganzen Stammes sei und Gränzen zwischen ihnen nicht existirten. Territorialrechte ohne Gränzen scheint mir ein Widerspruch.

durch die Aussicht auf reiche Beute anlockte. Verschiedene kühn und geschickt geleitete Unternehmungen der colonialen Truppen bis hinein in das Herz ihres Landes, wie die im Jahre 1828 des Major *Dundas* an der Küste entlang und 1830 unter Colonel *Somerset*, wobei der Häuptling *Seko* getödtet wurde, hatten die Feinde in Respect gehalten — aber die Vertreibung *Magoma's* aus seiner Niederlassung am Kat-River (1829), die Aushändigung dieses Landes an coloniale Hottentotten, die Verdrängung des Häuptlings *Tyali* aus dem Thale des *Mancazana* eine Menge gährender Elemente geschaffen, welche einen neuen Kafferkrieg herbeiführten.

Der vierte Kaffernkrieg und die Kämpfe mit den Zulu.

Nachdem die Unsicherheit der Gränzen allmälig mehr und mehr zugenommen und sich besonders durch den gesteigerten Viehdiebstahl bemerklich gemacht hatte, brachen plötzlich im Ende des Jahres 1834 die Stämme der *Ama-ngqika* und *Ama-dhlambe* in hellen Haufen in die Colonie ein und zwar an verschiedenen Punkten zu gleicher Zeit, so dass sie in einer Woche gegen 40 Farmer ermordeten, 450 Wohnhäuser verbrannten, und Massen von Vieh hinwegtrieben. Der Krieg war ernst gemeint und wurde von beiden Partheien mit grosser Energie geführt, da sich tüchtige Führer entgegen standen: Auf Seite der Kaffern hatte *Magoma* (*Macomo*) langsam seine tückischen Plane zur Reife gebracht, und es war ihm gelungen, eine Confederation der Häuptlinge zu Stande zu bringen, welcher die meisten der Mächtigeren freundlich, und der Rest wenigstens nicht abgeneigt war; günstig gesinnt für die Colonisten blieb von den in Frage kommenden eigentlich nur der *Ama-ponda*-Häuptling *Faku*. Noch am Vorabend des Ausbruchs selbst, als bereits kleine Feindseligkeiten stattgefunden hatten, wie die Ermordung des Händlers *Purcell*, Angriff auf eine Patrouille, welche von dem Häuptling *Eno* Rechenschaft für gestohlene Pferde verlangen sollte, und auf eine andere unter Lieutnant *Sutton* in die Gegend des Kat-River, wobei der Häuptling *Xoxo* verwundet wurde, spielte *Magoma* und *Tyali* die Rolle der Beleidigten und suchten Col. *Somerset* unter dem Vorwand von Verhandlungen in einen Hinterhalt zu locken. Dieser kannte aber seine Gegner zu gut, um in die Falle zu gehen, sondern sammelte seine Kräfte zum energischen Widerstand.

Unterdessen drangen die ordnungslosen Massen der Feinde mit Vermeidung der stärker besetzten Punkte gegen die einsam wohnenden Farmer vor, so dass ein District nach dem andern bis in die Nähe von Port Elisabeth

und über den Zuurberg hinaus aufgegeben werden musste. Hatten doch die Kaffern in ihrer Vermessenheit dem Missionär CHALMERS an dem *Chumie* höhnend ihre Frauen und Kinder zur Obhut anvertraut, da sie ihre Kraale an den Salzpfannen Port Elisabeths errichten wollten.

Obgleich meist zu schwach, um erfolgreichen Widerstand zu leisten, sehen wir in einzelnen Fällen entschlossene Männer unter den Farmern auftauchen, welche es verstanden, durch kluge Maassregeln die Uebermacht zu besiegen, darunter ein Name, dem wir noch später wieder begegnen, PIETER RETIEF, mit einer etwa 30 Mann zählenden Schaar von Anhängern. Diese kleine Schaar hielt ihr Terrain im Winterberg durch Benutzung günstiger Positionen gegen eine bedeutende Zahl von Feinden, vertheidigte ihr Lager gegen einen vierfachen Sturm und zog sich erst zurück, als ihr die Munition zu fehlen begann; sie tödteten allein in diesen Kämpfen 112 Kaffern, die auf dem Platze blieben.

Jetzt erschien noch ein anderer energischer Anführer auf dem Kriegsschauplatze, Col. *Smith*, während die Eindringlinge, nachdem die erste Blutgier gestillt und reiche Beute gewonnen war, sich mit derselben rasch in ihre eigenen Gränzen zurückzogen. Dahin folgte ihnen schon im Januar des nächsten Jahres ein fliegendes Commando von 400 Mann, welches *Eno's* Kraal unter Tödtung von 30 seiner angesehensten Unterthanen überfiel und bis *Tyali's* Kraal vordrang, woselbst die Einwohner bereits geflohen waren; nach Verbrennung des Ortes kehrte das Commando unangefochten zurück. Die Anführer bereiteten jetzt ausgedehntere Streifzüge nach Kafferland vor, mussten aber vorher den Fish-River-bush vom Feinde säubern, ein schwieriges Unternehmen, zu welchem europäische Soldaten sich fast unbrauchbar erwiesen; doch verstanden *Somerset* und *Smith* durch geschickte Manöver die Feinde schliesslich zum Aufgeben ihrer Stellung zu veranlassen. Die Taktik der Kaffern blieb sich dabei stets gleich: sie schlichen sich in grosser Zahl in die fast undurchdringlichen Dickichte ein und benutzten Schluchten, Engpässe und Fuhrten in denselben, um gegen die vordringenden Truppen Ueberfälle auszuführen; war ihnen alsdann die Rückzugslinie durch Umgehungen stark bedroht, so gaben sie die Position preis, flohen in aufgelöster Ordnung und waren nach einigen Wochen in denselben Lokalitäten wieder einpassirt.

In dieser Periode des Krieges erwies sich die Energie der Eingeborenen noch so bedeutend, dass sie mehrere erneute Vorstösse gegen die Colonie ausführten, wobei *Magoma's* ordnende Hand leicht zu bemerken war. Einer der Angriffe wendete sich gegen seinen früheren Wohnsitz, Kat-River, doch wurde derselbe zurückgeschlagen, bei einem andern erneuten Einbruch gegen die Colonie fanden sie auch die Ansiedler zu ihrem Empfange bereit und erlitten in der Gegend von *Commetjes-Drift* eine Niederlage. Darauf lösten sich die Kämpfe in Plänkeleien auf, welche mit wechselndem Erfolge geführt wurden, und für die europäischen Truppen nicht

immer sehr ehrenvoll waren, wenn auch die Geschichte über Manches liebevoll ihren Schleier gebreitet hat.

Es stellte sich jetzt *Hintza's* Feindseligkeit gleichfalls als unzweifelhaft heraus und die kräftigsten Maassregeln wurden erforderlich, um die wachsende Fluth der Empörung zu beschwichtigen, jedoch lehnte der Gouverneur *Faku's* Anerbieten, seine *Ama-ponda* gegen die feindlichen Häuptlinge marschiren zu lassen, ab; die *Ama-tembu* unter *Mapassa* wurden glücklich in Neutralität gehalten.

Die Colonie hatte gesammelt, was irgend an Truppen zur Verfügung stand und warf diese in vier Divisionen getheilt nach Kafferland hinein; die erste derselben unter Sir *Benjamin d'Urban* selbst rückte an den *Kei* mit der Aufforderung an *Hintza*, zu einer Unterredung sich einzufinden, als aber statt dessen eine nach der Colonie zurückgeschickte Abtheilung von den Unterthanen desselben überfallen wurde, erklärte der Gouverneur den Krieg gegen ihn und Col. *Smith* unternahm sofort den Angriff. *Hintza* wich dieser Abtheilung zwar aus, doch hatte ihn die Energie des Vorgehens so erschreckt, dass er Verhandlungen anknüpfte und selbst nach dem Hauptquartier kam, um den Frieden zu besprechen, welcher auch unter sehr harten Bedingungen für ihn zu Stande kam. Er sollte 1000 Pferde und 5000 Stück Vieh liefern, die Häuptlinge bewegen, die Feindseligkeiten einzustellen unter Auslieferung ihrer Feuerwaffen, die Mörder des Händlers *Purcell* ausliefern und Geisseln zu stellen.

Während des Lagerns am Kei hatten die ersten *Fingoe* die Gelegenheit benutzt, sich unter colonialen Schutz zu begeben, und als das Lager aufgehoben war, begannen die darüber wüthenden *Ama-gcaleka* ein schreckliches Gemetzel unter den Zurückgebliebenen. Nur durch das energischste Auftreten gegen die Häuptlinge, welche persönlich für das Leben der *Fingoe* verantwortlich gemacht wurden, vermochte der Gouverneur diesem Abschlachten »ihrer Hunde«, wie die Kaffern sich ausdrückten, Einhalt zu thun. Es zogen damals mit den Truppen gegen 17000 Männer, Weiber und Kinder zurück über den Kei, welcher von *D'Urban* in Anwesenheit ***Hintza's*** seiner Söhne ***Kreli***, ***Bucku*** und seiner Räthe feierlich als coloniale Gränze erklärt wurde (10. Mai 1835).

Hintza hatte sich selbst als Geissel genannt und wurde daher einer von Col. *Smith* geführten Abtheilung beigegeben, welche gegen den ***Bashee*** zog, um die Hälfte des zu liefernden Viehes zu sammeln. Doch war unterdessen bei dem Häuptling der erste Schrecken verflogen, die Hoffnung zu entrinnen erwachte in ihm, und er sorgte daher durch heimliche Boten, dass das gesuchte Vieh stets bei Seite gebracht wurde. Obgleich mehrfach gewarnt, versuchte er sich an günstiger Stelle in die Flussdickichte zu retten und wurde dabei von einem gewissen *Southey* erschossen, nachdem *Smith*, dem seine Pistolen versagten, den Davonsprengenden mit eigenen Händen aus dem Sattel gezerrt hatte. Das Lager der Truppen am ***Bashee***

ward von mehreren Tausend Kaffern eingeschlossen, trotzdem gelang es *Smith* die Abtheilung glücklich zurückzubringen, wobei weitere Tausend *Fingoe* mitgeführt wurden.

Die zweite und dritte Division operirte gegen die *Amatola*-Berge, den Haupthalt *Magoma's*, und versuchte unter Vermittelung von *Ngqika's* Wittwe *Sutu* Verhandlungen anzuknüpfen, doch führten dieselben zu keinem Resultat, da Boten von *Hintza* die Häuptlinge zur Fortsetzung des Kampfes aufgefordert hatten, während sein Sohn *Kreli* den Friedensvertrag erneuerte. Unter wechselndem Erfolge gingen die Streifzüge beider Partheien weiter, wobei auch die Colonisten nicht selten schwere Verluste erlitten, wie z. B. eine ganze Abtheilung von 30 Mann unter *Bailie* nach tapferem Widerstande in den Dickichten des *Keiskamma* niedergemacht wurde; die Kaffern verloren indessen allmälig mehr und mehr Terrain und ihr selten lang andauerndes Kriegsfeuer erlosch. Man kannte jetzt die Schliche des Feindes und hatte in den farbigen Regimentern und den *Fingoes* Männer, die ihn mit gleicher Münze zu bezahlen verstanden; es galt ihn zu veranlassen, den schützenden Busch aufzugeben, und dies gelang den bezeichneten Truppen besonders unter Führung des Capt. *Alexander* bald durch List, bald durch Gewalt so gut, dass die leitenden Köpfe, *Magoma* und *Tyali*, die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang des Kampfes zu verlieren begannen. Es wurde eine Besprechung eingeleitet, wobei der tückische *Magoma*, dessen Herz nie mit den Weissen Frieden gemacht hat, sein Verlangen ausdrückte, »sie möchten, da ihr Vater *Ngqika* todt sei, jetzt Kinder des Gouverneurs genannt werden«. Obgleich so die Verhandlungen eingeleitet waren, dauerten die Raubzüge fort und erst über 4 Wochen später (17. September) wurde bei Fort Wiltshire der Friedensvertrag unterzeichnet, nach welchem die Häuptlinge (*Magoma*, *Tyali*, *Eno*, *Kusia*, *Sandili*, *Fadana* für *Botma*) die Oberhoheit der Königin anerkannten, sich den englischen Gesetzen unterordneten (Anklage auf Hexerei untersagt), ihre Unterthanen von den Streifzügen zurückriefen und alle Feuerwaffen aufzugeben hatten. Sie durften auf ihren Wohnsitzen in den *Amatola*-Bergen bleiben, doch wurde das Gebiet genau umgränzt und festgesetzt, dass kein Unterthan der genannten Häuptlinge die Gränze ohne einen Pass der dafür bestimmten Commissionäre überschreiten durfte. Aehnliche Verträge unterzeichneten auch die *Ama-dhlambe*, sowie *Pato* und seine Brüder.

So endete der vierte und bedeutendste Kafferkrieg, doch Frieden wurde nicht im Lande, es wechselte nur der Kriegsschauplatz. Ausser den mehrfachen Kämpfen der *Ba-suto* mit ihren südlichen Nachbarn, den *Ama-tembu* und *Ama-xosa*, bei denen besonders *Morosi*, einer von *Moshesh's* Unterhäuptlingen als südlichster Posten in's Gedränge kam und coloniale Hülfe in Anspruch zu nehmen gezwungen wurde, gewann jetzt die Parthei der auswandernden Boeren bedeutend an Umfang, weil die Verheerungen des Kafferkrieges und die Abschaffung der Sklaverei (1835) ihr eine Masse von

neuen Anhängern verschaffte. Der bisher noch wenig jenseits des Orangeflusses vorgedrungene Strom kam dadurch auf's Neue in Bewegung, und langsam zogen die schweren Wagen vorwärts durch die Steppe, als gäbe es Niemanden in der Welt, der den Boeren das Vordringen verwehren könnte. Aber schrecklich wurden sie aus ihrer Lethargie geweckt, als plötzlich *U'mselekazi's* grimmige Schaaren die Ahnungslosen überfielen und erbarmungslos alles Leben vernichteten. Vom zweiten Trupp, den die *Matabele* überfielen, retteten sich indessen ein paar Männer auf schnellen Pferden, und es gelang ihnen, die Folgenden zu warnen, welche, ihren Zug unterbrechend, sich eiligst mit den Nächsten zu einem »Laager« vereinigten.

Diese Laager sind eine Specialität Süd-Afrika's, wie die mächtigen, vierrädrigen Zeltwagen, die sie zusammensetzen, und werden so formirt, dass man die Deichsel eines solchen Wagens unter den vorhergehenden schiebt und so, einen mit dem andern verbindend, einen Kreis oder Viereck bildet, dessen innerer Raum die Vertheidiger des Ganzen und das Zugvieh aufnimmt. Die zwischen den Rädern bleibenden Lücken werden durch Dornenbüsche geschlossen. In solchem nur von wenigen Wagen gebildeten Laager erwarteten die Boeren den Anprall der vom Blute berauschten Feinde und kämpften einen Verzweiflungskampf gegen die dichten Schaaren von wüthenden Gegnern, welche sich vergeblich bemühten, das schnell geschlossene Bollwerk zu nehmen. Auf kürzeste Entfernung schossen die Eingeschlossenen ihre mit einer Handvoll Posten geladenen Elephantengewehre auf die Andringenden ab, die Weiber luden hinter ihnen die abgeschossenen »Roers« wieder oder schlugen die unter den Wagen Durchkriechenden mit Aexten nieder, bis die Umgebung des Laagers ein dichtes Feld voll Leichen darstellte. Nach stundenlangem, vergeblichen Bemühen verzweifelten die Angreifer am Erfolge und wichen, verfolgt von den auf die Pferde gesprungenen Ansiedlern.

Obgleich in dieser Metzelei bei Vechtkop am Vet-Rivier (1836) Hunderte von *Matabele* die Wahlstatt bedeckten, hielten die Boeren das vergossene Blut der Ihrigen noch nicht für gerächt; sie durften wohl auch dem grausamen *U'mselekazi* nicht trauen, und sobald sie sich stark genug fühlten, machte sich eine kühne Schaar von nur 200 Reitern unter *Gerrit Maritz* auf, den Löwen in seinem Lager aufzusuchen. Von den *Magalies*-Bergen aus hatten sich die *Matabele* schon früher westwärts gezogen und unter Vertreibung der *Ba-hurutse* in *Mosega* eine Niederlassung gegründet. Diesem Ort galt der Besuch der Boeren und die Ueberraschung glückte ihnen so vollständig, dass von den Umzingelten nur geringer Widerstand geleistet wurde, und die Angreifer nach Tödtung einer grossen Zahl der Einwohner den Ort verbrennen konnten. Der kühne und glückliche Schlag dämpfte *U'mselekazi's* Kriegsfeuer, er sammelte seine Schaaren und entwich nordwärts, um sich weniger hartnäckige Gegner aufzusuchen. Unterdessen trafen zahlreiche Nachschübe von Auswandernden von der Colonie aus ein, dar-

unter auch eine Schaar unter dem ehrwürdigen Patriarchen *Jacobus Uys* und eine andere unter *Pieter Retief*. In dem Letzteren, der auch in der Colonie Feldkommandant gewesen war, fanden die Boeren, was schon anfing schmerzlich vermisst zu werden: ein tüchtiges Oberhaupt. Zum Kommandant-General ernannt, begann er seine Thätigkeit damit, dass er mit allen Häuptlingen der Nachbarschaft, ausser *U'mselekazi*, Verträge abschloss, um die Stellung der Boeren gegen diese zu sichern und Feindseligkeiten zu vermeiden.

Bald setzte sich aber der Zug wieder in Bewegung, denn Vielen lag von den alten Berichten her das schöne Natalland in Gedanken, und dort erst wollten sie rasten; es wurden Pässe über die *Quathlamba*-Kette ausgekundschaftet und für Wagen fahrbar gemacht, worauf im Jahre 1837 die ersten Züge das Gebirge überschritten. Auch hier suchte *Retief* im guten Einvernehmen mit den Eingeborenen zu bleiben und begab sich selbst nach *Dingaan's* Hauptstadt *U'nkunginglove*, um die Zustimmung des Häuptlings für die beabsichtigte Niederlassung zu bewirken. Dieser grausame Despot, welcher offenbar stets nur ein Ziel vor Augen hatte: die Vernichtung der Weissen, seiner gefährlichsten Concurrenten in der Macht, erwies sich scheinbar nicht abgeneigt, *Retief's* Gesuch zu bewilligen, machte aber zur Bedingung, es sollte ihm eine bestimmte Anzahl Pferde und Rindvieh, die der Häuptling der *Mantati*, *Sinkonyella*, geraubt hätte, wieder erstattet werden.

Man erreichte schliesslich von *Sinkonyella* die gutwillige Herausgabe des Geforderten und im Jahre 1838 begab sich *Retief* zum zweiten Male zu *Dingaan*, um das Vieh zu überliefern und den Vertrag über die Landabtretung abzuschliessen. Auf diesem Zuge war er von 70 ausgewählten Colonisten zu Pferde mit 30 *Achterrydern* begleitet, indem er durch die glänzende Cavalcade dem Häuptling, dessen Benehmen Misstrauen erweckt hatte, zu imponiren hoffte.

Die Aufnahme in *U'nkunginglove* war durchaus freundschaftlich, es wurden den Gästen Feste und Kriegstänze aufgeführt, während der Contract unter Mitwirkung eines Missionärs, *Owen*, glücklich zu Stande kam. Die Boeren rüsteten sich zum Aufbruch, als *Dingaan* sie aufforderte, den Abschiedstrunk bei ihm einzunehmen, zu welchem sie sich unbewaffnet nach dem Platz vor dem *Isigohlo* zu begeben hatten; es wurde *U'tyalwa* herumgereicht, in dem die Partheien einander herzlich Bescheid thaten, während die zu mehreren Tausenden versammelten Krieger vor ihnen zu tanzen begannen. Plötzlich erhob sich der eben noch scherzende Häuptling mit dem donnernden Ruf: *Bulalani aba-takati!* [1]) und wie ein Unwetter stürzten sich die Tanzenden auf das kleine Häuflein der Verrathenen, welche keine andere Waffe den Keulen der Feinde entgegen zu stellen hatten, als die

[1]) »Schlagt die Hexenmeister nieder!«

auf der Jagd verwendeten Einschlagmesser. Mancher der dunklen Dämonen wurde noch von ihnen in den Staub gebettet, doch schliesslich fielen sie alle der Treulosigkeit zum Opfer und ihre verstümmelten Leichen wurden auf einem Hügel der Nachbarschaft den Aasgeiern überlassen.

Dingaan war nicht der Mann, etwas halb zu thun, und liess gleichzeitig mit dieser Unthat zehn schon bereit gehaltene Regimenter aufbrechen, um im plötzlichen Ueberfall die ganze Macht der Boeren zu vernichten. Schrecklich wüthete die Assegai wieder im Blute der Wehrlosen, der Frauen und Kinder am Blaauwe-Kranz-Rivier und am *Umgeni*, woselbst der Mordplatz noch heut den Namen »*Weenen*« führt, aber ein glücklich Entkommener warnte wie früher schon die Uebrigen, welche, in Laager vereinigt, den Anfall mit Erfolg zurückwiesen, obgleich die Feinde am *Bosjeman*-Rivier das grosse »Vecht-Laager« einen ganzen Tag berannten.

Es fielen, *Retief's* Truppe mit eingerechnet, gegen 600 Personen dem Grimm *Dingaan's* zum Opfer, doch der phlegmatische aber ausdauernde Boer gelobte, das Blut der Unschuldigen schrecklich zu rächen. Die jenseits der Drakensberge gelegenen Abtheilungen zogen zur Unterstützung herbei, um den Krieg gegen den Verräther aufzunehmen, und auch die englischen Ansiedler an der Bay rüsteten sich die Sache der Boeren zu unterstützen. In einem ersten Zuge gegen die *Zulu* glücklich, da *Dingaan's* Truppen gegen den andern Feind engagirt waren, versuchten die Ansiedler der Bay unter Führung von *Cane* und *Biggar* einen zweiten, zu dem auch die *Natal-Zulu* mit in's Feld geführt wurden. Jetzt hatte *Dingaan* mehrere Regimenter gegen sie gesendet, welche die bisher erfolgreich Vordringenden an dem *Tugela* trafen. Es kam zu einer Schlacht an den Ufern des Flusses, in der *Cane*, um den Frontangriff der wüthend andringenden Feinde zu schwächen, seine *Natal*-Kaffern in die Flanke derselben entsendete; diese wandten sich aber, wie man sagt, wegen innerer Zwistigkeiten, zur Flucht und überliessen das kleine Häuflein der Ansiedler ihrem Schicksal, so dass die Letzteren nach tapferer Gegenwehr fast sämmtlich ihren Tod fanden. Die Truppen *Dingaans* überschwemmten nun das ganze Land und zwangen den Rest der Europäer an Bord eines zufällig in der Bay ankernden Schiffes, der Comet, Schutz zu suchen.

Auch die Unternehmung der Boeren schlug fehl, indem der verschlagene Häuptling es verstand, die unter Führung von *Uys* gegen *U'nkunginglove* anrückende Schaar in eine geschickt gestellte Falle zu locken und ihnen den Rückweg abzuschneiden. Nur durch die bewunderungswürdige Entschlossenheit und Präcision, mit der die Boeren ihr Feuer plötzlich auf eine Stelle der Feinde richteten, gelang es ihnen den Rückzug aus dem Engpasse mitten durch die Barrière von *Zulu*-Kriegern zu nehmen, wobei freilich Mancher von den Speeren erreicht wurde, unter diesen ihr Führer *Uys* mit seinem Sohne. *Dingaan* stand jetzt im Zenith seiner Macht, da er, nach allen Seiten siegreich, den Schrecken in die Reihen seiner Gegner

getragen hatte; Hungersnoth und Elend aller Art drückte die eingeschüchterten Boeren, doch hielten sie muthig Stand und wiesen, vorsichtig geworden, einen erneuten Ueberfall ihrer Lager durch *Dingaan* in verzweifelter Gegenwehr zurück. Gegen Ende des Jahres 1838 trat aber eine Person auf den Schauplatz der Ereignisse, deren Namen einen schrecklichen Klang in den Ohren der Eingeborenen erhalten sollte, dies war: *Andries Prätorius*, Veldcornet im *Graaff-Reinet*-District, ein schlichter, grader Mann, von entschlossenem, kühnem Charakter und bedeutendem Führertalent. Er war durchdrungen von der Ueberzeugung, dass in dem Kampf um's Dasein mit den Eingeborenen seine Landsleute in der Wahl der Mittel nicht ängstlich sein dürften, und furchtbar hat er dies Princip durchgeführt.

Unter seinen Befehlen sammelten sich die Streitkräfte der Colonisten im December 1838 und rückten bei gleichzeitiger Benutzung der Wagen behutsam im *Zulu*-Gebiet vorwärts, ihre Lagerplätze stets in der bewährten Weise befestigend und durch Posten sichernd. Gewiss nicht ohne Grund! denn diesmal versuchten die Feinde einen Ueberfall in der Morgendämmerung des 6. December, zu dem *Dingaan* eine Streitmacht von 10—12000 Mann zusammengerafft hatte. Nachdem der Ansturm auf die Wagenburg durch das vernichtende Feuer der Vertheidiger, welche durch ihre Büchsen und Kartätschladungen geschickt placirter Feldgeschütze die *Zulu* reihenweise niederstreckten, mehrere Stunden bereits mit entsetzlicher Erbitterung geführt worden war, begann das Feuer matter zu werden, *Prätorius*, ein Versiegen der Munition fürchtend, liess durch Berittene von der nicht angegriffenen Seite aus einen kühnen Ausfall gegen die Stürmenden ausführen, und warf sie dadurch gänzlich in die Flucht. Diese Niederlage am *U'mhlatosi* war so schrecklich, dass *Dingaan* nicht wagte seine Hauptstadt zu halten, sondern die den fliehenden Feinden nachdrängenden Boeren fanden *U'nkunginglove* verlassen und in Flammen; sonderbares Verhängniss: auf dem Hügel, welcher die Reste der verrathenen Genossen *Retief's* trug, wurde die Leiche des Führers an einer Ledertasche erkannt, und in dieser entdeckte man die noch ganz kenntliche Urkunde über den mit *Dingaan* abgeschlossenen Vertrag!

Das Glück hatte sich gegen den Despoten gewendet, der eine Schlag führte den Abfall seines Bruders *U'mpande* mit einem grossen Theil der *Zulu* herbei, welche in das Lager der Boeren übergingen. Durch 4000 dieser Krieger verstärkt, wurde 1839 ein neuer Zug gegen *Dingaan* unternommen; wieder geschlagen, floh der Häuptling über die Gränzen seines Gebietes und wurde bald darauf von den *Ama-swazi* niedergemacht. Der an seine Stelle tretende *U'mpande* schloss einen Vertrag mit den Boeren, in welchem er alles Land vom schwarzen *U'mfolosi* bis zum *U'mzimvubu*, von der See bis zum Drakensberg an sie abtrat, und blieb ihr getreuer Bundesgenosse, so dass die *Ama-zulu* mit den *Natal*-Colonisten nicht mehr in Feindschaft geriethen, obgleich die Boeren 1842 durch einen anfangs

glücklichen Kampf (Schlacht bei Congella) gegen die englische Regierung ihre Unterwerfung abzuwenden suchten.

Es herrschte nun für längere Zeit eine verhältnissmässige Ruhe im *Zulu*-Lande, bis im Jahre 1857 die Fluthen des *Tugela* wiederum roth in's Meer flossen, dunkel gefärbt durch das von Bruderhänden vergossene Blut. *Ketchwayo*, einer von *U'mpande's* Söhnen, sammelte sich einen grossen Anhang und revoltirte gegen seinen Vater. Es kam zu einer grossen Schlacht, in der *Ketchwayo* seinem Bruder *U'mbulas* als Führer der anderen Parthei gegenüberstand, der Letztere bedeutend in der Minderzahl, aber unterstützt durch einige Colonisten und mit einer kleinen Anzahl Feuergewehre versehen. Diese machten Anfangs wohl einigen Eindruck, doch wendete sich das Geschick des Tages entschieden gegen *U'mbulas*, welcher selbst fiel; die triumphirenden Gegner richteten ein schreckliches Blutbad unter ihren eigenen Landsleuten an, so dass nur wenige entkamen, indem sie, den Fluss durchschwimmend, am andern Ufer von englischen Truppen aufgenommen wurden.

Ketchwayo erlangte so die Macht, doch blieb *U'mpande* ein gewisser Anhang, und er starb in den sechziger Jahren eines natürlichen Todes.

Die im Süden fest organisirte englische Colonie flösste jetzt wohl genügenden Respect ein, um die kriegerischen Gelüste der *Ama-zulu* in dieser Richtung zurückzuhalten, aber dafür wendeten sie sich in neuerer Zeit wieder nördlich und drangen im Jahre 1866 auf ihren Raubzügen bis *Senna*, welches sie vollständig zerstörten.

Die letzten Kriege mit den Kaffern.

Im Kafferland hatte die allmälig erstarkende englische Regierung noch manchen harten Strauss durchzukämpfen, bevor ein annähernder Grad von Sicherheit erreicht wurde. Der in den dreissiger Jahren mit Kraft und Geschick durch *D'Urban* geführte Krieg hätte wohl für längere Zeit Frieden geschafft, wenn nicht von England aus unverständige philanthropistische Einflüsse thätig gewesen wären, das erneute Hereinbrechen von Blutvergiessen zu beschleunigen. Man missbilligte *D'Urbans* Politik im höchsten Grade (Lord GLENELG's berüchtigte Depesche) und veranlasste, dass Sir *A. Stockenstrom* 1836 als Lieutenant-Governor mit den Häuptlingen neue Verträge abschloss, in denen der District Adelaide und der grösste Theil des neutralen Gebietes ihnen zurückgegeben und der grosse Fisch-Fluss, Tarka und Stormberg-Spruit als Gränze erklärt wurde: man setzte also

auf's Neue die Eingeborenen und Colonisten in die engste Berührung und liess die Feinde in die Schlupfwinkel wieder einrücken, aus denen sie zu vertreiben so viel Opfer gekostet hatte.

Die daraus unvermeidlich hervorgehenden Collisionen machten sich noch nicht gleich fühlbar, wozu die geschichte Leitung der öffentlichen Angelegenheiten unter Sir *G. Napier* als Gouverneur und den auf *Stockenstrom* folgenden Lieutenant-Governor Colonel *J. Hare* Manches beitragen mochte, doch vom Jahre 1842 an verwickelten sich die Beziehungen der Partheien mehr und mehr.

In *Natal* hatten die Boeren 1840 auch bereits angefangen, ihre Herrschaft nach Süden hin gegen die Eingeborenen auszudehnen, indem sie eine erfolgreiche Expedition gegen die *Ama-baka* unternahmen, als sich aber für sie die Unmöglichkeit herausstellte, ihre Unabhängigkeit gegenüber der englischen Regierung zu behaupten, so wichen sie lieber nach dem Innern zurück. Unter *A. Prätorius* und *Potgieter* überstiegen sie wieder die Drakensberge und breiteten sich in den Gebieten zwischen Vaal- und Oranje-Rivier aus; hier fanden sie jetzt die *Griqua* unter *Adam Kok* ihnen nachgerückt, und da diese sich nicht gefügig zeigten nachzugeben, so nahmen die Boeren eine feindselige Haltung gegen sie an und veranlassten dadurch die *Griqua* sich unter den Schutz der englischen Regierung zu begeben, welche trotz des Protestes der Boeren die Souveränität über die nördlichen Gegenden in Anspruch nahm.

Auch dem *Ba-suto*-Häuptling *Moshesh* wurde jetzt die weitere Ausbreitung der Colonisten bedenklich und er schloss daher 1843 mit Sir *George Napier* einen Vertrag, durch den er sein Gebiet zu sichern suchte, ohne dass er sich jedoch offen über die gewünschten Gränzen aussprach, welche nach Dr. PHILIPS Vorschlag in dem Document, »wie man es für recht und billig hielt« festgesetzt wurden. Die Ansicht über Billigkeit erwies sich als streitig, indem bald nachher Rev. *William Shaw* im Namen der kleinen Häuptlinge, welche stark benachtheiligt waren, dagegen protestirte. In einer erneuten Unterredung, die Sir *P. Maitland* mit *Moshesh* bei Tauwfontein hatte, wurde auch Nichts definitiv entschieden, sondern man beschränkte sich auf Vorschläge, unter denen der von *Gideon Joubert* (das streitige Gebiet durch eine Linie von Comissie-Drift am Caledon bis zum Einfluss des Kraai-Rivier abzugränzen) später durch *Moshesh* wieder hervorgesucht wurde.

Es beginnt von dieser Zeit ein unendlicher Streit über die Gränzfrage bald mit diplomatischen Verhandlungen, bald mit den Waffen in der Hand verfochten, während das Material zur Feststellung des Rechtsbodens nie existirt hatte, und die einseitigen Entscheidungen stets den Charakter der Willkühr an sich trugen. Zunächst rückten sich hier die Partheien noch nicht so nahe, um Collisionen unvermeidlich zu machen, wenn auch bereits

die Besitztitel von gewissen Farmen in den Gränzgebieten durch *Moshesh* für widerrechtlich erklärt wurden.

In der Colonie trug dagegen die falsche Politik der Regierung jetzt schon reiche Früchte, indem vom Jahre 1842 an die östlichen Districte immer häufiger über Gewaltthaten der Kaffern zu klagen hatten, und auch innere Zwistigkeiten zwischen den Häuptlingen *Gazella* und *Umhala* stattfanden. Bereits im Jahre 1843 wurde ein Commando gegen den aufrührerischen Häuptling *Tola* gesendet, jedoch war der Gouverneur Sir P. *Maitland* noch immer bemüht, durch gütlichen Ausgleich den Frieden zu erhalten. Die unverständigen Stockenstrom-Verträge wurden beseitigt (1845) und neue abgeschlossen, die Häuptlinge temporisirten aber nur, da sie gutwillig nicht wieder aufgeben wollten, was, wie sie glaubten, ihnen aus Schwäche überlassen worden war.

Im genannten Jahre ereignete sich auch ein Zusammenstoss der Truppen mit den emigrirten Boeren, welche die *Griqua* angegriffen hatten, aber durch Colonel *Richardson*, zur Unterstützung der *Griqua* entsendet, bei *Zwartkopjes* geschlagen und zur Unterwerfung gezwungen wurden. 1846 brach darauf der seit 1842 drohende Krieg mit den Kaffern wirklich aus, die Uneinigkeit derselben war aber so gross, dass der Erfolg für sie nur ein ungünstiger sein konnte; der verschlagene *Magoma* war sogar so überzeugt von dem Fehlschlagen des Unternehmens, dass er bat, Gefangener bleiben zu dürfen und mit Gewalt aus Fort Beaufort entfernt werden musste. Bei *Burnshill* in den *Amatola* fand ein Zusammenstoss statt, die Hauptaufmerksamkeit richteten die Kaffern aber auf ihre tückischen Ueberfälle, wodurch es ihnen gelang, mehrere grosse Transporte von Kriegsmaterial in den Engpässen abzufangen. Die bedeutendsten Anführer in diesem Kriege waren *Umhala*, *Seyolo* und *Pato*, darunter *Seyolo*, so weit mir bekannt wurde, der einzige Häuptling, welcher den Namen hervorragender persönlicher Tapferkeit aus den Kämpfen davon getragen hat; dieser kriegerische Geist äusserte sich in einem kühnen, wenn auch erfolglosen Angriff der Kaffern auf Fort Peddie. Bald darauf war ihr alter, gefürchteter Gegner, General *Somerset*, wieder über ihnen und schlug sie in der Schlacht am *Gwanga* auf's Haupt, worauf sich der Kampf in die alten Schlupfwinkel der *Amatola*-Berge zog.

Trockenheit des Landes und Mangel drückte dann beide Partheien, das Kriegsfeuer dämpfend, so dass zuerst *Magoma* und dann *Sandili* sich auf die Bedingung der Unterordnung unter die englische Oberhoheit ergaben. Nur *Pato* hielt in den unzugänglichen Uferdickichten des Kei etwas länger aus, doch wurde er auch schliesslich verdrängt und durch die Noth zum Nachgeben geneigt gemacht, bis Sir *H. Smith* 1848 in einer grossen Zusammenkunft der Häuptlinge bei King-Williams-Town die Feindseligkeiten wenigstens äusserlich beilegte. Die Häuptlinge mussten dabei sich erklären, ob sie den Frieden halten wollten, und wurden gezwungen, als

Zeichen der Unterwerfung den Stiefel des zu Pferde sitzenden Sir *H. Smith* zu küssen.

Die Regierung bekam durch die Beendigung des Krieges Luft, um einen lange verzögerten, entscheidenden Schritt hinsichtlich der Gebiete nördlich vom Orange-Fluss zu thun, welche jetzt durch Proclamation unter die Oberhoheit der Königin gestellt wurden. Diesen Erlass beantwortete *Prätorius* durch offene Auflehnung, und die Boeren sammelten sich, um mit bewaffneter Hand dem Vordringen der Truppen Widerstand zu leisten. Sir *Harry Smith* ging ohne irgend welche Vorsichtsmaassregeln vorwärts, da er mit grosser Hartnäckigkeit den Gedanken eines thätlichen Widerstandes von Seiten der Gegner zurückwies, und verlor beim Uebergang über den *Kromme Elbok* bei *Boomplaats* durch Schützenfeuer viel Leute, doch hielten die Boeren nicht dauernd Stand und unterwarfen sich, während *Prätorius* und sein Anhang weiter landeinwärts über den Vaal-Rivier zogen und den Transvaal-Freistaat gründeten.

In Bloemfontein wurde der Major *Warden* als Resident der britischen Regierung eingesetzt, er vermochte aber auch nicht die Feindseligkeiten zwischen den Partheien beizulegen, und zwar waren es wiederum die Eingeborenen selbst, die trotz der drohenden Vernichtung durch die Weissen in beständigem Unfrieden unter einander lebten. Es entwickelten sich zahlreiche Fehden von wechselnder Bedeutung und Ausgang, in denen *Sinkonyella* und *Moroko* feindlich gegen *Moshesh* und *Molitsane* auftraten, während sie mit den Boeren Freundschaft hielten; andererseits kämpften die *Ba-suto* gegen die *Korana* und *Bastaards*, im Süden aber gegen die *Amatembu*, und es entstand so ein unlösbares Wirrsal von Verwickelungen, in die Major *Warden* sich vergeblich bemühte einige Ordnung zu bringen. Jeder beschuldigte den Andern, er sei der Friedensbrecher gewesen und habe geheiligte Rechte verletzt, während der Gegner nie in Verlegenheit war, eine Ausrede oder einen Sündenbock ausfindig zu machen, dem das Vergehen aufgebürdet werden konnte. Die zum Ausgleich des bei den Streifzügen verursachten Schadens auferlegten Strafen wurden entweder nicht entrichtet, oder durch erneute Räubereien sehr bald wieder zurückgenommen.

Um den äusseren Grund des Zwistes wenigstens zu entfernen, sollte eine Commission die Gränzregulirung vornehmen, jedoch wich diese in der Gegend der Koesberge aus Furcht, die Kaffern möchten Widerstand leisten, von der Gränze zurück und liess den streitigen Theil zwischen Comissie-Drift und Aliwal unregulirt. Es wurde indessen eine Linie von der Commission aufgestellt, welche man als »*Warden's* Linie« bezeichnete, ohne dass Jemand im Stande gewesen wäre, den Verlauf dieser ganz genau anzugeben. *Moshesh* protestirte alsbald gegen die Annahme der neuen Gränze und verlangte die für ihn günstigere Linie *Jouberts*. So steigerten sich die Verwickelungen in der Souvereignty, wie der Orange-Freistaat unter englischer Regierung genannt wurde, immer mehr und liessen einen

Ausbruch ernsterer Feindseligkeiten unvermeidlich erscheinen, wozu endlich die Fehden der Eingeborenen den letzten Anstoss gaben. *Molitsane*, *Moshesh's* Bundesgenosse, welchem die Rolle der Katze in der Fabel zugetheilt gewesen zu sein scheint, deren Pfoten sich der Affe bediente, um die Kastanien aus der Asche zu holen, hatte für wirkliche oder vorgebliche Belästigungen durch *Sinkonyella* so reichlich Rache genommen, dass *Warden* für den Letzteren eintrat.

Molitsane weigerte sich, die ihm auferlegte Entschädigung zu entrichten und wurde daher 1850 von *Warden* im Verein mit *Sinkonyella* angegriffen; er floh darauf zu *Moshesh*, der nach alter Sitte seine Herausgabe verweigerte, und man beschloss in Folge dessen vom *Ba-suto*-Häuptling selbst Rechenschaft zu verlangen.

Bevor dieser Beschluss aber in Ausführung gebracht werden konnte, brach das Feuer des Aufruhrs, welches in Kafferland nur unter der Asche geschlummert hatte, wieder in hellen Flammen hervor.

Die *Ngqika*-Häuptlinge hatten im Jahre 1846 eine friedfertige Maske getragen, da sie die Zeit für eine Erhebung nicht geeignet hielten, und ganz im Stillen wurden die verderblichen Plane geschmiedet. Sie hatten die Macht der Weissen erprobt und sagten sich wohl, dass, wenn der Erfolg mit den Waffen der Eingeborenen sein sollte, dies nur geschehen könne durch einen gemeinsamen Aufstand womöglich sämmtlicher Stämme, und zur Erreichung des genannten Zweckes setzte man alle Mittel in Bewegung. Besonders rechnete man auch darauf, den Aberglauben, diesen mächtigen Hebel in der Seele der Kaffern, in Bewegung zu bringen, um sie zum Widerstand anzuspornen und ihren Muth zu erhöhen.

Es wurde ein Zauberdoctor, *U'mlangeni*, angestiftet, als Prophet aufzutreten, und als solcher behauptete er, mit den Geistern in Verkehr zu stehen, deren Verheissungen und Befehle er der Oberwelt übermittelte. Er verkündete die bevorstehende Vertreibung der Weissen, wozu die *Ama-kosa* ihren Beistand zugesagt hätten, und unterwies seine Landsleute in der Art und Weise, die Colonisten zu bekämpfen; sie sollten sich nämlich platt auf die Erde werfen, um die Gewehrsalve über sich weggehen zu lassen, dann aufspringen und die Feinde, bevor sie laden könnten, im Handgemenge bewältigen. Noch bedenklicher war es für die Weissen, dass nicht ohne Erfolg versucht wurde, auch die Reste der farbigen Bevölkerung in der Colonie, welche seit Jahrhunderten Frieden gehalten oder sogar brauchbare Bundesgenossen abgegeben hatten, feindlich zu stimmen. Selbst die Hottentotten erschienen jetzt noch einmal auf dem Kriegsschauplatze, wenn es auch einige Mühe kostete, sie in ihrer Treue wankend zu machen; die Hauptcontingente für die Rebellion stellten das sogenannte Kat-River-Settlement, wo sich in den Personen eines gewissen *Uithaalder* und *Brander* muthige Führer der Aufständischen entwickelten, die Hernhuter Mission von *Siloh* und die Niederlassung von *Blinkwater*.

Das allzu grosse Vertrauen, mit welchem die frommen Herren in bester Absicht ihren Schützlingen entgegen kamen, wurde durch schnöden Undank belohnt, und die geringere Ueberwachung der genannten Niederlassungen zog allerhand unsaubere Elemente an, wodurch sie zu geheimen Heerden des Aufstandes wurden. Ein christianisirter Kaffer, mit Namen *Hermanus*, dem die Stellung eines kleinen Häuptlings gegeben worden war, steckte ebenfalls die Fahne der Empörung auf, die Hottentotten der Capemounted Rifles desertirten zum Theil, um sich den Aufständischen anzuschliessen, und die aus colonialen Kaffern gebildete Police musste wegen der umsichgreifenden Widerspenstigkeit entwaffnet und aufgelöst werden.

Aus allem Diesem leuchtet es klar heraus, dass die Leitung der Angelegenheiten in den Händen von Männern ruhte, welche wussten, um was es sich handelte, und die Macht der Gegner nicht unterschätzten. Die Seele des Ganzen bildeten zwei Häuptlinge, *Magoma* und *Umhala*, welche die Befehle für die Uebrigen ausgaben und wegen ihrer klugen Berechnung selbst bei Mächtigeren Autorität fanden. Der alte *Magoma* hatte manchen Strauss mit den Weissen bestanden, und sein Hass derselben verblendete ihn nicht in dem Grade, um grosses Vertrauen in den Erfolg der Unternehmung zu setzen, doch liebte er die Aufregung des Kampfes und der Intriguen zu sehr, als dass er, einmal hinein verwickelt, nicht mit ganzer Energie für die Sache eingetreten wäre.

1850 wurde es hinlänglich klar, dass eine Schilderhebung im Werke sei, und Sir *Harry Smith* veranstaltete als letzten Sühneversuch eine Zusammenkunft der Häuptlinge, bei welcher *Sandili*, durch sein böses Gewissen zurückgehalten, sich weigerte zu erscheinen und in Folge dessen seiner Häuptlingswürde verlustig erklärt wurde. Eine bewaffnete Patrouille von 600 Mann unter Col. *Mackinnon*, welcher gegen *Sandili's* Schlupfwinkel im Keiskamma Hoek entsandt wurde, gerieth in einen Engpass und verlor hier durch die aus dem Hinterhalt angreifenden Feinde viel Leute, worauf die Truppen unverrichteter Sache zurückkehrten (Fig. 12). Auf den Debe-Flats fanden sie beim Rückmarsch die verstümmelten Leichen von 15 Soldaten, welche daselbst von den Kaffern niedergemacht worden waren.

Die Stunde der Erhebung war da, und in hellen Haufen drangen die wüthenden Feinde unter Mord und Brand in die Gränzdistricte ein: galt es doch, wie der Prophet verkündet hatte, die Weissen mit Feuer und Schwerdt gänzlich zu vernichten. In diesem ersten Anprall wurden wieder schreckliche Grausamkeiten bei den Ueberfällen einzelner Farmhäuser verübt; am schlimmsten hausten die übermüthigen Feinde aber in den Militaircolonien, welche gänzlich verwüstet wurden, indem die Kaffern sich auf verrätherische Weise wie nach alter Gewohnheit unter die Ansiedler mischten und auf ein gegebenes Zeichen plötzlich die Wehrlosen niederstiessen. So gingen die meisten der männlichen Bewohner von Auckland, Woburn und Johannes-

berg unter, während die Frauen und Mädchen nur ausgeplündert und vertrieben wurden.

Sir *Harry Smith*, welcher geglaubt hatte, durch sein persönliches Eingreifen ohne grosse Truppenzahl die Feindseligkeiten beilegen zu können, sah sich durch die wie eine Sturmfluth anwachsende Empörung in Fort Cox eingeschlossen und befreite sich, nachdem *Somerset* vergeblich versucht hatte, ihn zu entsetzen, nur durch einen kühnen Ritt mitten zwischen den Belagerern hindurch.

Der grösste Theil der Gränzdistricte war in dieser Zeit völlig in der Gewalt der Eingeborenen, die vereinzelten Farmen wurden gänzlich aufgegeben, und was sich von den Bewohnern zu retten vermochte, floh in die Forts oder zog sich in Lager zusammen. Ausser *Pato*, dem Häuptling der *Ama-ggunukwebi*, welcher jetzt ebenso treu den Frieden bewahrte als er 1846 ein zäher Feind gewesen war, standen allmälig sämmtliche Stämme der Nachbarschaft in Waffen gegen die Colonie, und besonders bedenklich war es, dass auch die früher neutralen *Ama-gcaleka* unter *Kreli*, sowie die *Ama-tembu* unter *Mapassa* am Kriege Theil nahmen. Bald nachdem die Feindseligkeiten in Gang gekommen waren, machte sich die Verrätherei der colonialen Farbigen, zunächst im Kat-River-Settlement und *Hermanus* Station Blinkwater bemerklich.

Indem so die Feinde gleichsam ringsum aus dem Boden emporwuchsen, fanden die Colonisten ausser sich selbst nur eine Stütze, und dies waren die *Fingoe*, deren Besitzthum und Leben in gleicher Weise durch die Kaffern bedroht wurde als das der Ansiedler; auch hatte europäische Disciplin brauchbare Soldaten aus ihnen gemacht, so dass sie sich in den Kämpfen als schätzenswerthe Hülfstruppen zeigten, entschlossen, mit ihren Beschützern zu stehen oder zu fallen.

Die Aufgabe der Kaffern musste es nun sein, womöglich die einzelnen Lager und Posten, deren sich die Ansiedler als Stützpunkte für ihre weiteren Unternehmungen bedienten, ebenfalls in ihre Hände zu bekommen; es gelang indessen den Aufständischen vom Kat-River nur das schwach besetzte Fort Armstrong zu überrumpeln. Vergeblich griffen sie im Anfang des Jahres 1851 Fort White an, und ebenso resultatlos war ein hartnäckiger Sturm, den der fromme Kaffer *Hermanus* mit allen seinen Anhängern gegen Fort Beaufort ausführte. Nach mehreren Stunden erbitterten Kampfes flohen die Angreifer und liessen unter den Todten auch ihren Führer auf dem Schlachtfelde zurück. Einen anderen Angriff auf Alice schlug *Somerset* selbst mit grossem Verlust zurück, wobei die *Fingoe* sich durch Muth und Entschlossenheit auszeichneten; Fort Retief und ein grosses Lager am Koonap wurde vergeblich von den Aufständischen belagert und konnte schliesslich glücklich Entsatz erhalten. Nach der Affaire bei Alice schickte der kriegerische *Seyolo*, welcher gewiss mit Ingrimm das Eingreifen der *Fingoe* in den Kampf beobachtet hatte, eine feierliche Herausforderung nach

King-Williams-Town hinein: Die Engländer möchten herauskommen mit ihm zu kämpfen, wenn sie Muth hätten, mit Landsleuten wolle er nicht mehr fechten. Als die Truppen ausrückten, freilich nicht ohne wiederum eine Schaar *Fingoe* bei sich zu haben, stellte sich *Seyolo* wirklich und lieferte ein hartnäckiges, wenn auch für ihn unglückliches Treffen, in dem er selbst verwundet worden sein soll.

Im Nordosten bildeten die Orte *Siloh* und *Whittlesea* einen weiteren Mittelpunkt der Kämpfe; beide Orte wurden, da man den feurigen Versicherungen von Treue seitens der *Siloh*-Hottentotten noch Glauben schenkte, durch Cap. *Tylden* in Vertheidigungszustand gesetzt, und als der Aufstand im Kat-River ausbrach, retteten sich die vertriebenen englischen Ansiedler nach *Whittlesea*. Bald zeigte sich, dass man auch den Bewohnern von *Siloh* zu viel vertraut hatte, und als die Missionäre sich in Verzweiflung von ihrem Wirkungskreis trennten, folgten ihnen nur 5 Eingeborene nach.

Das benachbarte *Whittlesea* wurde nun von allen Seiten angegriffen, indem die *Siloh*-Hottentotten sich mit den Bewohnern des Kat-River und den *Ama-tembu* vereinigten, um den kleinen Ort zu überwältigen. Obgleich gegen 12 grössere Angriffe versucht wurden, waren die tapferen Vertheidiger stets so glücklich, dieselben unter Verlust der Angreifer zurückzuschlagen.

Allmälig organisirten sich jetzt die Streitkräfte der Colonie, es fand von entfernteren Gegenden Zuzug statt, so dass man an Stelle von blosser Vertheidigung activ gegen die Aufständischen vorgehen konnte. Freilich waren die Schaaren der Interimsoldaten nicht sehr zuverlässig, und da sie oft die bedeutendste Uebermacht zu bekämpfen hatten, so erscheint es nicht wunderbar, dass sich solche »Bürger-Commandos« neben manchen tapferen Thaten zuweilen auch rückwärts concentrirten. Die Hauptschläge führte zunächst wieder der Gen. *Somerset*, unter dessen Anführung das hartnäckig vertheidigte Fort Armstrong erstürmt und zerstört wurde; darauf hob er das Kat-River-Settlement auf, woselbst einige von den Missionären trotz der unabweisbaren Ueberzeugung, dass sich ihre Schüler in Rebellen verwandelt hatten, bis zum Einrücken der Truppen verblieben waren. Nicht unbedeutende Lorbeeren erwarb sich gegen die *Ama-tembu* ein von Colesberg aus gesandtes Commando unter *Joubert*, von welchem *Mapassa* veranlasst wurde über den *Bashee* zurückzuweichen, als aber die Colonisten in ihre Heimath zurückgekehrt waren, brachen die *Ama-tembu* wieder auf's Neue gegen *Whittlesea* hervor.

In diese Zeit fällt auch eine unglückliche Unternehmung gegen den Häuptling *Morosi*, geleitet von einem gewissen *Cole*, wobei ein Ineinandergreifen der Partheien Nord und Süd des Orange-Flusses stattfand. Das wesentlich aus Boeren zusammengesetzte Commando wurde, als der Feind in grosser Anzahl zur Einschliessung vorging, von einem panischen Schrecken ergriffen und floh, während einige Muthigere, die Stand hielten, von den Nachdrängenden niedergestossen wurden. Major *Warden* dirigirte eine

Truppenabtheilung auf das linke Ufer des Flusses, welche das geworfene Commando aufnahm und durch entschlossenen Angriff sehr bald aus den Verfolgern Verfolgte machte.

Ende März 1851 wurde nun auch *Siloh* von den allmälig erstarkten Colonisten unter Capt. *Tylden* erstürmt, und im nächsten Monat die vordringenden *Ama-tembu* bei *Imvani* auf's Haupt geschlagen, so dass sich im Nord-Osten eine grössere Sicherheit anfing wiederherzustellen. Auf diesen Angriff, zu dem sich ein grosser Theil von *Kreli's* Unterthanen mit den *Tembu* unter *Mapassa* und *T'yopo*, sowie eine Anzahl *Ama-ngqika* und Anhänger des Häuptlings *Bucku* vereinigten, hatten die Eingeborenen grosse Hoffnungen gesetzt. Die vereinigten Schaaren erreichten indessen nur die Zahl von etwa 4000, und sollen in dem Kampf, bei welchem sich zu *Kreli's* grossem Schmerz die *Ama-gcaleka* durch Feigheit auszeichneten, 216 Mann todt auf dem Schlachtfelde gelassen haben.

Weiter südlich drangen die Kaffern immer wieder auf's Neue in die Gränzdistricte ein und verübten ihre Plünderungen, worauf sie in den schwer zugänglichen Schlupfwinkeln der *Amatola*-Berge, in der Waterkloof, Fish-River-Bush und Addo-Bush Zufluchtstätten fanden. Es hatte somit die Periode des Guerillakrieges bereits ihren Anfang genommen, und selten kam es zu einem grösseren Engagement, wenn man das in grossem Maassstabe ausgeführte Abtreiben der Dickichte nach Kaffern nicht als solche zählen will.

In den Kämpfen um die Waterkloof musste noch mancher Verlust ertragen werden, doch wurden die Kaffern stets mehr eingeengt und von Kloof zu Kloof gehetzt, so dass hier nicht mehr viel zu thun war, als der neue Gouverneur General *Cathcart* eintraf. *Magoma* und *Sandili* flohen aus ihren Schlupfwinkeln in den *Amatola*-Bergen in die Uferdickichte des Key, *Uithaalder*, der Führer der rebellischen Hottentotten in die Witteberge am Orange-Fluss, *Brander* wurde bei einem Streifzug im Fish-River-Bush erschossen. *Mapassa* war in den letzten Kämpfen gefallen, sein Stamm fast vernichtet; der Rest der *Ama-tembu* wurde *U'mtirara* untergeordnet, für den seine Mutter *Nonebi* die Regierung führte.

Alle frei gewordenen Kräfte konnten im Juli 1852 gesammelt werden, um den durch die Zahl seiner Anhänger mächtigsten Feind, *Kreli*, zur Unterwerfung zu bringen; derselbe war auch bereits so eingeschüchtert, dass das energische Vorgehen der Commando's im Verein mit den Truppen und der Verlust des grössten Theils seiner Heerden ihn bestimmte, sich ohne weiteren Widerstand zu versuchen, zu unterwerfen, worauf er im Anfang des Jahres 1853 einen Frieden abschloss, in dem der Indwe und Kei wieder zur colonialen Gränze erhoben wurde; der Häuptling musste ausserdem versprechen den Ansiedlern gestohlenes Vieh wieder zu erstatten und Personen, welche sich schwerer Verbrechen gegen die Colonie schuldig gemacht hatten, auszuliefern. Etwas später wurde auch mit *Sandili*

Frieden geschlossen unter folgenden Bedingungen: Der Häuptling überliefert 100 Gewehre und die durch die Kafir-Police gestohlenen Waffen und wird verantwortlich für die gute Haltung der *Ama-ngqika*, welche der Oberhoheit der Königin treu ergeben bleiben müssen; ebenso haben die untergeordneten Führer, welche am Aufstand betheiligt waren, ihre Waffen abzugeben und sich in bestimmten Lokalitäten unter *Sandili's* Controlle niederzulassen, der für sie verantwortlich bleibt.

Magoma trieb sich noch in den Wäldern umher, wohl wissend, dass sein Name besonders angekreidet stand, *U'mlangeni* starb in demselben Jahre (1853) unbeachtet wie ein bei Seite geworfenes Werkzeug. Seine Prophezeiungen hatten den unglücklichen Ausgang des Krieges nicht ändern können, so wenig wie seine bezauberten Stöckchen den Trägern derselben die angebliche Unverwundbarkeit verschafften. —

Trotz dieser üblen Erfahrungen fand sich nur drei Jahre später ein Nachfolger für *U'mlangeni*, gewiss ein deutliches Zeichen für die unglaubliche Verblendung und Thorheit der Eingeborenen. Dies war auch ein Zauberdoctor, *U'mlakaza* mit Namen, der ganz in die Fusstapfen seines Vorgängers trat, er prophezeite in gleicher Weise den Untergang der Colonisten mit Hülfe der *Ama-hlozi*, welche zur bestimmten Zeit zur Unterstützung der Lebenden wieder erscheinen würden. Als Vorbedingung wurde den abergläubischen Thoren auferlegt, sie sollten alles Vieh schlachten, welches die rothe Farbe an sich trüge, beim Auferstehen der Vorfahren würde dann nicht allein dieses, sondern auch alles früher gestorbene wiedererscheinen.

Wenn man weiss, wie sehr der Kaffer an seinen lieben Ochsen hängt, so sollte man es für unmöglich halten, dass solche Befehle Gehorsam fanden, und doch war es so: der Aberglauben gewann den Sieg über die stärkste Leidenschaft. Mit dem wahnsinnigsten Fanatismus zerstörten die Kaffern ihr werthvollstes Eigenthum, an dem nicht nur ihr ganzes Herz, sondern in der That ihr Leben hing, so dass selbst die Aasgeier den Tisch zu reichlich gedeckt fanden.

Es war unverkennbar, dass dem scheinbar thörichten Beginnen eine Intrigue zu Grunde lag: die leitenden Köpfe wollten durch die Noth ihre Unterthanen zum verzweifelten Widerstand zwingen. Die Regierung täuschte sich auch nicht über die Lage der Dinge, und bevor die Vorbereitungen zum Kriege von den Feinden vollendet waren, brachte sie durch einen kühnen, geschickten Streifzug die Haupträdelsführer in ihre Gewalt. Der persönlich unbedeutende *Sandili* wurde in Ueberwachung gehalten, *Magoma*, *Vadanna*, *Quesha*, *Xaympi*, *Umhala*, *Seyolo*, *Stokee*, *Xoxo* wurden nach Robben-Island verbannt, von wo sie erst nach einer Reihe von Jahren zu verschiedenen Zeiten entlassen wurden, als man die Lage der Verhältnisse für hinlänglich sicher hielt, ihren Einfluss nicht mehr zu fürchten (die letzten 1866 entlassen).

Unter den Bewohnern des Kafferlandes kam nun im Jahre 1857 die durch die Vernichtung des Viehes unvermeidliche Hungersnoth immer schrecklicher zum Ausbruch; an eine Erhebung gegen die Colonie war nach Entfernung der Führer nicht mehr zu denken, und Tausende gingen auf die elendeste Weise zu Grunde, andere retteten sich nur dadurch, dass sie als Hülfe flehende Bettler den Beistand der Ansiedler nachsuchten, deren Verderben sie zuvor geplant hatten. So trug dieser letzte Versuch, die Herrschaft der weissen Race zu unterdrücken, mehr als alle früheren dazu bei, eine neue Ordnung der Dinge herbeizuführen, und die Reste der zerfallenden Stämme in ein fruchtbringendes Verhältniss zu der Colonisation zu setzen. Wenn sie auch in der Mitte des letzten Jahrzehend durch die erneute, freiwillige Rückgabe des transkeyischen Gebietes in dem allmälig wieder anwachsenden Uebermuth bestärkt wurden und wieder Spuren von Feindseligkeiten zeigten, sind sie jetzt doch schon zu fest und sicher umklammert, um einen erneuten Krieg mit Aussicht auf Erfolg führen zu können.

In den nördlich gelegenen Ländern ist dagegen auch heute noch keine dauernde Waffenruhe eingetreten. Die blutigen, hier stattfindenden Kämpfe sondern sich in vier Gruppen: Die *Ba-suto*-Kriege, die Unterjochung der *Be-chuana* durch die Trans-Vaal-Boeren, die Raubzüge der *Matabele* und die Kämpfe der *Herero* mit den *Namaqua*. Ueberblicken wir zum Schluss den Gang der wichtigsten Ereignisse in diesen verwickelten, mit sehr wechselndem Glück geführten Fehden, zu deren eingehender Geschichte bei der noch jungen Vergangenheit kaum bereits das nöthige Material vorhanden sein dürfte[1]).

Neuere Geschichte der Inlandstämme.

Bevor im Kafferlande der grosse Krieg der fünfziger Jahre zum Ende gebracht wurde, kam auch in der Souvereignty der mühsam niedergehaltene Zwiespalt der Partheien zum vollen Austrag. Vergeblich hatte Mafor *Warden* versucht die Rolle des Vermittlers mit Erfolg durchzuführen, er sah sich schliesslich genöthigt gegen *Moshesh* Front zu machen und dabei die kleinen Häuptlinge *Sinkonyella*, *Moroko* und *Gert Taaibosch* als Bundesgenossen zu benutzen. Ein erneuter Angriff gegen *Molitsane* im Jahre 1851

[1]) Einige der neueren Daten finden sich auch bereits in meinem Reisewerk gelegentlich vermerkt; ausserdem wird hier wiederum auf die Aufsätze der beiden HAHN (THEOPHILUS und JOSAPHAT) aufmerksam gemacht, welche wichtige Notizen über die *Basuto*- und *Herero*-Kriege enthalten.

wurde durch Eingreifen der Hauptmacht der *Ba-suto* beim Dorfe *Kononyana* zurückgewiesen, wobei mehrere Hundert *Ba-rolong*, abgeschnitten auf einem Plateau, gezwungen wurden, sich von den senkrechten Felsen herabzustürzen, um den erbitterten *Ba-suto* nicht in die Hände zu fallen.

Warden erklärte nun *Moshesh* und *Molitsani* für Feinde Englands, und diese liessen, da der Bruch unvermeidlich war, ihren Unterthanen freien Lauf, um an den Gränzfarmern, den *Mantati*, den *Korana* und *Ba-rolong* nach Herzenslust Rache zu nehmen.

Damit dieser unerträgliche Zustand ein Ende fände, wurde *Cathcart* mit 2700 Mann englischer Truppen nach der Souvereignty gesandt (deren Beförderung 70000 Pfund gekostet haben soll), und die Streitmacht traf im December des Jahres 1852 bei Plaatberg unweit Thaba-Bosigo ein. *Cathcart* citirte die Führer der Partheien zu einer Zusammenkunft, in der Absicht, durch gegenseitige Entschädigung den Streit gütlich beizulegen, doch blieb *Moshesh* wie gewöhnlich auf nichtigen Vorwand hin aus, und wurde darauf verurtheilt, 10000 Stück Vieh und 1000 Pferde innerhalb dreier Tage zu entrichten. Eine in den nächsten Tagen veranstaltete persönliche Zusammenkunft mit dem *Ba-suto*-Häuptling blieb resultatlos, und als darauf nur ein Theil des Viehes eingeliefert wurde, überschritt *Cathcart* den Caledon und rückte gegen Thaba-Bosigo an.

Die *Ba-suto* stürmten plötzlich auf die vordringenden Truppen ein, von denen drei Colonnen in verschiedener Richtung einen Vorberg, Berea genannt, erstiegen, während sie mehr auf das Einfangen von Vieh als die Aufrechterhaltung der Ordnung bedacht waren, und sollen ein erhebliches Blutbad unter ihnen angerichtet haben, wenn auch die officiellen Berichte davon Nichts wissen wollen. Mit Mühe erfochten sich die Colonnenführer ihren Rückweg zur Hauptmacht, welche unterdessen unter *Cathcart* selbst in die Ebene vor Thaba-Bosigo, ein Terrain von steilen Wasserrissen fast netzförmig durchschnitten, geführt worden war. Als *Moshesh* vom Gipfel des Thaba-Bosigo aus den General in dieser äusserst bedenklichen Stellung sah, soll er ausgerufen haben: »*Morèna a ka, morèna a ka! ga u tsebe ka mo u etsang ka teng!*«[1]) Er war indessen nicht darauf bedacht, die Gunst der Verhältnisse zu benutzen, da der überlegte Politiker sich bewusst war, dass ein entscheidender Sieg über die Engländer für ihn kaum von bleibendem Vortheil sein dürfte, und erst spät erfolgte ein Angriff, wie man sagt, gegen seinen Willen, den die eingeklemmten Truppen glücklich zurückschlugen.

Trotz dieses für die Angreifer entschieden ungünstigen Ausgangs der Schlacht bat *Moshesh* kluger Weise bald in der folgenden Nacht um Frieden, den er auch erhielt, da *Cathcart* gewiss froh war, mit seinen in der Steppe

---

[1]) Zu Deutsch etwa: Herr, Herr, Du kommst, und weisst doch nicht, wohin Du Dich wendest!

wenig brauchbaren Truppen den ungleichen Kampf nicht fortsetzen zu müssen.

Warden's Nachfolger, Sir *George Clerk*, bemühte sich darauf ebenso vergeblich mittelst einer neuen Landcommission die Gränzregulirung zu bewerkstelligen. Das Gerücht des bevorstehenden Verzichtes der englischen Regierung auf die Souvereignty war schon allgemein verbreitet und machte *Moshesh* im Hinblick auf die unvermeidlichen Verwickelungen mit den Boeren noch schwieriger als früher, so dass er für diesen Fall nur von dem ältesten mit *Maitland* abgeschlossenen Vertrage etwas wissen wollte. Dem im Jahre 1854 wirklich ausgeführten Zurückziehen der englischen Verwaltung folgte unmittelbar ein Einrücken der Eingeborenen in die streitigen Gränzdistricte, bis Präsident *Hoffmann* in persönlicher Zusammenkunft mit *Moshesh* die Verhältnisse wenigstens theilweise ordnete. Die im ganzen Wesen der Ausbreitung seitens der Boeren und der widerstrebenden Eingeborenen-Interessen liegende Unmöglichkeit einer dauernden friedlichen Einigung stellte sich in den nächsten Jahren immer deutlicher heraus; es war nur leeres Stroh, was in den verschiedenen Zusammenkünften gedroschen wurde: man suchte nach Vorwänden, um das Odium des Friedensbruches von sich abzuwälzen.

Der Streit drehte sich zunächst um den Caledon- und den Witteberge-District; in ersterem trieben die kleinen, *Moshesh* tributären Häuptlinge *Bushuli*, *Jan Letelle* und *Seperi* damals die Boeren zurück, während in dem anderen der Häuptling *Witsi* 1856 durch ein Commando wiederholentlich geschlagen und aus den Gränzdistricten vertrieben wurde. Im September dieses Jahres fasste der Volksraad des Freistaates den Beschluss Major *Warden's* Linie als Gränze gegen *Moshesh*, wenn erforderlich mit bewaffneter Hand durchzusetzen, unabhängig von sonstigen Streitobjecten.

Die Feindseligkeiten steigerten sich nun bis zum vollständigen Kriegszustand, der 1858 seinen Höhepunkt erreichte, doch wurde der Feldzug von beiden Seiten lasch geführt, indem mehr demonstrirt als wirklich gekämpft wurde. Im offenen Felde erwiesen sich die Boeren trotz *Mosheshs* berittenen Schützen den *Ba-suto* stets überlegen, das unzugängliche Thaba-Bosigo bot den Letzteren aber eine sichere Zufluchtsstätte. Nach einem grösseren Gefechte vor diesem Orte gewann die Neigung zum Frieden die Oberhand, welcher am 12. October wirklich abgeschlossen wurde, wobei *Moshesh* die Gränzdistricte grossentheils an den Freistaat abtrat.

Nichts destoweniger dauerte der unsichere Zustand fort, 1864 waren die Witteberge aus Furcht vor den feindseligen *Ba-suto* wieder gänzlich verlassen, im nächsten Jahre brach der offene Krieg heftiger als vorher aus. Nach einem erfolgreichen Ueberfall der nachlässig anrückenden Boeren in einem Pass der Witteberge wurden die *Ba-suto* in Thaba-Bosigo belagert, das man unter schweren Verlusten vergeblich zu stürmen versuchte. Es trat alsdann eine Erschlaffung im Lager der Colonisten ein, welche grossen-

theils in ihre Heimath zurückkehrten, bis das Bewusstsein, dass die Existenz auf dem Spiele stehe, zu erneuten, energischeren Maassregeln zwang. Der Freistaat nahm den Krieg wieder mit Entschiedenheit auf, und bedrängte die *Ba-suto* durch Wegnahme des Viehes und Verhindern der Feldbestellung so, dass sie, um dem Untergang zu entgehen, sich 1868 unter englische Oberhoheit stellten, die Vermittlung mit den Boeren ihrem Schutzherrn überlassend.

Nicht minder unglücklich für die Eingeborenen war die Gründung des Trans-vaal-Freistaates, wo *A. Prätorius'* Hand schwer auf den schon stark decimirten Stämmen ruhte. Die Ost-*Be-chuana* leisteten keinen grossen Widerstand, dagegen fanden Feindseligkeiten der stets weiter landeinwärts vordringenden Boeren mit den noch zahlreicheren Stämmen der West-*Be-chuana* statt. Die *Ba-hurutse* und ihre Nachbarn am *Mariqua* und *Limpopo* ordneten sich unter, darüber hinaus aber trafen die Jagdparthien auf die Stämme der *Ba-khatla* und *Ba-kuéna*, deren Häuptlinge *Mosielélè* und *Sechèli* sich zu sicher wähnten, um den unbeschützten Jägern mit besonderer Rücksicht zu begegnen.

Vereinzelte Gewaltthaten wurden wohl nicht mit Unrecht dem *Ba-khatla*-Häuptling zur Last gelegt, und im August 1852 sammelte sich am *Mariqua* ein Commando unter Veld-cornet *Scholz*, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen. *Mosielélè* hielt nicht Stand, sondern floh zu *Sechèli*, während sein Stamm sich theils in die Berge zurückzog, theils nach schwachem Widerstande unterwarf. Darauf rückten die Boeren weiter gegen Liteyana vor, wo sie unter dem schwer zugänglichen Plateau unbelästigt von den *Ba-kuéna* am Flüsschen Posto fassten. Auf die an *Sechèli* ergangene Aufforderung, *Mosielélè* auszuliefern, erfolgte laut dem Bericht eine prahlerische Antwort des Häuptlings, in der er die Auslieferung verweigerte, die Boeren mit hochtönenden Worten zum Kampfe aufforderte und mit der übermüthigen Phrase schloss: »Ich habe Euch schon in meinem Topfe und brauche nur noch den Deckel darüber zu stülpen«.

Die schlaue Aufforderung der Angreifer, er möchte, um die Frauen und Kinder zu schonen, in die Fläche herauskommen, wies er im Vertrauen auf die ausserordentlich feste Lage des Ortes (ganz ähnlich dem abyssinischen Magdala) zurück, und die Boeren sahen sich zu ihrem Leidwesen gezwungen, den bedenklichen Sturm zu unternehmen. Sobald es ihnen gelungen war, einen Theil der Stadt in ihre Gewalt zu bekommen, steckten sie die Häuser in Brand, und in der folgenden Nacht flohen die feigen Vertheidiger nach allen Richtungen. Bei sechsstündigem Kampf unter den ungünstigsten Verhältnissen sollen die Boeren nur 3 Todte und 6 Verwundete gehabt haben, obgleich einer entschlossenen Vertheidigung gegenüber wahrscheinlich die grössten Opfer vergeblich gewesen sein würden.

Viele Frauen und Kinder nahmen die Boeren als Gefangene mit sich, ausserdem was sie von Vieh erlangen konnten, und verwüsteten auf dem Rückweg LIVINGSTONE's Station in Kolobeng. *Sechèli's* eigene Kinder fielen in die Gewalt der Feinde und erst durch Vermittelung der colonialen Regierung wurden sie ihm später zurückgegeben, nachdem er sich bereits aufgemacht hatte, um persönlich bei der Königin vorstellig zu werden, aber nur bis Cape-Town gelangt war.

Die Nachbarstämme zogen sich vor dem Commando der Boeren meist zurück, nur *Sentuhie* leistete in kleineren Gefechten einen schwachen Widerstand. —

Im Transvaalgebiet waren die noch immer zahlreichen *Be-chuana* zwischen den vereinzelt wohnenden Farmen wieder etwas zu Kräften gekommen, und einige Unterthanen des Häuptlings *Mankopane* gaben durch Ermordung eines Veld-cornet *Potgieter* und einige andere Unthaten den Vorwand, gegen sie feindlich vorzugehen. Der alte *Prätorius* war 1853 gestorben, an seiner Stelle führte ein Verwandter des ermordeten *Potgieter* gleichen Namens als Commandant-General das Commando gegen *Mankopane*, unterstützt durch eine Abtheilung Boeren, an deren Spitze der junge *Prätorius* stand (1854).

Die Eingeborenen hielten im offenen Felde nicht Stand, sondern flüchteten in unterirdische Höhlen, worin sie schon längere Zeit zu hausen pflegten, das Commando besetzte die Eingänge und errichtete unfern des Einganges Verhaue, hinter denen beständig eine starke Wache bereit lag. Der schwache, dagegen anfangs versuchte Widerstand der Eingeschlossenen hatte keinen Erfolg, doch gelang es ihnen eines Tages den Anführer der Boeren, *Potgieter*, als er sich unvorsichtig exponirte, durch einen Schuss zu tödten. Die Erbitterung der Belagerer stieg dadurch noch höher, und als nun der einreissende Mangel an Wasser und Nahrung die Unglücklichen zur Nachtzeit aus der Höhle trieb, wurde Alles, was sich zeigte, Frauen und Kinder inbegriffen, ohne Unterschied niedergeschossen, bis am 17. November (am 6. hatte die Belagerung begonnen) beim Eindringen in die Höhle sich zeigte, dass die schreckliche That vollständig vollbracht sei. —

In den östlichen Gebieten, wo die Macht der Colonisten noch nicht so erstarkt war, mussten ihnen die benachbarten *Ama-swazi* bei der Unterdrückung der Eingeborenen helfen, während nördlich vom *Limpopo* die *Matabele* die unkriegerischen Stämme an allen ihren Gränzen unterdrückten. Besonders nach Norden und Nordwesten fanden die Streifzüge der Krieger *U'mselekazi's* selten energischen Widerstand und dehnten ihre Herrschaft ebenso aus, wie weiter nach der Küste zu die *Ama-zulu*; unter diesen Kämpfen litten besonders die *Mashona* und *Makalaka*, doch gelegentlich trugen die *Matabele* ihren gefürchteten Speer auch weiter bis zu den *Bamangwato* oder den Stämmen am See *Ngami*; nur gegen die *Ama-swazi* erlitten sie in neuerer Zeit eine schwere Niederlage.

Nach dem Tode des Häuptlings *U'mselekazi* schwächten sie sich durch innere Zwistigkeiten, während der Strom der Goldsucher mehr und mehr ihre Machtstellung bedroht; auch die *Matabele* werden daher bald nicht mehr im Stande sein, einen nennenswerthen Einfluss gegenüber den Weissen geltend zu machen. —

Es bleibt nun noch ein Drama zur Betrachtung übrig, welches in besonderen Gränzen verlief und von den übrigen Verwickelungen nur wenig tangirt wurde: es ist dies der Vernichtungskrieg zwischen den *Namaqua* und *O va-herero*.

Wenige Worte mögen genügen, um diese noch immer nicht ganz abgeschlossenen Kämpfe zu charakterisiren, da ein ruhiger Ueberblick derselben einer späteren Zeit vorbehalten bleiben muss.

Die vor der Ausbreitung der Colonisten nach Norden zurückweichenden *Namaqua*, besonders die *Orlams* unter *Jonker Afrikaner* fanden in den *Herero* eine Race, welche wegen ihrer Schlaffheit sich als ein günstiges Object der Unterdrückung darbot. Trotz ihrer bei weitem besseren Entwickelung und ihrer beträchtlichen Zahl beugten die Letzteren ihren Nacken demüthig unter das Joch der *Namaqua*, bis der Reisende Andersson aus Sympathie für die Unterdrückten und in der enthusiastischen Idee, einen freien, selbstständigen Stamm aus ihnen bilden zu können, sie veranlasste, die Unterdrückung von Seiten der *Namaqua* nicht länger zu ertragen.

Unter Andersson's Führung gelang es ihnen wiederholentlich, die *Namaqua* zu schlagen und für einige Jahre schien es, als würde das Ziel in der That erreicht werden. Doch zeigte sich nun, dass es den *Herero* an hinreichender Charakterstärke fehlte, um fest und consequent auf dem beschrittenen Pfade vorzugehen. Andersson, sowie die Missionäre hielten den mächtigsten Häuptling derselben, *Kama-herero*, sogar für einen Verräther an der nationalen Sache.

Weiter oben (pag. 219) wurde bereits darauf hingewiesen, wie es den wieder erstarkten *Namaqua* gelang, einige glückliche Schläge gegen die *Herero* auszuführen, und wie Andersson im Gefecht verwundet und von seinen Schützlingen schnöde verlassen wurde. Die Sache der *Herero* neigte sich darauf wieder dem Untergange zu und die Missionäre Hugo Hahn[1] verzweifelten an der Möglichkeit, ihre Station zum Segen der Eingeborenen zu erhalten[1]. So ist der Krieg unter Vernichtung von Leben und Eigenthum weiter geführt worden, und ob er wirklich jetzt als definitiv beigelegt zu betrachten ist, kann nur die Zukunft lehren.

[1] Vergl. Hugo Hahn's Brief in Jos. Hahn's Aufsatz über die *Herero*.

LITTERATUR-ANGABE.

Officielle Quellen und historische Abhandlungen.

1) The Record, or a Series of official papers relative to the condition and treatment of the Native Tribes of South-Afrika by *D. Moodie Lieut. R. N.*, Cape-Town 1838. 2) Report of Select *Committee on Aborigines*. 3) Reports upon the Relations between the Cape Colonists and the Kafirs and Bushmen in 1808—9 by Col. *Richard Collins*. Cape of good Hope 1841. 4) Proceedings of the Commission appointed to inquire into the past and present state of the Kafirs etc. Pieter-Maritzburg 1852. 5) South-Africain Annals 1652—1795 by *Donald Moodie* Pieter-Maritzburg 1855. 6) Letters to Sir Peregrine Maitland etc. on the present Kafir war by *Aug. Ios. Tancred* D. D. Cape-Town 1846. 7) A Narrative of the Kafir-War of 1850—52 by *R. Godlonton*, Grahams-Town 1852. 8) A succinct statement of the Kaffers Case etc. by *Stephen Kay*, London 1837. 9) The Cape of good hope and the Kaffir Question by *Charles Walter*, Cape-Town 1856. 10) History of the Colony of Natal, South-Afrika etc. by the Rev. *William C. Holden*, London 1855. 11) A narrative of the Irruption of the Kafir Hordes into the Eastern Province of the Cape of good Hope 1834—35 by the *Editor of the Grahams-Town Journal*, Grahams-Town 1836. 12) Correspondence of Lieutn. Gen. the hon. Sir *George Cathcart* K. C. B. etc., 13) History of the Basutus of South-Africa by the spec. comm. of the *Cape-Argus*. 14) Kafir Laws and Customs by *Maclean*, Mount Coke 1858. 15) The Past and Future of the Kafir-Tribes by Rev. *William C. Holden*, London 1855. 16) The Cape and the Kaffers by *Harriet Ward*, London 1860. 17) The Eastern Province Monthly Magazine publish. by *Godlonton*, Grahams-Town 1858.

Reisebeschreibungen.

1) Travels in the Interior of Southern Afrika by *W. I. Burchell* Esq., London 1822. 2) Relation d'un Voyage d'Exploration au Nord-Est de la Colonie etc. par *M. M. T. Arbousset* et *F. Daumas*, Paris 1842. 3) Caput bonae spei hodiernum, das ist: Vollständige Beschreibung des afrikanischen Vorgebirges der guten Hoffnung von *M. Peter Kolben*. Nürnberg 1719. 4) Les Bassoutos, ou vingt trois années de sejour et d'observations au Sud de l'Afrique par *E. Casalis*, Paris 1859. 5) Wild Sports in Southern Afrika by Capt. *Harris*. 6) Travels in South Afrika by the Rev. *John Campbell*, London 1822. 7) *Daniells* Sketches representing the Native tribes, animals and Scenery of South Afrika. 8) Narrative of a voyage of observation among the colonies of Western Afrika etc. by *Jam. Edw. Alexander*, London 1837. 9) Missionary Labours and Scenes in South Africa by Rev. *Rob. Moffat*, London 1842. 10) Missionary Travels and Explorations in South Afrika by *Dav. Livingstone*, London 1856. 11) Reisen im südl. Afrika von *Hin. Lichtenstein*, Berlin 1811. 12) Travels and Adventures in Eastern Afrika etc. by *Nathaniel Isaacs*, London 1836.

13) The Kafirs of Natal and the Zulu-Country by Rev. *Ioseph Shooter*, London 1857. 14) Zululand by Rev. *Lewes Grout*, London. 15) The Okavango-River by *Ch. J. Andersson*, London. 16) Lake Ngami by *Ch. J. Andersson*, London. 17) The Zambesi and its tributaries by *Dav. Livingstone*, London 1865. 18) A. Journey to the Zoolu Country by Capt. *Gardiner*, London 1836. 19) Reisen in Süd-Afrika während der Jahre 1840—41 von *W. r. Meyer*, Hamburg 1843. 20) Southern Afrika, a Geography and natural History by Rev. *Francis Fleming*, London 1856. 21) Travels in Southern Afrika by *John Barrow*, London 1801. 22) A Tour in South-Afrika by *F. I. Freeman*, Cape-Town. 23) Life in the Wilderness, or Wanderings in South-Afrika by *Henry H. Methuen*, London 1846. 24) Sporting Scenes in South-Afrika by *Drayson*, London 1858. 25) Life with the Zulu's of Natal by *Mason*, London 1855. 26) Reise nach Süd-Afrika von *Ebner*, Berlin 1829. 27) Explorations in South-West-Afrika etc. by *Thom. Baines*, London 1864. 28) Travels in the Interior of South-Afrika by *J. Chapman*, London 1869. 29) Caffres and Caffer-Missions by the Rev. *H. Calderwood*, London 1858. 30) *Le Vaillant's* erste und zweite Reise in Süd-Afrika, Berlin 1790. 31) Voyage dans l'Afrique australe par *Ad. Delegorgue*, Paris 1847. 32) Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung von *And. Sparrmann*, übersetzt von *Groskurd*, Berlin 1784. 33) Narrative of Four Journeys into the country of the Hottentots and Kaffraria etc. by Lieutn. *William Paterson*, London 1790. 34) Journal of a Residence at the Cape of good Hope etc. by *Charles I. F. Bunbury* F. L. S., London 1848. 35) Travels and Adventures in Southern Africa by *George Thompson*, London 1827.

Anatomische und ethnographische Werke und Abhandlungen.

1) The Natural History of Man. Afrika by Rev. *J. G. Wood*, London 1868. 2) Anthropologie der Naturvölker von *Waitz*. 3) Researches into the physical History of Mankind by *Prichard*, London. 4) Körperliche Verschiedenheiten des Negers vom Europäer von *Sömmering*, Frankfurt 1785. 5) Beckenmessung bei verschiedenen Menschenrassen von *J. Martin*. 6) Beschouwing van het verschil der bekkens in onderscheidene Volksstammen v. *G. Vrolik*, Amsterdam 1826. 7) Thesaurus craniorum b. *B. Davis*, London 1867. 8) Observations on the Skeleton of a Hottentot by *I. Wyman*, Proc. of the Boston-Soc., Nat. Hist. 1863. 9 Tabula craniorum *G. Sandifort*. 10) Ueber die Becken schwarzer Eunuchen von *A. Ecker*, Freiburg. 11) Lehre von den Ur- und Rassenformen der Becken von *M. J. Weber*. 12) Ueber die Genitalien des Buschweibes Afandy von *Luschka*. Monatschr. für Geburtskunde. Bd. XXXII. Heft 5. 1868. 13 Ueber das Becken eines Buschweibes von *Carl Gürtz*, Tübingen 1868. 14) Craniologische Mittheilungen von *H. Welcker*. Archiv f. Anthropologie I. 15) De la chevelure par *Pruner-Bey*. Mém. de la Soc. d'Anthrop. Vol. II. Paris 1865. 16) Proportionslehre des menschlichen Körpers, Leipzig 1854 und die Unterschiede in den Proportionen der Racentypen im Archiv f. physiol. Heilkunde 1856 von *A. Zeising*. 17) Novara-Expedition, anthropologische Abtheilung von Dr. *A. Weisbach*. 18 Comparative Anatomy of Vertebrates by *Rich. Owen*. 19) Evidence as to man's place in nature by *Th. H. Huxley*, London 1863. 20) Die Hottentottenstämme und ihre Verbreitung im Lichte der Gegenwart. *Petermann's* geograph. Mitth, 1858. 21) Südafrikanische Skizzen von *Kretschmar*. 22) Ein Racenkampf in der nordwestlichen Capregion von *Theophilus Hahn*. Globus Bd. 14. 1868. 23) Die Namahottentotten von *Theoph. Hahn*. Globus Bd. 12. 1867. 24 Die Buschmänner Süd-Afrika's v. *Theoph. Hahn*. Globus Bd. 18. 1870. 25) Die O va-herero von *Josaphat Hahn*. Zeitschr. d. Gesellsch. f. Erdkunde, Berlin 1869, Bd. IV, Heft II. 26, Ueber steinerne Befestigungen im Matabele-Gebiet von *Hübner*, Zeitschr. f. Ethnographie III. 1871. 27) Ueber die Becken der verschiedenen Menschenracen von *Joulin* in d. Archives générales de médecine, Paris Juillet 1864. 28) Classification anthropologique par *Is. Geoffr. St. Hilaire*, Journ. de Physiologie, Paris 1861. 29) Atlas der rheinischen Missionsgesellschaft, bearb. v. *Grundeman*. 30) Die Bewohner der Ostküste Süd-Afrika's von *Schultheiss*, Berlin 1854. 31 Memorials of South-Afrika by *Barnabas Shaw*, London 1841. 32 De Kaffers aan de Zuidkust van Africa natuur- en geschiedkundig beschreven van *Alberti*. 33) Beiträge zur Kunde der Hottentotten von *Theoph. Hahn*, Jahr.-Ber. d. Vereins f. Erdkunde. Dresden 1869.

34) Dr. *Bleek's* Berichte in Petermann's geograph. Mitth. 1855, 56, 57, 58. 35) Reynard the Fox in South-Afrika by *W. Bleek*, Phil. Dr. 36) Zulu-Legends und Kafir-Legend's (Manuscr.) von Dr. *Bleek*. 37) Sir George Gray's Library. Part. I. Philology by *W. Bleek* Phil. Dr., London 1858. 38) Zulu-Kafir Dictionary by *L. Döhne*. Cape-Town 1857. 39) Etudes sur la langue Séchuana par *Eugène Casalis*. Paris 1841. 40) A sketch of the Se-chûana-Grammar by the Rev. *Frédoux*. Cape-Town, 1864. 41) A comparative Grammar of South-Africain Languages by *W. Bleek*, Phil. Dr., London 1867. 42) Two lectures on the Native tribes of the Interior by Rev. *Edward Salomon*, Cape-Town 1855. 43) Das Kafferland und seine Bewohner von *Jacob Ludwig Döhne*, Berlin 1843. 44) Two lectures on great Namaqualand and its inhabitants by the Rev. *Tindall*, Cape-Town 1856. 45) Gross-Namaqua-Land von *Knudsen*. 46) Naukeurige Beschrijvinge der Afrikaansche Gewesten etc. door Dr. *O. Dapper*, Amsterdam 1676. 47) South-African Tribes by *Sutherland*, Cape-Town 1845.

SACHREGISTER.

Seite

A.

A-, siehe unter dem folgenden Buchstaben.
Aba-kweta 109
Abbildungen, Grout's A. 21
— Wood's A. 21
Aberglauben der Kaffern 99
— der Be-chuana 196
— der Herero 239
— der Hottentotten 336
— der Namaqua 353
Abhängigkeit der Korana 368
»Abnehmen« bei den Namaqua. . . . 362
Abscheeren des Haares bei den Korana-Frauen 373
Abstehen der grossen Zehen 22
Abzeichen der Häuptlinge bei den Hottentotten 322
Achsendrehung des Humerus 45
Ackerbau der Kaffern 87
Ackerbaugeräthe der Be-chuana . . . 182
Afandy, das Buschweib 281
Afrikaner, Jonker 290. 473. 509
Afrikaner's Stamm 344
Ahnencultus der Kaffern 98
— der Herero 232
— der Hottentotten 338
Aehnlichkeit der Hottentotten und Chinesen 285
Akka 403
Alexander, Capt. 489
Alice, Angriff auf 500
Aloe dichotoma u. perforata 434
Ama- siehe unter dem folgenden Buchstaben.
Amatola-Berge 8
- Eroberung der 489

Seite

Ambos der Eingeborenen 71
Amraal Lambert's Stamm 345
Andachtsübungen der Be-chuana . . . 191
Andersson 509
Anführer der Hottentotten 323
Ankunft der Kaffern am Kei 462
Anlagen der Buschmänner 423
Anrufungen des Mondes 339
Anschauungen, religiöse, d. Xosa . . 97
— — d. Be-chuana 197
— — d. Herero . . 230
— — d. Hottentotten 336
— — d Namaqua. 353
Apertura pyriformis d. A-bantu . . . 34
— — d. Hottentotten . 294
— — d. Buschmänner . 413
Arachis 326
Arbeit der Frauen 86
Arbeitstheilung der Geschlechter bei d. Kaffern 79
Arbeitstheilung der Geschlechter bei d. Be-chuana 183
Arbeitstheilung der Geschlechter bei d. Herero 229
Arbeitstheilung der Geschlechter bei d. Hottentotten 325
Arcus senilis 29
Armoed-Penz 405
Assegai der Kaffern 62
— der Zulu 129
— der Be-chuana 173
Assegai-Werfen der Kaffern 64
Asymmetrie der Koi-koin-Becken . . 298
Atavismus 12
Attiqua 267
»Auffressen« 97
Aufgeben des Freistaates durch die Engländer 506

Seite

Auftreten, äusseres, d. Kaffern . . . 52
Augen, Bildung d., bei d. Kaffern . . 29
— — — bei d. Hottentotten 288
— — — b. d. Buschmännern 408
— Zukneifen der 29. 288
Augenhöhlen der A-bantu 34
Augennasen-Dreieck 30. 287
Augenspalte, Axe d., bei d. Kaffern . 30
Augenstellung bei den Be-chuana . . 159
— — — Hottentotten . 288
— — — Korana 370
— — — Buschmännern 408
Augenzwischenraum der Koi-koin . . 287
Ausdruck d. Gesichtes d. Hottentotten 290
Ausdünstung der A-bantu 14
— der Koi-koin 273
Ausfeilen d. Zähne bei d. Herero . . 235
Auslöschen eines Hauses 118
Ausschmückung der Hütten 179
»Ausschnüffeln« 100
Aussehen der Hottentotten 271
— der Korana 369
Aussetzen der alten Leute 116. 334
— der Kinder 334
Auswandern der Boeren 490
Autorität der Eltern 108
Autoren, ältere, über d. Hottentotten 272

B.

Ba- siehe unter dem folgenden Buchstaben.
Backenknochen der Hottentotten . . . 284
Bailie's Tod 489
Baka, Ama-b. 7
Ba-kuénaschädel 35
Bamboes der Koi-koin 316
Bantu, A-b. 3
Barbarei der Kaffern 56
— der Be-chuana 195. 148
Ba-rimi der Be-chuana 167
Barrow 8
Bartwuchs der Xosa 16
— der Hottentotten 277
— der Buschmänner 403
Bashee, Schlacht am 483
Bastaards 378
Bau der Hütten 86
Baunin 346
Beaufort, Angriff auf 500
Be-chuana 149
Be-chuana-Buschmänner 163
Becken der A-bantu 40
— eines Ba-mangwato ♂ 44
— einer Ba-mangwato ♀ 45

Seite

Becken eines Herero ♂ 44
— der Korana 298
— der Hottentotten 306
— der Buschmänner 415
Beckenzeichnungen 44
Befreiung der Fingoe 488
Befestigungen, steinerne, im Matabele-Gebiet 136
Begehrlichkeit der Namaqua 351
Begräbniss bei den Kaffern 116
— von Magoma's Sohn . . . 117
— bei den Zulu 144
— bei den Herero 236
— bei den Hottentotten . . 335
— bei den Namaqua 365
Behälter für Schnupftaback 67
— für Kafferkorn 89
Beirath der Hottentotten 321
— der Häuptlinge bei den Namaqua 362
Beisetzung bei den Namaqua 365
Bemalung mit Ocker 12
— des Gesichtes bei den Hottentotten 274. 313
Benennung der Kinder bei den Be-chuana 205
Berea, Schlacht bei 505
Berg Damara 212
Bergenaars, Hinrichtung von 383
Berichte, frühste, üb. d. Buschmänner 390
Beschäftigungen d. Be-chuana im Felde 187
Beschneidung 109. 206
Beseitigung der Stockenstrom-Verträge 496
Bethanien 368
Bewachen der Saaten 188
Bewaffnung der Xosa 65
— der Zulu 129
— der Be-chuana 173
— der Herero 283
— der Hottentotten 314
— der Namaqua 357
— der Korana 374
— der Buschmänner 433
Bezeichnungen der Namaqua 346
Bier der Kaffern 90
Blasebälge der Eingeborenen 71
Bleek, Dr. 5
Blinkklip 313
Blinkwater 498
Blitzschlag, Aberglauben bei 103
Bloem, Jan, der Räuber 485
Blutrache bei den Namaqua 360
Blutschande bei den Kaffern 115
— bei den Hottentotten . . 322
Bodengestaltung des Kafferlandes . . 81

	Seite
Boeren	4
Bogen der Buschmänner	433
Bogenschützen, die Herero als	224
— die Buschmänner als	434
Boguera	206
Booi's Stamm	345
Boomplaats, Schlacht bei	497
Boojesman	388
Boojesmannen, makke	395
Boyale	207
Boyaloa	189
Brander, ein Hottentottenführer	498
Branntwein der Eingeborenen	332
Brautnacht bei den Namaqua	365
Breite, grösste, d. Hottentotten-Schädel	293
Breitenindex der Kaffernschädel	31
— der Hottentottenschädel	292
— der Buschmannschädel	412
Broekkaross der Namaquafrauen	365
Brüste, Herunterbinden der	25
— der A-bantu-Frauen	25
— der Koi-koin	279
— der Buschmänninnen	407
Brustbein der A-bantu	45
Brusttücher der Xosa-Frauen	62
Brustwarzen der A-bantu-Frauen	25
Büchschen des Penis bei den Kaffern	58
Buchupulver	309
Bundel-Zwarts	344
Busa	95
Buschmänner	385
— Gebiet der	386
— Namen der	386
— als Dienstboten	423
Busen, Entwickelung des, b. d. Hottent.	279
— - — b. d. Namaqua	349
Bushuli	508

C.

	Seite
Caffern, siehe Kaffern.	
Calderwood	10
Campbell	197
Cane	492
Cannibalismus	56. 146
Cape-mounted-Rifles	452
Cape-Schutters	452
Castration bei den Hottentotten	333
Cathcart's Expedition gegen Moshesh	505
Chaka, der Zuluhäuptling	130
Chaka's Ermordung	484
Charakter der Xosa	51
— der Zulu	137
— der Be-chuana	165
— der Herero	219
Charakter der Hottentotten	305
— der Korana	370
— der Buschmänner	418
— der Mischlinge	381
Charingurina	266
Chaynunqua	266
Chirigriqua	267
Chobona	461
Choque der Hottentotten	321
Chorachouqua	266
Choeringaina	265
Christian's Stamm	345
Chuana	4
Civilisation, Einfluss der, auf den Körper	20. 26. 39. 125. 160
Civilrecht der Xosa	96
Claas, ein Hottentotten-Häuptling	460
Clanschaften der Xosa	8. 94
— der Herero	230
— der Namaqua	344
Colonisation, Beginn der, S.-Afrika's	451
Commandos, Ursprung der	452
Comet, Flucht d. Ansiedler an Bord d.,	492
Commetjes-Drift, Treffen bei	487
Concubinat bei den Kaffern	114
Congella, Schlacht bei	494
Conjugata vera der A-bantu-Becken	42
— — der Koi-koin-Becken	299
Corne lustrale der Be-chuana	202
Cornea der Xosa	29
Cultus der Geister	98
— des Mondes	341
— des Heitsi-Eibib	353
Cyperus usitatus	326

D.

Dacha	67
Dachapfeifen	68
— der Herero	225
Dacharaucher	69
Damara	211
— Berg-D.	211
Dange, Imi-d	7
Darmbeine der A-bantu	43
Darstellung des Roheisen	172
Debe-Flats, Kampf auf den	80. 477
Decrepidität, frühzeitige, der A-bantu Frauen	48
Despotismus der Häuptlinge	136
Dhlambe, der Häuptling	473
Dialekte der Hottentotten	264
Dilima	29
Dingaan's Thronbesteigung	484
Dingaan's Haus	77

Seite

Doctoren der Kaffern 98
— der Zulu 139
— der Be-chuana 196
— der Hottentotten 341
Döhne 6
Dolchmesser der Be-chuana 174
Dolichocephalie des Bantu-Schädels . 31
— d. Hottentottenschädels 295
Doman, der Dolmetscher 451
Dörfer der Xosa 78
— der Zulu 133
— der Be-chuana 177
— der Hottentotten 317
Dreschen des Kafferkornes 88. 189
D'Urban's Zug gegen Hintza 488
Dushane, Imi-d 7

E.

Eckenbildung d. Hottentottenschädels 295
Eheschliessung bei den Kaffern . . . 112
— — — Namaqua . . 363
— — — Buschmännern 445
Einfluss der Häuptlinge bei den Hottentotten 322
Eintheilung der Kaffern 8
— der Zulu 121
— der Be-chuana 152
— der Herero 230
— der Hottentotten 264
— der Namaqua 344
— der Korana 367
— der Buschmänner 394
Elephantenjagd 82
Elfenbeinringe der Kaffern 60
Empfang Fremder bei den Herero . . 229
»Encroaching« 464
Energie der Mischlinge 382
Enkanda der Zulu 136
Eno's Kraal, Zerstörung von 487
Entschlossenheit der Buschmänner . . 421
Entstehung der Fingoe 147
— des Namens »Hottentot« . 263
— — — »Bosjesman« 388
— — — »Kaffer« . . 1
— der Griqua 377
Erbfolge bei den Xosa 92
— — — Herero 228
— — — Hottentotten 335
— — — Namaqua 365
Erblassen dunkelpigmentirter Menschen 13
Ermordung der Fingoe 488
Erscheinung, äussere, der Kaffern . . 9
— — der Be-chuana . 156
— — der Herero . . 213

Seite

Erstürmung von Fort Armstrong . . 501
Erzieher bei den Be-chuana 205
Etiquette bei den Herero 229
Eunuchen-Becken 40
Excentricität der Mischlinge 383
Extremitäten der Xosa 22
— der Be-chuana 164
— der Hottentotten 283
— der Buschmänner . . . 405
Eyanda der Herero 230

F.

Fähigkeiten der Kaffern 50
— der Herero 220
— der Hottentotten 304
— der Namaqua 350
— der Korana 371
— der Griqua 382
— der Buschmänner 426
Fallbäume für Wild 84
Falten der Haut bei den Koi-koin . . 274
Familienleben bei den Kaffern 113
— — — Be-chuana . . 193
— — — Herero 227
— — — Namaqua . . . 363
— — — Buschmännern 443
Farbe der Haut siehe Hautfarbe.
Färbung der Handteller und Fusssohlen bei den A-bantu 13
Färbung der Handteller und Fusssohlen bei den Koi-koin . . . 275
Fechter, Zulu- 131
Feien bei den Be-chuana 201
Feigheit der Kaffern 49
Feinde der Feldfrüchte 98
Feindschaft der Eingeborenen untereinander 450
Feinheit des Knochenbaues d. A-bantu 30
— — — d. Koi-koin 280
Femur der Kaffern 30
— der Hottentotten 302
— der Buschmänner 417
Fengu, Ama-f 147
Fersenbein der A-bantu 46
Feste der Hottentotten 329
Fetcani 483
Fettpolster der Koi-koin 280
Feuergewehre in der Hand der Kaffern 65
— — — — der Bechuana 175. 184
— — — — der Griqua 382
Feuermachen der Eingeborenen . . . 440
Fingerverstümmelung der Koi-koin . 332
Fingoe, die, von Port-Elisabeth . . . 21

Seite

Fingoe, Ursprung der 147. 483
— als Hülfstruppen 500
Flaschenkürbisse 73
Fleischnahrung der Kaffern 89
Flucht, S. Harry Smith's, aus Fort Cox 500
Franzman's Stamm 345
Frau, die grosse 92
Frauen, Stellung der, bei den Xosa . 24
— Körperformen der Xosa- . . . 24
— durch Kauf erworben 54
— Zahl der, bei den Kaffern . . 114
— — — — — Herero . . 216
— — — — — Hottentotten 331
— schlechte Racentypen 159
— der Buschmänner 406
Freiheitsliebe der Buschmänner . . . 422
Friedensverhandlungen im 3. Kaffernkrieg 454
— im 4. Kaffernkrieg 489
— im 5. Kaffernkrieg 496
— im 6. Kaffernkrieg 503
Frohndienste bei den Ba-suto 188
Früchte, wilde 325
Frühgeburt, künstliche, b. d. Kaffern 96
Füsse der A-bantu 21
— — Koikoin 279
Fussknochen der A-bantu 46
— der Koi-koin 302
— der Buschmänner . . . 417
Fynns Niederlassung am Umzimkulu . 484

G.

Gamoshopa 179
Gannabosch 326
Gassisioe 162
Gastfreiheit der Namaqua 362
Gcorra 327. 439
Gcurikhoisib 356
Gebiet der Kaffern 6
— der Zulu 122
— der Be-chuana 151
— der Herero 212
— der Hottentotten 264
— der Namaqua 343
— der Korana 367
— der Griqua 378
— der Buschmänner 396
Gebräuche der Xosa 79
Geburten bei den Be-chuana 234
Gedankenlosigkeit der Kaffern 56
Geister der Verstorbenen 98. 139

Seite

Geistererscheinungen 106. 139
Gefässe, wasserdichte, der Zulu . . . 132
— der Buschmänner 438
Genitalien der A-bantu 26
— der Hottentotten 282
— der Afandy 287
— der Buschmänner 406
Geräthe der Hottentotten 316
— der Herero 225
— der Kaffern 68
— der Be-chuana 181
— der Buschmänner 437
Geregriqua 267
Geruch der A-bantu 14
Geschichte 447
Geschicklichkeit der Kaffern mit der Assegai 64
Geschicklichkeit der Hottentotten mit der Assegai 315
Geschirre der Korana 374
— — Namaqua 359
Geschwätzigkeit der Be-chuana-Frauen 191
Geselligkeit der Be-chuana 167
Gesetze des U'nkulunkulu 139
Gesichtslinie der Hottentotten 293
Gesichtswinkel der Kaffern 33
— der Hottentotten . . . 297
— der Buschmänner . . . 413
Gesichtszüge der Xosa 26
— der Zulu 124
— der Be-chuana 158
— der Herero 215
— der Hottentotten 284
— der Namaqua 347
— der Korana 369
— der Griqua 379
— der Buschmänner 408
Gespenster bei den Namaqua 354
Gewaltthätigkeit der Buschmänner . . 420
Gewandtheit der Namaqua 350
Gifte der Buschmänner 430
Gleichgültigkeit gegen Besitz bei den Buschmännern 419
Gliedmaassen der Namaqua 350
Goliath's Stamm 345
Gonaqua 268
Gonnoma 457
Goringycona 265
Gounja-Ticqoa 337
Gqunukwebi, Ama-q 7
Graff-Reinet, Gründung von 471
Gränzen des Kafferlandes 8
— nördliche, der Buschmänner . 396
Gränzregulirung gegen die Ba-suto . 497
Grösse der Kaffern 10. 17

Seite

Grösse der Koi-koin 277
— der Buschmänner 397
Grosvenor, Schiffbruch des 470
Grundel, das Schiff 4. 343
Grundrechte der Häuptlinge 485
Gründung der Colonie 449
Gubo, ein musikal. Instrument . . . 133
— bei den Herero 225
Gwali, Ama-g 7

H.

Haarwuchs der Kaffern 15
— der Zulu 126
— der Be-chuana 157. 170
— der Herero 215
— der Koi-koin 275
— der Korana 369
— der Mischlinge 381
Habitus der Zulu 123
— — Griqua 379
— — Bastaards 379
Häckel's Profilzeichnungen 161
Hahabe, Ama-h 6
Halsbänder der Xosa 61
Haltung der Buschmänner 401
Hammer der Eingeborenen 71
Hancumqua 267
Hände der A-bantu 21
— der Buschmänner 417
Handwerkszeug der Xosa 70
Hanglip, Schlacht an der 483
Hanta 27
Hase und Laus bei den Namaqua . . 354
Hassequa 268
Hässlichkeit der Häuptlinge . . . 125. 162
Haube der Hererofrauen 222
Hau-koin 211
Häuptlinge der Kaffern 94
— der Be-chuana 162
— der Zulu 119
Häuptlingsfamilie der Ngqika 17
Häuser, Rangordnung der, b. d. Kaffern 92
Haut, Function der, bei d. Kaffern . 14
— Textur der, bei den Kaffern . . 15
— — — — — Koi-koin . 273
— der Buschmänner 398
Häute des Wildes 85
— Präpariren der 185
Hautfarbe der A-bantu 5
— der Kaffern 9
— der Mischlinge 12
— der Herero 216
— der Hottentotten 272
— der Korana 369
— der Mischlinge 380

Seite

Hautfarbe der Buschmänner 401
Heiterkeit der Koi-koin 306
Heitsi-Eibib-Gräber im Be-chuanalande 200
Heitsi-Eibib 353
— — Cultus des 360
Herausforderung, Seyolo's 500
Herero, O va-h 211
Hereroschädel 36
Herkunft des U'nkulunkulu 137
Hermanus 499
Herry 450
Hetzjagden der Buschmänner 424
Heuppenaar, Ermordung des 464
Heusaqua 266
Heuschreckenschwärme 88
Hexerei, Glaube an 99
— bei den Herero 228
Hexenprocess 101
Hinterhaupt des kindlichen Schädels . 38
Hintza's Tod 488
Hirtenvolk, die Herero ein 226
Hlobonga, Uku-hl 140
Hlozi, Ama-hl 137
Hlubi, Ama-hl 483
Hochzeitceremonien der Kaffern . . . 112
— der Zulu 141
— der Be-chuana . . 194
— der Hottentotten . 330
Höhe des Wuchses der Kaffern . . . 17
— — — der Zulu 123
— — — der Hottentotten . 277
— — — der Buschmänner 397
Höhenindex der Kaffernschädel . . . 32
— der Hottentottenschädel . 392
— der Buschmannschädel . 412
Holzlöffel der Kaffern 73
Holzmörser der Be-chuana 189
Honigbier der Koi-koin 332
Hopo, eine Jagdmethode 83. 183
Hornplättchen als Schmuck d. Koi-koin 312
Hottentotten 3. 259
— coloniale 265
Hottentottenfeige 326
Hottentottenschürze 26. 282
Hottentot's-Holland, Verkauf von 321. 457
Houteniqua 269
Hüften der A-bantu 18
— der Eunuchen 43
— der Koi-koin 279
Humerus der Kaffern 30. 45
Humerusdrehung der A-bantu 46
— der Koi-koin 302
Hungersnoth bei den Kaffern 504
Hütten der Kaffern 77
— Dingaan's 77

Seite

Hütten der Zulu 133
— der Ba-suto 176
— der Be-chuana 177
— der Herero 225
— der Hottentotten 316
— der Korana 375
Hüttenbau 186

I.

Jackal der Hottentotten 309
Jagd auf Buschmänner 421
Jagdgründe der Kaffern 81
Jagdmethoden der Kaffern 83
Jagdpassion der Kaffern 80
Jäger, die Ab-bantu als 83
— die Hottentotten als 324
Ideale der Kaffern 49
Ikazi der Kaffern 113
Imi- siehe unter dem folgenden Buchstaben.
Imvani, Schlacht am 502
Indolenz der Bantu-Frauen 204
Indwe, der Fluss 8
Induku 66
Inguhbo der Xosa 59
Inkosi 98
Inkundhla 115
Innere, das, der Hütten 78
Inqua 268
Insektenverehrung der Hottentotten . 340
Intelligenz der Kaffern 56
— der Hottentotten 304
— der Buschmänner 424
Interorbitalbreite der Kaffernschädel . 34
— der Hottentottenschädel 295
Intonjane 111
Jochbeine der A-bantu 34
— der Hottentotten 284
Joubert's Linie 495. 497
— Commando 501
Joulin's Beckenmessung 42
Iris der Xosa 29
— der Koi-koin 287
Ischweshwe 114
Isi- siehe unter dem folgenden Buchstaben.
Isibaca 132
Isibaya 134
Isiko lobulunga 108
Isiko lengqiti 332
Isizi 113

K.

Seite

Kaa, Ba-k- 152
Kaartspel der Hottentotten 329
Kaffern 3
Kafferkorn 88
Kahlheit der Buschmänner 402
Kahlkaffern 58
Kahlköpfigkeit 17
Kalahari Ba-k- 153. 163
Kalahari-Buschmänner 400
Kamaherero 220
Kampfart der Kaffern 51
Kanna-Wurzel 326
Kapitainschaften der Korana 367
Kaross der Kaffern 59
— der Be-chuana 169
— der Koi-koin 309
Karte, Kolben's 268
Kauapparat der A-bantu 34
Kasten der Herero 229
Kat-River-Settlement 500
Kei, Ueberschreiten des, durch die Kaffern 462
Kei-xhous 345
Ketchwayo's Kampf gegen U'mbulas . 494
Khaama 163
Khatla, Ba-k- 152
Khotla 178
Khoya, Li-k- 154
»Kidnapping« 458
Kinder der Buschmänner 399
Kindesliebe der Herero 220
Kindesmord bei den Zulu 136
Kiri 66. 175
Kiriwerfen der Herero 224
Kleidung der Kaffern 58
— der Kafferfrauen 61
— der Be-chuana 168
— der Herero 221
— der Koin-koin 309
— der Namaqua 357
— der Korana 373
— der Buschmänner 428
Klima, Einfluss des, auf die Hautfarbe 13
Knochenbau der Kaffern 30
— der Hottentotten 280
— der Buschmänner 411
Kochgefässe der Kaffern 75
Kochoqua 226
Koi-koin 259
Kok, Adam 377
Kokerboom 434
Kolobeng 508
Kolokue, Ba-k- 153

Seite
Kololo, Ma-k. 152
Koni, Ba-k. 153
Kononyana, Schlacht bei 505
Korana 366
Koranaschädel 295
Körbe der Kaffern 74
— wasserdichte 76. 132
— für Getreide 133
Körperformen der A-bantu 18
— der Be-chuana 164
— der Herero 213
— der Hottentotten . . . 278
— der Namaqua 347
— der Korana 370
— der Buschmänner . 397. 404
Kraale der Kaffern 78
— der Hottentotten 317
— der Namaqua 359
Kreli 502
Krieg, erster, gegen die Eingeborenen 451
— gegen Gonnoma-Hottentotten . 457
— erster, mit den Kaffern 458
— mit den Ama-gqunukwebi . . 471
— von 1834 486
— von 1850 499
— gegen Moshesh 505. 506
Kriegsfeder der Kaffern 129
Kriegsführung der Xosa 79
— der Zulu 136
— der Hottentotten . . . 323
Kriegsgesang der Herero 229
Kriegskostüm der Zulu 128
Kriegsochsen der Hottentotten 323
Kriegsruf der Kaffern 79
Kriegstänze der Zulu 143
— der Be-chuana 189
Kriegsursachen bei den Hottentotten . 323
Kuéna, Ba-k. 152
Kunstfertigkeit der Kaffern 73
— im Flechten 75
Kuru, Mo-k. 98. 231
— O va-k. 231
Kuruman, Schlacht bei 481
Kwane 93
Kwathlamba-Gebirge 8

L.

Lala, Ba-l 153. 163
Landabtretungen, leichtsinnige, der Koi-koin 306. 321
Laufen der A-bantu 47
Lebensdauer der A-bantu 48
Leckerbissen der Eingeborenen . . . 84
Lederringe der Koi-koin 312
Seite
Leichtlebigkeit der A-bantu 55
Leichtsinn der Koi-koin 305
— der Buschmänner 418
Leidenschaften der A-bantu 79
— der Hottentotten . . . 306
— der Namaqua 351
— der Buschmänner . . . 426
Leistungsfähigkeit der A-bantu . . . 46
— der Herero 219
— der Hottentotten . 303
— der Namaqua . . . 350
Lekuka 182
Lendenwirbel, Beweglichkeit der . . . 405
Leopardenfang 85
Lesiba 190
Letelle, Jan 506
Lichtenstein 9
Lidjes-ganna 326
Lieblingsbeschäftigungen der Kaffern . 79
Linyanti, Gründung von 482
Liteyana 179
Livingstone 10
Location der Fingoe 148
Löffelchen für Schnupftaback 68
Logageng 179
Lo-kualo 203
Löwenjagd 85

M.

Maaue 160
Mackinnon's Patrouille 499
Maclean's Stammbaum 94
Magerkeit der Buschmänner 398
Magoma 17. 486. 499
Maitland's Vertrag mit Moshesh . . . 495
Makabba 481
Makalaka 152. 508
Makanna 477
Makokolo 482
Mammae der Kafferfrauen 25
— der Hottentottinnen 280
Mangwato, Ba-m. 152
Mankopane 508
Mannbarwerden bei den Be-chuana . 206
— bei den Namaqua . . 365
— bei den Kaffern . . . 111
Mantatisi, Ba-m. 160. 479
Mantisverehrung 340
Mapela, Ba-m. 154
Martin's Beckenmessung 42
Mashona 508
Masturbation bei den Koi-koin . 283. 307
— bei den Namaquafrauen 351
Matabele 122. 145

	Seite
Matauana	483
Matlaru, Ba-m	152
Matshaga der Zulu	145
Matten der Koi-koin	319
— Zubereitung der	359
Mbalu, Ama-m	7
Mbantieru, O va-mb.	211
Meerhoff's Bericht	347
Melkeimer der Kaffern	74
Melken der Kühe	86
Melonentanz der Hottentotten	328
Meri, Ba-m	152
Messer der Xosa	67
Meseletso	201
Mesembryanthemum edule	326
Messungen am Lebenden	22
Metallarbeiten der Kaffern	70
— der Koi-koin	314
Metalldrähte als Schmuck	172
Metzeleien unter den Fingoe	148
Milch als Nahrungsmittel der Hottentotten	325
Milchsack der Kaffern	74
— der Be-chuana	182
Militaircolonien, Zerstörung der	499
Misshandlungen der Sclaven bei den Namaqua	364
Mo-, s. unter dem folgenden Buchstaben.	
Molèmo	201
Molitsane	498
Monemotse	194
Moral, geringe, der Koi-koin	307
Morgengabe bei den Kaffern	113
Morimo	197
Mosega, Zerstörung von	490
Moshesh	155. 482. 506
Mosielélè	163
Motuane	159
Mpondo, Ama-mp	7
Mund der Xosa	28
— der Hottentotten	286
— der Buschmänner	409
Musik, Liebhaberei der Be-chuana für	190
— — der Buschmänner	427
Musikinstrumente der A-bantu	133
— der Hottentotten	326
Muskelkraft der Kaffern	47
— der Be-chuana	165
— der Koi-koin	303
Musketen der Eingeborenen	65
Muskulatur der A-bantu	18
— der Koi-koin	278
Muth, persönlicher, der A-bantu	50
— — der Koi-koin	304
— — der Buschmänner	421
Mütze der Be-chuana-Frauen	170
— der Hottentotten	309
Mythen der Namaqua	353

N.

	Seite
Nachahmungstalent der Buschmänner	424
Nadeln der Xosa	67
Nägel der A-bantu	21
Nähen der Karosse	186
Nahrungsmittel der Kaffern	89
— der Hottentotten	325
— der Buschmänner	438
Namaqua	343
Name der Kaffern	1
— der Fingoe	147
— der Be-chuana	149
— der Hottentotten	262
— der Korana	366
— der Buschmänner	394
Nase der Xosa	27
— der Hottentotten	285
— der Buschmänner	409
Ndhlambe, Ama-nd	7
Ngqika, Auftreten des Häuptlings	470
Ngqika, Ama-ng	8
Niederlassung der Engländer in Natal	484
Niedermetzelung der Boeren durch Dingaan	492
Nierenfresser, ein Schimpfwort	210
Nkulunkulu	98
Nomans-Land	8. 378
Nonebi	502
Ntinde, Ama-nt.	7
Ntonga, Isi-nt.	97
Nyaka der Be-chuana	168
Nyanga, Isi-n.	139

O.

	Seite
Oberarmknochen der Buschmänner	417
Oberhoheit der Häuptlinge	92
Oberlippe, Abschneiden der O. als Wahrzeichen	454
Obiqua	267. 459
Obongo	403
Ohren der Buschmänner	410
Okuruo	232
Omapanga	227
Omumborombonga	233
Ondangere	232
Opfer der Isi-ntonga	102
Opfer bei den Hottentotten	339
Opferstelle	232
Opferstöckchen der Herero	232

Seite

Orlams 346
Ort, der grosse 79
Orthographie südafrikanischer Sprachen 149
Ortsinn der Be-chuana 165
Ortswechsel der Be-chuana 209
— der Hottentotten 319
Otyirum 233

P.

Packochsen 186
Pakati, Ama-p. 95
Palias 202. 361
Peddie, Angriff auf Fort 496
Pego, Entrichtung des 485
Pelzmütze der Be-chuana-Frauen . . 170
Pepperkopjes 276. 349
Peri, Ba-p 154
Pfeifen für Taback, oder Dacha . 68. 132
Pfeife der Herero 225
Pfeile der Buschmänner 430. 439
Phiring, Ba-ph 154
Pico 208
Pigmentirung der Kaffern 11
— der Handteller und Sohlen 13
— der Be-chuana 157
Piljas 361
Poesie der Hottentotten 356
Polocholl 185
Polyandrie der Herero 227
Polygamie bei den Kaffern 114
— bei den Be-chuana 192
— bei den Hottentotten . . . 329
— bei den Namaqua 363
Portraits, ältere, der Hottentotten . . 262
Praamberg-Kaffern 474
Praetorius 493
Processführung bei den Xosa 96
Profil des Buschmannschädels 412
Profilzeichnungen Häckels 161
Prognathismus der A-bantu 33
— der Hottentotten . . . 293
— der Buschmänner . . . 410
Prophezeiungen der Isi-ntonga . . . 104
Proportionen der Gliedmaassen . . . 23
Pruner-Bey 32
Pubes der Kaffern 26
— der Koi-koin 277
Pugeni, Ba-p 154
Pula 199
Puti, Ba-p 153
Putz der Zulumädchen 132
— der Herero 222
— der Hottentotten 312
— der Buschmänner 429

Seite

Q.

Qas der Namaqua 359
Quellen, Wichtigkeit der 210
Quersack der Buschmänner 439
Qgami-vnuka 344
Qhubib der Namaqua-Frauen 358

R.

Rathsplatz der Be-chuana 194
Rathsversammlung der Be-chuana . . 208
Rechtsverhandlungen bei den Hottentotten 322
Rechtsverhandlungen bei den Kaffern 55
— bei den Namaqua 362
Regendoctoren 103. 199
Reinigungsopfer 201
Reinlichkeit der Matabele 146
Reitergeschicklichkeit, geringe, der A-bantu 183
Religion der Kaffern 98
— der Be-chuana 197
— der Hottentotten 307. 336
— der Namaqua 352
— der Buschmänner 443
Retief, Commandant-General der Boeren 491
Retiefs Kämpfe gegen die Kaffern . . 487
— Ermordung durch Dingaan . . 491
Reynard the Fox in S.-Afrika 353
Rimo, Mo-r., Ba-r. 98. 198
Rolong, Ba-r. 152
Robben-Island als Verbannungsort . . 451
Rommelpot der Hottentotten 327
Roode Volk 345
Rosten, schwieriges, der Kafferwaffen 72
Röthe der Wangen bei den Koi-koin 273
Rumpf der A-bantu 24
Ruyter, Capitain 472

S.

Salsola aphylla 326
Sandalen der Xosa 60
— der Herero 222
Sandili 16
Säugen der Kinder 107
Scarificationen 15
Schädelbau der A-bantu 31
— der Hottentotten 292
— der Buschmänner 412
Schakalschwanz der Koi-koin 310
Schamgefühl der Xosa 59
Scheidung bei den Kaffern 113
Schemel der Be-chuana 182

	Seite
Schienbeine, Empfindlichkeit der . . .	131
Schilde der Xosa	66
— der Zulu	129
— der Be-chuana	176
Schildkrötenschalen als Behälter . . .	429
Schlacht bei NN. siehe unter dem Namen des Ortes.	
Schlachten des Viehes	85
Schläfenbreite	32
Schlangendoctoren	104
Schlüsselbeine der Koi-koin	302
Schmelzen der Metalle	72
Schmieden der Xosa	71
Schmucksachen der Xosa	61
— der Zulu	131
— der Be-chuana	170
— der Hottentotten . . .	312
— der Namaqua	357
— der Korana	373
— der Herero	222
— der Buschmänner . .	429
Schnalzlaut, der gutturale . . . . . 7.	257
— der dentale . . . . . 6.	257
— der laterale . . . . . 6.	257
— der palatale	257
Schnelligkeit im Laufen der Koi-koin	304
Schnitzereien der Be-chuana	175
Schnupftaback	68
Schnupftabacksdosen	131
Schnurrbart der Xosa	29
Schönheit der Fingoemädchen	125
Schultergerüst der A-bantu	45
— der Koi-koin	302
— der Buschmänner . . .	417
Schussgeld für Eingeborene	453
Schützen, die Kaffern als	64
— die Buschmänner	434
Schwängerung, aussereheliche	96
Schwierigkeiten der Korana-Sprache .	376
Sechèli	162
— Expedition gegen	507
Sehvermögen der A-bantu	49
— der Koi-koin	304
Seiher der Kaffern	76
Senna, Zerstörung von	494
Sentuhie	508
Seperi	506
Shologu, Um-s., Imi-s.	98
Sibilo	207
Sieg des Heitsi-Eibib	356
Sila, Imi-s.	96
Siloh	501
Sinkonyella	491
Sinnesorgane der A-bantu	48
Sinnlichkeit der A-bantu	109
Sinnlichkeit der Koi-koin	307
— der Korana	372
Sitten der Xosa	79
— der Zulu	135
— der Be-chuana	183
— der Herero	226
— der Hottentotten	320
— der Namaqua	360
— der Korana	375
— der Buschmänner	442
Skelett der A-bantu	30
— der Hottentotten	291
— der Buschmänner	410
Smith, Col., im 4. Kaffernkrieg . . .	487
Soaqua	389
Sonqua siehe Soaqua.	
Sorghum caffrum	88
Sparsamkeit der Kaffern	54
Speere der Kaffern	62
— der Zulu	129
— der Be-chuana	173
— der Herero	224
Speisegesetze der Ama-xosa	107
Spinae ischii der A-bantu Becken . .	42
Sprache der A-bantu . . . . . 5.	239
— der Koi-koin	256
— der Buschmänner	258
— der Korana	376
Sprachen, genealog. Taf. der	236
Springen	47
Städte der Zulu	133
Stammbaum der Kafferhäuptlinge . . .	94
— der Zuluhäuptlinge . . .	119
Stämme der Kaffern	94
— der Zulu	121
— der Be-chuana	152
— der Hottentotten	265
— der Namaqua	344
— der Korana	367
Steatopyga . . . . . 280.	349
Stehlen, Neigung zum	53
Stellung des weiblichen Geschlechtes bei den Zulu	142
Stirn der Hottentotten	284
— der Buschmänner	413
Stirnbinde der Buschmänner	432
Stirnwulst der Kaffern	33
Stöcke der Zulu	130
Stockenstrom's Verträge	494
Strafen bei den Kaffern	96
— bei den Hottentotten	322
Strafsumme für den Todtschlag . . .	97
Streifzüge der Korana	368
Streitaxt der Be-chuana	174
Stuurman, die Brüder	475

Seite

Sühngeld 113
Suto, Ba-s 153
— — Kämpfe der Ba-suto mit den Nachbarn 489
Sutton's Patrouille 468
Swazi, Ama-s 122
— — Kämpfe der S. gegen die Ost-Be-chuana 508

T.

Tabackscommando 469
Tabacksgenuss der Xosa 67
Tabackspfeifen 68
Takati, Aba-t 140
Taktik der Kaffern 487
Tala, Ba-t. 194
Talente der A-bantu 48
— der Herero 219
— der Koi-koin 303
— der Buschmänner 423
Tänze der Kaffern 91
— der Hottentotten 327
— der Namaqua 352
Tarka 8
Tasche für Taback 67
Tau, Ba-t 153
Tauana, Ba-t 152
Tembu, Ama-t 7
Territory, trankeyan 8
Teufelsglauben der Koi-koin 308
Thaba-Bosigo 485
Therandu, Ova-th 211
Thorax der A-bantu 18
Thorondu O va-th 211
Thronfolge der Xosa 92
Tindall der Missionar 344
Tixo, U't 98
Tlapi, Ba-tl 152
Tloung, Ba-tl 154
Todtenfeierlichkeiten 117
Todtenopfer bei den Namaqua 365
Todtschlag bei den Xosa 97
Tollkühnheit der Hottentotten 305
Töpfe der Kaffern und der Hottentotten 75
Topftanz der Korana 329
Topnaar 346
Touquoa 339
Tracht der Kaffern 58
— der Zulu 128
— der Be-chuana 168
— der Herero 221
— der Koi-koin 310
Traditionen der Kafferstämme 462

Seite

Tragetuch der Eingeborenen 132
Trägheit der Koi-koin 303
Trakouqua 267
Trankeyisches Gebiet 504
Trekken der Boeren 474
Tsetse, Ba-ts. 154
Trunksucht der Koi-koin 306
— der Namaqua 352
Tsui-xoab 330. 337
Tubera ischii der A-bantu-Becken . . 42
Tugela, Schlacht am 492. 494
Tumo 190
Tympanitis, chronische, der Buschmänner 405

U.

U'benhle 132
Ueberschreitung der Quathlamba-Kette durch die Boeren 491
U'bulunga 108
U'buti 100
Ueberfälle in den Kafferkriegen . . . 51
— Makanna's gegen Grahamstown 80
Ueberlegenheit, körperliche, der Zulu 123
Ueberrumpelung von Fort Armstrong . 500
Uijentjes 326
Uijentjes-Zak 326
Uithaalder 498
Ukuhlonipa 114
Ukukafula 102
Ukutshila 109
Ukutwasa 99
Ukuxentsa 99
Uk'wechwama 143
Uk'wombela 99
U'mhahlo 100
U'mhala 499
U'mhlatosi, Schlacht am 493
U'mkonto der Xosa 63
— der Zulu 130
U'mlakaza 503
U'mlangeni 498
U'mpande's Abfall 493
Umriss des Gesichtes der Hottentotten 284
Umschiffung Afrika's 447
Umsegelung des Cap 448
U'mselekazi 482. 508
U'mselekazi's Sohn 125
U'mvelikangi 138
Umzäunung der Be-chuana-Hütte . . 178
Unähnlichkeit des Enface und Profil . 161
U'nkulunkulu 137
U'nkunginglove 133

Seite

U'nkunginglove, Verbrennung von . . 493
Unmässigkeit der Namaqua 352
— der Buschmänner . . . 427
Unreinhalten der Wöchnerinnen . 204. 334
Unreinlichkeit der Hottentotten . . . 275
— der Buschmänner . . . 402
Unregelmässigkeiten des Wuchses der Koi-koin 278
Unsittlichkeit der A-bantu 55
— der Hottentotten 328
Unsterblichkeit der Seelen bei den Hottentotten 338
Unterarme der A-bantu 20
Unterarmknochen der A-bantu 46
— der Koi-koin . . . 279
Unterhaltungen der Kaffern 90
Unterkieferwinkel der Hottentotten . 293
— der Buschmänner . 408
Unternehmung, erste, gegen die Eingeborenen 450
Unthaten der Buschmänner . . . 320. 422
Unverschämtheit der Kaffern 52
U'pundhlo 95
Ureinwohner Süd-Afrika's 395
Urin, besonderer Gebrauch des . . . 330
Ursprung des Todes. 138
— — — bei den Namaqua 354
U'tyalwa 90
Uys Expedition gegen Dingaan . . . 492

V.

Vaalpenz 153
Vandeleur, General 475
Varietäten der Hautfarbe 13
Vechtkop, Schlacht am 490
Vechtlaager, Vertheidigung des . . . 492
Veldschoen der Süd-Afrikaner 60
Veldschoen-Dragers 344
Velelo, Ama-v. 7
Venus hottentotta 281
Verachtung alterschwacher Leute. . . 335
Verbannung der Kaffernhäuptlinge nach Robben-Island 503
Verfassung der Xosa 92
— der Be-chuana 194
— der Herero 227
— der Hottentotten 321
— der Namaqua 361
— der Griqua 383
Verheirathung bei den Kaffern 112
— bei den Be-chuana 193. 208
— bei den Herero 235
— bei den Hottentotten . 330
Verkommenheit der Ba-kalahari . . . 164

Seite

Vermischung der Kaffern und Hottentotten 463
Vermögenstrafen 96
Vernichtungskrieg gegen die Buschmänner 465
Vernichtungskrieg zwischen Herero u. Namaqua 509
Verrätherei Dingaans 491
Verschlagenheit der Be-chuana 166
Versiegen der Quellen 209
Verstecken des Wassers 438
Verstellungskunst der Kaffern 54
Verstorbene, Geister der 98
Vertrag v. Plettenberg's mit den Kaffern 468
— U'mpande's mit den Boeren . . 493
Vertreibung Magoma's vom Kat-River 486
Verunreinigung durch Leichen 200
Verwachsung, abnorme des Buschmann-Beckens 416
Verzeichniss der Hottentotten-Stämme 265
Viehdiebstahl 53. 419. 454
Viehhürden 78
Viehschlachten 503
Viehzucht der Hottentotten 320
Vielweiberei der Kaffern 92
— der Be-chuana 192
Vitalität der A-bantu 47
— der Koi-koin 303
Vogelfreierklären 108
Volksströmungen, veranlasst durch Chaka 478
Volkszahl der Xosa 7
— der Natalkaffern 122
— der Be-chuana 154
— der Hottentotten 270
— der Namaqua 344
— der Korana 367
— der Buschmänner 394
Voorhont, das Schiff 4
Vorberg, Erhebung des, bei den Koi-koin 301
Vorrathstöpfe der Be-chuana 188
Vorstellungen, religiöse, der Kaffern . 56
— — der Bechuana 167
— — der Hottentotten 338
Vorstellungen, falsche, über Buschmänner 389. 392
Vrolik's Beckenmessungen 42

W.

Wächter der Felder 88
— der Gräber 117
Wachsen der Kafferstämme 93

	Seite
Waden der A-bantu	20
Waffen der Xosa	62
— der Zulu	129
— der Be-chuana	172
— der Herero	203
— der Hottentotten	314
— der Buschmänner	430
Wanketsi, Ba-w.	152
Warden's Linie	497
Wartung des Viehes	85
Wasserarmuth des Be-chuanalandes	209
Wassergefässe der Kaffern	75
— der Buschmänner	438
Waterboer, Andries	378
Waaterkloof	502
Wechsel im Ernährungszustand der Koi-koin	278
Wechseln der Wohnsitze	209
Wehklage bei den Kaffern	116
— bei den Be-chuana	210
— bei den Hottentotten	335
Whittlesea	501
Wildpret, südafrikanisches	83
Witbooi's Stamm	344
Wirkung der Pfeilgifte	435
Wirthschaftsgeräthe der Kaffern	74
Witsi	506
Wochenbett, Mangel des	107
Wöchnerinnen bei den Be-chuana	204
Wohnsitze der Kaffern	8
— der Be-chuana	151
— der Herero	211
— der Hottentotten	265
— der Namaqua	343
— der Korana	367
— der Griqua	378
— der Buschmänner	386
Wohnungen der Kaffern	76
— der Zulu	133
— der Be-chuana	176
— der Hottentotten	316
— der Buschmänner	440
Wuchs der Kaffern	17
— der Zulu	125
— der Be-chuana	158
— der Herero	215
— der Hottentotten	278
— der Korana	370
— der Griqua	381
— der Buschmänner	398
Wundknie	337
Wurfkeule	66
Wurfkeule der Zulu	129
— der Koi-koin	314
Wurfpfeile der Hottentotten	315
Wymann's Bericht	291

X.

	Seite
Xhabo-bika	344
Xo-keis	345
Xosa, Ama-x.	6

Z.

	Seite
Zähigkeit der A-bantu	47
Zähne der A-bantu	33
— der Hottentotten	286
— der Buschmänner	414
Zangen der Schmiede	72
Zauberdoctoren der Xosa	97
— der Be-chuana	199
— der Herero	234
Zaubermittel der Be-chuana	200
— der Namaqua	361
Zauberwürfel	104. 200
Zeichnungen der Buschmänner	426
Zersplitterung der Herero	227
— der Korana	367
Zierrathen der Zulu	131
Zingier	4
Znènuru	234
Zubereitung des Kafferkorns	189
— der Nahrungsmittel bei den Hottentotten	325
Zubereitung der Felle bei den Kaffern	85
— — — bei den Hottentotten	324
Zügel der Despotie	93
Zukneifen der Augen	29
— — — bei den Hottentotten	288
Zulu, Ama-z.	119
— von Natal	144
— Entstehung der	478
Zuluschädel	37
Zuneigung, eheliche, bei den Be-chuana	192
Zusammenkunft der Häuptlinge in King-Williams-Town	498
Zusammentreffen, erstes, mit den Kaffern	461
Zwart booi's Stamm	345
Zwartkopjes, Treffen bei	496

BEMERKUNGEN ZU DEN TABELLEN.

Ad 1.

Tabelle I enthält folgende Rubriken: Die laufende Nummer — Umfang, mit Bandmaass horizontal um die Schädelkapsel gem. — Länge, mit Tasterzirkel von der Glabella bis zum äussersten Punkt des Hinterhauptes — Breite, als grösste Breite mit Tasterzirkel gem, der angehängte Bruch bezeichnet die ungefähre Entf. d. gr. Br. v. Tub. pariet., Tub. par. bis Por. acust = 1 gesetzt — Höhe, als grösste Höhe m. T. vom vorderen Rande des Foramen magnum aus gem. — Basis bn, vom vorderen Rande des Foramen magnum bis zur Sutura nasalis m. T. gem. — bx, v. vord. Rande des For. magn. bis zur Wurzel der Spina nasalis ant. inf. m. T. gem. — bk, vom vord. Rande des For. magn. bis zum Kinnstachel m. T. gem. — nk, von der Sutura nasalis bis zum Kinnstachel m. T. gem. — Wölbung des Scheitels, von der Nasenwurzel über den Scheitel bis zum hintern Rande des For. magn. mit Bandmaass gem. — Projection des Occiput auf die Ebene des For. magn. mit Stangenzirkel gem. — Wölbung des Occiput, von der Wurzel des einen Processus mastoideus über die Hinterhauptswölbung zur Wurzel des andern m. B. gem. — Breite des Occiput, die Entfernung der Wurzeln der beiden Processus mastoidei m. T. gem. — Länge des For. magn., m. T. gem. — Verengerung vor dem Meatus auditorius, an dem Ursprung des Processus zygomaticus des Schläfenbeins von einer Seite zur andern m. T. gem. — Breite der Jochbrücken, der grösste Abstand der Jochbeinbrücken m. T. gem. — Breite der Jochbeine, der Abstand der Jochbeine in der Verlängerung des Processus frontalis m. T. gem. — Stirnbreite, als vordere Stirnbreite über den Processus zygomatici m. T. gem. — Oberkieferbreite, grösste quere Breite an der Wurzel der Processus alveolaris m. T. gem. — Unterkieferbreite, in der Gegend des beginnenden aufsteigenden Astes am Körper m. T. gem. — Breite der Orbita, m. T. gem. — Höhe der Orbita, m. T. gem. — Interorbitalbreite, von einer Orbita zur andern, m. T. gem. — Länge des Nasenbeins, von der Sutura nasalis bis zum unteren Ende des Körpers, m. T. gem. — Breite der Nasenbeine, an der schmalsten Stelle, m. T. gem. — Inhalt, in Kubikcentimetern durch Ausfüllen mit Graupen gem. — Geschlecht — Alter — Ort der Herkunft — Name des Stammes — Bemerkungen.

Ad II.

Tabelle II enthält folgende Rubriken: Die laufende Nummer — Umfang, um die Spinae posteriores und die Symphyse, m. B. gem. — Spinae iliacae anteriores superiores, Distanz derselben, m. T. gem. — Cristae iliacae, grösste Distanz der Darmbeinkämme, m. T. gem. (als Darmbeinbreite im Text erwähnt. — Conjugata externa, vom Processus spinosus des letzten Lendenwirbels zur Symphyse, m. T. gem. — Länge des Os ilium, von der Basis der Spina anterior superior zur Spina posterior, m. T. gem. — Höhe des Os innominatum, von der Höhe der Darmbeinkämme bis zum Tuber ischii, m. T. gem. — Höhe des kleinen Beckens, vom Tuberculum ileopubicum bis zum Tuber ischii, m. T. gem. — Obere Breite des Os sacrum, zwischen dem ersten und zweiten Wirbel, m. T. gem. — Untere Breite des Os sacrum, zwischen dem dritten und vierten Wirbel, m. T. gem. —

Länge des Os sacrum, als grösste Länge, m. T. gem. — Conjugata vera, m. T. gem. — Querdurchmesser des Beckeneingangs, m. T. gem. — Rechter schräger Durchmesser des Beckeneingangs, m. T. gem. — Linker schräger Durchmesser des Beckeneingang, m. T. gem. — Distanz der Tubera ischii, m. T. gem. — Distanz der Spinae ischii, m. T. gem. — Stammname — Ort der Herkunft — Geschlecht — Nr. des Berliner anatom. Museum — Bemerkungen.

Ad III.

Tabelle III enthält folgende Rubriken: Die laufende Nummer — Totalhöhe des Skelettes, mit dem Loth gemessen — Höhe der Halswirbel, mit Stangenzirkel gem. — Höhe der Brustwirbel, m. St. gem. — Höhe der Lendenwirbel, m. St. gem. — Länge des Humerus, m. St. gem. — Länge des Radius, m. St. gem. — Länge der Hand, vom Os lunatum bis Spitze des Mittelfingers, m. St. gem. — Länge des Sternum, von der Incisur bis zum Ansatz des Processus xiphoideus, m. St. gem. — Höhe der Scapula vom oberen bis zum unteren Winkel, m. St. gem. — Breite der Scapula von der Ursprungsstelle der Spina bis zur Höhlung der Gelenkfläche, m. T. gem. — Länge der Clavicula, m. St. gem. — Stammname — Geschlecht — Nr. des Berliner anatom. Museum.

Ad IV.

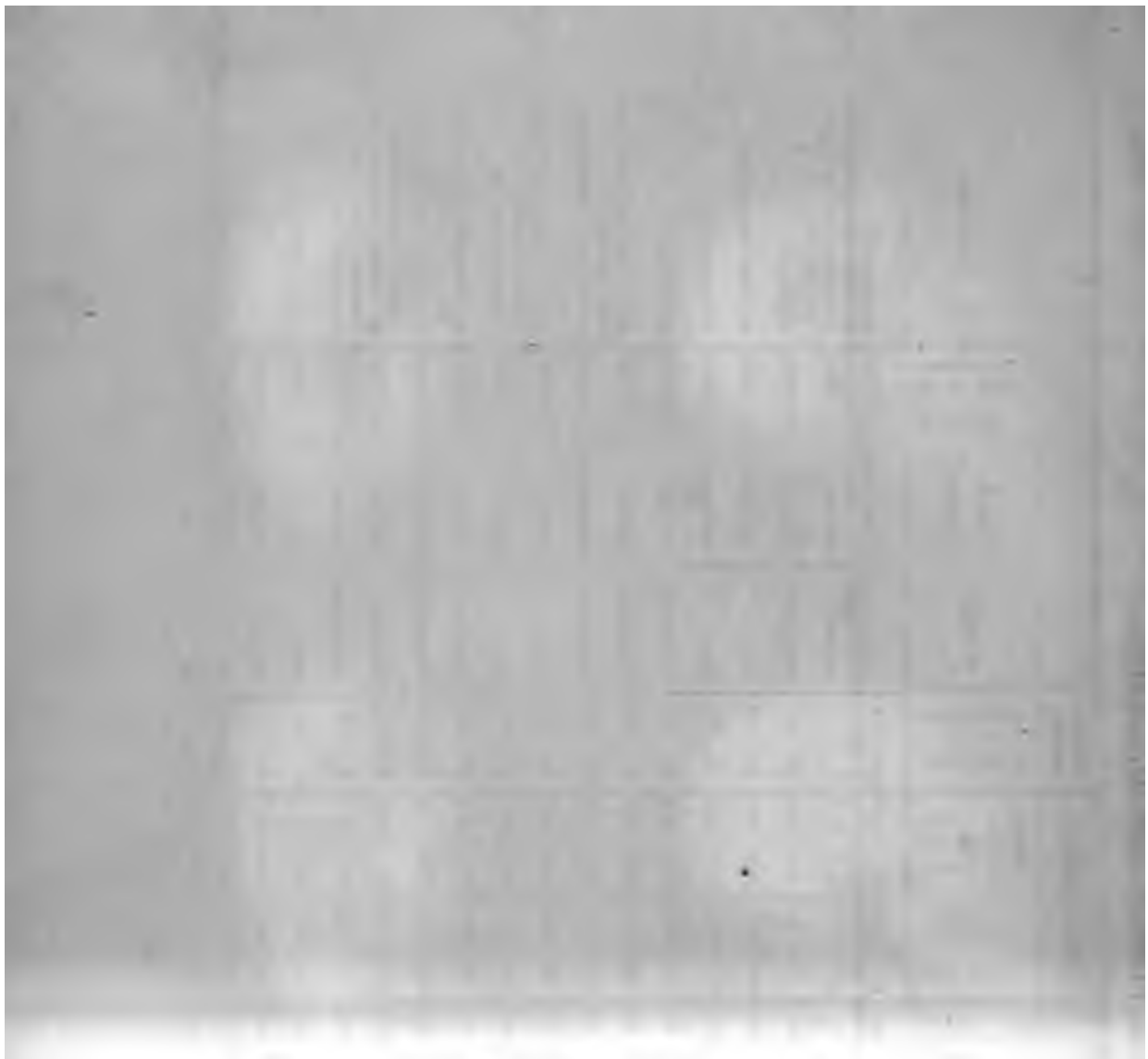
(Die bereits in I aufgenommenen Rubriken sind dort zu vergleichen.)

Es folgen: Die fortlaufende Nummer einer in ihrer Gesammtheit nicht veröffentlichten Tabelle — Länge — grösste Breite — Breite der Stirn vorn — Breite der Stirn hinten, m. T. gem. wo sie zur Schläfenbreite anschwillt — Entfernung der Scheitelhöcker, m. T. gem. — Breite über dem Ohr, von einer Seite zur andern etwa 2 CM. über dem Meat. audit. gemessen, welche Stelle sich als Anschwellung zu markiren pflegt — Grösste Höhe — Aufrechte Höhe, vom vorderen Rande des For. magn. zur Scheitelwölbung senkrecht auf den mittleren Verlauf der Jochbögen gem. — bn — Verhältniss des Vorder- und Hinterkopfes, von der Mitte des oberen Randes des Meat. audit. zur Glabella und zum Occiput, m. T. gem. — Rechts nach vorn — hinten — Links nach vorn — hinten — Stellung der Tubera parietalia, m. T. gem. zur Glabella — zum Porus acusticus — zum Occiput — Distanz der Processus mastoidei — Projection des Occiput — Hinterhauptswölbung — Scheitelwölbung von der Sutura nasalis zur Sut. coronaria m. B. gem. — von Sut. nasal. zur Sut. lambdoidea — von Sut. nasal zum hinteren Rand des For. magn. — von Sut. nasal. zum vorderen Rand des For. magn., m. B. gem. — Umfang — Augenhöhlen, Breite — Augenhöhlen, Höhe — Interorbitalbreite — Stärke des Jochbeins, vom äusseren, unteren Winkel der Orbita zum unteren Rand des Jochbeins, m. T. gem. — Entfernung der Jochbeine — Breite der Nasenbeine — Länge der Nasenbeine — Wölbung der Nasenbeine — Breite der Apertura pyriformis, m. T. gem. — Höhe der Apertura pyriformis, m. T. gem. — Breite des Oberkiefers — Breite des Unterkiefers — nk — Allgemeiner Charakter der Norma frontalis — Breite des Gaumens, als grösste Breite zwischen dem Processus alveolaris, m. T. gem. — Länge des Gaumens, vom Zahnfortsatz bis zur Basis der Spina nasalis posterior m. T. gem. — Wölbung des Gaumens — Breite der Jochbeine — Vorderer Rand des For. magn. zur Basis der Spina nasalis posterior, m. T. gem. — Breite des For. magn. — Länge des For. magn. — Vom inneren Rande der Jochbögen quer zur Wurzel des Processus pterygoideus, m. T. gem. — Allgemeiner Charakter der Norma basilaris — Allgemeiner Charakter der Norma parietalis — Camperscher Gesichtswinkel, die Schenkel gezogen vom obersten Punkt des Porus acusticus zum vorragendsten Punkt des Processus alveolaris des Oberkiefers, der zweite von dort als Tangente zur Glabella — bx — bk — Allgemeiner Charakter der Norma occipitalis — Allgemeiner Charakter der Norma verticalis — Inhalt — Ort der Herkunft — Stamm — Geschlecht — Nr. des Berliner Museum — Bemerkungen.

No.	Allgemeine Maasse							Ort der Herkunft	Name des Stammes	Bemerkungen.
	Umfang	Länge	Breite	Höhe	Inhalt	Geschlecht	Alter			
1	51.3	18.3	12.8⅔	14.3	1(1480	♂	40	Kaffraria	Kaffer No. 4116	durch Krebs gesammelt.
2	53	18.7	14⅜	14.2	1(1615	♂	30	Colesberg	Ama-Tembu 22135	gehängt wegen Mordes 1859. ausgegraben mit Skelett.
3	51.5	19	13.5½	13.5	1(1325	♂	35	Bloemfontein	Kaffer (Fingoe?) 22134	† durch Blitzschlag, ausg. m. Skel.
4	51	18.3	13.3⅓	13.3	1(1310	♂	30	Colesberg	Ama-Tembu 22136	gehängt 1859 wegen Mordes. ausgegraben mit Skelett.
5	52.2	19	13.5⅓	13.8	1(1325	♂	50	Bloemfontein	Kaffer 21917	† durch Ertrinken.
6	52.2	19	13.6½	13.8	1(1490	♂	40	Kaffraria	Kaffer 6353	durch Krebs gesammelt.
6	51.86	18.71	13.45	13.81	1(1416	Durchschnitt				
7	50	18	13½	12.8	1(1310	♂	40	Logageng	Ba-kuéna 21920	von den Hunden aus dem seichten Grabe gezerrt.
8	49.3	18.2	12.3½	13.3	1235	♀	50	Shoshong	Ba-mangwato 21911	ausgegraben.
9	49.4	17.8	13.1½	12.1	1215	♂	40	Ba-tlapi-Gebiet	Ba-mantatisi 21910	gesammelt auf d. Schlachtfeldern der Mantatisi; Ursprung nicht hinlänglich sicher, im Durchschnitt daher weggelassen.
10	48.8	17.4	13.3½	12.6	1115	♀?	35	Ba-tlapi-Gebiet	- 21922	
11	52	19	12.2⅙	13.9	1(1280	♂	40	Shoshong	Ba-mangwato 23479	Diese Schädel stammen von der grossen Pockenepidemie her (1856).
12	49.8	17.9	12.9⅓	13.3	1(1265	♂	50	-	- 23478	
13	53.3	19.4	13.5⅓	13.6?	-	♂	40	-	- 23480	
5	50.88	18.50	12.78	13.30	1(1272	Durchschnitt ohne 52 u. 53				
14	47	17.1	13⅕	11.9	990	♀	30	Bloemfontein	Hottentot 22138	ausgegraben mit Skelett.
15	50.2	18.1	13.5₀	12.1	1185	♂?	60	Capcolonie	- 21921	in Kuruman von Moffat erhalten.
16	51	18.6	13.5₀	13.5	1(1365	♂	30	Cap d. gut. Hoff.	- (Gonna) 3841	durch Bergius gesammelt.
17	48.5	18.1	13₀	13.7	1100	♀	30	Bloemfontein	- - 21909	† durch acute Alkoholvergift., äussere Genital. in Spiritus. No 21908.
18	50.5	18.6	13.5₀	13.4	1(1340	♂	30	Boshof	- (Kora) 21916	1858 erschossen.
19	51	18.9	12.4½	13.2	1(1275	♂	50	-	- - 21912	1858 erschossen.
20	50.2	18.1	13.8₀	12.7	1215	♂?	55	Cap d. gut. Hoff.	Hottentot ? 24180	mit andern südafrikan. Naturalie an das Berlin. Mus. gekommen.
7	49.77	18.21	13.24	12.93	1210	Durchschnitt				
21	51.3	18.4	13.9₀	12.8	1500	♂	50	Boshof	Korana-Buschmann	1858 erschossen.
22	49.2	18.	13.4⅕	12.4	1290	♂?	20	Capcolonie	Buschmann mit Hottent.-Blut 3559	durch Lichtenstein gesammelt.
23	49	17.6	13.3₀	13.4	1295	♂	40	-	Buschmann (Hottent.-Blut ?) 7193	durch Krebs gesammelt.
24	51	18.3	12.7¼	12.2	1	♂	55	Clanwilliam	Buschmann	durch Meyer ges., dazu Unterschenkel u. Fuss No. 24181.
25	51	18.4	13.4⅓	12.8	1310	♀	60	Colesberg	Buschmännin 22137	ausgegraben mit Skelett.
26	51.5	18.3	13.7½	13.2	1225?	♂	50	-	Buschmann 21914	ausgegraben mit Becken u. Femur No. 21931.
27	47	16.8	12.5½	12	1115	♀	15	Shoshong	Buschmännin 21919	als juven. v. Durchschn. ausgeschl., Becken No. 21927.
28	49	17.2	13⅓	12	1216	♀	50	Clanwilliam	- 21478	durch Meyer ges.
7	50.29	18.07	13.34	12.69	1306	Durchschnitt				

II. Tabelle der Beckenmaasse.

	Allgemeine Maasse										Beckeneingang				Beckenausgang						
No.	Umfang	Sp. il. ant. sup.	Cris. iliac.	Conj. ext.	Länge d. Os. il.	Höhe d. Os. innom.	Höhe d. klein. Beckens	Breite des Os sacrum oben	Breite des Os sacrum unten	Länge des Os. sacr.	Conj. vera	Quer-Durchmesser	Schräge Durchmess. rechts	Schräge Durchmess. links	Dist. d. Tub. is.	Dist. d. Sp. is.	Stammname	Ort der Herkunft	Geschlecht	No. d. Berl. Museums	Bemerkungen.
1	57.3	21.2	25.1	18.2	17.7	20.5	10.1	10.9	6.7	10.3	11	10.9	11	10.9	10.5	8.1	Kaffer (Fingoe)	Bloemfontein	♂	21934	mit Skelett, Fr.
2	57.7	19.8	23.6	17.8	17.5	20	9.6	9.8	6.5	10	10.8	11.2	11 3	11.4	8	7.1	Ama-tembu	Colesberg	♂	21935	mit Skelett; zweifelh. Lenden-Kreuzbeinwirbel. Fr.
3	51	20.2	23.7	16.2	15.5	18.4	8.9	8.2	6 3	10	9.9	9.7	9.8	9.8	8	6.7	Ama-tembu	Colesberg	♂	21936	mit Skelett, Fr.
4	51	21.2	24.4	17.2	17.9	19.6	10	9.6	6.6	10.5	10.7	10.5	10.6	10.6	8.5	7.8	Kaffer	östl. Colonie	♂	6353	mit Skelett, ges. d. Krebs
5	57.3	22.2	24.2	19.2	17.9	20.1	10	9	7.2	10.9	11.7	10.8	10.7	10.9	9.9	7.9	Herero	Shoshong	♂	21928	mit Schädel, Fr.
6	54.5	21.7	23.5	17.2	16.7	19.2	9	9.2	6.7	9.5	9.7	10.2	10.5	10.4	9	8	Ba-mangwato	Shoshong	♂	21929	mit Schädel, Fr.
7	53	17.9	21.2	15.9	15.4	16.2	8.2	9.2	—	8.6	9.6	10.7	10.6	10.5	10	9.5?	Ba-mangwato	Shoshong	♀	21926	mit Schädel, unt. Theil d. Os sacr. verwitt.
8	48	15.2	17.7	16	14.8	16.4	7.7	8.1	6.4	9 5	10.1	9.6	9.9	9.4	10.7	9.5	Hottentottin	Bloemfontein	♀	22138	mit Skelett, schwächliches Individ., Fr.
9	49.5	19.2?	20.7	—	14.9	18.2	8.5	9	6.4	9.5	9.6	10.5	10.4	10.2	8.2	7.9	Korana	Boshof	♂	21925	durch Verwittern und Postenschuss etwas defekt, Fr.
10	52	17.2	21.2	—	16.8	18.5	8.2	7.9	6.6	10.5	10.8	9.1	9.9	9.9	8.1	8?	Korana	Boshof	♂	21930	6 Kreuzbeinwirbel, Fr.
11	54.6	21.2	23.3	16.6	16.1	18.8	9.1	9.1	6.7	9.5	9.6	10.3	10.3	10.2	9.2	8.6	Buschmann	Colesberg	♂	21931	unvollkommene Verwachs. der Knochen; mit Femur, Fr.
12	40	15.5	16.5	—	11.5	13.6	7.3	7.2	5.2	8.1	6.8	8 2	7.9	8.2	7.6	7.2	Buschmännin	Shoshong	♀	21927	mit Schädel; jugendl., unvollkommen verwachs. Becken. Fr.
13	46.5	19.1	21.2	17.1	15.5	16.7	8.3	8.3	6.6	9.4	10.2	9.8	10	10.1	8.5	7.7	Buschmann	Colesberg	♂	7193	mit Skelett; erschossen bei Colesberg; ges. d. Krebs.
14	46.5	16.7	19.7	15?	14.4	16.6	8.2	7.9	5.8	9.7	8.4	9.4	9	9.1	9.9	8.6	Buschmännin	Colesberg	♀	22137	mit Skelett; Fr.
15	49.2	19.7	22.2	16.1	15.1	16.9	7.8	8.6	5.3	9.3	8.4	11.1	10.2	10.3	10	8.5	Negerin	Afrika?	♀	20726	gesch. durch Nagel.
16	54	20.7	23.7	—	16.2	18.7	9 1	9	6.3	10.1	9.1	10 2	9.8	10.1	9.2	7	Nikobare	Nikobaren	♂	14983	



III. Tabelle der Skelettmaasse.

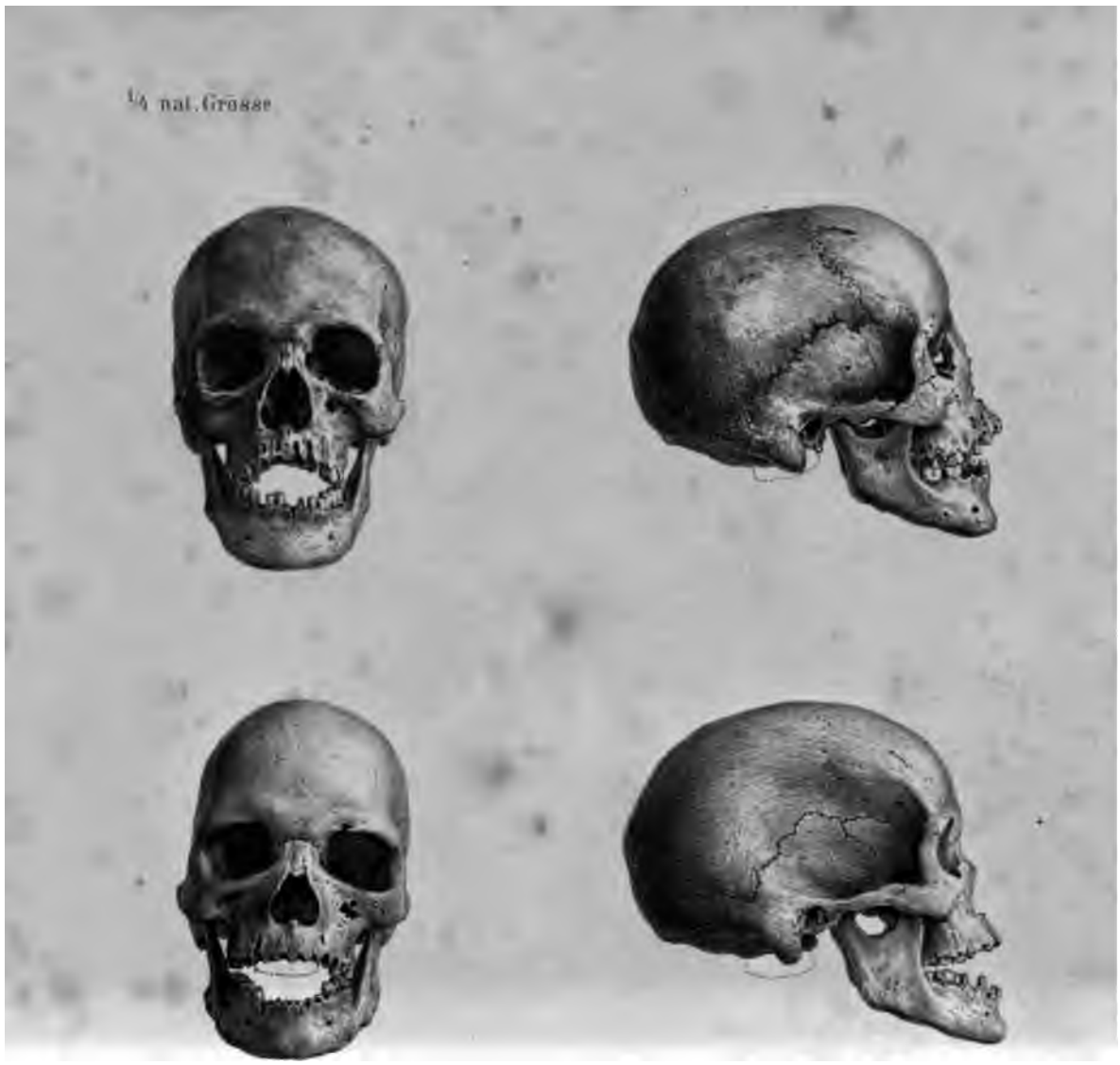
No.	Total-Höhe	Höhe der Wirbelsäule			Länge der oberen Extremitäten			Länge der unteren Extremitäten			Sternum	Schulterblatt		Schlüsselbein	Stammname	Geschlecht	No. des Berl. Museums	Bemerkungen.
		Hals-wirbel	Brust-wirbel	Lend.-wirbel	Hum.	Rad.	Hand	Fem.	Tibia	Fuss		Höhe	Breite					
1	168	10.9	27.6	15.6	33.6	26.4	19.1	47	39.2	23.3	14.8	16.1	10.4	15.4	Kaffer (Fingoe)	♂	21934	sehr robustes Individuum; bei Bloemfontein durch Blitz erschlagen. Fr.
2	168	10.8	27	15.7	30.9	25.1	18.8	45	36.6	22.9	13.7	16	10.3	14.5	Ama-tembu	♂	21935	sehr robustes Individuum; in Colesberg gehangen; zweifelh. Lenden-Kreuzbeinwirbel. Fr.
3	158	9.9	25.9	15.1	30.2	22.5	16	41.6	33.3	21.5	13.4	15.1	9	13.9	Ama-tembu	♂	21936	untersetztes Individuum; in Colesberg gehangen. Fr.
4	156	10.5	26	15	30.2	24.5	18.6	43.3	35.6	24.2	14.9	15.3	11.4	15.4	Kaffer	♂	6353	gesammelt durch Lichtenstein.
5	135	9.1	22.5	14.4	26.1	18.6	14.5	36.2	28.7	18.3	11.2	12.7	8.6	11.6	Hottentottin	♀	22138	sehr schwächlich. Stern.; zu einem Stück verwachs. Person; ausgegr. bei Bloemfontein. Fr.
6	136	9	22.3	13.3	27.9	19	14	38.1	30.3	18.3	11	12.3	9.7	13.6	Buschmännin	♀	22137	etwas verwittert; ausgegr. bei Colesberg. Fr.
7	145	9.4	23	12.9	26.7	19.9	16	39.2	32.3	19.5	14.3	14.1	9	13.5	Buschmann	♂	7193	hat vermuthlich Hottentottenblut; erschossen bei Colesberg; ges. d. Krebs.

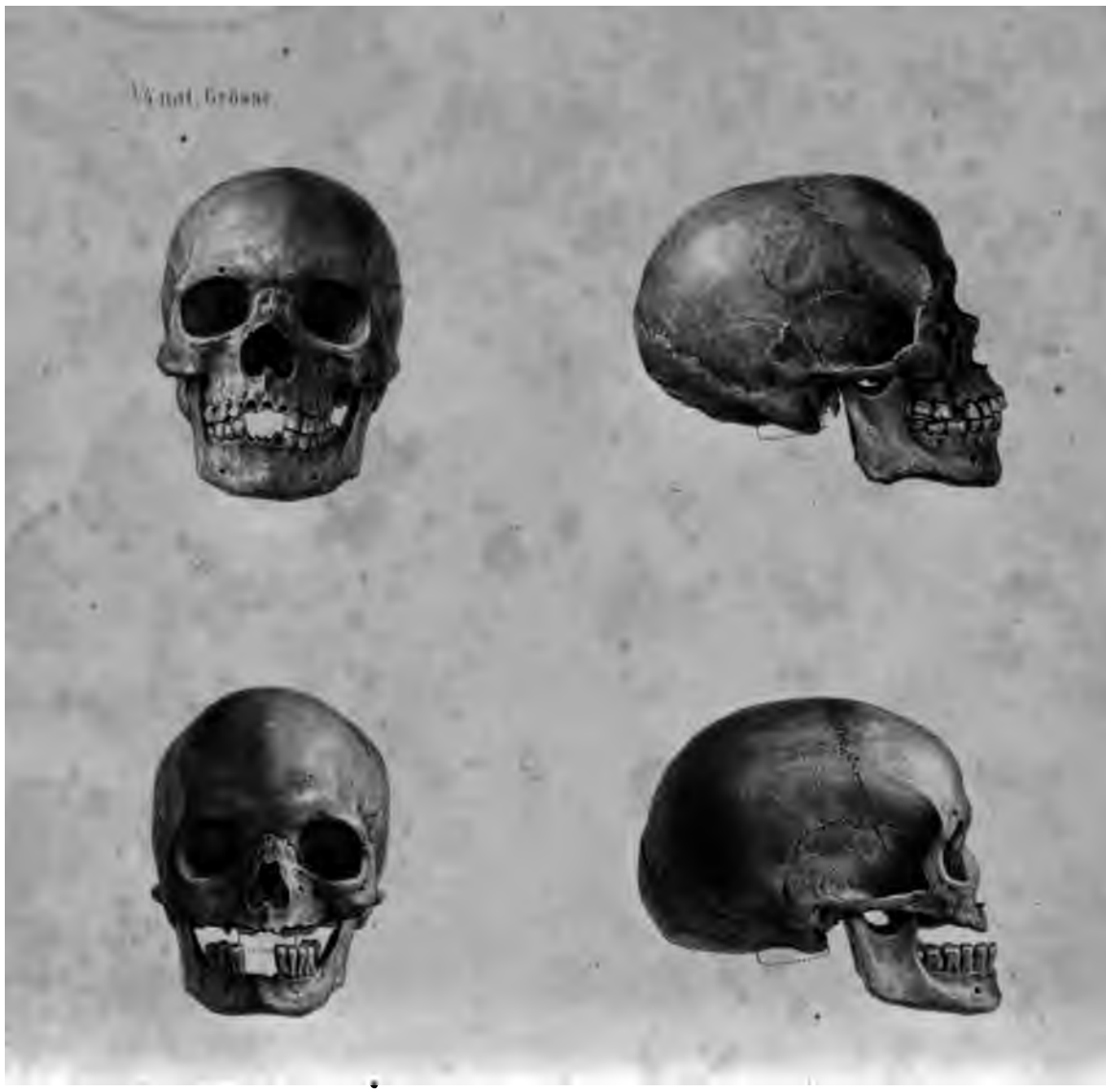
III. Tabelle der Skelettmaasse.

No.	Total-Höhe	Höhe der Wirbelsäule			Länge der oberen Extremitäten			Länge der unteren Extremitäten			Sternum	Schulterblatt		Schlüsselbein	Stammname	Geschlecht	No. des Berl. Museums	Bemerkungen.
		Hals-wirbel	Brust-wirbel	Lend.-wirbel	Hum.	Rad.	Hand	Fem.	Tibia	Fuss		Höhe	Breite					
1	168	10.9	27.6	15.6	33.6	26.4	19.1	47	39.2	23.3	14.8	16.1	10.4	15.4	Kaffer (Fingoe)	♂	21934	sehr robustes Individuum; bei Bloemfontein durch Blitz erschlagen. Fr.
2	168	10.8	27	15.7	30.9	25.1	18.8	45	36.6	22.9	13.7	16	10.3	14.5	Ama-tembu	♂	21935	sehr robustes Individuum; in Colesberg gehangen; zweifelh. Lenden-Kreuzbeinwirbel. Fr.
3	158	9.9	25.9	15.1	30.2	22.5	16	41.6	33.3	21.5	13.4	15.1	9	13.9	Ama-tembu	♂	21936	untersetztes Individuum; in Colesberg gehangen. Fr.
4	156	10.5	26	15	30.2	24.5	18.6	43.3	35.6	24.2	14.9	15.3	11.4	15.4	Kaffer	♂	6353	gesammelt durch Lichtenstein.
5	135	9.1	22.5	14.4	26.1	18.6	14.5	36.2	28.7	18.3	11.2	12.7	8.6	11.6	Hottentottin	♀	22138	sehr schwächlich. Stern.; zu einem Stück verwachs. Person; ausgegr. bei Bloemfontein. Fr.
6	136	9	22.3	13.3	27.9	19	14	38.1	30.3	18.3	11	12.3	9.7	13.6	Buschmännin	♀	22137	etwas verwittert; ausgegr. bei Colesberg. Fr.
7	145	9.4	23	12.9	26.7	19.9	16	39.2	32.3	19.5	14.3	14.1	9	13.5	Buschmann	♂	7193	hat vermuthlich Hottentottenblut; erschossen bei Colesberg; ges. d. Krebs.

1/4 nat. Grösse.

¼ nat. Grösse


1/4 nat. Grösse


¼ nat. Grösse

1/2 nat. Grösse.

1.

2.

7

8.

9.

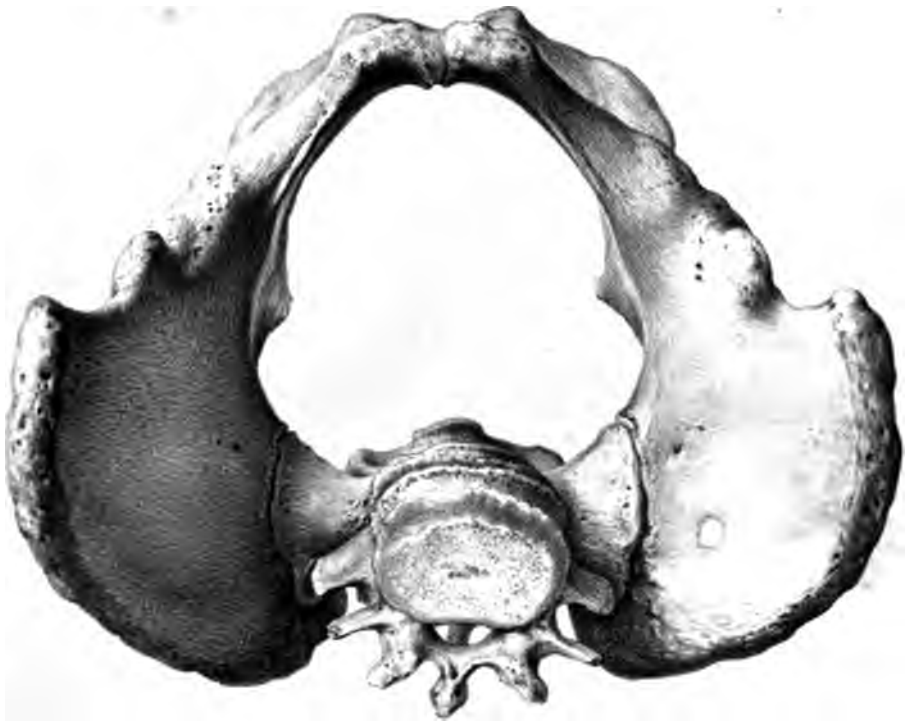
Taf. XXXIX.

1/2 nat. Grösse.

1.

Lith. Anst. v. W. Loeillot in Berlin

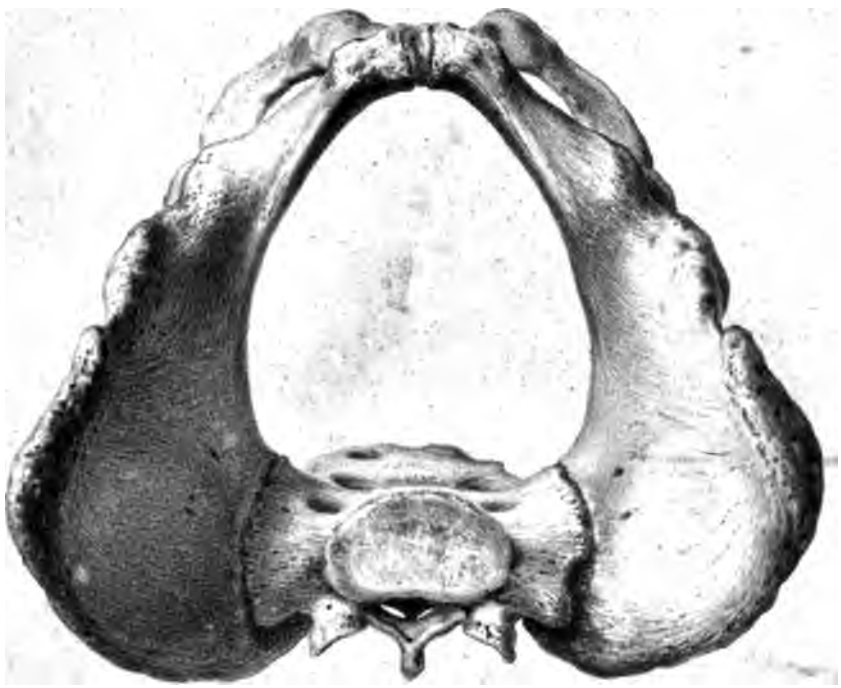
1.

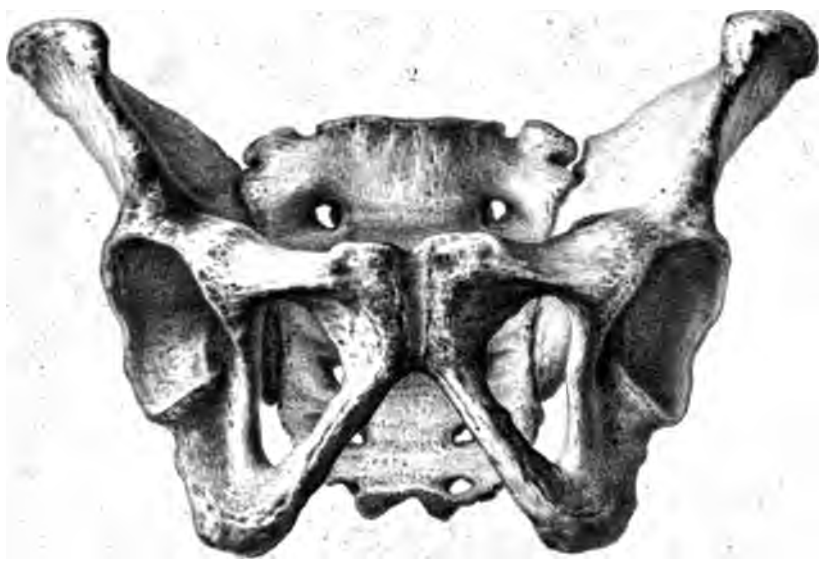


2.

1

2



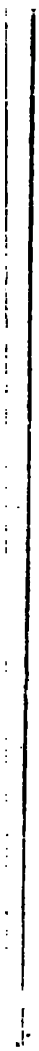


$^1/_4$ nat. Grösse.

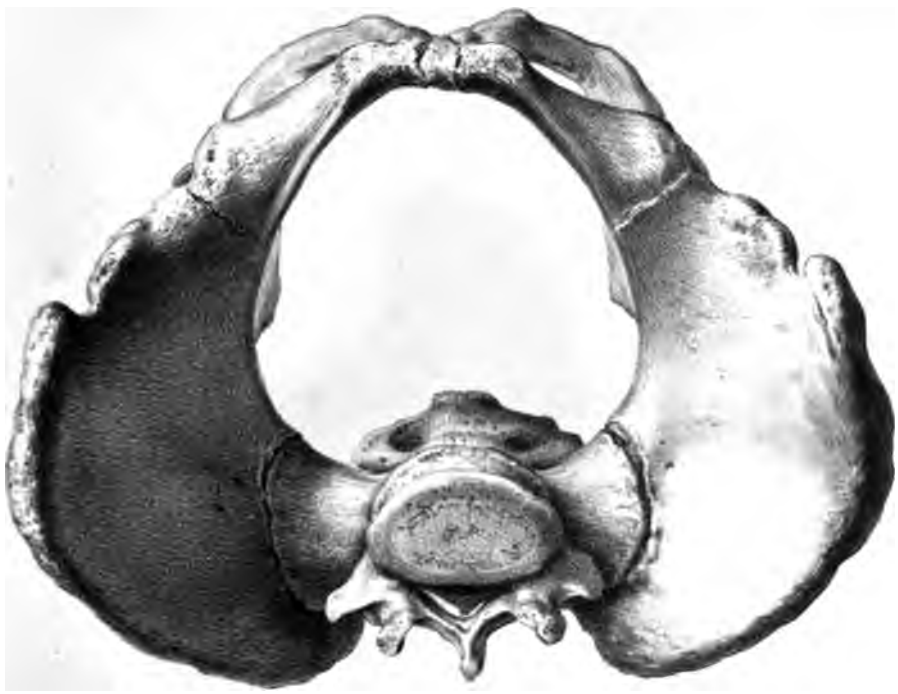
10.

11.

12.



1.



2.

13.

14

1/4 nat. Grösse.

13.

14

1/2 nat. Grösse.

1

2.

3.

1/4 nat. Grösse

56 CM.

28 CM.

8 CM.

21 CM.

36 CM.

20 CM.

6 CM.

15 CM.

1/4 nat. Grösse

Im Verlage von **Ferdinand Hirt** in Breslau erschien von demselben Verfasser:

Drei Jahre in Süd-Afrika.

Reise-Skizzen nach Notizen des Tagebuchs zusammengestellt.

Mit zahlreichen Illustrationen

nach Photographien und Originalzeichnungen des Verfassers,

theils in Holzschnitt, theils in Chromolithographie ausgeführt.

Nebst einer Uebersichtskarte der ausgeführten Routen.

Geheftet: 6 Thlr. Gebunden: $6^5/_6$ Thlr.

Dieses allseitig mit höchster Sorgfalt ausgestattete Werk, für das gebildete Publikum bestimmt, verfolgt den Zweck: in kurzen Zügen darzustellen, welchen Eindruck das Land und seine Bewohner in Wahrheit auf den unbefangenen Beschauer üben. — Die naturgetreuen Illustrationen bieten sieben Bilder in Farbendruck, zwölf grössere Landschaften, sechs Gruppenbilder von Eingeborenen und zahlreiche Vignetten, insgesammt meisterhaft in Holzschnitt ausgeführt unter Leitung des Professors Hugo Bürkner in Dresden. Ueber den Werth des Buches haben sich unter anderen Stimmen der Kritik folgende ausführlicher ausgesprochen: **Globus XVII.** Nr. 3. (Februar 1870.) — **Göttingische gelehrte Anzeigen,** Stück 27, 7. Juli 1869. — **Petermann's Geographische Mittheilungen,** 1868, Heft. VIII. — **The Saturday Review,** 1869, No. 690. — **Geïllustreerd Nieuws,** 1869, No. 35. — **Illustrirte Zeitung,** 1869, Nr. 1338, und dürften dem für derartige Productionen interessirten Publikum theils erinnerlich, theils zur Hand sein.

Weitere Empfehlungen glaubt der Verleger nicht zufügen zu müssen; für Interessenten sei hier noch auf folgende anderweitig publicirte Arbeiten des Herrn Dr. Fritsch hingewiesen:

Das Insectenleben Süd-Afrika's. Berliner entomologische Zeitschrift 1867.

Die herrschenden Krankheiten Süd-Afrika's. Archiv für Anatomie und Physiologie 1868.

Die klimatischen Verhältnisse Süd-Afrika's mit besonderer Berücksichtigung der Culturfähigkeit des Landes. Zeitschrift für Erdkunde. Berlin 1868.

Jede namhafte Buchhandlung des In- und Auslandes wird stets in der Lage sein die »Drei Jahre in Süd-Afrika« auf Verlangen gleich oder in kurzer Zeit vorzulegen; dasselbe gilt von den umstehend verzeichneten ferneren Unternehmungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaft und verwandter Fächer, als Ethnographie, Geographie, Medicin, Exacte Naturwissenschaften, Pharmacie etc.

Eine geneigte Aufmerksamkeit erbitte ich auch für diese mit besonderer Vorliebe gepflegte Unternehmungen.

Der Verleger.

Unternehmungen von Ferdinand Hirt in Breslau

auf dem

Gebiete der Naturwissenschaften und verwandter Fächer:

Ethnographie, Geographie, Medicin, Exacte Naturwissenschaften, Pharmacie. . . . . .

Atlas der Naturgeschichte der drei Reiche, in nahe an dreitausend naturgetreuen Abbildungen. Nach Zeichnungen von Koska, v. Kornatzki, Haberstrohm, Georgy, Baumgarten und anderen Künstlern; in Holzschnitt ausgeführt von Eduard Kretzschmar und Hugo Bürkner. Mit erläuterndem Text. Vollständig in drei Bänden. Geheftet 5 Thlr. Cart. 5 Thlr. 15 Sgr.

Daraus einzeln:

Atlas des Thierreichs. In mehr als 1000 Abbildungen der Thierwelt, wie von — nach den fünf Welttheilen geordneten — Gruppen der Völker und Thiere. Geh. 2 Thlr. Cart. 2 Thlr. 5 Sgr.

Atlas des Pflanzenreichs. In nahe an 1000 Abbildungen von Pflanzen und Bäumen, wie von — nach den Zonen geordneten — Baum- und Pflanzengruppen. Bearbeitet von Dr. Friedrich Wimmer. Geh. 1 Thlr. 20 Sgr. Cart. 1 Thlr. 25 Sgr.

Atlas des Mineralreichs. In mehr als 800 Abbildungen aus dem Gebiete der Krystallographie, Petrographie, Paläontologie, Geotektonik, Formationslehre und Geologie. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr. Cart. 1 Thlr. 15 Sgr.

Für den Anfangsunterricht erschien im Auszuge Schul-Atlas der Naturgeschichte. Cart. 27½ Ngr. oder in zwei Theilen:

I. Thierreich. Cart. 15 Sgr. II. Pflanzen- und Mineralreich. Cart. 15 Sgr.

Barkow, Prof. Dr. H. C. L., Morphologie, comparative der Menschen und der menschenähnlichen Thiere.

I. Theil. Ist in Vorbereitung und erscheint im Laufe des Jahres 1873.

II. Theil. Das anthropotomisch-anatomische Museum der Königlichen Universität zu Breslau. 1862. Mit 71 lithogr. Tafeln. Imper.-Folio. Geb. 40 Thlr.

III. Theil. Erläuterungen zur Skelett- und Gehirn-Bildung. Breslau 1865. Mit 26 lithogr. Tafeln. Imper.-Fol. Geb. 20 Thlr.

IV. Theil. Die Blutgefässe, vorzüglich die Schlagadern der Säugethiere, in ihren wesentlichsten Verschiedenheiten. Breslau 1866. Mit 46 lithogr. Tafeln. Imper.-Fol. Geb. 30 Thlr.

V. Theil. Die Blutgefässe, vorzüglich die Schlagadern des Menschen, in ihren minder bekannten Bahnen und Verzweigungen dargestellt. Rumpf. Kopf. Breslau 1866. Mit 43 lithogr. Tafeln. Imper.-Fol. Geb. 28 Thlr.

VI. Theil. Erläuterungen zur Schlag- und Blut-Ader-Lehre des Menschen. Breslau 1868. Mit 57 lithogr. Tafeln. Imper.-Fol. Geb. 34 Thlr.

Barkow, Prof. Dr. H. C. L., Abhandlungen, anatomische. Gr. 4. Geh. 3 Thlr.

—— **Beiträge** zur pathologischen Entwickelungsgeschichte. 1. Abtheilung. Mit 1 lithogr. Tafel. 25 Sgr. — 2. Abtheilung. Mit 3 lithogr. Tafeln. 1 Thlr. 15 Sgr. — 3. Abtheilung. Mit 3 lithogr. Tafeln. 2 Thlr. 15 Sgr.

—— **Bemerkungen,** zootomische. Kl.-Fol. Geh. 25 Sgr.

—— —— **zur pathologischen Osteologie.** 1. Abtheilung. Mit 3 lithogr. Tafeln. Gr.-Fol. Geh. 2 Thlr. 10 Sgr. — 2. Abtheilung. Mit 3 lithogr. Tafeln. 2 Thlr. 20 Sgr.

—— **Leben,** das, der Walle in seiner Beziehung zum Athmen und zum Blutlauf. Nebst Bemerkungen über die Benennungen der Finnwalle. Mit 5 Holzschnitten. Fol. Geh. 25 Sgr.

—— **Sammlung,** die, angiologische im anatomischen Museum der Universität Breslau. Mit 58 in den Text eingedruckten farbigen Holzschnitten und 11 Tafeln in lithographischem Farbendruck. 4. Geb. 8 Thlr.

—— **Syndesmologie der Vögel.** Mit 3 lithogr. Tafeln. Gr. Fol. Geh. 2 Thlr.

—— **Ueber Pseudacormos oder den scheinbar rumpflosen Kopf.** Mit 1 lithogr. Tafel. Geh. 25 Sgr.

—— **Untersuchungen,** anatomische, über die Harnblase des Menschen, nebst Bemerkungen über die männliche und weibliche Harnröhre. Mit 12 lithogr. Tafeln. Gr.-Fol. Geb. 8 Thlr.

—— **Venen,** die, der oberen Extremitäten des Menschen. Mit 6 lithogr. und color. Tafeln und 26 Holzschnitten. Gr.-Fol. Geb. 6 Thlr.

—— **Verkrümmungen,** die, der Gefässe. Mit 12 in den Text eingedruckten Holzschnitten und 19 Tafeln in lithogr. Farbendruck. Gr.-Fol. Geb. 14 Thlr.

—— **Erläuterungen zu der Lehre von den Erweiterungen und Verkrümmungen der Gefässe.** Mit 19 lithogr., zum Theil colorirten Tafeln und zwölf dem Text eingedruckten Holzschnitten. Gr. Fol. Geb. 13. Thlr.

—— **Ursachen,** die, der Schlagader-Verkrümmungen und der Schlagader-Erweiterungen. Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten und 7 Tafeln in lithogr. Farbendruck. 1872. Gr. Fol. Geb. 5 Thlr.

Baumert, Dr. M., chemische Untersuchungen über die Respiration des Schlammpeizgers (Cobitis fossilis). Mit lithogr. Tafel. 20 Sgr.

Benedict, Dr. T. W. G., Lehrbuch der allgemeinen Chirurgie und Operationslehre. 3 Thlr. Auf unbestimmte Zeit ermässigter Preis: 1 Thlr.

Duflos, Prof. Dr. Adolf, Chemisches Apothekerbuch. Theorie und Praxis der in pharmaceutischen Laboratorien vorkommenden pharmaceutisch-technisch- und analytisch-chemischen Arbeiten. Fünfte Bearbeitung. Nebst Hülfstabellen für die Praxis in pharmaceutischen Laboratorien und vergleichender Uebersicht der Nomenclatur der arzneilich angewandten chemischen Präparate der Pharmacopoea Germaniae, der Pharmakopöen von Preussen, der Schweiz, England, Frankreich und Russland, wie der von Hannover, Hessen und Schleswig-Holstein. Mit 180 in den Text eingedruckten Abbildungen nach Originalzeichnungen und einem Spectralbilde nach Bunsen und Kirchhoff. 6⅔ Thlr.

—— **Handbuch der angewandten, gerichtlich-chemischen Analyse**, oder die Lehre von den chemischen Giften, deren Erkennung im reinen Zustande oder in Gemengen. Ein Leitfaden bei gerichtlich und polizeilich chemischen Untersuchungen. Für Aerzte, Apotheker, gerichtliche Chemiker, Polizei- und Criminalrichter. Auch zweiter Ergänzungsband zum Chemischen Apothekerbuch. Erscheint 1873.

—— **Handbuch der angewandten, pharmaceutisch- und technisch-chemischen Analyse** als Anleitung zur Prüfung chemischer Arzneimittel und zur Visitation der Apotheken, wie als Wegweiser zur Untersuchung und Beurtheilung von der Pharmacie, den Künsten, den Gewerben und der Landwirthschaft angehörenden chemischen Präparaten und Fabrikaten. Unter Berücksichtigung der älteren und neueren Pharmakopöen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz, Englands, Frankreichs und Russlands, wie der Ergebnisse der neuesten Forschungen im Gebiete der technischen Chemie. Vierte Auflage. Mit erläuternden Abbildungen. 3 Thlr.

—— **Prüfung, die, chemischer Arzneimittel und chemisch-pharmaceutischer Präparate.** Ein Leitfaden bei analytischen Untersuchungen, wie bei Visitation der Apotheken. Neue Bearbeitung, unter Zugrundlegung der Pharmacopoea Germaniae. Mit in den Text eingedruckten Abbildungen. In handlichem Format. Erscheint 1873.

—— **Prüfung, die, chemischer Gifte**, ihre Erkennung im reinen Zustande und Ermittelung in Gemengen. Mit vierzig Abbildungen nach R. Brodengeyer's Originalzeichnungen. 1 Thlr.

Aeltere Werke von Dr. Adolf Duflos

zu ermässigtem Preise.

—— **Anfangsgründe der Chemie.** Anorganische und organische Chemie. Mit 150 Abbildungen. (1½ Thlr.) Ermässigter Preis 25 Sgr.

Daraus einzeln:

I. Theil: **Anfangsgründe der anorganischen Chemie.** Mit Abbildungen. Statt 25 Sgr. — 15 Sgr.

II. Theil: **Anfangsgründe der organischen Chemie.** Mit Abbildungen. Statt 20 Sgr. — 10 Sgr.

—— **Apothekerbuch.** Chemisches. 3. Auflage. 2 Bände. Statt 7½ Thlr. — 3 Thlr.

Daraus einzeln:

I. Theil: **Pharmaceutische Chemie.** Statt 4½ Thlr. — 2 Thlr.

II. Theil: **Analytische Chemie.** Statt 3 Thlr. — 1 Thlr.

—— **Arzneimittel, die chemischen, und Gifte**, ihre Eigenschaften, Erkennung, Prüfung und therapeutische Anwendung. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe. Auch unter dem Titel: Pharmacologische Chemie. Statt 3 Thlr. — 1 Thlr.

—— **Lebensbedürfnisse, die wichtigsten,** ihre Aechtheit und Güte, ihre zufälligen Verunreinigungen und ihre absichtlichen Verfälschungen, mit gleichzeitiger Berücksichtigung der in der Haushaltung, den Künsten und Gewerben benutzten chemischen Gifte. (Polizeilich-gerichtliche Chemie.) Zweite, neu bearbeitete und bereicherte Auflage. Statt 2 Thlr. — 1 Thlr.

Grube, Prof. Dr. A. Ed., Die Insel Lussin und ihre Meeresfauna. Nach einem sechswöchentlichen Aufenthalte geschildert. Nebst 1 Tafel mit Abbildungen und einer Karte von Lussin. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

—— **Die Bedeutung der Thierwelt für den Menschen.** Geh. 5 Sgr.

Hirt, Dr. L., Die Krankheiten der Arbeiter. I. Abtheilung. I. Theil: Die Staubinhalations-Krankheiten. 1871. 2 Thlr. (Der zweite Theil ist in Vorbereitung.)

Dieser erste Theil eines grösseren Unternehmens hat sich eines überraschenden Beifalls zu erfreuen gehabt: so sehr zeitgemäss das Thema sein mag, so ist es nach den Urtheilen hervorragender Organe der Kritik doch hauptsächlich die ebenso praktische Anlage, als der grosse Fleiss des Autors und das reiche Tabellenmaterial, welche dem Werk dauernden Erfolg sichern dürften.

—— **Ueber die Bedeutung und das Studium der öffentlichen Gesundheitspflege.** Eine Habilitationsschrift. 7½ Sgr.

—— **Veratrinum quam habeat vim in circulationem, respirationem et nervos motorios.** Dissertatio Geh. 6 Sgr.

Kutzen, Prof. Dr. J., Das deutsche Land. Seine Natur in ihren charakteristischen Zügen und sein Einfluss auf Geschichte und Leben der Menschen. Zur Belebung vaterländischen Wissens und vaterländischer Gesinnung. Mit Inbegriff von Elsass und Deutsch-Lothringen. Zweite, grossentheils vollständig umgearbeitete Auflage. In zwei untrennbaren Bänden. Geh. 3 Thlr. 10 Sgr. Cart. 3 Thlr. 20 Sgr.

Lallemant, Dr. K. C. B. Avé, Das gelbe Fieber, nach dessen geographischer Verbreitung, Ursachen, Verschleppbarkeit, Haupterscheinungen, Behandlung und anderen wissenschaftlichen Beziehungen. Aus eigenen Beobachtungen und Erfahrungen dargestellt. Nebst einem Anhange: Behandlung des gelben Fiebers auf Schiffen, wenn kein Arzt da. Geh. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Noll, Das Thal von Orotava auf Teneriffa. Schilderung seiner Vegetation nach den verschiedenen Regionen. 12 Sgr.

Otto, Ad. Guil., Monstrorum sexcentorum descriptio anatomica. Accedunt Cl. imagines XXX tabulis inscriptae. Et sub titulo: Museum anatamico-pathologicum Vratislaviense. 90 Bogen Text und 30 Kupfertafeln. Imper.-Fol. Geb. 55 Thlr.

Das hier angekündigte Werk ist das Resultat dreissigjährigen Sammelns und Forschens, und bietet einen solchen Reichthum von Stoff zur Vergleichung und Beurtheilung dar, wie wohl kein anderes Werk in diesem Fache. Was bei einzelnen oder wenigen Missgeburten als eine Zufälligkeit und als ein Spiel der Natur erscheint, wird hier in einer längeren Reihe von Missgeburten zur Regel und zum Gesetz der bildenden Natur; die Vermuthung über die Ursache einer einzelnen Missbildung wird bei Betrachtung vieler ähnlicher zur Gewissheit, und das angebliche Wunder der Entstehung von Missgeburten durch das sogenannte Versehen der schwangeren Mütter verwandelt sich hier vor unseren Augen in den Nachweis, dass die meisten einfachen Missgeburten durch bestimmte, in den ersten Zeiten des Fötus-Lebens entstandene organische Krankheiten, die meisten Doppelmissgeburten aber durch eine frühzeitige Verschmelzung zweier Keime entstehen.

Zugleich sind auf 30 Kupferplatten gegen anderthalb Hundert schöngezeichneter Abbildungen gegeben, welche seltene Formen von Missbildungen erläutern und namentlich eine sehr vollständige Reihe von Informitäten der Extremität bilden.

—— **Neues Verzeichniss** der anatomischen Sammlung des Königl. Anatomie-Instituts zu Breslau. Zweite Auflage. Geh. $2\frac{1}{4}$ Thlr.

Websky, Prof. Dr. M., die Mineral-Species nach den für das specifische Gewicht derselben angenommenen und gefundenen Werthen. Ein Hülfsbuch zur bestimmenden Mineralogie. $2\frac{1}{3}$ Thlr. (Auch unter dem Titel: Mineralogische Studien. Eine Sammlung wissenschaftlicher Monographien. In zwangloser Folge. 1. Theil.)

Wimmer, Dr. F., Beiträge zur Geschichte und Geographie der Flora von Schlesien, verbunden mit einer Anleitung zu botanischen Excursionen in Schlesien, zum Sammeln, Bestimmen, Trocknen und Aufbewahren der Pflanzen. Nebst einer Uebersicht der fossilen Flora Schlesiens von Prof. Dr. H. R. Göppert. Wohlfeile Ausgabe: 15 Sgr.

—— **Flora von Schlesien** preussischen und österreichischen Antheils oder vom oberen Oder- und Weichsel-Quellengebiet. Nach natürlichen Familien mit Hinweisung auf das Linné'sche System. Dritte Bearb. ($3\frac{1}{2}$ Thlr.) Für unbestimmte Zeit in wohlfeiler Ausgabe: $2\frac{1}{2}$ Thlr.
Die Fortführung dieser Flora bis auf die neueste Zeit steht nahe bevor.

—— **Salices Europaeae.** Recensuit et descripsit Dr. *Fr. Wimmer.* In lateinischer Sprache. 3 Thlr.

»Vor noch nicht langer Zeit nannte Endlicher in seinem unvergleichlichen Buche »Genera Plantarum« die Weiden »crux et scandalum botanicorum«. Seit dreissig Jahren habe ich die Aufgabe verfolgt, diesen Makel zu tilgen; unter dem Beistande tüchtiger Mitforscher und mit der bereiten und regen Hilfe auswärtiger Freunde ist mir dieser Versuch, wie ich hoffe, nicht misslungen. Als solcher ist nunmehr unter obigem Titel eine Monographie der Europäischen Weiden erschienen, die ich schon so lange angekündigt, aber noch immer verschoben habe, als ein lange begonnenes und spät vollendetes Stück Arbeit. Dass darin nur 34 Europäische Weiden-Arten beschrieben sind, nicht viel mehr, als Linné in Schweden kannte, wird manchen befremden, welcher in der Vermehrung der Arten einen Fortschritt der Forschung zu finden glaubt. Für mich liegt aber der Fortschritt darin, dass ich nach den ächten Arten 74 Formen von Weiden beschrieben habe, welche mir als Bastarde gelten. Der Beschreibung der Arten und Bastarde mit ihren Synonymen und Wohnplätzen habe ich eine Einleitung vorangeschickt, worin die biologischen Verhältnisse dieser Sippe, so wie die vorgängigen Bearbeitungen derselben hinsichtlich Beschreibung und systematischer Anordnung besprochen sind.«

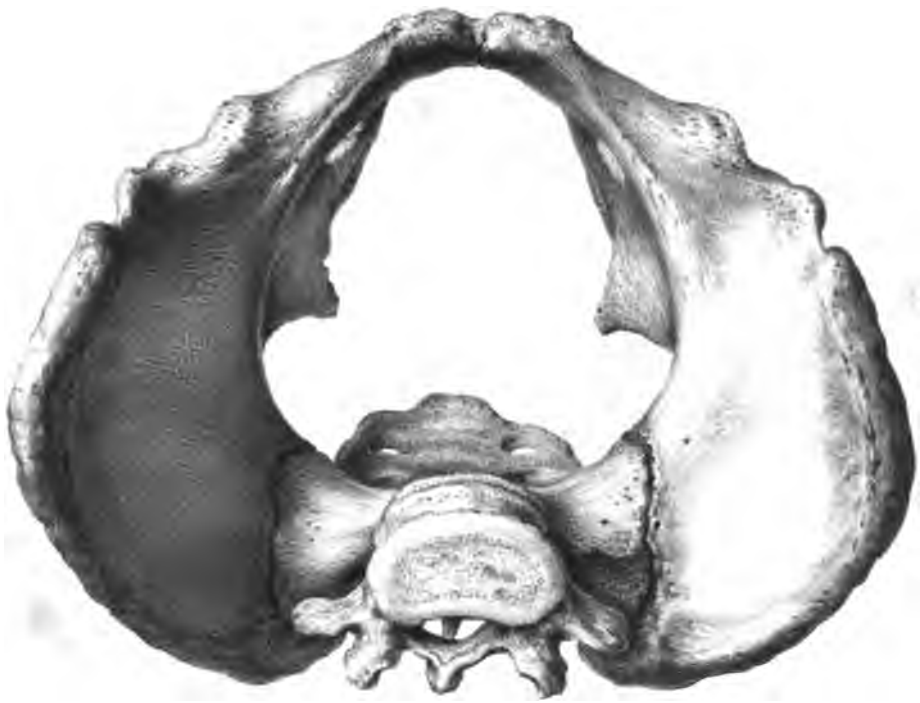
Dr. Fr. Wimmer.

—— **Theophrasti Eresii historia plantarum.** Emendavit, cum adnotatione critica edidit Dr. Fridericus Wimmer. Wohlfeile Ausgabe. 1 Thlr.

1/2 nat. Grösse

Taf. XXXVIII.

1.



2.

GN 656 .F8
Die Eingeborenen Sud-Afrika's,
Stanford University Libraries
3 6105 041 717 112

GN
656
F8

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493

All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

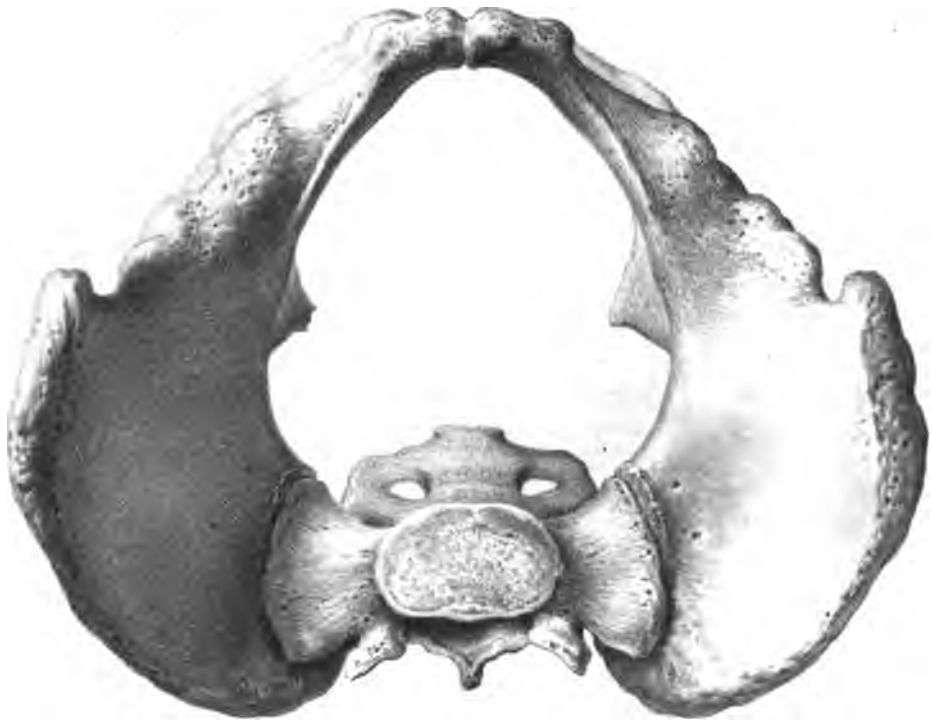
JUL 26 1999

JUN 30 1996

1/2 nat. Grösse.

Taf. XXXIX.

1.

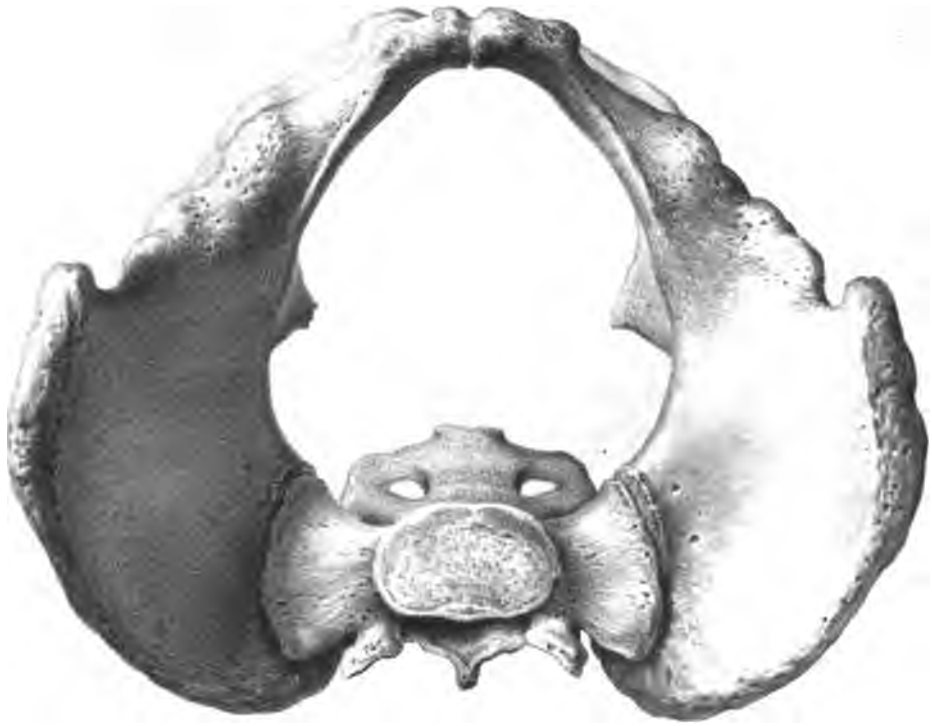


2.

1/2 nat. Grösse.

Taf. XXXIX.

1.



2.

1.

2.

1.

2

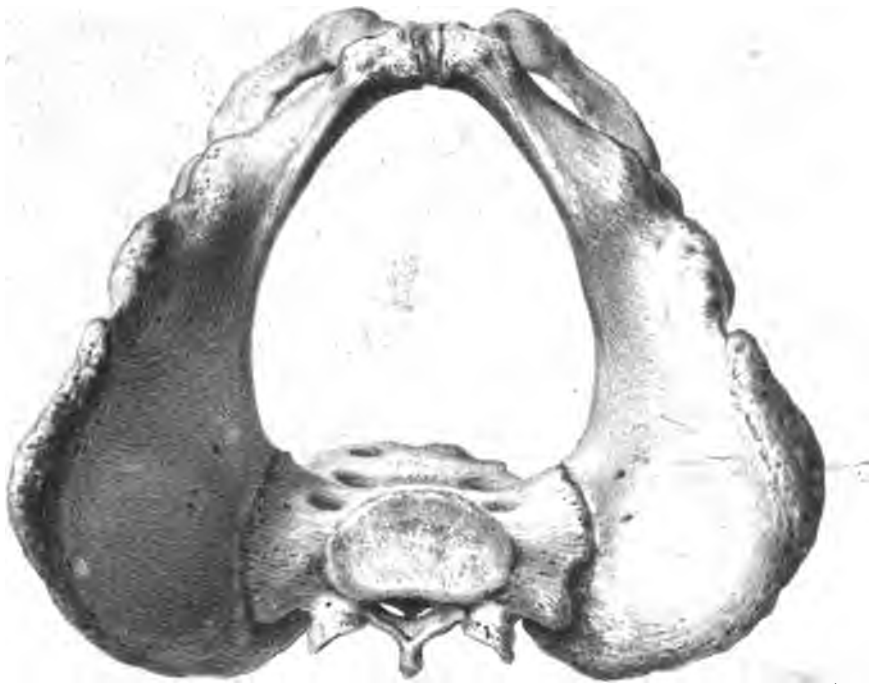
1

2

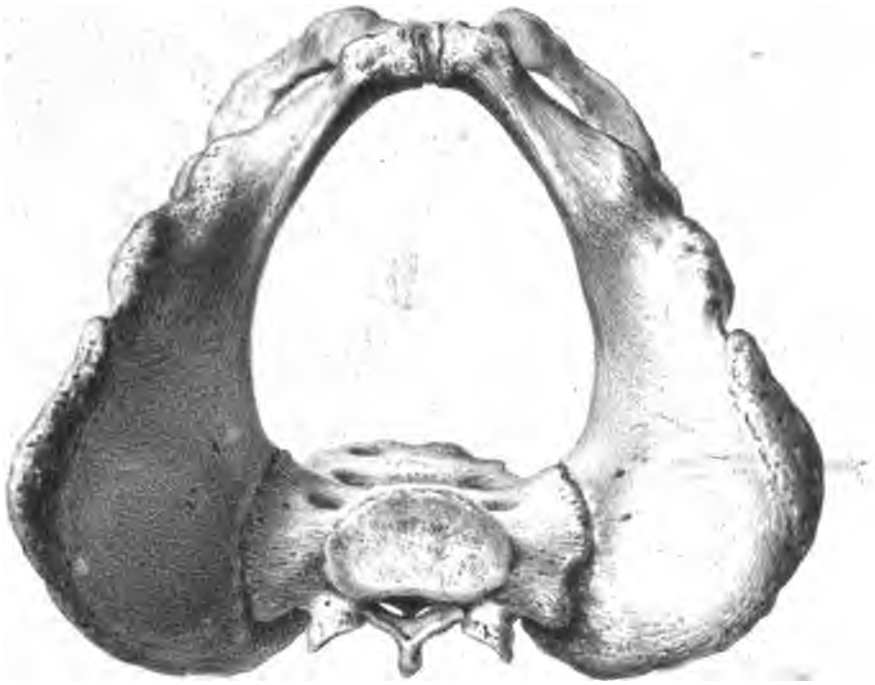
1

2

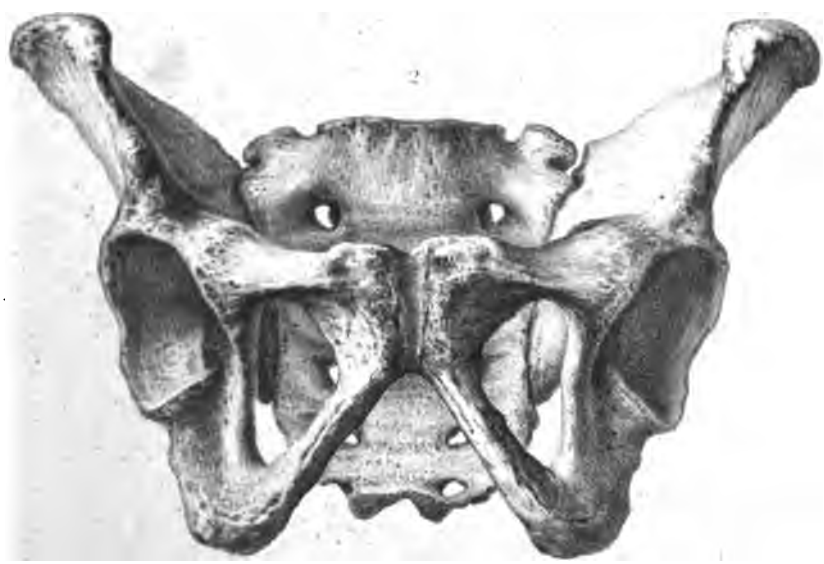
1



1



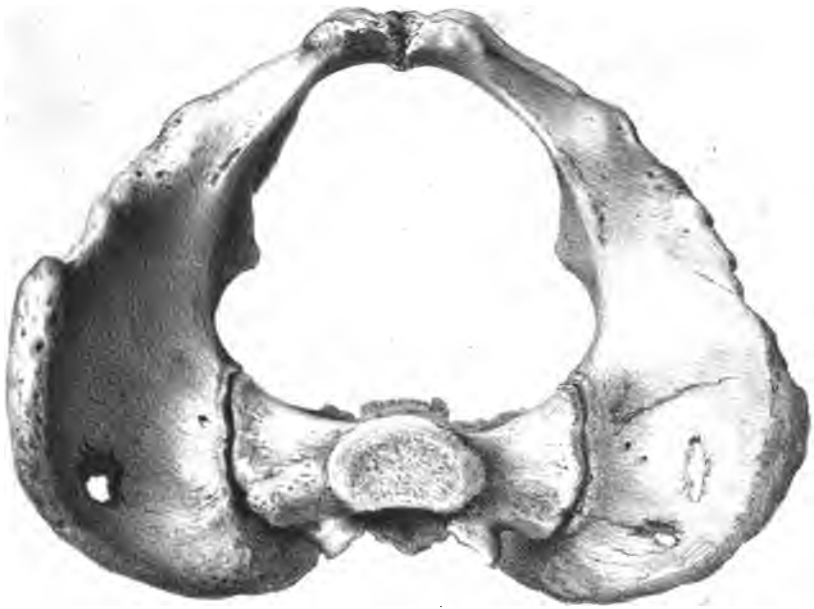
2



1.

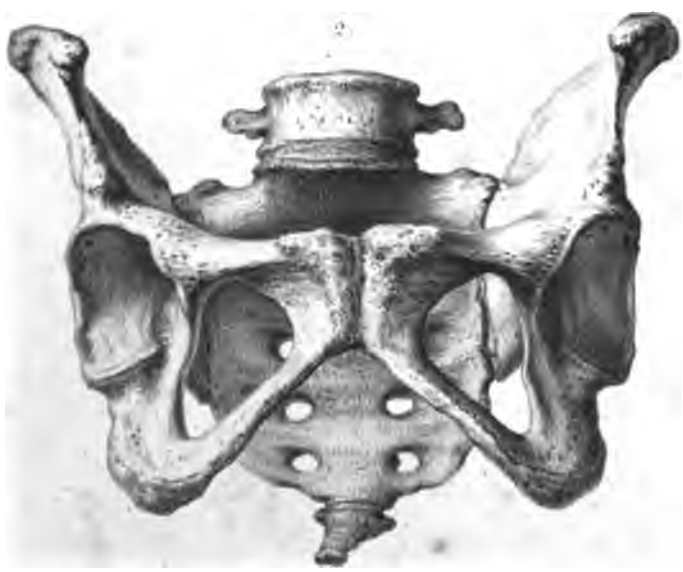
1/2 nat. Grösse.

1

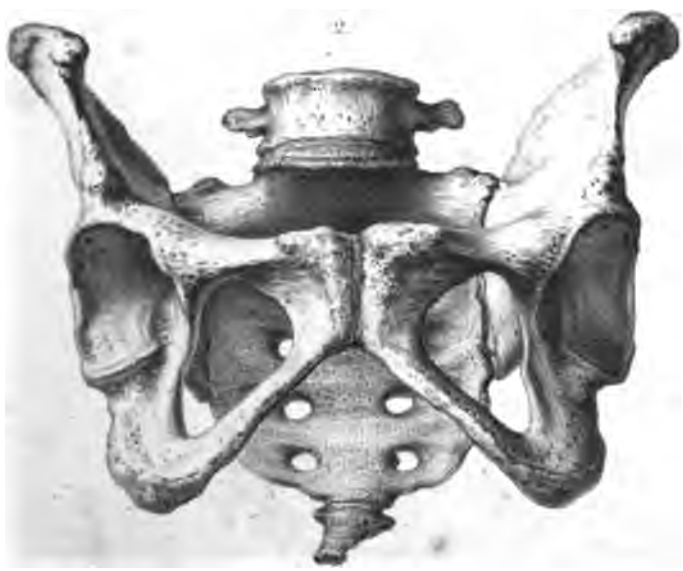


1

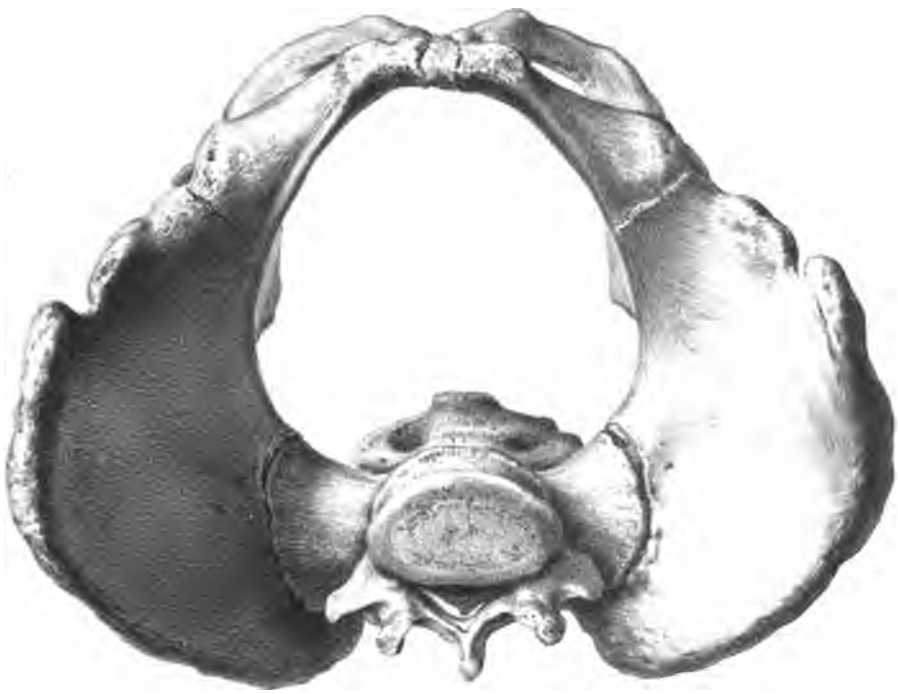
2



1.

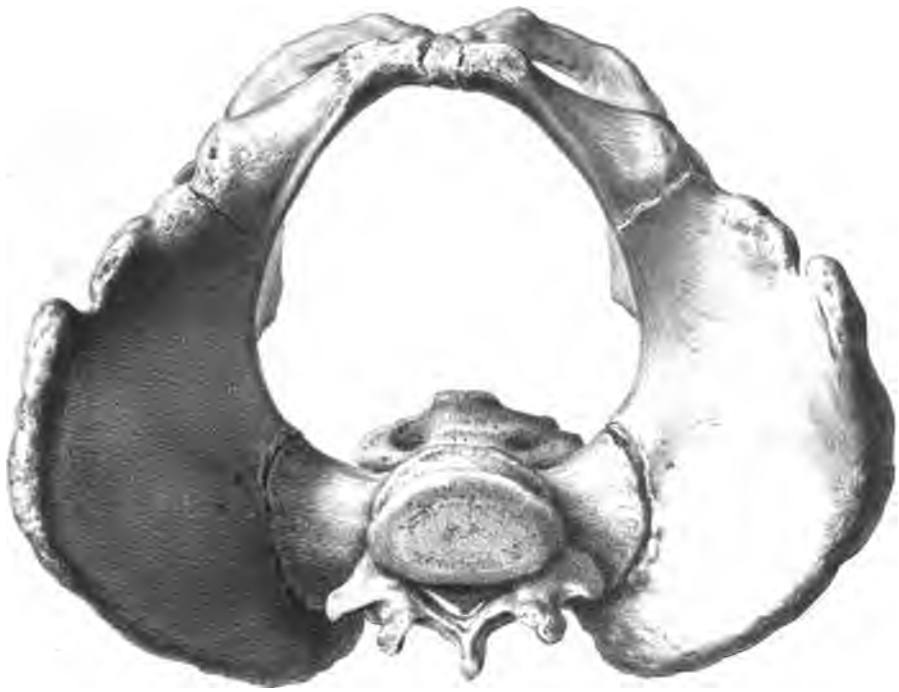


1

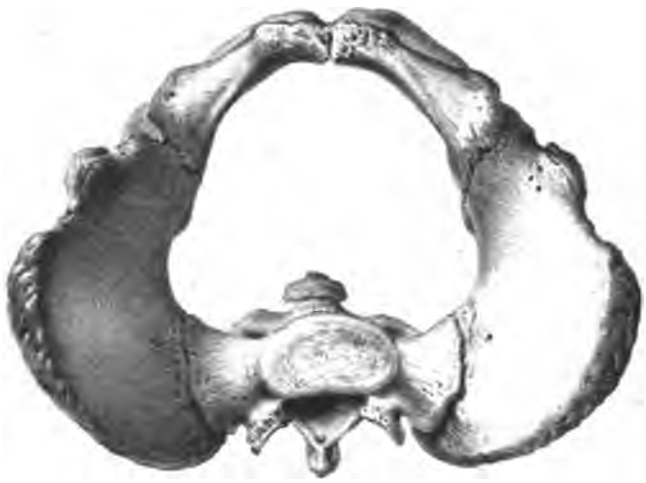


2

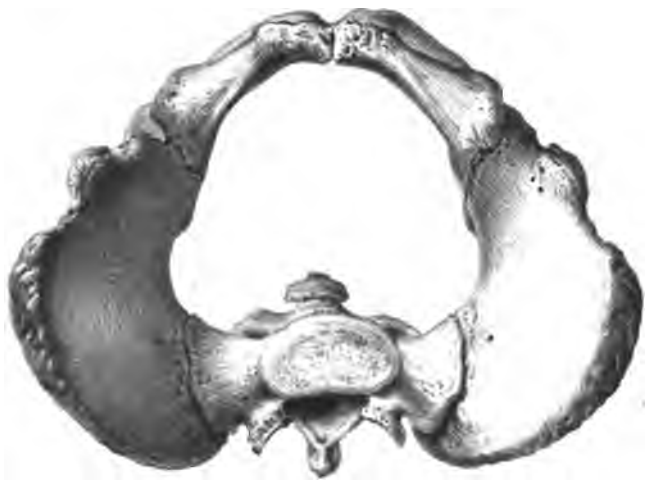
1



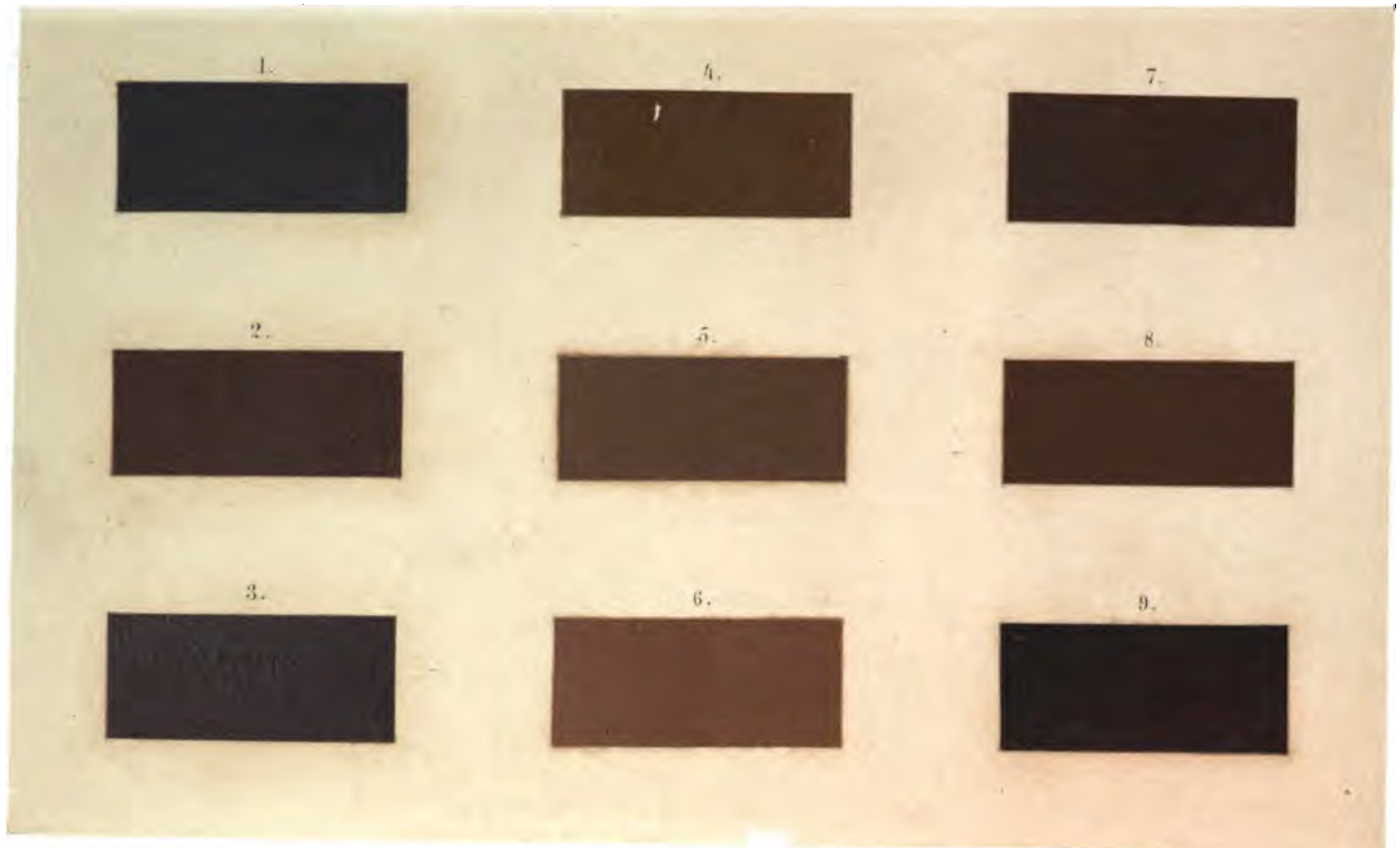
2



1.



Varietäten der Hautfarbe südafrikanischer Eingeborenen.



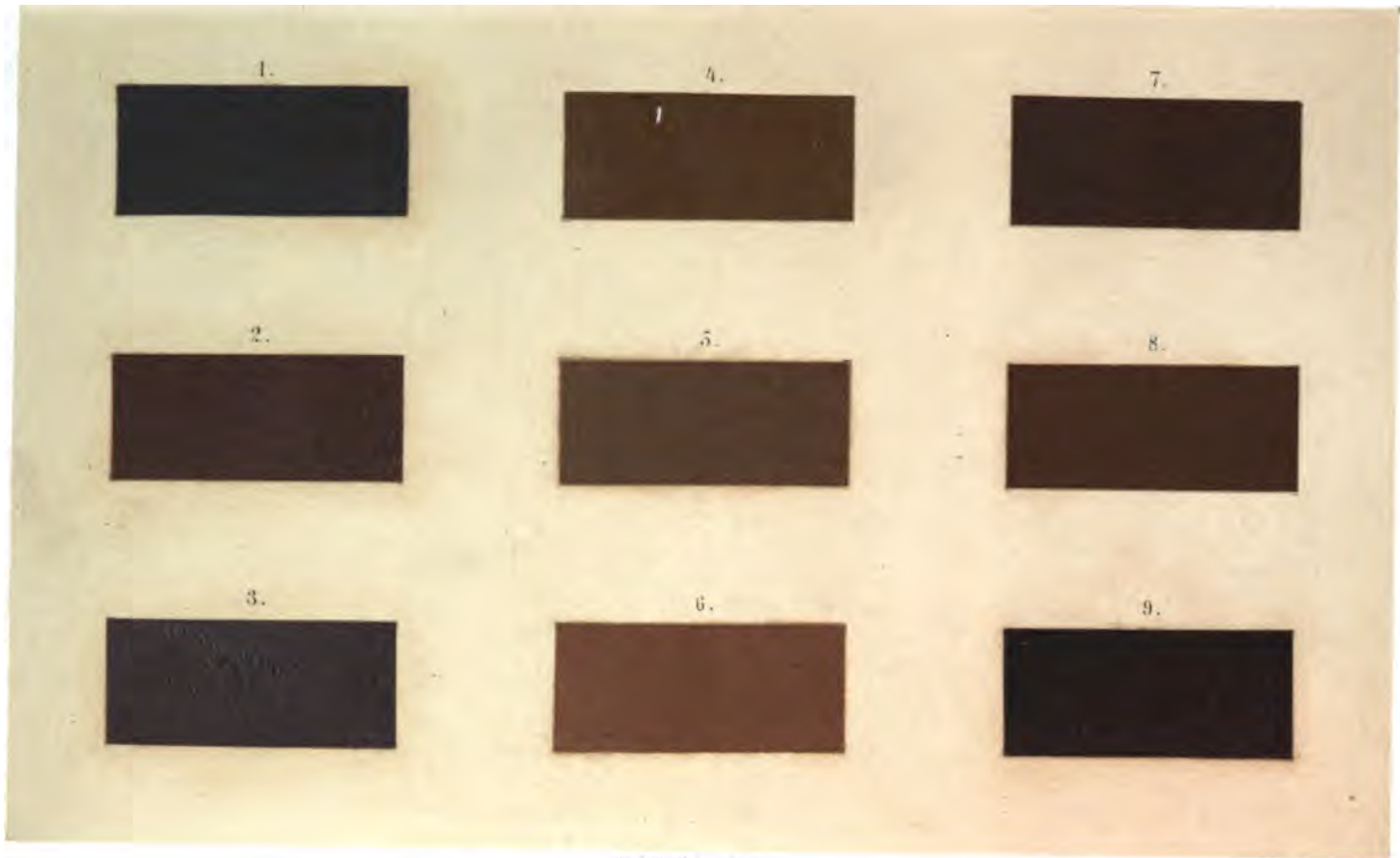
1/2 nat. Grösse.

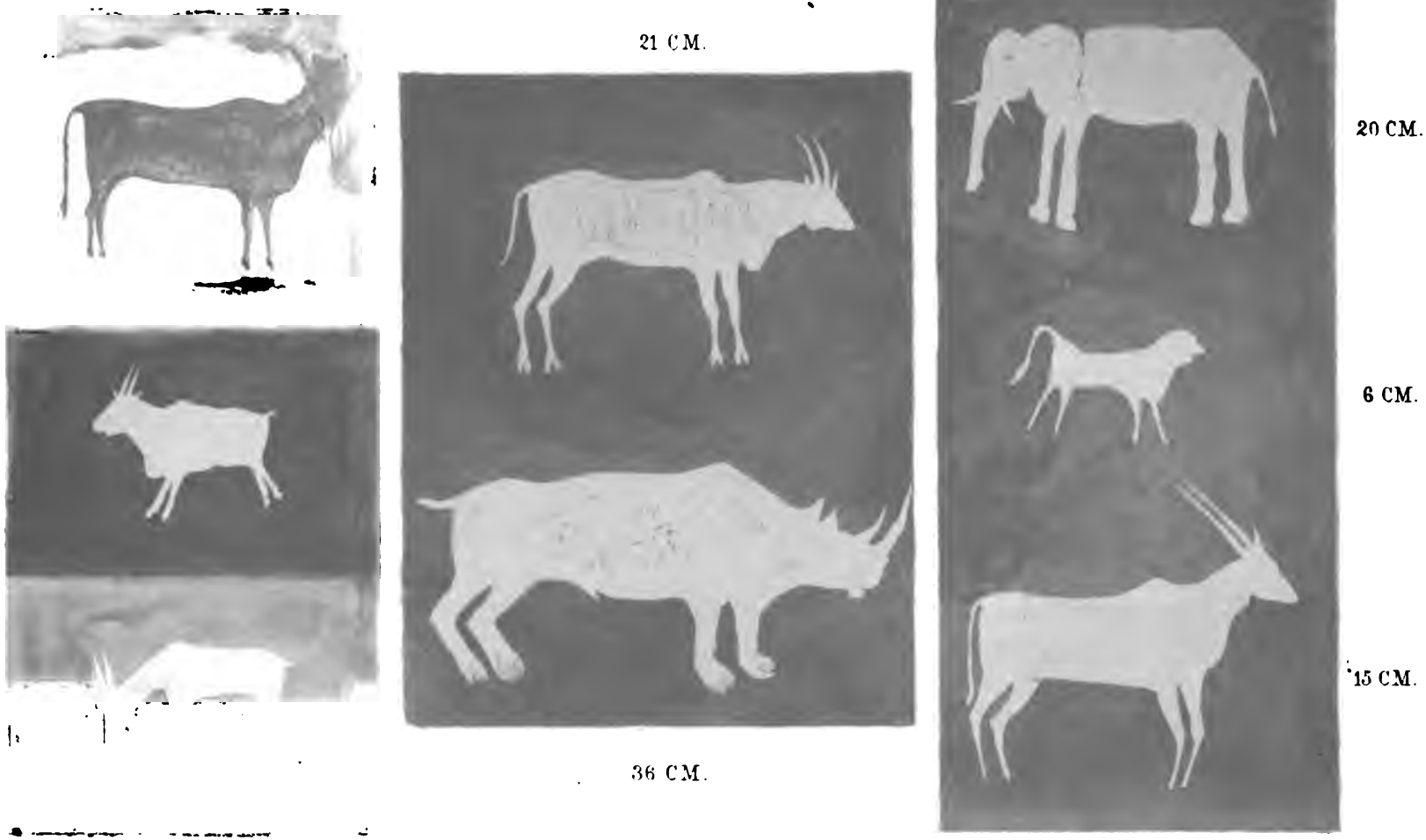
1.

2.

3.

Varietäten der Hautfarbe
südafrikanischer Eingeborenen.




56 CM.
28 CM.
8 CM.
21 CM.
36 CM.
20 CM.
6 CM.
15 CM.

Die Buchhandlung.....

.....

.....

ersuche ich hiermit, mir die Karte zu *Fritsch, Die Eingeborenen Süd-Afrika's* zustellen zu wollen, die laut Anzeige der Verlagsbuchhandlung gegen unten beigefügte Anweisung den Käufern des Werks gratis nachgeliefert wird.

Ort *Name u Adresse*

Anweisung

auf 1 Exemplar der lithographischen Karte zu

Fritsch, Die Eingeborenen Süd-Afrika's.

Breslau. **Ferdinand Hirt,**
Königliche Universitäts- und Verlags-Buchhandlung.

Im Verlage von **Ferdinand Hirt** in Breslau erschien von demselben Verfasser:

Drei Jahre in Süd-Afrika.

Reise-Skizzen nach Notizen des Tagebuchs zusammengestellt.

Mit zahlreichen Illustrationen

nach Photographien und Originalzeichnungen des Verfassers,

theils in Holzschnitt, theils in Chromolithographie ausgeführt.

Nebst einer Uebersichtskarte der ausgeführten Routen.

Geheftet: 6 Thlr. Gebunden: $6^5/_6$ Thlr.

Dieses allseitig mit höchster Sorgfalt ausgestattete Werk, für das gebildete Publikum bestimmt, verfolgt den Zweck: in kurzen Zügen darzustellen, welchen Eindruck das Land und seine Bewohner in Wahrheit auf den unbefangenen Beschauer üben. — Die naturgetreuen Illustrationen bieten sieben Bilder in Farbendruck, zwölf grössere Landschaften, sechs Gruppenbilder von Eingeborenen und zahlreiche Vignetten, insgesammt meisterhaft in Holzschnitt ausgeführt unter Leitung des Professors Hugo Bürkner in Dresden. Ueber den Werth des Buches haben sich unter anderen Stimmen der Kritik folgende ausführlicher ausgesprochen: **Globus XVII.** Nr. 3. (Februar 1870.) — **Göttingische gelehrte Anzeigen,** Stück 27, 7. Juli 1869. — **Petermann's Geographische Mittheilungen,** 1868, Heft. VIII. — **The Saturday Review,** 1869, No. 690. — **Geïllustreerd Nieuws,** 1869, No. 35. — **Illustrirte Zeitung,** 1869, Nr. 1338, und dürften dem für derartige Productionen interessirten Publikum theils erinnerlich, theils zur Hand sein.

Weitere Empfehlungen glaubt der Verleger nicht zufügen zu müssen; für Interessenten sei hier noch auf folgende anderweitig publicirte Arbeiten des Herrn Dr. Fritsch hingewiesen:

Das Insectenleben Süd-Afrika's. Berliner entomologische Zeitschrift 1867.
Die herrschenden Krankheiten Süd-Afrika's. Archiv für Anatomie und Physiologie 1868.
Die klimatischen Verhältnisse Süd-Afrika's mit besonderer Berücksichtigung der Culturfähigkeit des Landes. Zeitschrift für Erdkunde. Berlin 1868.

Jede namhafte Buchhandlung des In- und Auslandes wird stets in der Lage sein die »Drei Jahre in Süd-Afrika« auf Verlangen gleich oder in kurzer Zeit vorzulegen; dasselbe gilt von den umstehend verzeichneten ferneren Unternehmungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaft und verwandter Fächer, als Ethnographie, Geographie, Medicin, Exacte Naturwissenschaften, Pharmacie etc.

Eine geneigte Aufmerksamkeit erbitte ich auch für diese mit besonderer Vorliebe gepflegte Unternehmungen.

Der Verleger.

Unternehmungen von Ferdinand Hirt in Breslau

auf dem

Gebiete der Naturwissenschaften und verwandter Fächer:

Ethnographie, Geographie, Medicin, Exacte Naturwissenschaften, Pharmacie.....

Atlas der Naturgeschichte der drei Reiche, in nahe an dreitausend naturgetreuen Abbildungen. Nach Zeichnungen von Koska, v. Kornatzki, Haberstrohm, Georgy, Baumgarten und anderen Künstlern; in Holzschnitt ausgeführt von Eduard Kretzschmar und Hugo Bürkner. Mit erläuterndem Text. Vollständig in drei Bänden. Geheftet 5 Thlr. Cart. 5 Thlr. 15 Sgr.

Daraus einzeln:

Atlas des Thierreichs. In mehr als 1000 Abbildungen der Thierwelt, wie von — nach den fünf Welttheilen geordneten — Gruppen der Völker und Thiere. Geh. 2 Thlr. Cart. 2 Thlr. 5 Sgr.

Atlas des Pflanzenreichs. In nahe an 1000 Abbildungen von Pflanzen und Bäumen, wie von — nach den Zonen geordneten — Baum- und Pflanzengruppen. Bearbeitet von Dr. Friedrich Wimmer. Geh. 1 Thlr. 20 Sgr. Cart. 1 Thlr. 25 Sgr.

Atlas des Mineralreichs. In mehr als 800 Abbildungen aus dem Gebiete der Krystallographie, Petrographie, Paläontologie, Geotektonik, Formationslehre und Geologie. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr. Cart. 1 Thlr. 15 Sgr.

Für den Anfangsunterricht erschien im Auszuge Schul-Atlas der Naturgeschichte. Cart. 27½ Ngr. oder in zwei Theilen:

I. Thierreich. Cart. 15 Sgr. II. Pflanzen- und Mineralreich. Cart. 15 Sgr.

Barkow, Prof. Dr. H. C. L., Morphologie, comparative der Menschen und der menschenähnlichen Thiere.

I. Theil. Ist in Vorbereitung und erscheint im Laufe des Jahres 1873.

II. Theil. Das anthropotomisch-anatomische Museum der Königlichen Universität zu Breslau. 1862. Mit 71 lithogr. Tafeln. Imper.-Folio. Geb. 40 Thlr.

III. Theil. Erläuterungen zur Skelett- und Gehirn-Bildung. Breslau 1865. Mit 26 lithogr. Tafeln. Imper.-Fol. Geb. 20 Thlr.

IV. Theil. Die Blutgefässe, vorzüglich die Schlagadern der Säugethiere, in ihren wesentlichsten Verschiedenheiten. Breslau 1866. Mit 46 lithogr. Tafeln. Imper.-Fol. Geb. 30 Thlr.

V. Theil. Die Blutgefässe, vorzüglich die Schlagadern des Menschen, in ihren minder bekannten Bahnen und Verzweigungen dargestellt. Rumpf. Kopf. Breslau 1866. Mit 43 lithogr. Tafeln. Imper.-Fol. Geb. 28 Thlr.

VI. Theil. Erläuterungen zur Schlag- und Blut-Ader-Lehre des Menschen. Breslau 1868. Mit 57 lithogr. Tafeln. Imper.-Fol. Geb. 34 Thlr.

Barkow, Prof. Dr. H. C. L., Abhandlungen, anatomische. Gr. 4. Geh. 3 Thlr.

—— **Beiträge** zur pathologischen Entwickelungsgeschichte. 1. Abtheilung. Mit 1 lithogr. Tafel. 25 Sgr. — 2. Abtheilung. Mit 3 lithogr. Tafeln. 1 Thlr. 15 Sgr. — 3. Abtheilung. Mit 3 lithogr. Tafeln. 2 Thlr. 15 Sgr.

—— **Bemerkungen,** zootomische. Kl.-Fol. Geh. 25 Sgr.

—— —— **zur pathologischen Osteologie.** 1. Abtheilung. Mit 3 lithogr. Tafeln. Gr.-Fol. Geh. 2 Thlr. 10 Sgr. — 2. Abtheilung. Mit 3 lithogr. Tafeln. 2 Thlr. 20 Sgr.

—— **Leben,** das, der Walle in seiner Beziehung zum Athmen und zum Blutlauf. Nebst Bemerkungen über die Benennungen der Finnwalle. Mit 5 Holzschnitten. Fol. Geh. 25 Sgr.

—— **Sammlung,** die, angiologische im anatomischen Museum der Universität Breslau. Mit 58 in den Text eingedruckten farbigen Holzschnitten und 11 Tafeln in lithographischem Farbendruck. 4. Geb. 8 Thlr.

—— **Syndesmologie der Vögel.** Mit 3 lithogr. Tafeln. Gr. Fol. Geh. 2 Thlr.

—— **Ueber Pseudaocormos oder den scheinbar rumpflosen Kopf.** Mit 1 lithogr. Tafel. Geh. 25 Sgr.

—— **Untersuchungen,** anatomische, über die Harnblase des Menschen, nebst Bemerkungen über die männliche und weibliche Harnröhre. Mit 12 lithogr. Tafeln. Gr.-Fol. Geb. 8 Thlr.

—— **Venen,** die, der oberen Extremitäten des Menschen. Mit 6 lithogr. und color. Tafeln und 26 Holzschnitten. Gr.-Fol. Geb. 6 Thlr.

—— **Verkrümmungen,** die, der Gefässe. Mit 12 in den Text eingedruckten Holzschnitten und 19 Tafeln in lithogr. Farbendruck. Gr.-Fol. Geb. 14 Thlr.

—— **Erläuterungen zu der Lehre von den Erweiterungen und Verkrümmungen der Gefässe.** Mit 19 lithogr., zum Theil colorirten Tafeln und zwölf dem Text eingedruckten Holzschnitten. Gr. Fol. Geb. 13. Thlr.

—— **Ursachen,** die, der Schlagader-Verkrümmungen und der Schlagader-Erweiterungen. Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten und 7 Tafeln in lithogr. Farbendruck. 1872. Gr. Fol. Geb. 5 Thlr.

Baumert, Dr. M., chemische Untersuchungen über die Respiration des Schlammpeizgers (Cobitis fossilis). Mit lithogr. Tafel. 20 Sgr.

Benedict, Dr. T. W. G., Lehrbuch der allgemeinen Chirurgie und Operationslehre. 3 Thlr. Auf unbestimmte Zeit ermässigter Preis: 1 Thlr.

Duflos, Prof. Dr. Adolf, Chemisches Apothekerbuch. Theorie und Praxis der in pharmaceutischen Laboratorien vorkommenden pharmaceutisch-technisch- und analytisch-chemischen Arbeiten. Fünfte Bearbeitung. Nebst Hülfstabellen für die Praxis in pharmaceutischen Laboratorien und vergleichender Uebersicht der Nomenclatur der arzneilich angewandten chemischen Präparate der Pharmacopoea Germaniae, der Pharmakopöen von Preussen, der Schweiz, England, Frankreich und Russland, wie der von Hannover, Hessen und Schleswig-Holstein. Mit 180 in den Text eingedruckten Abbildungen nach Originalzeichnungen und einem Spectralbilde nach Bunsen und Kirchhoff. $6^2/_3$ Thlr.

—— **Handbuch der angewandten, gerichtlich-chemischen Analyse,** oder die Lehre von den chemischen Giften, deren Erkennung im reinen Zustande oder in Gemengen. Ein Leitfaden bei gerichtlich und polizeilich chemischen Untersuchungen. Für Aerzte, Apotheker, gerichtliche Chemiker, Polizei- und Criminalrichter. Auch zweiter Ergänzungsband zum Chemischen Apothekerbuch. Erscheint 1873.

—— **Handbuch der angewandten, pharmaceutisch- und technisch-chemischen Analyse** als Anleitung zur Prüfung chemischer Arzneimittel und zur Visitation der Apotheken, wie als Wegweiser zur Untersuchung und Beurtheilung von der Pharmacie, den Künsten, den Gewerben und der Landwirthschaft angehörenden chemischen Präparaten und Fabrikaten. Unter Berücksichtigung der älteren und neueren Pharmakopöen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz, Englands, Frankreichs und Russlands, wie der Ergebnisse der neuesten Forschungen im Gebiete der technischen Chemie. Vierte Auflage. Mit erläuternden Abbildungen. 3 Thlr.

—— **Prüfung, die, chemischer Arzneimittel und chemisch-pharmaceutischer Präparate.** Ein Leitfaden bei analytischen Untersuchungen, wie bei Visitation der Apotheken. Neue Bearbeitung, unter Zugrundlegung der Pharmacopoea Germaniae. Mit in den Text eingedruckten Abbildungen. In handlichem Format. Erscheint 1873.

—— **Prüfung, die, chemischer Gifte,** ihre Erkennung im reinen Zustande und Ermittelung in Gemengen. Mit vierzig Abbildungen nach R. Brodengeyer's Originalzeichnungen. 1 Thlr.

Aeltere Werke von Dr. Adolf Duflos

zu ermässigtem Preise.

—— **Anfangsgründe der Chemie.** Anorganische und organische Chemie. Mit 150 Abbildungen. ($1^1/_2$ Thlr.) Ermässigter Preis 25 Sgr.

Daraus einzeln:

I. Theil: **Anfangsgründe der anorganischen Chemie.** Mit Abbildungen. Statt 25 Sgr. — 15 Sgr.

II. Theil: **Anfangsgründe der organischen Chemie.** Mit Abbildungen. Statt 20 Sgr. — 10 Sgr.

—— **Apothekerbuch.** Chemisches. 3. Auflage. 2 Bände. Statt $7^1/_2$ Thlr. — 3 Thlr.

Daraus einzeln:

I. Theil: **Pharmaceutische Chemie.** Statt $4^1/_2$ Thlr. — 2 Thlr.

II. Theil: **Analytische Chemie.** Statt 3 Thlr. — 1 Thlr.

—— **Arzneimittel, die chemischen, und Gifte,** ihre Eigenschaften, Erkennung, Prüfung und therapeutische Anwendung. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe. Auch unter dem Titel: Pharmacologische Chemie. Statt 3 Thlr. — 1 Thlr.

—— **Lebensbedürfnisse, die wichtigsten,** ihre Aechtheit und Güte, ihre zufälligen Verunreinigungen und ihre absichtlichen Verfälschungen, mit gleichzeitiger Berücksichtigung der in der Haushaltung, den Künsten und Gewerben benutzten chemischen Gifte. (Polizeilich-gerichtliche Chemie.) Zweite, neu bearbeitete und bereicherte Auflage. Statt 2 Thlr. — 1 Thlr.

Grube, Prof. Dr. A. Ed., Die Insel Lussin und ihre Meeresfauna. Nach einem sechswöchentlichen Aufenthalte geschildert. Nebst 1 Tafel mit Abbildungen und einer Karte von Lussin. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

—— **Die Bedeutung der Thierwelt für den Menschen.** Geh. 5 Sgr.

Hirt, Dr. L., Die Krankheiten der Arbeiter, I. Abtheilung. I. Theil: Die Staubinhalations-Krankheiten. 1871. 2 Thlr. (Der zweite Theil ist in Vorbereitung.)

Dieser erste Theil eines grösseren Unternehmens hat sich eines überraschenden Beifalls zu erfreuen gehabt; so sehr zeitgemäss das Thema sein mag, so ist es nach den Urtheilen hervorragender Organe der Kritik doch hauptsächlich die ebenso praktische Anlage, als der grosse Fleiss des Autors und das reiche Tabellenmaterial, welche dem Werk dauernden Erfolg sichern dürften.

—— **Ueber die Bedeutung und das Studium der öffentlichen Gesundheitspflege.** Eine Habilitationsschrift. $7^1/_2$ Sgr.

—— **Veratrinum quam habeat vim in circulationem, respirationem et nervos motorios.** Dissertatio Geh. 6 Sgr.

Kutzen, Prof. Dr. J., Das deutsche Land. Seine Natur in ihren charakteristischen Zügen und sein Einfluss auf Geschichte und Leben der Menschen. Zur Belebung vaterländischen Wissens und vaterländischer Gesinnung. Mit Inbegriff von Elsass und Deutsch-Lothringen. Zweite, grossentheils vollständig umgearbeitete Auflage. In zwei untrennbaren Bänden. Geh. 3 Thlr. 10 Sgr. Cart. 3 Thlr. 20 Sgr.

Lallemant, Dr. K. C. B. Avé, Das gelbe Fieber, nach dessen geographischer Verbreitung, Ursachen, Verschleppbarkeit, Haupterscheinungen, Behandlung und anderen wissenschaftlichen Beziehungen. Aus eigenen Beobachtungen und Erfahrungen dargestellt. Nebst einem Anhange: Behandlung des gelben Fiebers auf Schiffen, wenn kein Arzt da. Geh. $2^1/_2$ Thlr.

Noll, Das Thal von Orotava auf Teneriffa. Schilderung seiner Vegetation nach den verschiedenen Regionen. 12 Sgr.

Otto, Ad. Guil., Monstrorum sexcentorum descriptio anatomica. Accedunt Cl. imagines XXX tabulis inscriptae. Et sub titulo: Museum anatamico-pathologicum Vratislaviense. 90 Bogen Text und 30 Kupfertafeln. Imper.-Fol. Geb. 55 Thlr.

Das hier angekündigte Werk ist das Resultat dreissigjährigen Sammelns und Forschens, und bietet einen solchen Reichthum von Stoff zur Vergleichung und Beurtheilung dar, wie wohl kein anderes Werk in diesem Fache. Was bei einzelnen oder wenigen Missgeburten als eine Zufälligkeit und als ein Spiel der Natur erscheint, wird hier in einer längeren Reihe von Missgeburten zur Regel und zum Gesetz der bildenden Natur; die Vermuthung über die Ursache einer einzelnen Missbildung wird bei Betrachtung vieler ähnlicher zur Gewissheit, und das angebliche Wunder der Entstehung von Missgeburten durch das sogenannte Versehen der schwangeren Mütter verwandelt sich hier vor unseren Augen in den Nachweis, dass die meisten einfachen Missgeburten durch bestimmte, in den ersten Zeiten des Fötus-Lebens entstandene organische Krankheiten, die meisten Doppelmissgeburten aber durch eine frühzeitige Verschmelzung zweier Keime entstehen.

Zugleich sind auf 30 Kupferplatten gegen anderthalb Hundert schöngezeichneter Abbildungen gegeben, welche seltene Formen von Missbildungen erläutern und namentlich eine sehr vollständige Reihe von Informitäten der Extremität bilden.

—— **Neues Verzeichniss** der anatomischen Sammlung des Königl. Anatomie-Instituts zu Breslau. Zweite Auflage. Geh. $2^1/_4$ Thlr.

Websky, Prof. Dr. M., die Mineral-Species nach den für das specifische Gewicht derselben angenommenen und gefundenen Werthen. Ein Hülfsbuch zur bestimmenden Mineralogie. $2^1/_3$ Thlr. (Auch unter dem Titel: Mineralogische Studien. Eine Sammlung wissenschaftlicher Monographien. In zwangloser Folge. 1. Theil.)

Wimmer, Dr. F., Beiträge zur Geschichte und Geographie der Flora von Schlesien, verbunden mit einer Anleitung zu botanischen Excursionen in Schlesien, zum Sammeln, Bestimmen, Trocknen und Aufbewahren der Pflanzen. Nebst einer Uebersicht der fossilen Flora Schlesiens von Prof. Dr. H. R. Göppert. Wohlfeile Ausgabe: 15 Sgr.

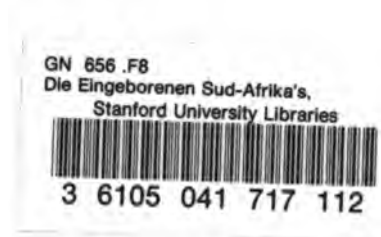
—— **Flora von Schlesien** preussischen und österreichischen Antheils oder vom oberen Oder- und Weichsel-Quellengebiet. Nach natürlichen Familien mit Hinweisung auf das Linné'sche System. Dritte Bearb. ($3^1/_2$ Thlr.) Für unbestimmte Zeit in wohlfeiler Ausgabe: $2^1/_2$ Thlr. Die Fortführung dieser Flora bis auf die neueste Zeit steht nahe bevor.

—— **Salices Europaeae.** Recensuit et descripsit Dr. *Fr. Wimmer.* In lateinischer Sprache. 3 Thlr.

»Vor noch nicht langer Zeit nannte Endlicher in seinem unvergleichlichen Buche »Genera Plantarum« die Weiden »crux et scandalum botanicorum«. Seit dreissig Jahren habe ich die Aufgabe verfolgt, diesen Makel zu tilgen; unter dem Beistande tüchtiger Mitforscher und mit der bereiten und regen Hilfe auswärtiger Freunde ist mir dieser Versuch, wie ich hoffe, nicht misslungen. Als solcher ist nunmehr unter obigem Titel eine Monographie der Europäischen Weiden erschienen, die ich schon so lange angekündigt, aber noch immer verschoben habe, als ein lange begonnenes und spät vollendetes Stück Arbeit. Dass darin nur 34 Europäische Weiden-Arten beschrieben sind, nicht viel mehr, als Linné in Schweden kannte, wird manchen befremden, welcher in der Vermehrung der Arten einen Fortschritt der Forschung zu finden glaubt. Für mich liegt aber der Fortschritt darin, dass ich nach den ächten Arten 74 Formen von Weiden beschrieben habe, welche mir als Bastarde gelten. Der Beschreibung der Arten und Bastarde mit ihren Synonymen und Wohnplätzen habe ich eine Einleitung vorangeschickt, worin die biologischen Verhältnisse dieser Sippe, so wie die vorgängigen Bearbeitungen derselben hinsichtlich Beschreibung und systematischer Anordnung besprochen sind.«

Dr. Fr. Wimmer.

—— **Theophrasti Eresii historia plantarum.** Emendavit, cum adnotatione critica edidit Dr. Fridericus Wimmer. Wohlfeile Ausgabe. 1 Thlr.


GN 656 .F8
Die Eingeborenen Sud-Afrika's,
Stanford University Libraries
3 6105 041 717 112

GN
656
F8

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493

All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

JUL 2 6 1999